

Andreas Petersen



**Deine Schnauze wird
dir in Sibirien zufrieren**

Ein Jahrhundertdiktat. Erwin Jöris

marixverlag

„Ob wir frühstücken
oder mittagessen,
immer kommen die
Geschichten hoch, das
ganze Jahrhundert.
Das ist so eingeprägt,
so unvergesslich.“

www.marixverlag.de

ISBN 978-3-86539-284-8



9 783865 392848

Wie liest sich große Geschichte im Leben eines Einzelnen? Wovon spricht ein Arbeiter aus Lichtenberg, wenn es ums 20. Jahrhundert geht? Als Zeitzeuge, Idealist und politischer Akteur schildert Erwin Jöris (geb. 1912) sein ganz eigenes Jahrhundert zwischen Weltrevolution, Illegalität, Krieg, Utopie und Enttäuschung.

Ein Leben inmitten politischer Brennpunkte: in den Straßenschlachten der untergehenden Weimarer Republik, im Widerstand gegen Hitler, als Konzentrationslager-Häftling, in der sowjetischen Aufbau-Euphorie und dem Großen Terror Stalins, ausgeliefert von der Lubjanka an die Gestapo, als Wehrmachtssoldat vor Moskau und in russischer Kriegsgefangenschaft, im Ruinen-Berlin mit früherer DDR-Hoffnung und einem NKWD-Urteil: 25 Jahre Gulag im ewigen Eis.

Der Historiker Andreas Petersen hat den Weg von Erwin Jöris in die Zeit eingebettet, die Interviews in den Archiven von Berlin, Moskau bis Swerdlowsk nachrecherchiert, Weggefährten befragt und den bislang unerhörten Lebensstoff mit der neueren Forschungsliteratur gegengelesen. Entstanden ist ein Jahrhundertdiktat, in dem sich das Schicksal von Erwin Jöris im Charakter seines Jahrhunderts spiegelt.



Andreas Petersen ist Autor, promovierter Historiker, Dozent für Zeitgeschichte an der Fachhochschule Nordwestschweiz und Betreiber der Geschichtssagentur *zeit&zeugen*. Er studierte Allgemeine und Osteuropäische Geschichte an der Universität Zürich. Er ist Gründungspräsident des *Forums für Zeitzeugen* in Aarau. Zuletzt erschien, zusammen mit Ines Geipel: *Black Box DDR. Unerzählte Leben unterm SED-Regime*.

Bild Umschlag:
Erwin Jöris im Sommer 1931,
ganz rechts

Umschlaggestaltung
Carsten Minkewitz
unter Verwendung eines
Fotos aus dem Privatbesitz
von Lothar Seefeld

Andreas Petersen

Deine Schnauze wird dir in Sibirien zufrieren

Ein Jahrhundertdiktat. Erwin Jöris

Das Titel-Zitat stammt von einem russischen Vernehmer
Berlin-Karlshorst, April 1951

Gedruckt mit freundlicher
Unterstützung der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur

Vorwort	5
Spartakus und Reichskanzlei	9
Ostberliner Jahrhundert	
Schlachtengänge	
Farbe bekennen	
Sonnenburg	
Hinterhöfe der Weltrevolution	137
Moskau und Asien	
Sommer-Glück	
Rutschbahn ins Nichts	
Lubjanka	
Aus dem Osten an die Ostfront.....	259
Berlin 1938	
Feuerpatschen-Besatzung	
«Vorwärts Kameraden, wir müssen zurück»	
Elf-Jahre-Bilanz	
Deutsche Kulisse im Sowjet-Theater.....	341
Fata Morgana	
Machtdurchschlag	
Karlshorster Geschichten	
Tribunalaufführung	
Eis, Eis, Eis	435
Fahrt ohne Zurück	
Tundra, Vortrieb, Schüttelrutsche	
Zeitenwende	
Nachwort.....	492
Anhang	503
Quellen	
Interviews	
Bibliographie	
Bildnachweise	
Dank	

Vorwort

Berliner Kiezalltag und Jugendbewegung, Sowjet-Verheissung und Nazi-Lokale, Bürgerkrieg, Verhaftungswellen, Illegalität und KZ-Aufseher, Moskauer Zuchthäuser und Kriegsgefangenschaft, Ruinen, Nachkriegshoffnung in Ostdeutschland und die Endlosigkeit des sowjetischen Gulags. Versatzstücke des 20. Jahrhunderts, immer wieder erzählt von Jahrhundertlegenden, von Schriftstellern, Politpromis, Namhaften. Ihre Berichte aber waren die Ausnahmen im grossen Strom des Nichterzählten, – der vielen, die sich in den Verwerfungen der Weltkriege, der Krisen, Diktaturen und bitterster Not retten mussten. Aber entdeckt man im Einzelnen, bislang unerzählten Schicksal den Charakter einer Zeit nicht plötzlich oft unmittelbarer, näher, verblüffender. So, als würde eine Zeit noch einmal aufreissen, für die wir glauben, sichere Bilder zu haben? Einer der vielen ist der heute 100-jährige Lichtenberger Kommunist Erwin Jöris, geboren 1912.

Moskau 1993, Delegationsbesuch mit ehemaligen Häftlingen, Journalisten und Politikern. «Es war eine Nebentür der Lubjanka, wo noch heute der Geheimdienst sitzt. In den Gängen erklärte uns einer was. Da rutschte mir raus: ‚Ja snaju u vas! – Ich weiss hier Bescheid!‘ Später forderte mich ein General in Uniform auf, als Ältester den Trinkspruch zu sagen, natürlich auf Russisch. Der Sekt stieg mir sofort in den Kopf. Irgendjemand holte meine Akten als Begrüssungsgeschenk.

Die Tür ging auf: ‚Poschaluista! – Bitte!‘ Da lagen sie, die von 1937 und die von 1950.

Am Schreibtisch eines KGB-Heinis – vielleicht sogar von Berija oder Jeschow oder Jagoda, wie sie alle hiessen, die sie abgeknallt haben – las ich über mich: Anfänglich loyal, dann zynische Hetze und Rebellion. Ich dachte, ich träume. Damals stand man in Handschellen vor den Tschekisten, und heute mit Sektglas. Da musst du schon Nerven haben! Immer ging mir durch den Kopf: Wie ist das möglich? Vor 60 Jahren wartete ich hier auf das Ende und heute hofieren die mich.»

Brutale Realitäten und oft lange Versunkenes, Groteskes und Unauflösbares durchziehen die Erzählung von Erwin Jöris. Dabei immer wieder die grosse kommunistische Hoffnung – als Motor, Enttäuschung und politische Macht, verstrickt in das Aufkommen des Nationalsozialismus. Eine Geschichte von Missbrauch, Verrat und Gewalt, aber auch der Unverbrüchlichkeit des Einzelnen. Erwin Jöris erzählt sie. Es geht um Berliner Strassenkampf, den Verlust von nächsten Freunden, um Bürgerkrieg, Hunger und immer wieder um Lagerzeiten. Der Rückblick eines Jahrhundertzeugen, der mit den Versen von Hans Sahl, eines Zeitgenossen, spricht: «Greift zu, bedient euch. / Wir sind die Letzten. / Fragt uns aus. / Wir sind zuständig.»⁴⁶

Interview-Zitate von Erwin Jöris sind in winklige Anführungszeichen «...» gesetzt. Für alle sonstigen wörtlichen Wiedergaben, auch die von Erwin Jöris in den Akten, wurden die gängigen Anführungszeichen benutzt: Die von Erwin Jöris benutzten russischen Einschübe sind so aufgezeichnet, wie er sie verwendet: lautmalerisch, über das Ohr gelernt.

Spartakus und Reichskanzlei

Ostberliner Jahrhundert

Schlachtengänge

Farbe bekennen

Sonnenburg

Ostberliner Jahrhundert

Republik-Stalinismus «Hier war das alles», sagt Erwin Jöris und blickt, sich für einen Moment versichernd, über den leeren Platz. Im Frühjahr 2003 liegt ein verwaschener Himmel über dem Ort, den Carl von Ossietzky «seit Jahr und Tag die klassische Berliner Arena der Parteikämpfe» nannte. Das Karl-Liebknecht-Haus, 1926 von der KPD bezogen, an der Ecke das Kino Babylon, im Rücken die stattliche Volksbühne, 1914 mit vielen Kleinspenden gebaut. Aufmärsche, Schlägereien, Parteaufträge und Morde. Auf diesem Platz beginnen viele Geschichten des Lebens von Erwin Jöris.

«Meine Ansprechpartner im Karl-Liebknecht-Haus waren die Organisations- und die Agitationspropaganda-Leiter. Ich kam und ging. In den langen Gängen waren links und rechts die Büros: Willy Münzenberg, Wilhelm Pieck, Walter Ulbricht. Das Zentralkomitee war oben. Im Keller sollen die geheimen Gänge gewesen sein.»

Die Gegend: vor dem Zweiten Weltkrieg ein Kiez mit Spelunken, Nutten, bitterarmen Ostjuden, Pfandleihen und langen Arbeitslosen-Tagen. Noch verströmt der Platz DDR-Nachwehen. Den Vorlauf erzählt Erwin Jöris. «In Moskau soll sich der ‚Miieke‘ noch für seinen Polizistenmord hier gerühmt haben: ‚Da ham wir uffjerräumt!‘» Am 9. August 1931 erschoss Erich Mielke zwei sozialdemokratische Polizeioffiziere.

An der Hauswand hängt eine Gedenktafel für «Teddy», den von Stalin verratenen KPD-Vorsitzenden Ernst Thälmann, erschossen im KZ Buchenwald. «Das war eine lahme Pumpe. Wir Jungkommunisten waren für Heinz Neumann. Wenn der redete, tobten die Säle: ‚Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trifft.‘» Nach den Krawallen lagen Tote auf dem Platz.

Im Eingangsbereich des Partei-Hauses hängen alte Photos in Schwarz-Weiss. Massenaufläufe in körniger Unschärfe. Sie verrutschen ins Surreale. Am 25. Januar 1933 froh Jöris hier inmitten von 30.000 siegessicheren Genossen. «‚Nieder mit der braunen Pest!‘» Fünf Wochen später nisteten sich SA und Politische Polizei im Haus ein, später die Gestapo. Man erzählte sich von grausamen Folterungen.

«Im zweiten Stock sollen die Gefangenen gewesen sein.» Aus dem Bülow-Platz wurde der Horst-Wessel-Platz. Nach dem Krieg zog die Sowjetische Militäradministration ins Gebäude, dann das Institut für Marxismus/Leninismus der SED, schliesslich die PDS. «Wenn ich nur schon die Plakate sehe», schüttelt Erwin Jöris den Kopf.

Sowjetischer Ehrenfriedhof in Treptow. Das helle Grün hoher Bäume, die Ahnung der nahen Spree. Auf dem halbkreisförmigen Parkplatz kein Auto. Erwin Jöris zieht der Ort nicht an. «Ewiger Ruhm den Helden» ist in das Eingangsportale in Russisch und Deutsch gemeisselt, «die für die Freiheit und Unabhängigkeit der sozialistischen Heimat gefallen sind.» Das Areal ist das Massengrab von 5.000 Sowjetsoldaten, gefallen in der Schlacht um Berlin. Auch er hätte hier liegen können.

Fahnen aus rotem Granit, Reliefs des «Grossen Vaterländischen Kriegs» in Kalkstein-Sarkophagen: neun Hektar stalinistischer Monumentalismus, eingesenkt in Treptower Waldeinsamkeit. Am Ende: auf 70 Tonnen Reichskanzleischutt die Statue eines jungen Sowjetsoldaten mit deutschem Kind im Arm. In der Kuppel ein Stalin-Zitat vom «Verdienst des Sowjetvolkes vor der Geschichte der Menschheit». «Das war früher eine Spiel- und Liegewiese», erzählt Jöris. «Da ging man sonntags hin. Die Eltern tranken am Wasser beim Ausflugslokal Zenner eine Molle, und wir Kinder tollten rum.»

1917, als Erwin Jöris fünf Jahre alt war, residierte im Berliner Stadtschloss der Kaiser. 1933, als er vier Jahre Mitglied der Kommunistischen Partei war, zog Hitler in die Reichskanzlei ein. Als das Bürgerkriegsjahrhundert mit der Generalissimus-Beerdigung 1953 an der Kremllauer ein erstes Ende fand, vegetierte er noch drei Jahre in einer sowjetischen Eiswüste. Stalins Aufstieg und Tod waren die Eckmarken seines Lebens, ebenso Hitlers Anfang und Ende.

Ikonen-Schlachten 25. Januar 1919, ein Freitag. So viele Kränze hatte der Sechsjährige noch nie gesehen. Wenn er sich am Fensterrahmen hochzog, sah er den Trauerzug tief unten in der Frankfurter Allee. Männer drängten sich in schwarzen Anzügen und Zylindern, die Frauen in langen Röcken

und ausladenden Hüten, wie schwankende Inseln im Menschengewirr. Seit Stunden schoben sie sich durch die Zuschauergasse.

Der behäbige Kutscher wirkte nicht so, als wenn er den vor zehn Tagen durch Freikorps ermordeten Linksaussen-Ikonen in den Särgen hinter ihm das letzte Geleit geben wollte: Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. Langsam trotteten die Pferde vom Dom, dem Aufbewahrungsort der 32 Toten, zum Friedrichsfelder Friedhof.

Der Junge blickte auf die Strasse. Der lange Zug der Trauernden elektrisierte ihn. Er konnte sich nicht sattsehen an der Endloskolonne der Partei- und Gewerkschaftsgenossen. Aus ganz Deutschland, hiess es, waren sie gekommen. Alfred, sein drei Jahre älterer Bruder, musste ihm die Belegschaftsschilder vorlesen. Dann entdeckte er den Vater im Menschenpulk auf der Strasse. Die Standarte, die er trug, hatte noch gestern im Wohnzimmer gestanden: «,Einst kommt der Tag, da wir uns rächen, da werden wir die Richter sein.» Er blickte nur kurz zu ihnen hoch.

Waldemar Jöris war 36 Jahre alt. In der Berliner Werkstatt seines Vaters hatte er Maschinenschlosser gelernt – eine Zeit, für die er selten eine wohlwollende Bemerkung fand. Erwin Jöris sagt: «Nach der Lehre ist er durch Holland gezogen und heuerte auf einem Handelsschiff an. Er wurde wehrpflichtig und hatte Pech. Das Schiff landete in Danzig, und sie kassierten ihn für sieben Jahre in die kaiserliche Marine. Meine Mutter schimpfte immer, dass er als Seemann nie Ruhe gab. Kaum wohnte er zwei, drei Jahre irgendwo, ging er wieder eine Wohnung suchen. ‚Ein Seemann braucht Sicht‘, lautete sein Spruch.»

Hinter dem Vater liefen die Betriebskollegen des Rummelsburger Elektrizitätswerks. Unabhängige Sozialdemokraten und Spartakusleute. Der Sohn kannte fast alle. «Vater war im Betrieb angesehen. Er konnte reden, war schlagfertig. Deshalb haben sie ihn zum Betriebsratsvorsitzenden gewählt. Wenn er in die Kneipe kam, hiess es: ‚Ah! Der Alte!‘ Und dann sind sie um ihn rumgetanzt.»

Mutter Jöris blickte ihrem Mann stolz nach. Vor acht Jahren, 1909, hatten sie geheiratet. Der dritte Sohn, Waldemar, Erwin Jöris' Bruder, war



*(Abb. 1) Beisetzung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg,
Frankfurter Allee 21.1.1919*



14 (Abb. 2) Waldemar Jöris, 24-jährig auf der S.M.S. (Seiner Majestät Schiff)
«Planet», Berlin ca. 1907



(Abb. 3) Brüder Jöris: Alfred, geb. 1910, Waldemar, geb. 1917, Erwin, geb. 1912, 15
Treptower Park ca. 1919



16 (Abb. 4) *Auguste Jöris, 28-jährig, Heringsdorf ca. 1909*

jetzt zwei Jahre alt. «Die Eltern stritten viel. Mutter war nicht auf den Mund gefallen und hat sich von ihm nicht gross was sagen lassen. Dann meinte der Olle immer: ‚Die spinnt wieder!‘ Auguste Jöris wuchs auf einem Gut an den Masurischen Seen auf, war gewöhnt zu arbeiten und konnte in ihrem ostpreussischen Dialekt hart austeilen. «Wenn ich später weg wollte, hat sie mir Geld in die Manteltasche gesteckt und geschimpft: ‚Das bist du Aas ja gar nicht wert!‘ – Aber Vater war auch nicht besser. Ein Grobian, wie alle Alten damals.» Tage später standen Vater und Sohn auf dem Armenfriedhof, den die Beerdigung von Wilhelm Liebknecht zwanzig Jahre zuvor zur Kultstätte der deutschen Arbeiterbewegung geadelt hatte. Die aufgeschüttete Erde des Massengrabs, Stellagen voller Kränze, die väterlichen Erklärungen zu Liebknechts Ermordung im Tiergarten und der leere Sarg Rosa Luxemburgs blieben Erinnerungen für ein Leben. Luxemburgs verwesene Leiche fand ein Schleusenwärter erst nach vier Monaten.

13. Juni 1926. Der 14-Jährige stand wieder am selben Ort, nun zur Einweihung des Denkmals für die Revolutionstoten: ein klotziger Quader mit roten Hartbrandklinkern und kastenartigen Vorsprüngen, entworfen von Ludwig Mies van der Rohe, dem späteren Bauhausdirektor. Ein Aufmarschereignis der Berliner Kommunisten. Erwin Jöris im Jugendverband nun in der Masse. Wilhelm Pieck sprach. Links die rote Fahne, rechts ein Zwei-Meter-Sowjetstern. Dessen Anfertigung hatte die Stahl- und Waffenschmiede Krupp abgelehnt.

Ab nun gab es jährliche Gedenkfeiern. Sieben Mal. Immer war Erwin Jöris dabei. Dann wurde das rote Berlin braun. Vom Denkmal blieb nur die Grabtafel übrig, vom Zinksarg Rosa Luxemburgs ein Griff. Als der Eroberungswahnsinn der Nationalsozialisten auf die Stadt zurückschlug, füllten sich mit den Bombennächten die Gräberreihen. In den Nachkriegsjahren gab es ein neues Denkmal, zuerst skizziert von Wilhelm Pieck, dem zukünftigen DDR-Präsidenten: eine hohe Halbkreis-Klinkermauer um einen Rochlitzer Porphyrtisch mit der Aufschrift «Die Toten mahnen uns». Das Denkmal hat die DDR-Implosion überstanden.

Wir laufen die Grabschilder ab und entziffern: Liebknecht, Luxemburg. Jeder Name für Erwin Jöris eine Lebenserinnerung: Ernst Thälmann, Ru-

dolf Breitscheid, John Schehr, Erich Weinert, Friedrich Wolf, Willi Bredel. Eingeweiht wurde das Denkmal am 14. Januar 1951. Wieder sprach Pieck. Dieses Mal ohne Jöris.

Scharnier-Auftritt Die Lebenslinien des Jungkommunisten waren schon vor der Ermordung von Luxemburg und Liebknecht gezeichnet. Vater Jöris entschied sich immer für die äusserste Linke. «Er war aus der SPD ausgetreten, als sie dem Kaiser die Regierungskredite bewilligte.» Obwohl «unabkömmlich» – also nie an der Front – galt für ihn der Schwur der Internationale: Im Krieg steht der Feind im eigenen Land. April 1917 trat er sofort der neuen Unabhängigen Sozialistischen Partei Deutschlands, USPD, bei. «Ab da kam deren Zeitung *Freiheit* täglich.» Sieben Monate später gelang seinen Seemannskollegen in Kiel und Wilhelmshaven, worauf er all die Jahre gewartet hatte: ein Aufruhr, das Ende des Mordens, der Kaiser im Exil. Ewiges endete über Nacht. Ab nun tägliche Euphorie. Aber die SPD-Regierung – schlingernd zwischen Linksattacken und den Intrigen einstiger Machthaber – wurde der täglich nach Berlin Strömenden nicht Herr. Vier Jahre Krieg, unerfüllte Novemberversprechen, keine Arbeit, masslose Teuerungen, der beissende Winterhunger – das trieb die Arbeitslosen und entlassenen Frontsoldaten auf die Strasse. Tagsüber wurde gekämpft, abends traf man sich in Waldemar Jöris' winziger Wohnküche, Gürtelstrasse 35, Berlin-Lichtenberg. Während Erwins Brüder schliefen, lauschte er. «Es ging nicht um grosse Politik, sondern um die Betriebe. Manchmal stand ich sogar Schmiere, denn die Treffen waren verboten, und die Polizei fasste gleich zu.» Häufig sass Wilhelm Sült mit am Tisch, Vorsitzender des Gesamtbetriebsrats von Berlin. «Die Kugel, die mich trifft, ist schon gegossen», sagte er.» Der Junge grübelte: «Wie meint der das nur?»

Am 1. Januar 1919 wurde die Kommunistische Partei gegründet. Wieder war Waldemar Jöris sofort mit von der Partie. «Ab da kam die *Rote Fahne* ins Haus.» Generalstreik und Sowjetdiktatur zirkulierten als Hoffnung und Schreckensvision. Einem Protestaufruf gegen die sozialdemokratische Regierung folgten eine halbe Million Arbeiter, manche bewaffnet, alle zornig. Wirkliche Umsturzabsichten hatten nur wenige. Die vom Zu-

strom überraschten Spartakisten aber hofften auf die Dynamik der Strasse, den «deutschen Sturm auf das Winterpalais». Und tatsächlich: Aufgeputschte Arbeiter besetzten die Zeitungsverlage Scherl, Ullstein, Mosse, Vorwärts. Sie zogen zu den Bahnhöfen, auch zum nahen Schlesischen. Satzsetzer hinter halb offenen Türen, Flugblätter, der Vater nur nachts zu Hause. Ob er bewaffnet war, hat der Sohn nicht mitbekommen. Aber man kann ihn sich im Aufruhr-Kern vorstellen: mit Anzug und Schirmmütze, hinter Barrikaden aus riesigen Papierrollen, zwischen Zeitungspaketen mit jungen Kerlen, die in ihren langen Matrosenmänteln älter aussahen, als sie waren, oder auf dem Trittbrett eines vollen Lastwagens.

Nach drei Tagen brachen die Unzufriedenen den Streik ab. Zehntausende demonstrierten für ein Ende des Arbeiter-Bruderkriegs, eine Viertelmillion unterschrieb für Verhandlungen – aber ohne die «kompromittierten Führer». Gemeint waren Friedrich Ebert und Karl Liebknecht. Der Allgemeine Kongress der Arbeiter- und Soldatenräte schloss Liebknecht und Luxemburg – mit überwältigender Mehrheit – als Redner aus. Aber die Linksaussen-Sozialistin bestand in der *Roten Fahne auf* einem «Kampf bis zum letzten Atemzug». Eine Minderheit stürzte sich erneut in den Strassenkrieg. Das trieb die SPD-Regierung zur Ursünde ihrer Weimarer Zeit: Sie rettete ihre Regierung mit den Freikorps, einer verrohten Weltkriegssoldateska. Drei Tage hallte der Geschützdonner. Zwischen Panzern und Minen die Toten und Gerüchte von Gräueltaten. Schliesslich ertrank der Aufstand im Blut.

Nach der Schlacht zog Waldemar Jöris mit seinen beiden älteren Söhnen zu den Gebäude-Riesen der Innenstadt: «Ich sehe das Kaiserschloss noch vor mir. Da hatte sich die Volksmarine-Division drin verteidigt», erzählt Erwin Jöris. Auch das Bild der Kanoneneinschläge im dunklen Polizeipräsidium am Alexanderplatz blieb.

«Mein Vater hatte ab da von der Politik die Nase voll und zog sich aus allem zurück. Aber er blieb der Politiker in der Familie, nach dem ich mich richtete.» Für den Sohn blieben die Sozialdemokraten Verräter. Und Luxemburg und Liebknecht Lebensvorbilder, obwohl sie die deutsche Arbeiterbewegung in ihre katastrophalste Niederlage geführt hatten. Den Leitarti-

keln der Radikalsozialistin fehlte bald jeder Realitätsbezug. Ihre «Freiheit des Andersdenkenden» verlor sich im Übergehen der Proletariermassen. Am Ende standen die Totenreihen in den Leichenschauhäusern.

In den Scharnierwochen des Republikanfangs lag auch die Geburtsstunde ihres links- und rechtsextremen Flügels, sich bekriegend und im Frontalangriff auf die junge Demokratie. Aus den Freikorps-Reihen erwuchs die krude-verhängnisvolle nationalsozialistische Weltverschwörung, aus den Spartakisten-Gruppen der parteikommunistische Revolutions- und Bürgerkriegswahn. Der blutige Übergang setzte die Führer zweier deutscher Diktaturen frei. Und es war das Portal, durch das Vater Jöris aus der Parteipolitik abtrat und der Sohn die politische Bühne bestieg.

Weggepustete Dächer Zwei Monate später die Wiederholung: eine halbe Million Generalstreikender, ein Streikleitungsabbruch nach fünf Tagen, eine radikal agierende Putsch-Minderheit und wieder der Regierungs-Befehl an die Freikorps: «Auf in die Spartakistenhochburg Lichtenberg.»

«Die Schiessereien dauerten ungefähr eine Woche. Die Aufstände begannen am Munitionsdepot in Rummelsburg», erzählte Vater Jöris später seinem Sohn. Lichtenberg wurde abgeriegelt. Als Vorwand diente die Lüge vom Mord an 60 Polizisten.

«Nachts hörten wir immer ein Hämmern. Die Spartakus-Leute schlugen Haken in die Wände und zogen mit Stricken zwei Maschinengewehre aufs Dach.» Als die ersten Schüsse fielen, spielten die Kinder auf dem Hof. Gewehre ratterten, Fensterscheiben zersplitterten. «Als die Eltern nach Hause kamen, rannten wir hoch. Da ging es wieder los. Mein Vater schrie: ‚Alle hinter den Ofen!‘ Das Geschirr fiel scheppernd von den Wänden. Als wir die Haustür aufmachten, waren alle Treppengeländer abrasiert. Ein letzter Schuss durchschlug den Uhrenkasten und blieb in einem Zigarrenetui stecken. Dann war Ruhe.»

Die Fortsetzung folgte am nächsten Tag. Der 6-Jährige besuchte seit einer Woche die Gemeindeschule No. 8, nahe der Gürtelstrasse: «Auf ein-

mal ging ununterbrochen die Klingel. Alle mussten in den grossen Duschraum im Keller. Man hörte Schüsse bis zum Abend.» Dann floh die Familie aus der Stadt. «Als wir zurückkamen, war das Dach weggepustet und es regnete rein.»

Am vierten Aufstandstag erfolgte der Gegenschlag. «Die Festung Lichtenberg wurde von den Regierungstruppen ‚geknackt‘. Sie kamen vom Alexanderplatz und von Friedrichsfelde», bezogen ihr Hauptquartier im «Schwarzen Adler», an der Ecke Gürtelstrasse / Frankfurter Allee, keine 500 Meter von der Jöris-Wohnung entfernt. Reichswehrminister Noske befahl, jeden mit Waffe zu exekutieren. Unter der S-Bahnbrücke in der Gürtelstrasse gab es standrechtliche Erschiessungen. «Haus für Haus wurde von den Freikorps durchsucht. Auf dem Weg von der Schule mussten wir über die Leichen klettern.» 1.200 Menschen wurden, staatlich befügt, ermordet. Lichtenberg war zum Nachkriegsquartier mutiert: eingeschossene Zwischenböden, zerfetzte Tote, Menschenschlangen vor den Leichenschauhäusern.

«Und so ging es immer weiter.» Januar 1920: Im Maschinengewehrfeuer starben 42 demonstrierende Betriebsräte vor dem Reichstag. «Die kamen in ein grosses Gräberfeld im Friedhof an der Möllendorfstrasse in Lichtenberg.» Dann März 1920: Die «Schlächter von Lichtenberg» putschten ihren ostpreussischen Generallandschaftsdirektor Wolfgang Kapp zum Reichskanzler – statt sich gemäss dem Versailler Vertrag aufzulösen. «Die Aufständischen marschierten durchs Brandenburger Tor, und die SPD-Regierung türmte nach Weimar. Für 24 Stunden hatten sie die Macht. Dann heizten die Gewerkschaften den Generalstreik an. Kein Omnibus, keine Strassenbahn, keine S-Bahn fuhr. Strom und Wasser waren abgestellt. Und binnen 24 Stunden krachte alles zusammen.» Und wieder witterten im Machtvakuum auch die Linksradikalen ihre Putschchance, wieder wüteten Regierungstruppen. «Ich wurde morgens mit einem Eimer zu einer eisernen Pumpe geschickt. Da schossen Reichswehr und Aufständische mit Maschinengewehren aufeinander, alle rannten auseinander und ich rettete mich in einen Milchladen. Erst spät abends kam ich mit dem Wasser nach Hause.»

Eine Bürgerkriegskindheit inmitten grenzenloser Arbeiter-Verbitte-
rung, drohender Rachepläne und hemmungsloser Gewalt. Die neue Demo-
kratie hatte sich im Berliner Osten erledigt. «Damals stand die Bevölke-
rung tatsächlich aufseiten des Spartakusbundes und der Aufständischen.
Die Reichswehr war so verhasst!»

Und Wilhelm Sült? Die für ihn bestimmte Kugel? «Ich habe die Bilder
seiner Leiche gesehen, mit Spuren von Absätzen im Gesicht. Gefangen im
Polizeipräsidium hatten sie ihn durchgetrampelt. Der Mörder war bekannt.
Bestraft wurde niemand.»

Spree-Krebse und Brötchen-Millionen Links war damals für die Prole-
tenmehrheit keine Ideologie, sondern Entkommens-Hoffnung aus Lebens-
katastrophen. «Ich stand täglich mit dem Zinkeimer in der Schlange vor
der Volksküche. Für jede Lebensmittelmarke bekam man eine Kelle Sup-
pe: Kastanien- und Eichenmehl mit getrocknetem Gemüse. Sonst nichts.
Ersatz-Kaffee, Ersatz-Butter, Ersatz-Marmelade. Alles war Ersatz.»

«Nach dem Krieg gab es statt Marken nur noch Hunger.» Die Nah-
rungsmittelpreise versechsfachten sich. Dazu kamen Arbeitslosigkeit, feh-
lende Wohnungen, kalte Winter. Warm-Wasser und Heizen gerieten zum
Luxus, Schuhe und Mäntel waren unbezahlbar, Schwindsucht grassierte.

Verschorfte Gesichter duckten sich in den Bänken der Lichtenberger
Schulen. Für Seife fehlte das Geld. Jedes dritte Kind im Stadtbezirk war
1921 unterernährt. «Manche fielen vor Hunger einfach um.» Andere ka-
men gar nicht erst zum Unterricht. «Schulspeisung gab es von den Quä-
kern, mit Kakao und Reis. Aber vorher musste der Schularzt bei einem ‚auf
den Rippen Klavier spielen‘ können.» Zu Hause gab es Weisskohl und
«deutsche Ananas». Das waren vom Feld geklaute Kohlrüben, im Back-
ofen gegart und in Scheiben geschnitten. «Wir sammelten Krebse in der
Spree und kochten sie.»

Der Hunger hörte erst auf, als Vater Jöris 1922 endlich eine Laube in
der Pfarrstrasse ergatterte. Nun gab es Gemüse, Hühnereier und Kanin-
chen. Aber vor allem Milch von einem Schaf, das der 10-jährige Junge auf
dem Bahndamm hinterm Haus weiden musste.

Die Franzosen plünderten das Ruhrgebiet. Die Berliner Regierung rebellierte gegen die unerfüllbaren Nachkriegsforderungen. Mit bedenkenlosem Gelddrucken trieb sie die Wirtschaft bewusst in den Kollaps. «Drei, vier Mal in der Woche holte ich den Lohn meines Vaters vom Elektrizitätswerk ab. Einen Schuhkarton voller Millionen und Milliarden hinten auf dem Rad. Sofort musste man sich bei den Geschäften anstellen. Wenn das Geld beim Bäcker nicht reichte, hiess es: ‚Hol noch mal 170 Millionen für die Brötchen‘.»

Im November 1923 kam die rigoroseste Geldentwertung, die eine Industrienation je getroffen hat. Zwölf Nullen wurden auf den Scheinen gestrichen. Die Mark verwandelte sich in Rentenmark. Die Kleinsparer und Rentner verloren über Nacht alles und zahlten so die Schulden der vier Kriegsjahre. Auf diese Regierung und diese Republik war kein Hoffen mehr.

Gürtelstrasse 35 «Das Haus hat viel erlebt. Aber keiner hier weiss noch etwas davon», sagt Erwin Jöris mehr als einmal an diesem Nachmittag, Herbst 2001, im Hinterhof. Ein Lied, das der Leierkastenmann immer freitags hier sang, will ihm nicht einfallen: «In einem Städtchen stand ... ein Häuschen ...»

Die S-Bahn schiebt sich quietschend über den Damm hinter der Hofmauer.

«Früher gab es ein Signal direkt hinterm Haus. Wenn die Bahn anfuhr, wackelten die Zimmerwände und im Hof stand der Dampf.» 32 Kinder bevölkerten die Hauswelt, mit Kreidelinien im Hof, Schlag- und Fussball, dem Poltern der Holzschuhe im Treppenhaus. «Sie versauten einem die Füsse. Manchmal flogen sie auch beim Hauswirt in die Scheibe, aber sie waren gut, wenn man einem eine hauen musste.» Einst hallte das Pferdege-trappel der Kranken- und Mehlwagen, aber auch der Feuerwehr durch die Höfe. An den Wänden sind die Ringe zum Anbinden der Pferde verschwunden und hinter den Fenstern wundert man sich über den alten Hünen im Hof. «Hier gab es keine Geheimnisse. An Weihnachten schlachteten die Leute Karnickel oder Gänse und hängten sie aus dem Fenster. Jeder sah, was die anderen zu essen hatten.»

Im Vorderhaus wohnten Beamte. «Sonntags zogen sie Anzüge an und setzten dazu ihre Strassenfeger- und Eisenbahnermützen auf, damit jeder sah, was sie waren.» In den Quer- und Seitenflügeln wohnten Arbeiter der Knorrbremse, des Kraftwerks Klingenberg oder von Siemens-Plania. «Bei Betriebsschluss war alles schwarz vor Menschen, keiner hatte Radio oder Fernsehen, und vor den Häusern wurde geredet, gestritten, politisiert.»

Heute ist im Parterre ein Sonnenstudio.

Lichtenberg, der 17. Bezirk Gross-Berlins: eine zerstückelte Zwischengemeinde mit engen Wohnkasernen, Laubenkolonien, Dörfern und vielen Fabrikschornsteinen – für manche das «Ruhrgebiet Berlins». Ein eigener Kosmos, abgekapselt von der Stadt zwischen Boxhagener Viertel und Rummelsburger Hafen. Die wilden Zwanziger mit Bars, Revuen, Jazz und Neuer Sachlichkeit drangen nie bis hierher vor. Die Friedrichstrasse, wo die Stadt tanzte, verführte und immer schneller wurde, war weit weg. Der Lichtenberger Ku'damm war die Frankfurter Strasse, das Freizeitvergnügen der Freitagabend in den Eckkneipen mit «Musike», Molle und Korn.

Die Mietshäuser waren Zugehörigkeitsorte von Schicksalsgemeinschaften, die sich in Sportvereine, Kleinkolonien und die Zeltstädte an den Seen verlängerten. «Im Sommer lebten wir in der Laube über den Bahndamm, und da war immer was los: Kinderfeste, Erntedank, Maskenbälle.» Feiern gab es aber auch im Haushof mit Lampions und Leierkasten: «Die sich vorher die Augen ausgekratzt hatten, tanzten nun Walzer miteinander. ‚Klatsch-Versöhnungsfest‘ nannte das mein Vater.»

Die Klingel zur einstigen Wohnung ist schrill. Nichts rührt sich. «Vermutlich ist alles umgebaut. Damals lag hinter der Tür ein langer Korridor, am Ende das Berliner Zimmer – Schlafzimmer für die ganze Familie. Abends sassen die Erwachsenen in der Küche, lasen, zankten sich oder es war Besuch da.»

Aus dem Treppenhausfenster kann man immer noch die Gürtelstrasse hinuntersehen. Der Krieg hat erstaunlich wenige Baulücken gerissen. Hinter den Dächern erheben sich nun die Trabantsiedlungen der Frankfurter Allee, dem Palisadeneinschluss des Mielke-Imperiums. Jöris blickt zum

Horizont. «Ich war schon ein paar Mal wieder hier, aber trotzdem: Wenn ich mir die Strassen vorstelle, sehe ich immer noch die alten Häuser.»

Und die Kiez-Stimmung von einst? Das Jahrzehnt Nationalsozialismus überdauerte die Hausgemeinschaft. Noch immer beobachten uns einige Bewohner. Dann fällt Jöris das Leierkastenlied ein: «In einem Städtchen stand einst ein Häuschen, / die Mutter ging dort ein und aus. / Jetzt schauen fremde Menschen zu den Fenstern raus. / Es war einmal mein Elternhaus.»

Die Weltliche, Baujahr 1906 Ein Gebäudekoloss mit doppeltem Treppenaufgang überwölbt von einer Kreuzgraddecke. Die 8. Gemeindeschule in der Pfarrstrasse. Aus der Volksküche im Keller hatte der 6-Jährige in Bürgerkriegstagen Ersatzsuppe geholt. Tage später wurde er im zweiten Stock eingeschult. In der ansonsten evangelischen Schule war hier ein reformpädagogisches Projekt der neuen Zeit eröffnet worden, ohne jede religiöse Ausrichtung, kurz die «Weltliche» genannt. Das gefiel dem alten Jöris, der kurz zuvor seiner Familie den Kirchenaustritt verordnet hatte. Ein ungewöhnlicher Schritt, selbst in der Arbeiterhochburg Lichtenberg, wo nur 9% der Bewohner konfessionslos waren. «Es gingen nicht viele in die Weltliche. Aus unserem Haus bloss fünf Kinder. Gern wäre ich mit den anderen zusammengeblieben, aber da hatten wir Brüder keine Wahl.» Morallehre ersetzte den Religionsunterricht. «Wir lernten, wie man sich in der Strassenbahn zu verhalten hat oder dass man älteren Menschen helfen muss.» Für Religiöses blieb Jöris auch später nur spöttische Ignoranz.

Aber das Aufbruchprojekt war auch eine Absage an die gängige Pauk- und Drillpädagogik. In den Gängen herrschte ein ungewöhnlich liberaler Geist, der Reformlehrer anzog. Anders als im übrigen Schulhaus gab es hier revolutionäre Koedukation. 24 Jungs und neun Mädchen waren in Jöris' Klasse. In den oberen Stufen dominierten Geschichte und Staatsbürgerkunde den Stundenplan – Fächer, die den früh Politisierten faszinierten. «Im Unterricht konnte man Fragen stellen und verschiedene Meinungen

haben. Es gab schriftliche Themenstellungen wie die Schlachten von 1870/71 oder den Weltkrieg. Hinterher wurden die Aufsätze vorgelesen und diskutiert.»

Unter den sozialdemokratischen Lehrern waren nur zwei Kommunisten. Ein letzter Konservativer schwärmte für die Glorie Preussens. Dennoch: Im Bilderstreit zeigten sich die Zeitenbrüche. Wer sollte ins Klassenzimmer: Kaiser Wilhelm oder Friedrich Ebert? «Eine Zeit lang hingen beide. Schliesslich kam der Wilhelm weg.»

Sozialdemokratisch war auch das politische Unterrichtsklima. «Mein Spitzname war Karl Radek, weil ich als Linker galt. Als der Geschichtslehrer den Reichswehrgeneral von Seeckt als grossen Republikaner hinstellte, fragte ich provokativ, ob der nicht vielleicht sogar ein Sozialist sei? – ‚Dein Vater ist wohl Spartakist?‘, konterte der Lehrer.» Marxismus war Pflichtstoff in den zwei letzten Klassen.

Ein gewaltfreier Raum mit intellektueller Toleranz. An 60 Orten in der Stadt war das Programm, an neun Versuchsschulen wurde es bis zur Auflösung von Stunden- und Stoffplänen radikal weiterentwickelt. Auch an der «Weltlichen» in der Pfarrstrasse. Aber daran kann sich Jöris nicht mehr erinnern. Dennoch: Sechs Jahre solchen Unterrichts legen ein Fundament.

An das Schulende schloss sich die Jugendweihe an. Man ging in die städtischen oder sozialdemokratischen Vorbereitungskurse. Sein älterer Bruder Alfred schrieb ihn aber beim Linkszusammenschluss von KPD, USPD und Sozialistischem Bund ein. «Gefragt wurde ich nie.» Das unpolitische Ritual, das den symbolhaften Beitritt zur Proletariergemeinschaft feierte, hatten die Linksaussen-Parteien in wenigen Nachkriegsjahren zu einem «roten Katechismus» umgeformt – mit Politindoktrination in Ökonomie, Geschichte der Arbeiterbewegung und Sexualaufklärung für die jugendlichen Mitkämpfer des Kommunismus».

Die 24 Unterrichtsblöcke erscheinen im Nachhinein wenig, aber sie hinterliessen ihre Spuren. Jöris schildert sie immer wieder als tiefen Einschnitt. Mag sein, dass das auch etwas mit dem verschworenen 20-köpfigen Kurs und dem fremden Schulort – in den heiligen Hallen des Cecilien-Lyzeums – zu tun hatte. Sicher mit den Referenten aus der politischen Arena: «Erzkommunisten, Reichstagsabgeordnete oder der Vorsitzende des Sozialisti-

schen Bunds, Georg Ledebour». In der doktrinären Welterklärung von der Kampfbewegung, die aufs Ganze zu gehen bereit war, glich sich der Lehrstoff. «Immer ging es um Marxismus-Leninismus. Immer um Klassenkampf. Immer um den Fingerzeig nach Russland.»

An der sonntäglichen Weihe spielte ein Orchester in der Aula unter einem purpurroten Transparent. «Ein KPD-Redner sprach von der Ausbeutung junger Proletarier, von der Jugendgeneration vor uns, die auf die Schlachtbänke geführt worden waren. Er beschwor die drohende Kriegsgefahr und bekräftigte alles mit dem Generalfeldmarschall Hindenburg, den sie zum Reichspräsidenten gemacht hatten und der immer noch prahlte, der Krieg wäre ihm wie eine Badekur bekommen. ‚Und ich frage nun die ältere Generation^ rief der Redner mit bebender Stimme in den Saal: ‚Ist euch der Krieg bekommen wie eine Badekur?‘» Am Ende toste die Internationale und alle bekamen ein Buch mit dem Titel: «Nehmt das nicht hin!» «Ich war 14 Jahre und immer hiess es: ‚Nur der Kommunismus kann uns retten!‘ Und natürlich habe ich das geglaubt.»

Ersatz-Sohn, Ersatz-Vater Die Prenzlauer Allee weit hinauf und links in die Spieckermannstrasse, wo der Krieg die alte Stadt stehengelassen hat. Eine Tordurchfahrt, ein kleiner Innenhof, im vierstöckigen Industriebau noch immer drei Tischlereien. Nicht das Berlin der Fabrikareale, Arbeitermassen und selbstbewussten Betriebsräte, sondern Hinterhofhandwerk, übellaunige Meister und Zuchtrecht im Lehrvertrag. Wer weglief, zahlte Strafe. 300 Mark. Am 1. April 1927 fing Erwin Jöris hier mit Zollstock, Bleistift, Holzpantinen und Schürze bei Tischlermeister August Schöbb an. «Mir hat gleich nicht gefallen, wie der die Leute angerotzt hat.»

Ab nun musste er um fünf Uhr aufstehen, endlose Radkilometer durch die dunkle Stadt strampeln und war schon müde, wenn die Trillerpfeife die engen Werkstattträume in ein Schlachtfeld verwandelte: kreischende Sägen, fliegende Späne, Hobel- und Fräsmaschinen, der ewige Holzstaub in der Furnierofenhitze. Zuschneiden, säumen, beizen, polieren, verpacken.

In den Pausen besorgten die Lehrlinge das Gesellen-Bier. Nach Arbeitsschluss schleppten sie Eichen-Buffer in engen Treppenhäusern, ölten Hobelbänke und verräumten Stemmeisen. «Selbst an Weihnachten, wenn der Meister längst in der Kirche sass, kamen wir erst um sieben nach Hause» – verschwitzt, verklebt, den Holzstaub in den Haaren. Vier Mark Wochenlohn gab es im ersten Jahr. An dessen Ende trat Erwin Jöris der Kommunistischen Jugend bei. Über Lehrlingsschinder wie Schöbb war man sich hier einig.

«Is' was?» fragte der Meister, wenn einer der Stifte von der Arbeit aufschaute. Als ihm Jöris zu langsam arbeitete, schickte er einen Lehrling. «Der sollte mir eine kleben, aber vorher verpasste ich dem eine mit ner Latte auf den Schädel.» Der aufmuckende Lehrling flog raus und war froh. Sein Vater verhandelte, und er musste wieder hin.

Arbeitstage als Kräftemessen. «Vieles habe ich ihm übel genommen und gedacht: Du Drecksack!» Nicht unterkriegen lassen, aber keine Angriffsfläche bei der Arbeit bieten, sagte er sich. Eine Gratwanderung. Sonntags marschierte der deutsch-nationale Schöbb im Kriegerverein – «dem Kriecherverein» für den jungen Jöris – mit Banner, Zylindern und Schärpen in den Farben der alten schwarz-weiss-roten Reichsflagge durch die Strassen. «Ein richtiger Militarist». In einer Arbeitspause las der frischgebackene Jungkommunist demonstrativ die *Rote Fahne* auf der Werkbank. «Ich habe gar nicht gewusst, dass ich einen Bolschewisten in meiner Werkstatt hab!», brüllte der alte Weltkriegsgänger. «Wie kommst du an das Scheissblatt?» – «Da waren zufällig meine Stullen drin, und nun lese ich das mal.»

Hauptabnehmer von Schöbb war ein jüdischer Möbelhausbesitzer. Schlafzimmer, 32er-Serien, in Kommission. «Als der Möbelhausmann 1930 Bankrott anmeldete und an einem anderen Ort gleich wieder ein Geschäft aufmachte und Schöbb kein Geld sah, gab ihm das den Rest. Er krakeelte durch die Werkstatt: ‚Der Hitler muss kommen!›» Sein Sohn trat in die SA ein. Im Büro lag nun der *Völkische Beobachter*, während sich Jöris in der Berufsschule mit H J-Gängern prügelte. Vom «politischen Vandalismus» seines Lehrlings war in einem Brief der Schulleitung an den Tischlermeister die Rede.

Im letzten Jahr arbeitete der Jungtischler an seinem Gesellenstück: ein Schlafzimmer mit zwei Nachttischen, Frisierkommode und Ankleideschrank. Vier Prüfer massen nach. «Der Olle zitterte so wie ich.» Doch der 18-Jährige hatte arbeiten gelernt. Solide, genau. Prädikat eins. «Da war der Alte mächtig stolz. Wir sollten eben was können.» In dem Bett schliefen die Eltern Jöris noch bis zu ihrem Tod.

Schöbb übernahm den Jungkommunisten und schlichtete die täglichen Feindseligkeiten mit seinem SA-Sohn. Aber Ende 1931 konnte Schöbb nicht mehr zahlen, und Jöris fand sich wie Millionen andere auf der Strasse wieder.

Sieben Jahre später: Der Lehrling von einst stand in der Frankfurter Allee vor einem Möbelgeschäft. In der Auslage das übliche Plakat: «Wir danken unserem Führer». Im Ladeninneren winkte jemand. Kaum erkannte Jöris den inzwischen glatzköpfigen Schöbb. Sie plauderten. Die Werkstatt habe er aufgegeben, mit Lehrlingen, die ständig in die Hitlerjugend rannten, sei das nicht zu machen gewesen. Der alte Nationalist schien bekehrt.

Kurz darauf begann der Krieg. Schöbbs Sohn fiel – «für seinen geliebten Führer», so Jöris. Das wusste er aber noch nicht, als er – nun selber eingezogen – ein Feldpostpaket mit Würsten aus Pferdefleisch bekam. Absender: August Schöbb. Nach dem Krieg sahen sie sich zwischen Ruinen im hungernden Lichtenberg wieder. Jöris – nun im Kohlehandel seines ihn drangsalierenden Vaters – brachte dem alten Lehrmeister unter der Hand die eine oder andere kostenlose Fuhre. Immer wieder ging es um die alten Zeiten. Manches verschob sich wohl auch im Rückblick. «Wie schwer es war, ein mittelständiges Geschäft in der Weltwirtschaftskrise zu führen, sahen wir aufgehetzten Jungkommunisten doch gar nicht. Manchmal wusste er wirklich nicht weiter, und man kann schon verstehen, warum er auf die Goebbels-Propaganda reingefallen ist.» «Eigentlich», resümiert Jöris in einem Interview, «hat der alte Schöbb mich besser behandelt als mein Vater.» Später verloren sie sich aus den Augen.

Schlachtengänge

Mandolinen und Apachen-Blut Neben der Tischlerwelt im vierten Hinterhofstock gab es eine andere am Waldsee mit Zelten, Senf Gurken, russischer Lagerfeuerluft, zerbeultem Kessel, Sonnenwendfeier und nächtlichem Waldrauschen. Auch das war der Sommer 1928. «Sonabends zogen die Jugendlichen mit Wimpeln irgendeiner Clique und Namen wie ‚Stinktief‘, ‚Wildsau‘ oder ‚Apachen-Blut‘ zum Bahnhof. Es ging hinaus um Berlin mit Mandoline, Klampfe und Wanderliedern.» In den Zeltlagern um die Seen lebte eine zweite Stadt in langen Sommertagen ihr eigenes Idyll. 150.000 bis 200.000 verbrachten die Wochenenden hier draussen, meist Jugendliche, arbeitslos, den Hinterhöfen entflohen, manche übers Wochenende, andere für Monate.

Noch immer führt die schnurgrade Strasse mit dem merkwürdigen Namen «Adlergestell» in den grünen Osten. 35 Kilometer Weg. Über Königs Wusterhausen zum Hölzernen See. Der war dunkel und weit, umgeben von märkischen Kiefernwäldern, am nördlichen Ende abknickend in eine eigene Welt mit einem einzigen Haus: der grossen Jugendherberge.

Gegenüber, auf der Landzunge mit sandigem Grund, standen die Zelte mit linkem Jungvolk aus Holz- und Metallarbeiterverbänden, der Sozialistischen Arbeiterjugend SAJ, den Anarchosyndikalisten, der kommunistischen Wander-»Fichte«, den wilden Cliques, freien Pfadfindern und Jungkommunisten. An die Hundert trafen sich hier an warmen Tagen, ruderten, streiften durch die stillen Wälder und schwammen im spiegelglatten Wasser nach Gewittern. «Jeder gab zehn Pfennig. Davon wurden Mehl, Griess und Milch beim Bauern gekauft. Einer brachte eine Tüte Zucker. In einem grossen Kessel auf Steinen kochten wir Brei. Von einem Karren kaufte man für ein paar Pfennige einen grossen Pott Gurken.» An langen Abenden verweben sich die Weltdiskussionen und Lieder mit der Wärme der Lagerfeuer, dem Rauschen der Bäume und dem Sand zwischen den Zehen bis zum fröstelnden Rückzug in die Dunkelheit der Zelte.

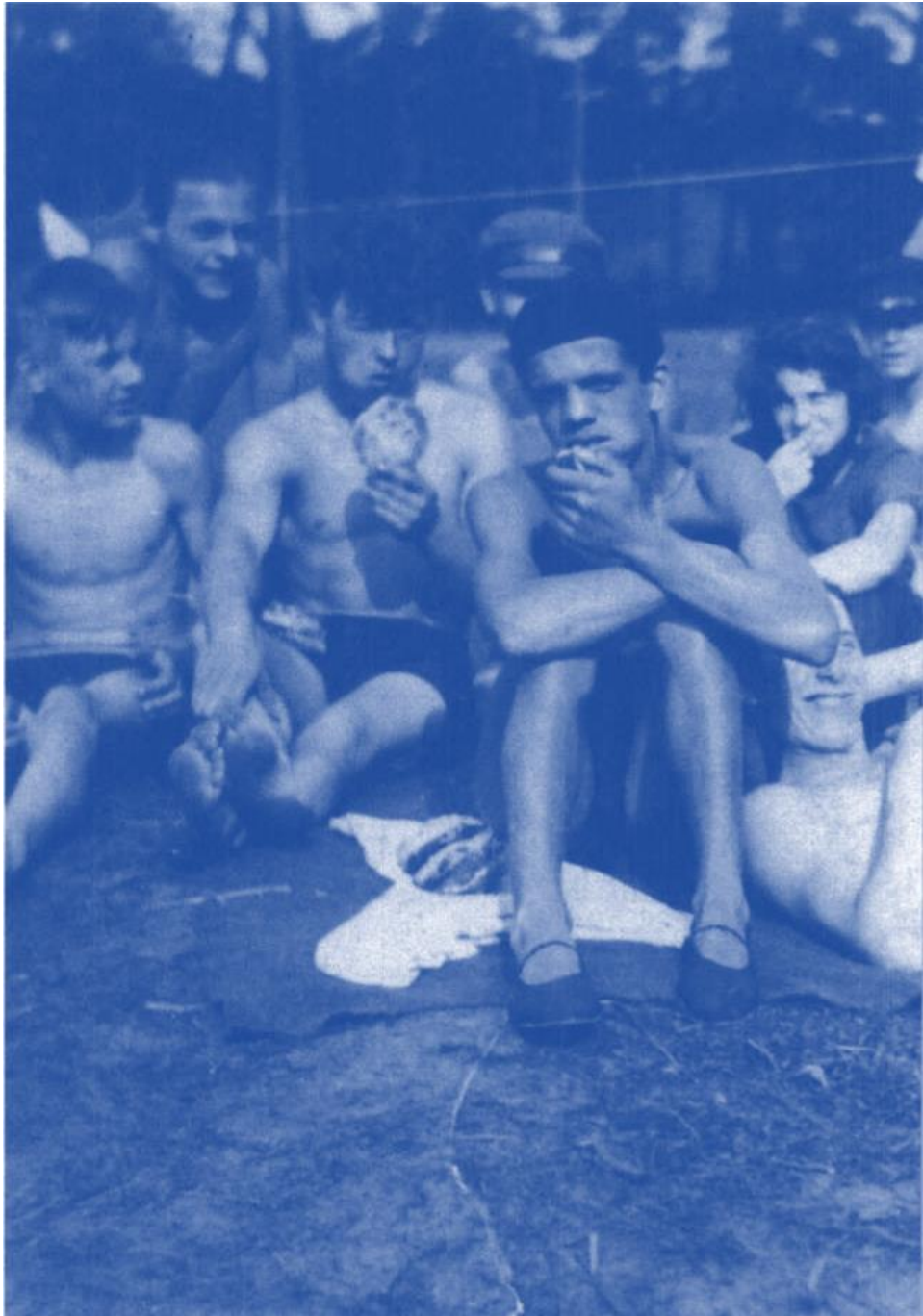
«Meist schlief ich bei Rudi Toffel, einem Schulfreund. In der Familie waren alle arbeitslos. Der Vater lebte immer draussen. Die Mutter kam

sonnabends mit den drei Töchtern. Wir lagen dann kreuz und quer in dem grossen Zelt.»

Manchmal bezog Erwin Jöris auch ein Bett in der Jugendherberge, 50 Pfennige mit Frühstück und warmer Mahlzeit, staatlich und kommunal finanziert. Im Eingang sammelte sich immer ein Wimpel- und Fahngewirr, dahinter Säle, Schulungen, rückende Tische, Geschirrkloppern, Kapellenklänge. Manchmal landete auch der konservative Nachwuchs der Bismarckjugend oder des Jungstahlhelms an. «Nur die Hitlerjugend hat sich nie blickenlassen dürfen.» Aber sie zählte 1930 im «Grossgau Berlin» eh nur 200 Mitglieder. Ansonsten neutralisierte das Seeleben die politischen Kraftfelder der Stadt. Sprüche flogen hin und her, «aber es artete nie aus. Und wenn der Sonntagabend kam, stellten sich alle unter Heimvater Königs Balkon und sangen gemeinsam ein Abschiedslied. Dann zogen die Gruppen zum Bahnhof, und erst in Berlin begann der Klassenkampf wieder.»

Aus den Wochenenden erwuchs eine zweite Heimat. «Nach der Arbeit am Samstag setzte ich mich sofort aufs Rad und fuhr nicht mehr nach Hause. Den ganzen Sonntag war ich draussen. Nachts um drei Uhr radelte ich dann nach Berlin zurück – direkt an die Hobelbank, völlig übermüdet, aber zufrieden.» Diese neue Heimat griff aus auf das Stadtleben. «Ich wurde von allen Gruppen eingeladen, aber es war klar, dass ich bei der kommunistischen Jugend eintrat.» Nun gab es auch jugendliches Verbandsleben unter der Woche. Man traf sich im Jugendheim Dossestrasse, gegenüber von Jöris, direkt auf der anderen Strassenseite, in einer Sechszimmer-Parterrewohnung. Ein typischer städtischer Nachwuchsart, in dem Vereine und Zusammenschlüsse Zimmer reservieren konnten. So auch die «Gruppe Zentrum», die mit ihren 40 Mitstreitern die Kerntruppe der Lichtenberger Jungkommunisten bildete. Freitagabends, nachdem der gemütliche Herbergsvater aufgeschlossen hatte, gab es Politvorträge, Diskussion, Beisammensein. «Aber auch an den anderen Abenden stellte man sich nicht mehr auf die Strasse, sondern schaute bei den anderen Jugendheimen vorbei.» Fünf gab es in Lichtenberg.

Wer initiativ war, rückte schnell in der Ämtervielfalt auf. So wurde Erwin Jöris nach ein paar Wochen zum Polleiter, dem politischen Leiter, gewählt. «Ich



32 (Abb. 51 von rechts: Erwin Jöris, Fritz Liebich (mit Schirmmütze), Hilde Toffel, Rudi Toffel (liegend), Kurt Glum («Bumme», im Vordergrund), unbekannt, Kurt und Franz Seefeld, Herbert Falk (kniend), Hölzerner See ca. 1929



Schlachtengänge 33

musste Abende durchführen, Veranstaltungen anmelden, Land- und Hausagitation organisieren, Verbindung zur Partei halten. Das war mit einem Schlag ganz schön Arbeit.» – Er rutschte in den tausendfachen Werdegang vom jugendbewegten Aufbruch in die formierte Parteijugend. Stilles Grundferment deutscher Generations- und Jahrhundertgeschichte.

Mai 1929 Drei Jahre dauerte es, bis aus dem organisierenden Neukommunisten ein Akteur im Zentrum des Berliner Strassenkrieges wurde. Gefragt nach den Anfängen, verweist er auf den 1. Mai 1929. Auch Ereignisse, von denen man mehr hört, als sie erlebt, können zu Lebensmarken werden. «Als ich an diesem Mittwochmorgen zur Berufsschule am Schlesischen Bahnhof fuhr, standen auf der Frankfurter Allee Gewehrpyramiden.» Seit Dezember 1928 galt für Berlin ein Verbot aller Versammlungen unter freiem Himmel, verhängt vom Polizeipräsidenten Karl Friedrich Zörgiebel und dem preussischen Innenminister Albert Grzesinski, zwei Sozialdemokraten. Sie reagierten auf die ausufernde, allseitige Polit-Gewalt. Als auch der 1.-Mai-Aufmarsch darunterfallen sollte, kündigte die KPD-Führung eine Machtprobe an. Dass es bei der polizeilichen Verbotsdurchsetzung sicher Tote geben würde, nahm man in Kauf.

Auf den Berliner Strassen standen sich 8.000 Arbeiter und 13.000 Polizisten gegenüber. Der 1. Mai war kein Feiertag in Preussen. «Wer nicht zur Arbeit erschien, riskierte seine Stelle.» Als um 13.00 Uhr die lang ersehnte Schulglocke rasselte, drängelte sich der 16-Jährige zwischen den 800 Berufsschülern auf die schmale Strasse in die elektrisierte Atmosphäre des Arbeiterquartiers. In der Jugendmenge vermeinten die angespannten Bereitschafts-Schupos, eine Zusammenrottung auszumachen. Lange Schlagstöcke zischten, Steine flogen, «Arbeitermörder»-Rufe, rennende Polizisten, türmende Heranwachsende. «Müllkästen, Baumaterial und leichte Autos wurden umgekippt. Alles lag kreuz und quer.» 25 solcher Einsätze verzeichnete das Protokollbuch des nahen Polizeireviers für diesen Tag: bei aufgelösten Versammlungen, vereitemten Barrikadenbau, Geschimpfe und Attacken durch Demonstranten.

Erwin Jöris musste durch die Andreasstrasse, vorbei an patrouillierenden der Polizei. «Ich bin mitten in diesen Strudel hineingeraten.» Zugriff, Revier, Personaliaufnahme, seine erste «Festsetzung». Als er gehen konnte, sah er aus der Strassenbahn Polizistenheerlager und Panzerwagen. Kurz vor Arbeitsschluss kam er endlich bei Schöbb an.

Abends schwirrten Gerüchte durch die Kneipen: von schweren Schiesereien und Arbeitern, die im Polizeirevier am Landsberger Platz ohnmächtig geprügelt worden waren. 25.000 folgten am nächsten Morgen dem KPD-Aufruf. Während Jöris zur Arbeit fuhr, ritten sich die aufgeheizten Polizei-Mannschaften zwischen Weddinger Anpöbelungen und Neuköllner Steinwürfen in eine «Bürgerkriegspsychose». Das dauernde KPD-Revolutionegeplärre im Ohr wurde «Kein-neues-1919» zum Handlungsdogma. «Das waren zusammengezogene Bauernjungs. Die wussten gar nicht, was los war, und hielten immer gleich drauf.» Den schon zwei Wochen Kasernierten eskalierten ihre Einsätze zu Frontgängen. 11.000 Schuss in vier Tagen. Beim Rückzug in die Polizeikasernen hinterliessen sie in den Slumquartieren ein Schlachtfeld: 33 Tote, darunter kein Uniformierter, aber viele Unbeteiligte. 200 Schwerverletzte, 1.200 Gefangene.

Die staatliche Schuldzuschreibung galt allein den Kommunisten: Die *Rote Fahne* durfte zwei Monate nicht erscheinen, das Karl-Liebknecht-Haus wurde durchsucht und die Parteiarmee, der «Rote Frontkämpferbund», verboten – ein für die nächsten Jahre folgenschwerer Entscheid. Der blanke Hass auf die Regierungssozialdemokraten legte sich über die Tresen mancher Arbeiterkneipe, hielt sich in den Schirmmützen-Blicken und grollenden Kampfaufrufen am Ende der KPD-Reden. Zur deutschen Arbeiterkatastrophe kam die ultralinke Politik der Moskauer Internationale. Acht Monate zuvor hatte man hier die «sozialdemokratischen Arbeiterverräter» zum «sozial-faschistischen» Hauptgegner erklärt. Diese neue Parteidoktrin war ein Produkt Stalin'scher Winkelzüge im Kremelschacher. In ihrer verstiegensten Form prophezeite sie sozialdemokratische Konzentrationslager und Erschiessungskommandos gegenüber Kommunisten. Und die Berliner Strassenschlachten schienen den Unsinn auch noch zu belegen. «Der 1. Mai war der Beweis. Eine Partei, die sich demokratisch gab und solche Blutbäder be-

fahl – eine Arbeiterpartei! –, das konnten nur Verräter sein. Das war unsere Bluttaufe. Bis ans Ende von Weimar war klar: Der Feind ist die Sozialdemokratie!»

«**Wir organisieren im Feuer des Feindes**» Anhalter Bahnhof, Karfreitag 1930, 10 Uhr morgens. Ein graubraunes Uniformenmeer. ‚Tommyhemden‘, wie sie in der Anzeigenwerbung der *Jungen Garde* hiessen. Harte Koppel, an den Schildkappen Sowjetsterne. Auf ratternden Lastwagen drängte sich Uniformjugend mit gereckten Fäusten, «Rot-Front!», an Stangen rote Transparente: «Auf nach Leipzig zum Reichsjugendtag des KJVD» – dem Kommunistischen Jugendverband Deutschlands. 60 der holprigen Ungetüme brachen auf, unterwegs mit Propagandaauftritten in Dörfern und Städten. 20.000 Teilnehmer wurden in Leipzig erwartet, jeder Vierte aus Berlin: Parteijugend, Arbeitersportler, Antifaschistische Gärten, Freidenker. Seit Tagen gab es Abschiedskundgebungen in Quartierssälen. Monate zuvor waren Konsumgenossenschafts-Konten zur Reisefinanzierung eröffnet worden.

Im Bahnhofsinneren durchsuchten Polizisten die Rucksäcke der Fahrer nach Waffen. Eine fünfhundertfache Anspannung entlud sich in Spottrufen: «,Verbiegen Sie mir nicht meinen Flammenwerfer!»» Messer wurden beschlagnahmt, vier Jugendliche zum Polizeipräsidium mitgenommen.

Langsam rollte der Sonderzug aus dem grossen Bahnhof über das schmale Brückenkreuz von Fern- und Hochbahn. Darunter der Landwehrkanal und die Uferstrasse. Es war Jöris' erster Reichsjugendtag, und er war froh, seine Zentrumsleute zusammenzuhaben. In den Gängen machten sich jugendstolze Aufbruchstimmung und politische Balzzeit breit.

Im Leipziger Bahnhof fing sich unter dem Dach der Dampf der Sonderzüge aus Hamburg, Düsseldorf und Ostpreussen. In den Bahnhofsvorhallen echoten Ordneransagen und die Hochrufe der Begrüssungskomitees. Der Gang in die Stadt war ein Auftritt, voran das «Berlin rückt an!»-Transparent. Durch den gestauten Verkehr schlängelten sich Radfahrermassen. Die

Rote Fahne schrieb von 2.000 Motorrädern und 715 Lastwagen. Im «Kleinen Volkshaus» erhielten sie Instruktionen. Ihre Unterkunft war eine Turnhalle mit Stroh.

Am nächsten Morgen durchstreiften jugendliche Heerscharen die Stadt, vorbei an Kapellen, Agitpropgruppen und Lenin-Postkarten-Verkäufern. Ungeduldig erwarteten sie den Abend mit den Begrüßungskundgebungen in neun Sälen zugleich. Erwin Jöris ging in den grössten, den «Zoo». Fasziniert stand er im Gedränge, sah auf der Bühne das Balalaika-Orchester Iskra, im Gang die einmarschierenden Arbeitersportler und den verbotenen «Jungsturm». Nach Grusstelegrammen aus Polen und Schweden sprach Heinz Neumann. «Die Sturmbrigaden marschieren. Sie sind die Bahnbrecher der neuen Welt, des neuen Lebens, der neuen sozialistischen Gesellschaftsordnung ... 25.000 Jungarbeiter, das bedeutet 25.000 Herzen, die für die Revolution schlagen. Das bedeutet 50.000 Fäuste, die für die Revolution kämpfen werden.» Jubelnde Emphase befeuerte den Rausch der vermeintlichen Stärke.

Am anderen Morgen hallten ab sechs Uhr Fanfaren und Trommeln durch die Stadt, sammelten sich in Platzkonzerten und lösten sich mittags auf hin zu den Sammelstellen in den Vorstädten. Von dort marschierte Zug um Zug sternförmig ins Stadtzentrum, drängte auf den übervollen Augustusplatz. In einer Radioübertragung grüsste der russische Komsomol. Auf einer Rednertribüne schüttelte der KJVD-Vorsitzende Kurt Müller sozialdemokratischen Jungarbeitern die Hand: Sie hätten erkannt, wer ihre Interessen wirklich vertrete. «Ich sah Berliner Jungkommunisten in SAJ-Uniformen rumlaufen. ‚Na, seid ihr übergetreten?‘ – ‚Halt doch die Schnauze!‘, blafften sie zurück.»

Als auf gegenüberliegenden Rednertribünen Thälmann und Neumann die neue Zeit beschworen, schlug in der Menge die Gegenwart ins Desaster um. Jugendliche hatten ein Auto umgekippt, das sich den Weg durch die Publikumsmassen erzwingen wollte. Die nahen Polizisten gaben Warnschüsse ab, der arbeitslose 21-jährige Melker Alfred Dyba aus dem Wedding sackte tot aufs Pflaster. Junguniformierte griffen den Schützen, den sozialdemokratischen Polizeihauptmann Galle, an. Seine Schupo-Kollegen

eröffneten das Abwehrfeuer, die Kugeln durchschlugen Oberschenkel, Arme und Beine dreier Angreifer. Wutentbrannt prügeln Jugendliche mit Latten, Fahnenstangen und Messern auf Galle und Hauptwachtmeister Karte ein, bis sie starben. Die meisten der jungen Sieger der neuen Zeit bekamen davon nichts mit, marschierten weiter in endlosen Vierer- und Achterreihen vorbei an ihren Führern.

Die Kunde vom Vorfall sickerte in den Siegestaumel der nächtlichen Quartiere. Leipzigs Polizeikommandant verhängte den Belagerungszustand über die Stadt. Alle weiteren Kundgebungen waren verboten. Im Morgengrauen jagten Polizeischnellwagen durch die Strassen, trieben jede Ansammlung auseinander, waren sofort verstrickt in ein ständiges Katz-und-Maus-Spiel. Im Fortlaufen verirrte sich ein 22-Jähriger in eine Sackgasse, rannte in einen Kellerabgang. Der ihm nachhetzende Polizist schoss ins Dunkel: schwerer Bauchschuss. Das Opfer: Gustav Zahnke, Schlosser, Mitglied der Jöris-Jungmannschaft.

In der radikal umbrechenden Stimmung machte sich Gruppe um Gruppe auf den Heimweg. Der Himmel zog sich zu. Reichsweit durchsuchte Polizei die Rückkehrer auf Waffen. Auf Potsdams Glienicker Brücke standen 3.000 Leipzig-Fahrer auf ihren Lastwagen in strömendem Regen bis in die frühen Morgenstunden. Der Sonderzug erreichte den Anhalter Bahnhof nach Mitternacht. «Der ganze Zug wurde umstellt und Wagen für Wagen untersucht. Wir mussten die Hände zeigen, ob sie wegen Schmauchspuren schwarz waren.» 90 Bahnfahrer führten die Schupos zur Feststellung der Personalien ab.

Während die bürgerlichen Blätter über die Ausschreitungen berichteten, ergingen sich die *Rote Fahne* und die *Junge Garde* im Machtvollen des Aufmarsches. Die Toten erwähnten sie nur beiläufig. Gustav Zahnke starb fünf Tage später. Die Urnenbeisetzung auf dem Friedhof Friedrichsfelde mutierte zur üblichen Grossdemonstration, darunter natürlich die «Gruppe Zentrum», auch Erwin Jöris. Im fünf Monate später stattfindenden Prozess wurden elf Jungarbeiter zu insgesamt fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, vier wegen gemeinschaftlicher vorsätzlicher Tötung. Alle zukünftigen Reichsjugendtage wurden verboten.

«Wir organisierten im Feuer des Feindes. Überall, wo für die Sache des Proletariats gekämpft wurde, war der deutsche Komsomol die erste Reihe. Manch einer von unseren Besten sank blutend auf das Pflaster.» Das hatte Heinz Neumann vor dem grossen Treffen in der *Roten Fahne* geschrieben.

Zahnke war der zweite Tote. Einen Monat zuvor war der 20-jährige Georg Karkowski bei einer Demonstration am Welterwerbslosentag in Berlin, auf der Leipziger Strasse, angeschossen worden und vier Tage später gestorben. Auch er ein Mitglied der «Gruppe Zentrum».

Idol der Überflüssigen Saalschlachten, Überfälle auf Vereinslokale und «proletarische Abreibungen». Carl von Ossietzky sprach vom «Revolverheldentum am Rande der Partei». Hermann Weber, der Doyen der westdeutschen Kommunismusforschung, schreibt vom KPD-Sammelbecken für «fanatische Revoluzzer, kompromisslose Radikalinskis, korrumpierte Egoisten, rücksichtslose Gewaltmenschen, zynische Karrieristen und brutale Rabauken». Dirk Schumann verweist in seiner „Politische(n) Gewalt in der Weimarer Republik« auf den typischen Täter der Zeit: männlich, relativ jung und gewaltbereit aus radikaler Überzeugung. Und Klaus Mallmann, Autor einer Sozialgeschichte der Kommunistischen Partei, ergänzt zu den KJVD-Funktionären: viel zu früh erwachsen, katechetenhafte Musterschüler der Avantgarde, linientreue Parteisoldaten neuen Typs, zu jung, um die Spaltung der Arbeiterbewegung als Trauma erlebt zu haben, und deshalb den Avantgardeanspruch der Parteiführung für selbstverständlich hinnehmend. Im rege erforschten Themenfeld ist die Rede von der Militarisierung der Republik jugendlichem Gang in die «männerbündischen Vereinigungen», der Strasse als Lebensraum und dem Kampf um seine Besetzung, symbolischer Politik umschlagend in Mord und Totschlag.

Die Problemlagen der Geburtsjahrgänge von 1911 bis 1915 sind Forschungskonsens geworden. Eine «überflüssige Generation», die chancenlos auf den überfüllten Arbeitsmarkt strömte. Im kleinen kommunistischen Gesellschaftsmilieu avancierte Heinz Neumann, Parteiideologe und Chef-

redakteur der *Roten Fahne*, zu ihrem jugendlichen Vorbild. «Neumann war unser Idol», erklärt Erwin Jöris. «Ein glänzender Redner. Dagegen war Thälmann eine Tüte. Er nahm kein Blatt vor den Mund, versetzte ganze Säle in Stimmung. Entweder lachten alle oder sie gingen in die Luft. Das war der richtige Mann, der nicht andere vorschob.»

Heinz Neumann umgibt bis heute unter den KPD-Funktionären der Nimbus einer Lichtgestalt. 37-jährig unter Stalin erschossen, blieb von ihm das Bild eines jugendlichen Polit-Helden. Als charismatisch, unorthodox-romantisch beschrieb ihn seine Frau Margarethe Buber-Neumann in ihrer Autobiographie. Recherchen wenden zuweilen Bilder, auch die eigenen. Heinz Neumann – der sich nach Erwin Jöris an keine «Moskauer Richtlinien hielt» – entpuppt sich im Licht der Quellen als stalinistischer Einpeitscher. Ein früher Moskau-Aufenthalt machte den 24-Jährigen zum Liebling des Kremldiktators und Kandidaten des Präsidiums der Komintern. Das schickte ihn 1927 in Sachen Revolution nach China, wo er mit dem Georgier Bessarion Lominadse einen Aufstand anzettelte, der 25.000 Chinesen das Leben kostete. Wieder in Deutschland formierte er sich mit Ernst Thälmann und Hermann Remmele zum Stalin-Brückenkopf in der KPD und trieb deren «Bolschewisierung» gnadenlos voran. Am Ende betete man kopflos Parolen nach, die nichts mehr mit deutscher Realität zu tun hatten. Die letzte Diskussion erlosch im Parteiterror. Mit der Durchsetzung der Sozialfaschismusthese besiegelte das Trio den Untergang der Partei, vielleicht sogar der Republik. Jeder Unterschied zwischen Demokratie und Faschismus verwischte sich, jeder Widerstandszusammenschluss zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten war verunmöglicht. In der sozialdemokratischen Hochburg Lichtenberg regierte demzufolge für die Kommunisten 1929 der Feind. Die SPD stellte 19 Bezirksverordnete, die KPD 13, die Arbeitsgemeinschaft der Rechten elf und die Mitte sieben. Der Bürgermeister und sein Stellvertreter waren Sozialdemokraten.

Gleichzeitig forcierte Neumann einen jungkommunistischen Brachialkult. Monate nach dem Blutmai 1929 rief er in der *Roten Fahne* den jungen Parteigarden zu: «Schlagt die Nationalfaschisten, Sozialfaschisten und

Stahlhelmhorden, wo ihr sie trifft!» – Das blieb griffiges Verhaltenscredo der aufgeputzten Jungmannschaft, auch als den Parteioberen Bedenken kamen und sie die Maxime im Juni 1930 zurückzogen, zumindest offiziell. Heinz Neumann aber stand weiter für die Militanz der Strasse, was ab Sommer 1931 auch Polizistenmord bedeutete. Direkte Mordanweisungen von ihm sind nicht überliefert. Einer der massgebenden geistigen Drahtzieher war er allemal.

Proleten-Gebuhle 22. Januar 1931. Es war schwer, den Überblick zu behalten. Der grösste Saal im Berliner Osten war für 1.000 Menschen ausgelegt – 4.000 waren gekommen. Proletarische Urgesteine und junge Arbeitslose, markige Parteigänger und neugierige Frauen. Niemand wollte sich das entgehen lassen. Die Weltwirtschaftskrise hatte Deutschland voll erfasst. Der revolutionäre Radikalismus setzte zur Hochkonjunktur an. Vier Monate zuvor war die NSDAP von 12 auf 107 Sitze im Reichstag explodiert (18,3%), vor der KPD (13,1%) und vor der SPD (24,5%). Ein deutschlandweiter Phoenix aus der Asche. Noch tat man sich schwer, die Braunhemden ernst zu nehmen. Im «roten Berlin» hatten sie ihre Stimmen zwar verdreifacht, kamen aber dennoch nur auf 6 Prozent. Die KPD war zur wählerstärksten Partei geworden. Jeder vierte Stadtbewohner stand hinter der Partei des Sowjetdeutschlands, im Wedding, in Friedrichshain, Treptow und Neukölln gar jeder zweite. Umso dreister war nun der Auftritt der unbekannteren Nazis im Herzen der Berliner Arbeiterbewegung, im Saalbau Friedrichshain. Gauleiter Goebbels knüpfte an seine Provokation in den Weddinger Pharussälen vor vier Jahren an. Vorstoss ins Feindesland, Thema: «Auseinandersetzung mit dem Reichsbanner!», dem sozialdemokratischen Schutzverband.

Die stattliche, 1888 gebaute Anlage, die einem städtischen Theater glich und der Brauerei Königstadt gehörte, gibt es heute nicht mehr. 3.000 Quadratmeter-Säle, endlose Bier- und Speisebuffets, drei unterirdische Kegelbahnen und Sommerbetrieb im Gartenlokal. Nach dem Krieg war Kahlschlag im Friedrichshainer Park, nur die Trümmerberge wuchsen und die Brauereigaststätte wurde zur staatssozialistischen HO-Wirtschaft, bis man sie noch zu DDR-Zeiten abriess.

Heute steht ein Altersheim, wo Arbeiter schwofen und August Bebel, Clara Zetkin, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg sprachen.

Die sozialdemokratische Führung verweigerte sich dem provozierten Rededuell. Zur «Abrechnung mit dem Marxismus» seien alle eingeladen, schrieb der *Angriff* – auch die «anständigen Arbeiter» der KPD. Sie könnten erleben, wie man mit den «Redaktionsjuden der *Roten Fahne* Schlitten fahren» werde. Das KPD-Kampfblatt kündigte an, Goebbels «das Maul zu stopfen». Die NSDAP rief öffentlichwirksam nach Polizeischutz und drohte dem «Unterweltsgesindel der Kommunisten»: Bei Störungen oder Saalschlacht werde ihnen «Hören und Sehen vergehen». Die Ansagen für den Abend waren klar.

Veranstaltungsbeginn: 20.30 Uhr. Drei Stunden vorher warteten die Ersten auf Einlass. Durch die Polizei-Schutzkette kamen nur NSDAP-Mitglieder. Stunde um Stunde wuchs die Sprüche klopfende Menge, auf und ab wandernd gegen die grimmige Kälte. Als sich um 19.15 Uhr die Saaltüren öffneten, gab es einen Stau auf der grossen Eingangstreppe. Im Kassenraum suchten Polizisten jeden nach Totschlägern, Pistolen und Schlagringen ab.

Erwin Jöris war einer der Ersten im Saal, seine Tischlerei lag nur wenige Strassen entfernt. Eilig durchquerte er den pompös-hallenartigen Raum und stieg zum besseren Überblick in die Galerie gegenüber dem Saaleingang. Die SA besetzte die Stühle vor der Orchesternische mit dem Referentenpult. Zur Rednersicherheit. Die blutjungen Zivil-Schläger des «proletarischen Selbstschutzes» postierten sich um die Ausgänge und entlang der Buffets an den Saalwänden. Jöris erkannte Hoffmann, einen Lichtenberger Rotfrontkämpfer. Unauffällig dirigierte er seine Leute. Schon bald drängten sich die Zuschauer in den Gängen, die Saaltüren wurden wegen Überfüllung vorzeitig geschlossen.

Eine Volksfeststimmung mit Raunen, Rauch und Bierschwaden füllte den Saal. Die Schalmeyen-Kapelle spielte das Horst-Wessel-Lied. Nur an den misstrauisch taxierenden Blicken der SA-Ordner ahnte man das Knistern im Saal. «Links, gleich hinter dem Eingang», heisst es später im Bericht eines sozialdemokratischen Polizisten und Veranstaltungs-Beobachters, sassen viele Nazis, «wohl die sogenannte S.A.- oder S.S.-Truppe, im

Alter von 14 bis höchstens 20 Jahren, welche durch ihr Äusseres und durch ihr flegelhaftes Benehmen erkennen liessen, dass sie besonders geeignete Streiter für das ‚Dritte Reich‘ waren». Erwin Jöris wunderte sich über seine Genossen an den Nebentischen. «Die hatten gar kein anderes Ziel, als bloss immer den Ober zu rufen und sich die Henkeltöpfe mit Bier zu bestellen.»

Der nationalsozialistische Versammlungsleiter eröffnete den Abend: Man habe das Hausrecht, die Kommune solle sich unterstehen, Störungsversuche zu unternehmen. Zuerst sprach Parteimann Schulz aus Stettin. Thema: «Marxismus und marxistische Parteien». Die Berliner NSDAP hatte einen starken sozialistischen Flügel und Schulz reklamierte die «wahre Arbeitervertretung» und den «echten Sozialismus» für sich. Seine Attacken gegen die korrupte Sozialdemokratie gefielen den Kommunisten, seine Anti-Marxismus-Polemik provozierte Pfiffe und Klatschen. Die übliche Unruhe machte sich breit. Schulz' Stimme war schwach. Ausserdem war Humor gefragt, viele wollten unterhalten werden. Mit dem stellvertretenden Gauleiter von Berlin, Dr. Hans Meinshausen, einem Lehrer, wurde der Ton rauer: Auf «Marxistische Pest» piff es von den Saalwänden, klatschte die Bühne. Junge SA-Kerle schrien, schnitten Grimassen, zeigten ergrauten Sozialdemokraten einen Vogel. «Rotzungen» und «Lausebengel» schimpften die zurück. «Diese Jungs waren zuletzt schon so heiser von ihrem Gebrüll», heisst es im Polizeibericht, «dass sie kaum noch sprechen konnten.» Kundgebungsleiter Harpe forderte Ruhe.

Kurz vor 22.00 Uhr betrat Goebbels unbemerkt den Raum. Flankiert von zwei SS-Männern schlängelte er sich entlang der Saalseite nach vorn und stand, als Meinshausen zu Ende war, plötzlich auf der Bühne. Eine Welle frenetischer «Heil»-Rufe schlug ihm entgegen. «Die NSDAP-Leute an unserem Tisch klatschten und johlten.» Die Kommunisten reagierten mit einem dreimaligen «Rot-Front», hoben an zur Internationale. Einzelne schrien auf Goebbels gemünzt: «Juden raus!»

Harpe verkündete fünf Minuten Pause, dann die vorgesehene Stunde für Entgegnungen. Ein sozialdemokratischer Reichsbannermann schob sich auf die Bühne. «Liebe Arbeiterbrüder und Arbeiterschwestern» – «Wir haben

keine Arbeit!», schrie es aus dem Saal. Gelächter. Für den «wahren Sozialismus» wolle er sterben, bekannte der Redner, KPD und NSDAP aber wollten eine Diktatur der Minderheit, Hitler, das sei Verrat an den Arbeitern. «Sozialdemokratischer Arbeiterverräter!», schallte es zurück, von Nazis und Kommunisten. Man war sich einig. Nach zehn Minuten brach der Mann ab.

Harpe kündigte Walter Ulbricht als Politischen Leiter der KPD-Bezirksorganisation Berlin-Brandenburg mit einer Entgegnung an. Er könne wegen des Fernbleibens der Sozialdemokraten 45 statt 30 Minuten reden, wenn er für die Kommunisten versichere, bis zum Schlusswort zu bleiben. Ulbricht betrat die Bühne. «Rot-Front» rollte es von hinten durch den Saal. Ein wüstes Pfeifkonzert hob an, einige stimmten das «Horst-Wessel-Lied» an. Aber Ulbrichts näselnde Fistelstimme bohrte sich durch den Lärm.

Selbstverständlich werde man, eröffnete er seine Rede, das Schlusswort des Gauleiters Goebbels ruhig mit anhören. Ulbricht sprach vom Verrat der Nationalsozialisten, die heimlich mit den Bonzen und der Verräter-Regierung paktierten, vom Volksbegehren gegen den ausbeuterischen Youngplan, das einzig die KPD unterstütze, vom Ausverkauf des deutschen Volkes, der Versklavung durch den «räuberischen Friedensvertrag» von Versailles, vom Panzerkreuzerbau, der Enteignung der Fürsten, der notwendigen Besteuerung der Aufsichtsrats-Tantiemen und Warenhäuser, den nationalsozialistischen Streikbrechern. Statt kommunistischer Propagandaformeln gab es Konkretes. Statt Internationalismus beschwor er einen Nationalbolschewismus und ahmte das nationale Pathos nach, was der NSDAP so viel Erfolg zu bringen schien. Man buhlte um dieselbe Proletenschaft.

In das einsetzende Pfeifen und Johlen ermahnte Harpe den Saal zur Ruhe. Umsonst. Irgendwo gab es ein Handgemenge. Ulbrichts abschließendes «Rot-Front» ging im Radau unter. Als SA-Leute ihn gegen einen Kommunisten-Abmarsch als Geisel auf der Bühne zurückhalten wollten, drängten proletarische Selbstschuttschläger auf die Bühne und eskortierten ihn durch den NSDAP-Ring zu seinem Platz.

Goebbels trat zum Schlusswort ans Mikrofon. Aus einer Saalecke erklang die «Internationale». Tausende fielen ein. Goebbels verharrte. Erwin Jöris sah gebannt über die Brüstung in das Gebrodel unter ihm. Wohl ein Drittel da unten waren KPD-Anhänger. Auf- und abschwellendes Gejohle überlagerte Goebbels Sätze: «Ein Kommunist hat mir heute Morgen geraten, ich solle einen Pflasterkasten mitbringen, aber keinen kleinen, sondern einen grossen. Ich habe keinen Verbandskasten mitgenommen, aber meinen Gehirnkasten ..» Eine Gelächterwelle durchlief den Raum. «Zeigen!», «Soweit der kleine Vorrat reicht!» Wieder setzte Goebbels an, wieder kam er nicht durch. Im pfeifenden Saal höhnte Kommunisten-Lachen angesichts des Sprachlosen. SA-Ordner, rasend vor Wut, schlugen auf Pfeifende ein. Unausgesetzt klingelte die Glocke des Versammlungsleiters von der Bühne.

«Wenn jetzt die Nazi-Sprechchöre organisiert ‚Ruhe‘ gerufen hätten», heisst es im Polizeibericht, «wäre bestimmt Ruhe eingetreten, da der vernünftige Teil der Anwesenden sie hierin unterstützt hätte. Oder wenn jetzt die Polizei erschienen wäre, um durch ihr Vorhandensein und ihre Autorität und Entschlossenheit wild gewordene Elemente unter allen Umständen zu isolieren, wäre es noch gelungen, Ruhe in diesen Hexenkessel zu bringen.» Stattdessen schlugen SA-Leute mit Tisch- und Stuhlbeinen wild auf die buhenden Kommunisten ein. Frauen sprangen ängstlich auf und drängelten zu den Ausgängen. Stühle und Tische wurden vor den Saaltüren zur Seite geschoben.

«Da ging es los», erzählt Erwin Jöris. «Die Kommunisten feuerten von der Empore die gesammelten Biertöpfe auf die SA-Schalmeienkappelle, mindestens hundert. Die NSDAP-Leute an unserem Tisch waren völlig entsetzt! Die ganze Zeit hatten sie immer gedacht, sie hätten Kollegen vor sich, und nun waren sie total erschrocken, als der Tisch hochkippte und sie ein paar in die Fresse kriegten.»

Ohne Uniformen war der Gegner nur schwer auszumachen. In einer Saalecke flogen Stühle aufeinander. Verwundete hielten ihre Köpfe. Aus Platzwunden floss Blut. Panik brach aus. Auf dem Boden lagen Mäntel, Jacken, Damenhüte und Herrenstiefel. Frauen fielen kreischend um. Endlich gingen die Seitentüren zum Park auf.

Hinter dem Bühnenvorhang stürmte Polizei hervor, stationiert in der Küche und im Keller. Gummiknüppeleinsatz. «Alles flog durch die Gegend. Zum Schluss habe ich einen Holzstuhl genommen, um die Bierhumpen abzuwehren. Am Ende war kein Kronleuchter, kein Spiegel, kein Stuhl mehr heile. Alles ging in Trümmer.» Kommunisten und Nationalsozialisten brachten ihre Verletzten in Sicherheit. «Goebbels und sein Gesindel türmten nach hinten aufs Hochparterre. Auf den Wegen im Park lagen Mützen und im Gebüsch braune Uniformen.»

Die Polizei trieb die Schläger aus dem Saal und sperrte das ganze Quartier bis zum Morgengrauen. 100 Verletzte, acht davon schwer, 40 Verhaftungen. Von «Tumulten, wie sie in Berlin bei einer politischen Veranstaltung noch nie erlebt worden sind», schrieb die *Vossische Zeitung* am nächsten Tag. «Verdiente Abfuhr der kommunistischen Lügner und Wortbrecher» titelte der *Angriff* – «Unser Sieg! Goebbels Niederlage!» die *Rote Fahne*. Zwei Parteien im Sieg. Kaum jemand ahnte, dass das nur ein ziviler Vorbote der kommenden Radikalisierung war. Erwin Jöris, 18-jährig, noch Zuschauer, nicht Akteur, war heil davongekommen.

Am Abend rief die KPD zur lange vorher angesetzten Streidiskussion: «Sowjetdeutschland oder Drittes Reich», zeitgleich in sechs Berliner Sälen. In den Weddinger Pharussälen war Goebbels gegen den kommunistischen Reichstagsabgeordneten Stöcker angekündigt. Aber vorerst gab es keine Neuauflage, der Gauleiter hatte einen Auftritt in Breslau. Erwin Jöris aber war in Berlin dabei.

Erinnerungsringe Die Anfänge des Geheimen Staatsarchivs Preussischer Kulturbesitz gehen bis ins 13. Jahrhundert zurück. Eine ehrwürdige Institution. Zum Namen Erwin Jöris sei man fündig geworden, heisst es in der Antwort zur Anfrage. Prozessakten. Sonnenstrahlen schneiden Lichtschneisen quer durch den hohen Lesesaal, eine friedliche Stimmung, Gegenatmosphäre zur Geschichte in den bereitgelegten Akten.

Vier Tage nach dem Saalbaukrawall, an einem kalten Montagabend im Januar 1931, machten sich 17 prügelfreudige Jungkommunisten unter der

Führung von Erwin Jöris nach ihrem Gruppenabend in der Dossestrasse auf den Weg zum Jugendheim an der Hauffstrasse 19, unweit des Rummelsburger Sees. Die grossen Polit-Schlachten wurden auf Jugendclub-Ebene nachgespielt. «Eine proletarische Abreibung» für die Freien Pfadfinder. Mit dabei Kurt Seefeld, Jöris' bester Freund Rudi Toffel, Rudi Hase und Hans Lehmann.

Lautstark verhandelten die Halbstarken unterwegs ihre Aktion, munitionierten sich mit allem, was sie finden konnten, und stürmten die Hintertür des freistehenden Hauses. Doch sie stiessen unvermutet auf Widerstand. Die Paden-Powell-Jugend war gewarnt worden. Im wüsten Kampf um die Tür krachte die Scheibe oberhalb des Rahmens zu Boden. «Jöris hielt in der Hand eine Gartenhacke,» heisst es in der Anklageschrift, «mit der er auf den Zeugen Schade, der die Tür mit Stühlen zu verrammeln suchte, einschlug. Schade konnte sich nur dadurch vor Verletzungen bewahren, da er sich mit einem Stuhl deckte und so der Schlag aufgefangen wurde. Später flog dann die Hacke in das Zimmer der Pfadfinder hinein» – ein mit Wasser gefüllter Eimer folgte, ein Stein traf einen Pfadfinder am Kopf.

Nach zehn atemlosen Kampfminuten flohen die Jungschläger vor der gerufenen Polizei in die Nacht. Zwei Schupos begleiteten die Überfallenen über die schlecht beleuchteten Wege nach Hause. In einem Hauseingang nahe der Frankfurter Allee griffen sie Hans Lehmann auf.

Gleich sechs Pfadfinder versicherten in ihren Vernehmungen, Seefeld, Jöris und Hase untrüglich erkannt zu haben. Der Staatsanwalt erhob Anklage wegen «Landfriedensbruch und öffentlicher Zusammenrottung einer Menschenmenge, die mit vereinten Kräften gegen Personen und Sachen Gewalttätigkeiten beging».

Ein Fürsorger des Jugendamtes Lichtenberg klärte die familiären Verhältnisse im Hause Jöris ab. Lehrmeister und Schule waren zufrieden. Vater Jöris, der alte Novemberegänger, versicherte, jede gewaltsame Bekämpfung politischer Gegner energisch zu verurteilen.

Drei Monate später, am Freitag, 24. April 1931, kam es vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte in der Strahlauerstrasse 44/45 zur Verhandlung.



48 (Abb. 6) KJVD-Gruppe Zentrum, von links: Rudi Hase, «Gänseblümchen»,
Kurt Seefeld, Berlin 1930

Jöris und Seefeld stritten, trotz erdrückender Beweislast, alles ab. Das Urteil: Sechs Monate Gefängnis für den Rädelsführer Jöris, bedingt für die nächsten drei Jahre. Zwei Wochen Gefängnis und Schutzaufsicht für den Möbelpoliturlehrling Kurt Seefeld. Beide legten Berufung ein.

Die Berufungsverhandlung war ein halbes Jahr später im Kriminalgericht Moabit, noch heute das grösste deutsche Justizgebäude. Wenige Jahre später werden Georgij Dimitroff und Ernst Thälmann hier vor Gericht stehen, fünfzig Jahre später Erich Mielke und Erich Honecker. Zwei gewaltige Türme flankieren die lang gestreckte Kolossalfassade, die Eingangshalle erinnert an ein Barockschloss. Einschüchterungsarchitektur, die auch die frech-forsch auftretende Jungschar zur Gerichtsverhandlung beeindruckt haben wird. An die hundert Prozesse fanden damals täglich hier statt. Staatsanwälte, Richter, Verteidiger, Geschworene, Wachtmeister und Dienstboten eilten durch die Gänge, vorbei an Zeugen, Zuschauern und Angeklagten. Das Schauspiel ist bis heute geblieben.

Vor der geschlossenen Saaltür feierte die jungkommunistische Prozessverstärkung aus Lichtenberg die «Justizopfer» Seefeld und Jöris und drängten bei Türöffnung auf die bald voll besetzten schmalen Zuschauerbänke. Die Rote Hilfe hatte einen der bekanntesten kommunistischen Anwälte beauftragt: Ludwig Barbasch. Der 38-Jährige hatte 1928 eine Kanzlei mit dem viel jüngeren Hans Litten eröffnet. Von Litten sprach ganz Berlin. Fünf Monate zuvor hatte er in einem Prozess Adolf Hitler im Zeugenstand in die Enge und zur Weissglut getrieben und nachgewiesen, dass die SA-Schläger nur die Staatsstreichabsicht der Partei umsetzen.

Auf der Zuschauerbank kehrte keine Ruhe ein, alles wurde lautstark kommentiert, bis der Richter einen der Schreihälse hinauswerfen liess. Im Urteil wandelte sich Kurt Seefelds zweiwöchige Gefängnisstrafe zur 50-Mark-Geldbusse, die Berufung von Jöris wurde abgelehnt. Die Prozesskosten hatte er zu tragen. Strafmildernd seien das Fehlen von Vorstrafen und die «politische Verhetzung». Damit hing über Jöris das Damoklesschwert sechsmonatiger Haft. Ein Jahr nach der Revisionsverhandlung wurde das

Urteil in der Weihnachtsamnestie des Reichskanzlers Kurt von Schleicher aufgehoben.

Wichtiger als diese Verurteilung ist Jöris aber im Rückblick eine ganz andere, nicht weniger zeittypische Auseinandersetzung vor einer der 50 Stempelstellen der Stadt. Was war hier geschehen? Ab Herbst 1931 gehörte der 19-Jährige zum Heer der arbeitslosen Holz- und Bauarbeiter, die zwei Mal in der Woche zu ihrem Arbeitsnachweis in der Gormannstrasse pilgerten. Die Tristesse des umliegenden Scheunenviertels mit Spelunken, billiger Prostitution und ostjüdischen Händlern herrschte auch in den Stempel-Sälen und Fluren. Hoffnungslosigkeit schlug schnell in Gewalt um. Hier setzte die Berliner Polizei 1923 zum ersten Mal Gummiknüppel ein. Mehr als einmal stürmte sie das Haus. Ein Gerücht, die Verzweiflung beim Gedanken an die kommenden geldlosen Tage oder eine auf einem Holzpodest gehaltene Brandrede mobilisierte Hunderte, ja Tausende im Nu. SA- und KPD-Parolen fanden hier offene Ohren. Die kommunistischen Erwerbslosen-Demonstrationen, «Hungermärsche» genannt, starteten bei den Arbeitsnachweisen, fielen aber unter das Demonstrationsverbot und endeten in der Gormannstrasse regelmässig in Strassenschlachten. 15.000 Demonstranten hatten am kommunistischen Welterwerbslosentag im Februar 1931 die Amtsräume demoliert und die Beamten auf die Strasse gejagt.

Schnell wurde Erwin Jöris Jugendvertreter im Erwerbslosenausschuss, der sich gegenüber der Stempelstelle in einer Kneipe traf. Er erlebte, wie KPD-Rollkommandos Nazipropagandisten aus den Räumen prügeln und sich Randalen an Randalen reihte. Und eines Tages, wohl im Jahr 1932: «Ich war mal wieder da, und dachte: Heute gibt's wieder Geld [7 Mark 60 für zwei Wochen, ap], das wird sie zu Hause beruhigen. Aber einer mit einer dicken Zigarre erzählte uns, dass die Kassen leer seien! Da ging es rund. Alles wurde auseinandergenommen – auch die NSDAP-Leute. Dann wurden die Geschäfte vor der Tür geplündert, Würste flogen durch die Strasse, Brötchenkörbe wurden ausgekippt – eine richtige Rebellion. Eine ganze Hundertschaft Polizei kam. Und während die Polizei draussen holzte, sass ich drinnen unter einem Tisch, kniff immer ein Stück Wurst ab und dachte:

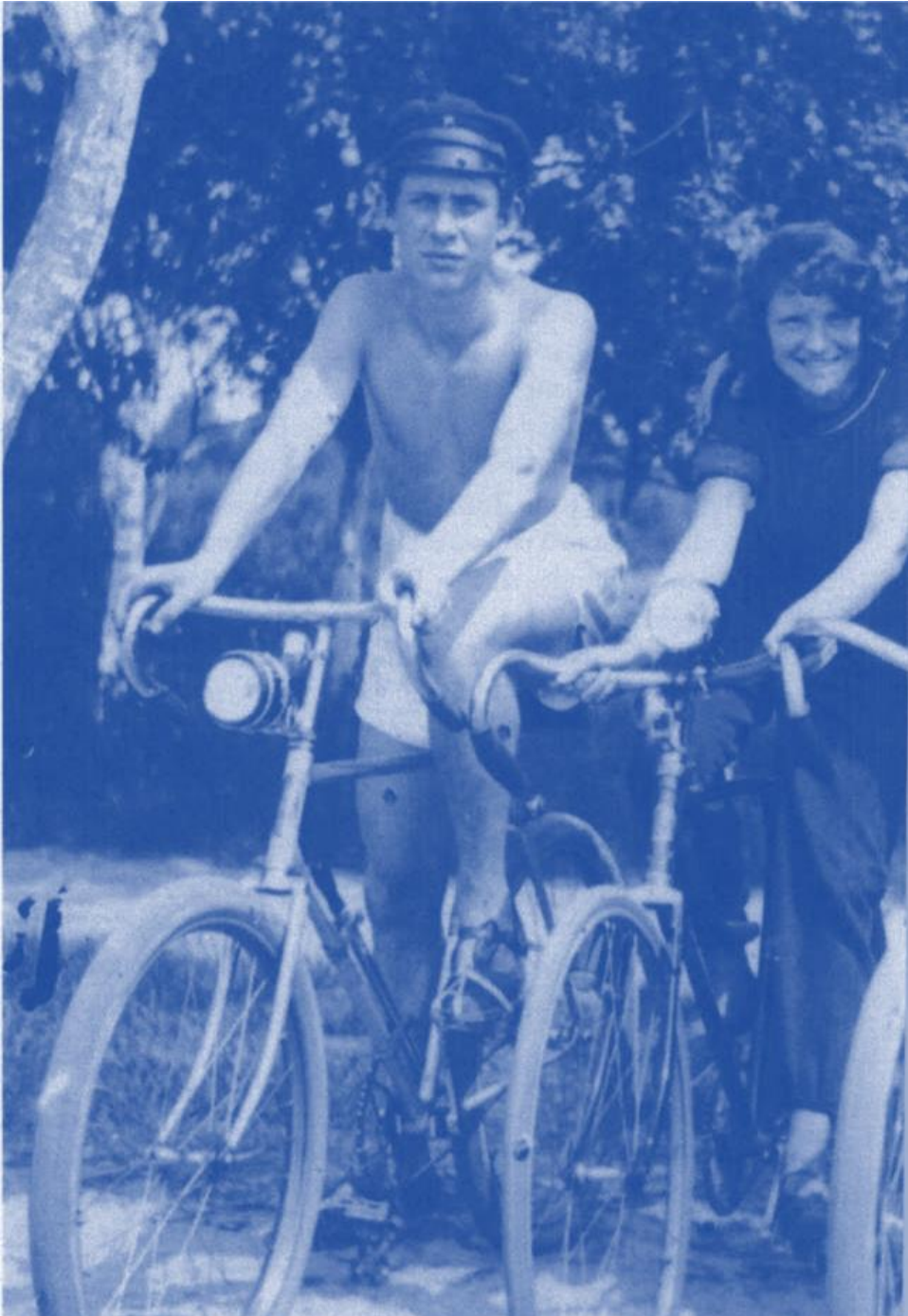
Haste gut überstanden! Drei Tage später kam die Aufforderung, mich im Polizeipräsidium zu melden.» Irgendjemand hatte ihn als Rädelsführer benannt. Aber die Beweise reichten wohl nicht aus – Jöris wurde dieses Mal nicht verurteilt.

Herzschuss Sie waren Freunde schon seit Kindertagen: Rudi Toffel und Erwin Jöris, Sattler und Tischler, beide 18 Jahre, schon lange in der «Gruppe Zentrum». Toffel wohnte um die Ecke, in der Kronprinzenstrasse, auf deren Gehwegen sie einst Dampflok gespielt hatten. Auf der Grundschulbank sassen sie zusammen, bis zu Jöris' Weggang in die «Weltliche». Von den 20 Jugendweihezöglingen der linken Parteien traten vier der kommunistischen Jugend bei, darunter sie beide. Nun waren sie beide Mitglieder der Gruppe Zentrum. Der schmächtig-zähe Rudi Toffel entwickelte sich zum begeisterten Arbeitersportler, dessen Verein als Deckorganisation des verbotenen Rotfront-Kämpfer-Bundes diente. Erwin Jöris wurde Parteimitglied und zum Jugendinstrukteur des Unterbezirks Ost ernannt – dem größten von sechs städtischen Unterbezirken, mit Friedrichshain, Lichtenberg und Köpenick. Rudi Toffel war für ihn als Polleiter in der Dossestrasse nachgerückt.

1931 war ein heisser Sommer, aber für sie waren die Zeltlagerwochenenden vorbei. Wenn die anderen auszogen, stiegen sie ausgetretene Treppen zur Wurfpropaganda hinauf, drückten sich in dunkle Hinterhöfe – «Achtung, Achtung, hier spricht der KJVD!» – und grübelten abends gemeinsam, wie man die Flüche aus den Fenstern schlagfertiger hätte parieren können. «In SPD-Hochburgen, z.B. am Schlesischen Bahnhof, musste man auch mal mit einem Eimer Wasser rechnen.»

Den Entbehrungs-Dauereinsatz kompensierten sie mit Elitebewusstsein. «Da gab es keine Parteileichen, und wenn man merkte, dass dieser oder jener nicht fähig war oder sich drückte, machte man ihm klar, dass er in eine andere Organisation gehen solle. Es gab Direktiven, und dann wurde gehandelt», erklärt Erwin Jöris.

Sie spedierten, vertrieben, kassierten: Zeitungen, Parteiliteratur, Flugblätter; verbanden Nachtmärsche mit Halb-militärischem und Schulungstage



52 (Abb. 7) von links: Rudi Toffel (wenige Wochen vor seinem Tod), Hilde Toffel und ihr Freund, Otto Döring, Erwin Jöris, Hölzerner See Sommer 1931



Schlachtengänge 53

am See mit dem «Roten Landsonntag» Sie durchkämmten Dörfer, steckten Flugblätter zwischen Lattenzäune, sangen das Loblied der Kollektivierung und waren abends froh, wenn kein Hofbesitzer seine Hunde auf sie gehetzt hatte. Mit weniger als dreissig im Tross war die Landpropaganda zu gefährlich.

Vor Wahlen schlichen sie mit selbst gemalten Plakaten nachts los, hängten sie aus Dachluken, beklebten hohe Hauswände und flohen vor Polizisten. «Einem habe ich von oben den Kleister ins Gesicht geschüttet und bin über die Schienen verschwunden.» Wo eine Demonstration angesagt war, strömten sie hin. Wo eine Veranstaltung stattfand, füllten sie Säle.

Das Militärische schien ihnen richtig, der Weltkriegs-Uniformkult war ihnen suspekt. «Sonntags oder sonntags hat man gedacht, man befindet sich in einer Garnisonsstadt. Reichsbannerjugend, der Jungstahlhelm, die Hitlerjugend, der rote Jungsturm, alle liefen uniformiert zu ihren Stellplätzen, mit Trompeten, Fahnenstangen, Tambour-Chor und Kapellen.» Auch die Kommunisten lockten mit Einheitsmontur. Im Laden «Die Junge Garde» in der Koppenstrasse 7 am Schlesischen Bahnhof gab es Mützen, Fahnen, Stiefel.

Für Jöris waren die protzenden Träger schlicht «Reklamekommunisten». Parteiarbeit war das nicht. «Und wer tanzen ging, war für uns ein spiessiger Filzlatschenrevolutionär.» Man hatte anderes zu tun. Der KJVD, so glaubten Toffel und er, musste die proletarische Jugend führen. Aber das war nicht so einfach. Zwar verdreifachte sich die Mitgliederzahl in den letzten zwei Jahren auf 37.000 deutsche Jungrevolutionäre – zumindest in den Propagandabroschüren –, 5.000 davon in Gross-Berlin. Aber schon die Jung-Sozialdemokraten hatten ein Drittel mehr Mitglieder, der Jungstahlhelm drei Mal so viele, die Wehrsport-Verbände eine halbe Million und die katholische Jungmannschaft gar 1,8 Millionen. Die jugendliche Kerntruppe der Parteisoldaten war klein, viele kamen und gingen, aber nur jeder Zweite blieb. Das trockene, nicht ungefährliche Politgerenne war unattraktiv. «Die Jugendlichen wollten segeln, ein bisschen Natur sehen, etwas geboten bekommen. Und nicht auf Lastwagen durch die Strassen gefahren werden.» Auch jungkommunistische Avantgarden standen fröstelnd und

flachsend unterm Sprungturm im Flussbad Rummelsburg und freuten sich über das vom nahen Kraftwerk erwärmte Spreewasser – aber als Arbeitersportler des proletarischen «Schwimmvereins Welle». Und auf den Thüringer Bergen hielten sie bei den in den Nachthimmel stiebenden Funken der Höhenfeuer und Ziehharmonikaklängen inne – aber bei einer Sommersonnenwend-Feier der «Kampfgemeinschaft für Sporteinheit». Mit dem instrumentalisierten Jugendtraum erreichte man nur wenige proletarische Altersgenossen.

Aus Selbstschutz erklärten sie die Masse für indifferent, sangen in Straßenliedern die Zukunft vorweg: «Arbeiter, Bauern, nehmt die Gewehre zur Hand, zerstampft die faschistischen Völkerbundheere, setzt alle Länder in Brand.» Nachts pinselten sie «,Es lebe der bewaffnete Aufstand'» an Hauswände und ärgerten sich über die «ollen Parteigrummels», die sie ignorierten und ihren Sprösslingen den Beitritt verboten. «Andere anwerben, aber die eigene Jugend in den Glaskasten setzen. Lauter Leute, die sich drückten, wenn es zur Sache ging.» Und zur Sache ging es immer mehr.

Zum internationalen «Kampftag» hatte die Komintern den 1. August erklärt, in Erinnerung an den Ausbruch des Krieges und Abwehr des nächsten. Berlins Polizeipräsident, der machtbewusste Albert Grzesinski, verbot den Aufmarsch 1931 – wie alle Partei-Demonstrationen in diesem Jahr. «Da hörte ich Walter Ulbricht im Karl-Liebknecht-Haus in einer Besprechung sagen: ‚Wir lassen uns die Strasse nicht verbieten.‘» Das bedeutete die Szenieriewiederholung des Mai 1929. Aber durch die Parteispitze geisterte die Vorstellung von Vorbereitungs-Strassenschlachten der «Massen» für den kommenden Bürgerkrieg. «Es war die Zeit, wo es hart auf hart ging.»

Am Vorabend organisierte die Partei überall Antikriegs-Veranstaltungen. Polleiter Toffel wettete im Dosse-Jugendheim: 1914 habe eine verbrecherische Bourgeoisie Millionen von Arbeitern in den Tod getrieben, wieder rüsteten die Imperialisten der Welt gegen das «Vaterland der Werktätigen», im Kampf gegen den Krieg ging es um den Kampf zur Macht. Ein zweites 1914 sei nur im Aufstand der Massen, im Bürgerkrieg, zu verhindern.



56 (Abb. 8) Kurt Seefeld, Bruno Belter und Bruno Kops (sie wohnten alle in der Kronprinzenstrasse), Königs Wusterhausen Sommer 1932



Schlachtengänge 57

Erwin Jöris stiess direkt aus dem Karl-Liebknecht-Haus hinzu. «Die Diskussion nach Rudis Rede war nicht einfach. Einer mäkelte rum.» Nachher sprachen sie sich kurz, verabredeten sich: «Wir wollten nach der Demonstration mal wieder zum Hölzernen See fahren.»

Schon unter der drückenden Sommerhitze der samstäglichen Morgenstunden lag Unruhe. Die *Rote Fahne* rief «zum Dolchstoss ins Herz des kapitalistischen Weltsystems» auf. «Dass in nicht ferner Zukunft die roten Sowjetfahnen über ein Deutschland wehen werden».

Der Demonstrationsplan lief mit taktischer Verspätung durch die Informationskanäle: Um ein Uhr, S-Bahnhof Frankfurter Allee. Sternförmiges Zusammenströmen zum Stadtschloss. Abmarsch Lichtenberg, S-Bahnhof Frankfurter Allee. Um 12 Uhr drängelten sich Schaulustige auf den Bürgersteigen, im Hinterkopf, dass an dieser Stelle drei Wochen zuvor der Polizeioberwachmeister Emil Kuhfeld, Mitglied des Reichsbanners, aus einer Jungkommunisten-Demonstration heraus erschossen worden war.

300 Genossen traten zusammen, darunter viele der «Zentrums-Gruppe», auch Jöris und Toffel. Kleinstgrüppchen verharrten in Seitenstrassen, bewaffneter Parteischutz in Zivil. Heissspornige Jugendliche drängelten nach vorn. Nach 500 Metern, auf der Höhe der Mainzer Strasse, zeigten sich fünf Schupos. Der Zug blieb stehen. «Arbeitermörder», riefen einige. Alfons Dreger, ein Lichtenberger Arbeiter, stieg auf einen Kasten, redete sich in Klassenkampf-Rhetorik. Die Schupos drohten mit Festnahme. Steine flogen durch die Luft. «Auf einmal stürmten Bewaffnete aus dem U-Bahn-Aufgang Samariterstrasse und ballerten los.» Ein Beamter knickte weg. «Die anderen Polizisten schossen in die Menge.» Im Untersuchungsbericht ist von 18 Schüssen die Rede, von beiden Seiten. Erwin Jöris rettete sich hinter einen Feuermelder. Ein paar Meter entfernt lag Rudi Toffel.

Der Lärm der Frankfurter Allee des Jahres 2005 schluckt die Erklärungen von Jöris. Vor uns die einmündende Karlstrasse, wo der Freund lag, auf der anderen Strassenseite der U-Bahn-Ausgang, aus dem das «militärisch organisierte Rollkommando», so der *Berliner Lokalanzeiger*, schoss. M-Apparat der KPD.

Ich versuche, mir den Samstagnachmittag 1931 vorzustellen: die Strasse mit Bäumen, kaum Strassenverkehr und Werbeschildern, ohne die Nachkriegsbauten. Das panikartige Auseinanderstieben, die Humpelnden in den Seitenstrassen, die Stille nach den Schüssen, die sich unter einem einsetzenden Steinhagel zurückziehenden Polizisten. Auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig der angeschossene Polizist – Polizeihauptwachtmeister Fiebig, der später im Krankenhaus sterben wird – den Tschako mit Kinnriemen noch auf dem Kopf – und der bleiche, noch 18-jährige Jöris, der auf das Blut am Hals seines Freundes starrt. Seine Ohnmacht. «Jemand schlug den Feuermelder ein. Der Krankenwagen kam schnell, mit dem Stadtarzt Schmincke, einem Kommunisten.» Er untersuchte nur kurz, schwieg. «Die Kugel muss direkt ins Herz und hinten wieder rausgekommen sein.»

«Ich musste die Eltern unterrichten.» Im Motorrad-Seitenwagen auf der Fahrt zum Hölzernen See rang er um Worte, Sätze. «Ich klopfte aufs Zelt. Als Mutter Toffel rausguckte und Rudi nicht sah, lachte sie: ‚Wo hat der Bengel sich wieder versteckt?‘ Was sollte ich sagen? – ‚Ihr müsst mit reinkommen. In Berlin ist viel passiert. Euer Sohn liegt im Krankenhaus‘. Dass er tot war, habe ich nicht über die Lippen gebracht.»

Als sie in der Klinik ankamen, schickte man sie ins Leichenschauhaus. Das war schon zu. Die Nacht war angebrochen, die Strassen dunkel, doch in der Kronprinzenstrasse drängte sich der Kiez. «Es war heiss, und alle waren in Aufregung.» Hass gärte. «Wenn ein Polizeiauto durchs Quartier fuhr, flogen Blumentöpfe aus den Fenstern.» Die Demonstrationzüge des Antikriegstages in Moabit, Neukölln, Schöneberg, im Wedding, am Hausvogteiplatz und in der Leipziger Strasse waren aufgelöst, 51 Leute verhaftet worden. Nur in Lichtenberg hatte es zwei Tote gegeben. An die Nacht kann sich Jöris nicht mehr erinnern.

Am nächsten Morgen begleitete er Toffels zum hufeisenförmigen Gebäude in die Hannoversche Strasse. Hinter Schaufenstern auf Schrägen lagen die unidentifizierten Toten der Grossstadt – Unglücksfälle, Selbstmorde, Verbrechensopfer. Die Tafel: «Leichenschauhaus geöffnet» lockte

immer Schaulustige. «Ich blieb draussen, denn jeder, der nicht zur Familie gehörte, wurde als Beteiligter verhaftet.»

Jöris stürzte sich in die Beerdigungsorganisation, trommelte mit Zentrumskollegen eine Kundgebung in der Kronprinzenstrasse zusammen, demonstrierte nach aussen Kampfesmut und stand doch innerlich unter Schock. Es war der Dritte von ihnen, nach Georg Karkowski und Gustav Zahnke. Derweilen betrieb der Parteiapparat das propagandistische Ausschachtungsritual. «Die Berliner Jungkommunisten beantworten die Erschiessung Rudis mit einem Rudi-Toffel-Aufgebot. Füllt die Lücken. Werdet Kämpfer für ein sozialistisches Sowjetdeutschland, für das unser Kamerad Rudi starb», schrieb die *Rote Fahne*. Funktionäre drängten die Eltern, die ein privates Begräbnis wollten, zum Grossanlass. Hundertfach wurden Postkarten-Fotos des Sohnes in den Betrieben verkauft. Der Erlös sollte für die Familie sein.

Freitag, 7. August 1931. Die Behörden hatten den Trauerzug genehmigt, alles Politische aber wie üblich verboten: keine Bekundungen, keine Uniformen, keine Parteiabzeichen, keine Transparente. Aber schon über dem Sarg, von Jungkommunisten aus dem Leichenschauhaus getragen, lag eine Sowjetfahne. Polizisten setzten die Sargträger für 20 Minuten fest – ein Aussonderungsversuch von Militanten, während ein Wagen die Leiche zu den Tausenden Wartenden am Küstriner Platz fuhr. Überall waren Uniformgürtel mit Taschentüchern umwickelt, Polizisten rissen die Kranzschleife ab: «In der Fülle deines Lebens von Mörderhand dahingerafft». Tumult lag in der Luft. Jöris ging mit der Familie unmittelbar hinter dem Sarg. Die breite Frankfurter Allee, der U-Bahn-Aufgang Samariterstrasse, die Karlstrasse. Gang über den Unglücksort, wieder drängten sich Schaulustige. «Brüder zur Sonne», sang hinter ihnen der Trauerzug. Auf dem Friedhof Friedrichsfelde stieg Jöris auf eine Kiste. Die Kampfparolen halfen ihm über den inneren Taumel. Es war seine erste Grabrede. Dann sprach Wilhelm Koska, Generalsekretär der Roten Hilfe, dass «in diesem Jahr durch die faschistischen Mörder und durch die Kugeln der Polizei



(Abb. 9) Sammelkarte zur Beerdigung, Bild des ca. 15-jährigen Rudi Toffel von 1927/28 (von Erwin Jöris über die Jahre in der Brieftasche auf bewahrt, mit handschriftlichem Vermerk)

zwölf Arbeiter ihr Leben lassen mussten». Während andere redeten, brach Mutter Toffel am offenen Grab zusammen.

Das Begräbnis und die nachfolgende grosse Abschiedsfeier im Festsaal der Rummelsburger Türschmidtstrasse aber gingen schon in einer der atemlos aufgeheizten Politschlachten unter: dem Volksentscheid zur Auflösung der Preussen-Regierung. Preussen – das waren zwei Drittel Deutschlands und unter den windigen Präsidialkabinetten die letzte demokratische Bastion. Wer Preussen hatte, hatte Deutschland. In die rechtsextrême Einpeitscherstimmung gegen den sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Otto Braun und seinen Innenminister Carl Severing – getragen durch DNVP, DVP, Stahlhelm und Nazis – stimmte die KPD auf Geheiss Stalins frenetisch mit ein. «Lastautos fahren mit schwarz-weiss-roten Fahnen durch die Strassen. Die SA und die SS schrien ihr ‚Sieg Heil‘ und der Rotfront-Kämpferbund bläkte gegen die ‚Sozialfaschisten‘.» Das «‚Moskau verrecke‘» der Nazis und das «‚Hitler verrecke‘» der Kommunisten waren nicht zu hören.

Die Demokratiezertrümmerer beider Seiten wähten sich vor dem Republiksturz. Im Taumel siedender Revolutionserwartung eskalierten seit Monaten die Gewaltausbrüche. Kommunistische Unterbezirksleitungen begrüßten unverhohlen die Morde an den – meist sozialdemokratischen – Polizisten. «Für einen erschossenen Arbeiter», drohte eine ans Karl-Liebnecht-Haus gepinselte Parole, «fallen zwei Schupo-Offiziere. Rot-Front nimmt Rache.» In der Nähe attackierten sich am Tag vor der Abstimmung Rot-Front-Provokateure und Wachtmeister zu Pferd. Am Ende lag ein Toter auf dem Kopfsteinpflaster: Fritz Auge, Klempner, 19 Jahre, parteilos.

Am nächsten Morgen entschieden Preussens Bewohner: Die sozialdemokratische Landesregierung bleibt. Abends, um 20.15 Uhr, wurden die Polizeihauptleute Paul Anlauf und Franz Lenk, Sozialdemokraten, vor dem KPD-Partei-Haus hinterrücks erschossen. Noch in der Nacht verhaftete man 183 Verdächtige, aber die «Parteischutz»-Meuchelmörder Erich Mielke, ein 23-jähriger Arbeitsloser, und Erich Ziemer, waren längst auf dem Weg nach Moskau. Anders als geplant, übertünchte die öffentliche Aufregung angesichts der Morde nur oberflächlich das eigentliche KPD-

Desaster. Der Mythos von der «Antifaschisten»-Partei war dahin. Aus der Erinnerung der Leute war nicht mehr zu tilgen, dass Rot-Frontkämpfer mit SA-Leuten einträchtig Wahlplakate gehalten hatten. «Danach», so Erwin Jöris, «war alles anders.»

11. Jahrg. / Nr. 124 / Preis 20 Pfennig

Berlin, Sonntag, 27. Mai 1928

Die Rote Fahne

Zentralorgan der Kommunistischen Partei Deutschlands (Sektion der Kommunistischen Internationale)

Redaktion und Verlag: Maximilianstraße 19, Berlin, W. 1
Verleger: Kurt Weiskopf, Berlin, W. 1, Unter den Eichen 15
Druck: Verlagsanstalt "Die Rote Fahne", Berlin, W. 1, Unter den Eichen 15

Abonnementpreise: Ein Jahr 10 Mark, sechs Monate 6 Mark, drei Monate 3 Mark, ein Monat 1 Mark
Einzelhefte 20 Pfennig
Abonnementpreise für den Ausland: Ein Jahr 12 Mark, sechs Monate 7 Mark, drei Monate 4 Mark, ein Monat 1 Mark 50 Pfennig
Abonnementpreise für die Schweiz: Ein Jahr 10 Mark, sechs Monate 6 Mark, drei Monate 3 Mark, ein Monat 1 Mark
Abonnementpreise für die Türkei: Ein Jahr 10 Mark, sechs Monate 6 Mark, drei Monate 3 Mark, ein Monat 1 Mark
Abonnementpreise für die Türkei: Ein Jahr 10 Mark, sechs Monate 6 Mark, drei Monate 3 Mark, ein Monat 1 Mark



64 (Abb. 10) Die Rote Fahne, 27. Mai 1928

KPD-Gewalt-Exkurs Wie war das mit der kommunistischen Strassengewalt des Jahres 1931? Im «Zentrum für Berlinstudien» sind die Zeitungen dieser Jahre auf Mikrofilm: *Berliner Lokalanzeiger*, *Berliner Morgenpost*, *Berliner Tagblatt*, das *Amtsblatt der Stadt Berlin* – Momentaufnahmen in Weiss auf schwarzem Grund. Im Jahr 1931 findet sich eine merkwürdig heile Stadtwelt mit Parkerneuerungen, Kosmetikwerbung, Theaterabenden und kleinen Unglücken, die so gar nicht zum Tagesszenario der *Roten Fahne* und des ihr nachgemachten NS-Pendants *yl/ignj^* passen will. In Dauerschleife ist hier von Terror, Anklagen, «Märtyrer»-Gedenken und der neuen Zeit die Rede.

«Wir waren fürs radikale Aufräumen.» Das Weltbild hinter jenem lapidaren Jöris-Satz malt sich in der *Roten Fahne* von Seite zu Seite aus: mit Sowjetunion-Verheissung, Daueraufrufen zum bewaffneten Aufstand und der Gegnerausmachung nicht im Stahlhelm und der SA, sondern dem sozialfaschistischen Verbrecherstaat mit «schiesswütigen Schupos». In den Artikeln mutiert der Polizistenmord am Bülowplatz zum «gerechten Akt der Volksjustiz», die Erschiessung von Emil Kuhfeld in der Frankfurter Allee zur «Abwehr des Polizeiterrors», der gezielte Todesschuss auf Polizeihauptwachtmeister Fiebig zum berechtigten Schlag gegen eine Regierung, die den «Meuchelmord friedlicher Arbeiter zum Staatsprinzip gemacht» hat.

Dieses Indoktrinationsbild rechtfertigte und erhitzte die Militanz nach relativen Ruhejahren. Die Revolutionspartei war ein Gewaltprodukt der Weltkriegsfronten und des nachfolgenden Bürgerkriegs. Bewaffnung und Terror gehörten zu ihr seit der Gründung. Angriffsziel war der Staat, verkörpert in der Polizei. Gemäss Christian Strieflers Auswertung der Weimarer Justiz- und Polizeiakten gab es 870 verletzte Berliner Polizisten in den Auseinandersetzungen mit Kommunisten zwischen 1919 und 1931, zumeist in den Nachkriegsjahren. Acht Schupos starben (drei weitere in Auseinandersetzung mit anderen Gruppen). 1931 wurden in den ersten fünf Monaten 23 kommunistische Übergriffe auf Polizeibeamte vermerkt, mit Fusstritten, Messerstichen, Schusswaffengebrauch. Dann brach man das

zeitweilige Tabu der gezielten Polizistentötung. Erschossene Schupos wurden trauriger Bestandteil der zwei letzten Jahre der Republik, aber keiner der Uniformierten starb durch SA-Mörder.

Für das Jahr 1931 verzeichnen die Berliner Polizeiakten 153 Waffenfunde bei Kommunisten und 47 bei Nationalsozialisten. Hinzu kommen 125 KPD-Schiesskurse sowie eine Massivzunahme der KPD-Anschläge auf politisch Andersdenkende bis hin zu täglichen Überfällen im September und Oktober. 29 Berliner starben bei Strassenschlachten, 13 während kommunistischer Ausschreitungen, 9 bei nationalsozialistischen. Nach Aktenlage eskalierte die Gewalt 1932 mit 34 Toten und 186 Schwerverletzten bei KPD-Ausschreitungen; 3 Toten, 8 tödlich Verletzten und 7 Schwerverletzten im Terror der radikalen Rechten. In den Verurteilungsstatistiken wegen Mordes, Verletzungen, Störungen und Waffenfunden rangieren kommunistische Straftäter immer an erster Stelle.

War das die Eskalation kommunistischer Notwehr angesichts des aufkommenden NS-Gewaltfetischismus? Sicher auch. War das das Ergebnis einer nationalsozialistischen Aktenbereinigung nach 1933, die das eigene Gewaltausmass unterschlagen sollte? Es ist zu vermuten. Und dennoch: Nach Defensive, nach vermeintlich «guter» Abwehr-Gewalt, sehen die Straftatbestände nicht aus.

Entgegen aller eigenen Militanz verfestigte sich in den kommunistischen Quartiergettos eine Opfersicht, die in den Jöris-Erzählungen überdauert: alles nur Verteidigung gegen eine «verbrecherische» Sozialdemokratie. «Den Roten Frontkämpferbund haben sie verboten, und die SA durfte marschieren. Wenn das eine deutsch-nationale Regierung gemacht hätte oder eine der Stresemann-Parteien, dann hätte ich das noch gelten lassen – die waren ja alle miteinander verwandt –, aber eine sozialdemokratische Regierung, pfui Teufel!» In dieser Parteisicht war kein Platz dafür, dass der sozialdemokratische Polizeipräsident Grzesinski mit Polizeireformen eine republiktreue Beamtenschaft aufzubauen versuchte, dass es auch ein früheres und späteres SA-Verbot gab, dass man mit dem (hilflo- sen) Uniformverbot auch den rechten Schlägern beizukommen versuchte, dass die linksradikalen Polizistenmorde für Angst und Schrecken in den

Streifenkommandos sorgten und dass die sozialdemokratische Lichtenberger Polizei in SA-Opposition stand.

Der Unterschied zwischen KP- und NS-Strassenkrieg lag in ihrem Vorgehen gegen die Staatsgewalt. Ab März 1931 galt die Reichspräsidentiale Notverordnung zur Bekämpfung politischer Ausschreitungen, woraufhin die Berliner Polizei alle Politumzüge des Jahres verbot, nicht nur die der KPD, wie sie im Propagandafeuer ohne Unterlass suggerierte. Die Strassenbeamten wussten den Verbotsbeschluss durchzusetzen, zuerst mit Gummiknüppeln, später mit Schusswaffen. Eine Zuwiderhandlung bedeutete immer eine Strassenschlacht. Die NS-Oberen aber wollten sich als Polizeihelfer und (Schein-)Vertreter des Legalen inszenieren. Als letzte Ordnungsmacht gegen die Kommunistengefahr. Strassenkrieg mit der Polizei passte da nicht ins Propagandabild. Also hielt man parteiintern die murrenden SA-ler in Schach, während die KPD-Führung zum Dauerkampf um die Strasse aufrief und den Parteiselbstschutz zur Terrortruppe umfunktionierte, Polizistenmorde billigend.

Das hatte mehr mit Ideologie zu tun, als es auf den ersten Blick scheint. Die brutale Strassenkonfrontation gehörte zum Politkonzept. Die Stalinisierung hatte ab 1928 den letzten Rest Realpolitik aus der Kaderpartei getrieben. Statt Errungenschaften konnte man nun der Wählerschaft nur noch Utopismus und Polit-Obstruktion präsentieren. Gegenüber der Sozialdemokratie musste man sich als die wahre revolutionäre Arbeitervertretung gerieren und hatte damit bei den Arbeitslosen Erfolg: Die KPD-Stimmen stiegen von 1928 bis 1932 von 3 auf 6 Millionen, während sie bei der SPD von 9 auf 7 Millionen fielen. Aber mit den beschäftigungslosen Wählern und Genossen rutschte der Umsturzpartei das Fundament der Revolution weg. 250.000 der 300.000 Mitglieder waren stellenlos. Mit einem Generalstreik war so keine Volkswirtschaft lahmzulegen. Was blieb, waren Masseninszenierung, Frontalangriff-Geschrei und Bürgertums-Aufscheuchungen. Die Revolution als Potemkinsches Dorf, die Strassenkämpfe als Ersatz-Aufstand.

Das passte erstaunlich gut zur nationalsozialistischen Legalitätstaktik, bei der den Revolutionsphrasen ebenfalls keine Taten folgen konnten. Auch

hier war der antikommunistische Quartierkrieg Ersatzspektakel. Auf der Strasse lieferte man sich mörderische Schaukämpfe, im Reichstag praktizierte man Gleichschaltung: In den 102 Abstimmungen der 5. Wahlperiode 1931/1932 stimmten KPD und NSDAP nur acht Mal nicht gemeinsam.

Zuschlagende Notwehr In ihren kruden Begründungserklärungen, in denen ohnehin Polizei, Nationalsozialisten und das Reichsbanner zu Faschisten verschwammen, schwadronierten die KP-Oberen von Strassenkämpfen als dem Übungsfeld des bevorstehenden Bürgerkriegs und der Möglichkeit, «den Massen» die Ohnmacht des Staates zu zeigen.

Die Militanz aber war eine Gratwanderung zwischen Wahlerfolg und Parteiverbot. Ähnlich wie die KP-Führung sahen auch die Bewohner der bürgerlichen Stadtteile einen aufziehenden Bürgerkrieg am Horizont. Mit indignierter Bestürzung lasen sie in ihren Zeitungen die Demonstrationsberichte, erkannten in der kommunistischen Verbotswidersetzung die Ursache der Gewalteskalation und forderten das Durchgreifen des Staates. Die KP-Führung musste dosieren, nahm Mitte 1930 die Parole vom Faschisten schlagen offiziell zurück und bekam die Folgen ihrer Anstachelungs-Strategie doch nicht in den Griff. Ab November 1931 ging man innerparteilich gegen den «individuellen Terror» vor. Nun galt der «Massenterror als Selbstschutz».

Aber die schrankenlose Gewalt-Forcierung liess sich mit solchen Verquastungen nicht mehr aussetzen. Für die Jugendbasis war das alles partei-intellektuelles Gequatsche, lasch und ängstlich. Ohne individuellen Terror sei der Bürgerkrieg gegen die SA verloren. «Wir haben als revolutionäre Jugend immer die beste Abwehr der Faschistenüberfälle in der Wiedervergeltung gesehen», schrieb Jöris' Kollege, der Weddingener Unterbezirksleiter, an das Zentralkomitee. «Wir pfeifen was darauf, wenn wir von SA-Leuten ermordet werden und am Tag unserer Beisetzung ein kleiner Teil der Proleten einen halbstündigen Proteststreik durchführt.» Lieber mit der Partei in die Illegalität, als die «reinste Flamme der Revolution zur qualmenden Öl-

funzel herabgedrückt». Die Parteijugend blieb bei der Aufforderung der stadtweiten KPD-Plakate: dem stiernackigen Arbeiterhelden, der mit dem Vorschlaghammer die braune Pest zerschlägt.

Dem Brief hätte Jöris damals nicht widersprochen. Das galt für die Kämpfe mit der Polizei, aber auch gegen die aufziehende SA. «Einmal kippte ein ‚Krimi‘ um, als ich ihm im Handgemenge einen Stein an den Kopf warf. Einem gab ich einen Tritt vor die Brust, sodass er rückwärts über die Deichsel eines Handwagens auf die Strasse flog.» «Manchmal», erzählt Jöris, «war man von oben bis unten blau von den Schlagstöcken, konnte abends kaum essen, weil man eine auf die Schnauze bekommen hatte.»

Nicht nur einmal musste er sich bei Walter Ulbricht für Strassenkampfaktionen rechtfertigen. Nachdem faschistische Rollkommandos die Scheiben des kommunistischen Zeitungsverlags in der Lichtenberger Wühlichstrasse eingeworfen hatten, organisierte Jöris die Vergeltung. «Bei so was musste man warten, bis die Nazifritzen nicht mehr mit einem Gegenangriff rechneten.» Nach dem Erlöschen der Strassenbeleuchtung späten die Fahrradkundschafter die Strassen mit Sturmlokalen aus. «Gesichert war die ganze Aktion mit bewaffneten Leuten im Umkreis.» Nach dem «Allesklar!» der Kuriere radelten drei mit Steinen munitionierte Junggenossen ins stille Schwarz der Frankfurter Allee. An der Hausnummer 84 prangte in weiss-matten Lettern: «Der Angriff. Das deutsche Abendblatt». Das Splintern grosser Schaufensterscheiben hallte schrill durch die Nacht. Ein Polizeiauto fuhr durch Nebenstrassen und vor KPD-Lokale. Ergebnislos. «Da ging ziemlich was zu Bruch.»

Tage später bestellte der Machtstrategie Ulbricht, noch kurz zuvor ein Vertreter der schlagenden Neumannlinie, die Jung-Bezirksleiter aus Wedding, Friedrichshain und Lichtenberg in der Parteizentrale ein. «In Lichtenberg würde der individuelle Terror gezüchtet, regte er sich auf. Man schade dem Ansehen der Partei!» Dabei waren sie unten am Eingang zum Karl-Liebnecht-Haus aufmunternd empfangen worden: «,Na, wie viele Scheiben habt ihr dieses Mal eingeschlagen?» In die Doppelstrategien der Parteioberen liessen sich die Jungen nicht so einfach einspannen. So auch bei



70 (Abb. 11) von links: Bruno Kops, Freddy Schwarz, Bruno Belter, Kurt Seefeld, Bruder von Erwin Schwarz, Kurt Pusch, Theodor Tattermusch, Franz Seefeld, unbekannt, Erwin Schwarz, Sommer 1931 am Hölzernen See



Schlachtingänge 71

der Kurz-Phase, als es hiess, mit den Nationalsozialisten als verirrten Proletariern zu diskutieren. «Nach der Theorie von Thälmann und Konsorten sollten die kommunistischen Demonstrationen vor den SA-Kneipen halten. Und dann? ‚Na, Kollegen, wisst ihr eigentlich, dass euch das Grosskapital missbraucht, und euer Hitler das Geld von Krupp und Stinnes einsteckt.. .?‘ Und die Nazis antworten dann: ‚Ja! Ja! Ja! Das werden wir uns mal überlegen/ – So ein Quatsch!«

Schon damals stiess sich Jöris, mehr ahnend als wissend, an der skrupellosen Machtpolitik der Parteiführung. Der Nachgang zu Rudi Toffels Tod wurde ihm dabei zum Einschnitt. «Die Familie hatte sich für die Beerdigung Geld leihen müssen, da alle arbeitslos waren. ‚Wir haben noch immer keinen roten Pfennig gesehen‘, kamen sie ständig zu mir. Leute hielten mich auf der Strasse an: ‚He, was habt ihr mit dem Geld gemacht, das wir gespendet haben?‘» Jöris sprach bei der Roten Hilfe in der Dorotheenstrasse 77 vor. «‚Die Partei ist kein Bestattungsinstitut«, entgegnete ihm Willi Koska trocken. «‚Wir brauchen das Geld für andere Zwecke‘.»

Wütend ging Jöris zu Wilhelm Pieck ins Karl-Liebknecht-Haus. Der Mitbegründer des Spartakusbundes, einst bekannt mit Lenin und nun Politbüromitglied, musste doch Abhilfe schaffen können. «‚Gut, dass du mir das gesagt hast, Genosse. Die Sache geht in Ordnung‘.» Erwin Jöris beruhigte Mutter Toffel. Aber die Wochen vergingen und das Geld blieb aus, jedes Nachhaken griff ins Leere.

«Im Grunde war es Leichenschändung. Das Geld wurde glattweg unterschlagen. Sie brauchten die Opfer, aber um die Verwandten haben sie sich einen Dreck gekümmert.» «‚Letztlich waren wir nichts anderes als ihre Treppenterrierorganisation. Für alles wurden wir eingespannt, und wenn es gefährlich wurde, hiess es: ‚Jugend voran!‘ Die Parteibonzen aber tauchten erst wieder bei ihren Brandreden auf dem Friedhof auf. Sie fassten die Beschlüsse, und wir lieferten ihnen die Propagandaleichen.‘»

Berlin-Brandenburg-Lausitz-Grenzmark «Auf diesem Photo ist Bruno Baum, der war ungefähr so alt wie ich, jüdischer Abstammung, ein wunderbarer Kerl, ruhig, sachlich, zuverlässig. Er wohnte in der Usedomer Strasse 19 beim Gesundbrunnen. Von ihm übernahm ich damals den Unterbezirk Ost. Der Vorschlag kam von oben ... Ich hab gar nicht verstanden, warum ich immer so hochgejubelt wurde, immer gleich auf allen Listen stand.»

Der Unterbezirk Ost: Das war ein Drittel der 90 Berliner Orts-Gruppen, 700 Jugendliche. Seine Beliebtheit verdankte Jöris sicher nicht seiner Marxismus-Kennntnis. «Karl Marx, das Kapital, 20 Bände Lenin – wer liest so was? Die Politökonomie – das ist so ein kompliziertes Buch, dieses variable und konstante Kapital – komplette Hirnverkleisterung. Wie Bruchrechnen in der Schule. Das hab ich nie in meinem Leben gebraucht.» Schlagfertigkeit, Draufgängertum und Glaubwürdigkeit waren für «Patt», wie er allseits genannt wurde, sein Kapital. «Ich war mutig, das mochten die Jugendlichen.»

Ab Herbst 1931 war Jöris arbeitslos. Im Ämtermeer der Kommunistischen Partei war er vom Spediteur zum Gruppen-Polleiter, Gebietsinstrukteur, Unterbezirksgegnerobmann und dann Polleiter avanciert. Heini Stark, genannt «Usche», war 2. Sekretär. Ihr Revier: von der Warschauer Strasse im durchorganisierten Friedrichshain über Lichtenbergs Stückel-Quartiere samt Rummelsburg und Karlshorst bis hin zu Biesdorf, Kaulsdorf, Strausberg – den Dörfern hinter der Stadtgrenze. Ihre Einsätze: Gruppen-, Bildungs-, Arbeitsabende, Mitgliederversammlungen, Demonstrationen, Fackelzüge, Zell-, Kreisleitungs-, Bezirksausschusssitzungen, Flugblattaktionen, Sprechchöre, Plakatkolonnen, Fahneneide, Ämterbesetzungen, Neugründungen, Orts-, Dorf-, Strassen-, Betriebszellenbesuche, Hofagitationen und Bezirksparteischule. Dazwischen Fest- und Jahrestags-Organisation: Oktoberrevolution, 1. Mai, Opfer der Novemberrevolution, Märzgefallene von 1848, Welterwerbslosentag, Jugendtag. «Ich war fast nie mehr zu Hause. Meine Eltern fragten bloss noch: ‚Wie kriegst du das nur alles fertig?‘»

Sein Büro war eine Schreibtischecke über dem Partei-Lokal «Krenzlin» Ecke Türschmidt-/Lessingstrasse 3 (heute: Spittastrasse).



74 (Abb. 12) Passfoto des 20-jährigen Erwin Jöris, Berlin ca. 1932

Zu den Lagebesprechungen kamen der Leiter für Organisation, der Zuständige für Landagitation, sein Adjutant Herbert Falk. Oft war auch Fritz Dannenberg da, mit lahmem Bein, immer mit einem Rad unterwegs, seinen Stock an die Querstange geklemmt. Neun Ämterjugendliche. Das Jugendbewegte war endgültig zum Funktionärstum geworden.

«Das bedeutete viel Verantwortung, sehr viel.» Hier die KJVD-Bezirksleitung Berlin-Brandenburg-Lausitz-Grenzmark, wie sie offiziell hiess, dort die Eltern: «Wenn die Jungs oder die Töchter durch die Sachen in Schwierigkeiten gerieten, hiess es sofort: ‚Was haben Sie mit unserem Kind gemacht? Der sitzt wegen Ihnen im Gefängnis‘. Man musste immer abwägen, was passieren könnte – und nahm viel auf die eigene Kappe.»

Dazu kam der eingeforderte Kadavergehorsam vom Bülowplatz. «Nichts fragen, nicht widersprechen’. So ging das immer.» In der Parteilührung war nur noch, wer der Moskauer Mafiosen-Herrschaft besinnungslos folgte. «Für alles gab es einen Begriff: Versöhnler, Rechtsopportunist, Abweichler oder Linkssektierer.» Jöris musste Direktiven überbringen, «ideologische Extratouren früh erkennen». Morgens hiess es im Karl-Liebknicht-Haus: «Da ist eine Abweichung. Vielleicht meutern die. Guck mal nach!» Nachmittags zog er mit dem Rad oder zu Fuss los, hin zu Treffen in Jugendheimen, Schulen, Kegelbahnen. «Ich hörte mir alles an und versuchte zu glätten. Auch, um nicht denunzieren zu müssen. Eh machten die Schreibtischrevolutionäre da oben aus allem ein bürokratisches Gedöns.» Dennoch: Den Zentralirrsinn der Sozialfaschismusthese trug auch die Jugend gedankenlos mit.

Am verheerendsten aber war gemäss Jöris jenes Zusammengehen mit den Nationalsozialisten zum Sturz der Preussen-Regierung. Als Walter Ulbricht den staunenden KP-Funktionären in den Musiksälen in der Kaiser-Wilhelm-Strasse (heute Karl-Liebknicht-Strasse) erklärte, man werde den Vorstoss der Rechten in einen «Roten Volksentscheid» umwandeln, war Jöris, wie viele andere, entsetzt. «Da rief der Knilch zur Demonstration gegen Faschismus und Kriegsgefahr am 1. August auf, um eine Woche später

gemeinsame Sache mit Hitler zu machen!» Gegen die Direktiven opponierte die Jugendbasis. Jöris hielt sich zurück. Der zu Hilfe gerufene Walter Voss von der KJVD-Bezirksleitung kritisierte ihn auf der Versammlung. «Er faselte von Sabotage der Parteiarbeit und verlangte meine Absetzung. ‚Bitte‘, sagte ich, ‚dann gehe ich von selbst‘. Als er weg war, meinte ich zu den Jugendlichen: ‚Also, wen schlägt ihr als neuen Bezirksleiter vor?‘ – ‚Du bleibst!‘, rief es aus dem Saal, und die Sache war gelaufen.» Aber die Folgen des Zusammengehens blieben.

Bei einer Veranstaltung im Frankfurter Hof sass viel sozialdemokratische Jugend im Saal: «Ich musste den Laden schmeissen, eröffnete und schimpfte kräftig los gegen die SPD.» Sofort kam Geschrei auf, auch von Edith Baumann, der späteren Ehefrau Erich Honeckers. Ernst Torgler, Vorsitzender der Reichstagsfraktion und Hauptredner, versuchte zu beschwichtigen. Zwecklos. «In Sprechchören rief die SAJ-Jugend: ‚Wer hilft den Faschisten? Die Kommunisten!‘ – Furchtbar.»

Gekippter Osten Überall standen sie: laxe junge Kerle, mit gelangweilten Gesichtern, schrägen Kappen, den Händen in ausgebeulten Jackentaschen. Sie quollen aus den übervollen Arbeitsämtern, blockierten die umliegenden Strassen, dösten in öffentlichen Büchereien oder standen frierend auf Grünflächen. Winter 1931. Höhepunkt der Wirtschaftskrise. Die Börse war seit Wochen geschlossen. Die Verkehrsbetriebe legten Linien still, Volksschulen stellten den Unterricht ein, 100 Kinos öffneten nicht mehr. Die Borsig AG meldete Vergleich an. Jeder dritte Erwerbsfähige war ohne Arbeit. Berlins Jugend stand auf der Strasse.

In den Hinterzimmern ihrer Sturm- und Verkehrslokale feierte die SA Weihnachten. 200 Treffen. Jung-Männer in braunen Uniformen, am linken Oberarm die Hakenkreuzbinde. Kaum einer über 25 Jahre, die meisten zwischen 17 und 20, nur wenige mit einer Arbeit. Sammelorte Entwurzelter. 6.000 Neueintritte in wenigen Wochen. 15.000 Mitglieder in 70 Berliner SA-Stürmen, und ein Ende des Zustroms war nicht abzusehen. Drei Jahre zuvor hatte man unter Kommunisten über die Nazis nur Witze gemacht,

standen 11.000 Rotfrontler 800 SA-lern in Berlin gegenüber. Dann karrten die Braunhemden ihre Anhänger mit Lastautos in die Stadt: «Da marschieren auf einmal zweitausend SA-Kerle singend durch die Strassen und man dachte: Menschenskinder, haben die einen Haufen Anhänger!»

Nun strömte die Arbeitslosenjugend in ihre Stürme, angelockt vom Martialisch-Militärischen, dem zur Schau getragenen Draufgängertum, der Hoffnung, nach dem «Systemsturz» mit von der Partie zu sein. Vergemeinschaftet in einer Gewaltstruktur. Aktivistische Dauerbereitschaft verdrängte die Langeweile arbeitsloser Tage, das zermürbende Alleinsein wicher Soldaten-Kameraderie, das Gezänke in den elterlichen Wohnungen dem Heimatgefühl im Sturmlokal. Die Uniform kostete: Hemd, Hose, Koppel, Halstuch, Mütze. Sie öffentlich zu tragen, war verboten. Dennoch. Und die Ziele? Da gab es vieles. Auf jeden Fall die «Säuberung Berlins vom Marxismus».

Nach dem städtischen Süden und Westen rief der *Angriff im* «Roten Osten» zur «Entscheidungsschlacht». In drei Monaten sollten sich die Arbeiterquartiere in NSDAP-Hochburgen verwandeln, mit Suppenküchen neben Arbeitsämtern und Veranstaltungsabenden für Erwerbslose. Im «Böhmischen Brauhaus», den «Prachtsälen am Märchenbrunnen», dem «Logen-Kasino» oder dem «Frankfurter Hof», an 15 Orten fanden gleichzeitig die Veranstaltungen statt, immer überfüllt, fast immer in einer Schlägerei endend. Das SA-Motto: «Wir prügeln uns gross!» – die Rotfront-Antwort: «Für einen ausgeschlagenen Proletenzahn die ganze Fresse!»

Die nächste «Versammlungslawine» sollte an 22 Orten stattfinden. Im ersten Licht eines Sonntags rückten 18 SA-Stürme an, um ohne Gegenwehr 100.000 Ankündigungen zu verteilen. Strassenzug für Strassenzug, auf Hintertreppen zur letzten Wohnung. «Ein Heer disziplinierter Kämpfer mit stahlhartem Willen», schrieb der *Angriff*: «hat zum ersten Mal das politische Schlachtfeld des Berliner Ostens restlos beherrscht.» In der nächsten Woche lauerten die Erwerbslosenstaffeln in den KPD-Lokalen und prügeln sich im Halbdunkeln um jeden Hauseingang.

Die «Antimarxistische Aktion» machte die Arbeiterviertel nicht zu NS-Hochburgen, aber die Braunhemden fasten erstaunlich schnell Fuss.

38.000 Lichtenberger gaben ihnen bei der Reichstagswahl 1932 ihre Stimme – 45.000 wählten KPD, 43.000 SPD. Sturmlokale wurden bezogen, «befestigte Stellungen in der Kampfzone». Zuerst im Friedrichshain: «Zur Möwe» in der Grossen Frankfurter Strasse 84 (Sturm 5), «Hieck» in der kleinen Andreasstrasse 6 (Sturm 36) und im «Keglerheim» an der Petersburger Str. 86 (Sturm 34). Hier, wo ganze Viertel mit Obdachlosen in den Treppenhäusern und Kriminellen in schmierigen Spelunken verslumten, kümmerte keinen Ideologie. Die jugendlichen Schläger der Halb- und Unterwelt, mit Übernamen wie «Mollenkönig», «Revolverschnauze» oder «Schiessmüller», rotteten sich beim Rotkämpferbund, aber auch bei der SA zusammen.

Der 21-jährige Horst Wessel baute hier nach dem Bürgerkriegsmai 1929 «seine» Truppe auf. 100 Mann, «Mördersturm 5», «Rollkommando», «Watte». Das war die Begleiteskorte der SA-Umzüge im Rücken der Zuschauer, in Zivil, bewaffnet, provozierend und jede Reaktion brutal niederschlagend. In Friedrichshain gab es die meisten Schlägereien, noch vor Berlin Mitte und Neukölln.

Ost-Friedrichshain gehörte zum Unterbezirk von Erwin Jöris. Aber da war der Pfarrerssohn Wessel mit abgebrochenem Jurastudium von «Ali» Höhler aus dem Rotfrontkämpferbund, dem 16-fach vorbestraften Zuhälter und vermutlich verflossenen Freund von Wessels Freundin, schon tödlich angeschossen worden. Inzwischen standen zwei Dutzend NSDAP-Verkehrs- und Sturmlokale doppelt so vielen Kommunisten-Kneipen im Bezirk gegenüber.

Gegen Osten aber stockte der SA-Vormarsch. Die Boxhagener- und die Gürtelstrasse waren KPD-Bollwerke, regiert aus dem «Spühler» in der Kronprinzen-, dem «Greulich» in der Mainzer- und dem «Wörlitzer» in der Gürtelstrasse. Die Nazis setzten sich erst wieder in Friedrichsfelde (Sturm 44), Kaulsdorf (Sturm 20) und Köpenick (Sturm 15) fest.

Einzig den Lichtenberger Sturm, den 35er, gab es schon länger, mit 60 Mann 1932. Aber seinen Mitgliedern fehlte wohl die Prügelenergie. Die dickleibige SA-Stadtgeschichte erwähnt ihn nur zweimal. Mitte 1932 gab es im ganzen Bezirk 20 SA-Lokale, doch der Kiez um die Gürtelstrasse blieb rot. Polizisten patrouillierten hier nie allein, sie erhielten Drohbriefe.

Der zuständige Polizeivorsteher sagte in einem Gerichtsverfahren, dass die Dossestrasse mit dem «Wörlitzer» und dem Jugendheim «eine der schwierigsten Ecken im Revier» gewesen sei. Ende 1932 wohnten nur zehn NSDAP-Mitglieder in der langen Gürtelstrasse. Selten konnten sie ohne Provokation abends nach Hause gehen. Bei SA-Aufmärschen flogen Steine und Blumentöpfe aus den Fenstern. Im September 1931 richtete die SA eines ihrer wenigen Heime im Hinterhof neben dem Jöris'schen Wohnhaus ein: sieben Zimmer, ein paar Betten, eine Küche. Eigentümer war Paul Klingler, Betreiber einer Tankstelle in der Strasse, SA-Mann. Zwei Hundertschaften Polizisten mussten das Haus schützen. Kommunisten demonstrierten, es gab eingeworfene Scheiben, Dauer-Geleitschutz für die paar arbeitslosen Bewohner und nach vier Wochen die Schliessung durch die Polizei. Im Frühjahr 1932 versuchte die SA es erneut: nun in der Kneipe «Bunge» Ecke Gürtel-/Weserstrasse. Eine SA-Truppe setzte sich trotz Drohungen und Demonstrationen fest. Sie verhielt sich ruhig und blieb.

Gegen die arbeitslosen SA-ler machten arbeitslose Jungkommunisten Front. Auf beiden Seiten tummelten sich Achtzehnjährige. Auf beiden Seiten trat man schnell ein – und wieder aus. Nur Kerngruppen blieben und ebenso das Lebensgefühl. «Am liebsten hätteste wohl, dass man dir die Arbeit ans Bett bringt», schnauzte Vater Jöris seinen schlaftrunkenen Sohn morgens um sechs an. «Ich hatte das so satt!» So war es überall. Das Gefühl, in der Gesellschaft nicht angekommen zu sein, kippte in Gleichgültigkeit. Der Bandenkrieg bot ein Ventil. Attacken, Vergeltung, Hemmungslosigkeit gebaren Sinn, schlossen zusammen, boten die Bühne, um zu zeigen, was in einem steckte. Wer Zusammenstösse mied, war ein «Drückeberger». Gewalt gab Identität.

«Eine revolutionäre Partei ist kein Spielzeug», erklärt Jöris. «Viele sympathisierten mit ihr, aber sie hatten Angst. Selbst die Partei-Alten kriegten, wenn es brenzlich wurde, den Arsch nicht hoch. Der radikale Flügel – das waren wir.» Radikalität bedeutete Angriff. «Selbst KPD-Leute kamen zu meinen Eltern: ‚Ihr Sohn ist ja der reinste Nazijäger. Wenn se den mal kriegen .. .‘ Und meine Mutter klagte ständig: ‚Der Erwin muss immer vorne weg!‘ Aber ich hatte eine verantwortungsvolle Funktion, da hab' ich mich

verpflichtet gefühlt. Was hätten auch die Mitglieder gesagt, wenn ich hinten den feinen Mann markiert hätte!?)»

Im Kiezkrieg waren die Gegner klar. Man kannte sich. Ab Januar 1932 führte Max Niemann den Sturm 35. 25 Jahre, aus Ostenburg, kaufmännischer Angestellter mit Motorrad. 1926, mit 21 Jahren, der Partei beigetreten, nun Reichs-Führer-Schule in Berlin, arbeitslos, unverheiratet und «einer der Besten unserer Ortsgruppe», wie es in der Parteibeurteilung hiess. Er wohnte keine 100 Meter vom Sturmlokal entfernt. Sein Nachfolger wurde «Lulu», Herbert Lutzmann. So alt wie Erwin Jöris, Tischler wie er, NSDAP-Beitritt Ende 1931. Er wohnte wenige Häuser neben Jöris, Hausnummer 24, wie Rudi Hase. Wenn das Jugendheim in der Weserstrasse nachts demoliert wurde, waren das Lutzmanns Leute. Und wenn Tage später an deren Sturmlokal «August Sauer» Ecke Gryphius-ZSimplonstrasse, hin zur Spree, «Hitler verrecke!»-Plakate klebten, wusste Lutzmann, dass Jöris die Klebekolonie geführt hatte. Keine ungefährliche Aktion, denn Kneipier Sauer war Doggenzüchter. «,Wir schlagen dich krankenhausauf!» «,Dir knallen wir ab, wie 'n dollen Hasen!»», riefen sie ihm über die Strasse zu. In Drohbrieffen schrieben sie: «,Du alte Sowjetsau, stell deine Uhr, die SA ist dir auf der Spur.» «,Wenn wir mal an die Macht kommen, bist du der Erste, den wir uns holen.»» Unterschrift: SA-Sturm 35.

«**Linde**», **Gürtelstrasse 10** Donnerstag, 12. Mai 1932, nach 22 Uhr: «Patt» hatte mit anderen noch lange in der Laubenkolonie in der Pfarrstrasse gesessen. Der aufziehende Sommer lockte schon in die Zeltstädte. Das Licht der gusseisernen Gaslaternen glimmte auf der regennassen Strasse. Der Anzünder mit Rad, Spirituslampe und Leiter war längst durch. Immer noch standen viele auf den Bürgersteigen und in den Hauseingängen. Fast hatte Jöris die Haustür erreicht, da knallte es. Scheiben splitterten, im Eingangslight der «Linde», der Eckkneipe gegenüber, rannten Schatten vorüber, wieder Schüsse, Gerenne, Schreie und Wimmern. Jöris verschwand schnell im Treppenhaus.

Auch er hatte Oberapotheker Ernst Kraze gedroht. Ihm gehörte das Haus über der Eckkneipe, Dossestrasse 10. Vor zwei Monaten war er der NSDAP-Ortsgruppe «Boxhagen» beigetreten. Sofort hatte man ihn gedrängt, das leerstehende Lokal wieder zu eröffnen. Nun stand er mit Frau und Tochter hinter dem Tresen. Zur Eröffnung vor fünf Tagen, einem Sonnabend, waren 50 NS-Genossen in Zivil aufmarschiert. «,Da müssen Sie'», hatte Jöris zu Kraze gesagt, den er seit Jahren kannte, «,mit Konsequenzen rechnen'.» Der Satz war doppeldeutig. «Ich meinte nur, dass wir die Kneipe sabotieren.»

Auf der Kreuzung sammelten sich Menschen, die Strasse wurde abgesperrt. Revierbeamte, Überfallkommandos, Kriminalkommissare. Polizisten suchten in Rinnsteinen nach Patronenhülsen. Das ganze Quartier schien auf den Beinen. Am nächsten Morgen zitierten die Zeitungen Augenzeugenberichte: Von den elf Gästen seien fünf blutüberströmt gewesen. Kraze mit einem Steckschuss an der Schläfe und Streifschuss am Hals, seine Frau Johanna mit Steckschuss im Oberschenkel. Minna Müller, Portiersfrau im Nebenhaus, und der Selterswasserfabrikant Robert Kluger hatten Oberschenkeldurchschüsse. Ein parteiloser Werkzeugmacher, in Brust und Bauch getroffen, starb auf dem Weg ins Krankenhaus.

Die Polizei ermittelte. «Sie fragten meinen jüngsten Bruder, ob ich an dem Abend irgendwie aufgeregt gewesen sei.» Kraze gab zu Protokoll, ein Täter sei besonders gross und blond gewesen, aber nicht der ‚lange Erwin‘, der in der Gürtelstrasse wohne und «bei sonstigen kommunistischen Anlässen stets eine führende Rolle gespielt hat». Am Schleidenplatz wurden drei Rotfrontkämpfer belauscht: «Wenn alles so klappt wie in der Gürtelstrasse, können wir zufrieden sein.» Aber alle hatten ein Alibi. Eine Belohnung von 1.000 Reichsmark wurde ausgeschrieben. Ergebnislos.

«Die Sache hat den Kommunisten sehr geschadet. Bei der nächsten Wahl verloren wir viele Stimmen. Ein halbes Jahr später wurde bekannt: Der eine Schütze war Föls und der andere Ewald Szczodry, genannt «Bulli», beide Rotfrontkämpfer. Föls trat kurz darauf in die SA ein, quatschte und beide wurden verhaftet. Später liefen sie wieder frei rum.»



(Abb. 13-16) Paul Föls, Ewald Szczodry, Walter Garbang, Paul Groch, Haftfotos 1932



82 (Abb. 17) Schankraum «Linde», Lichtenberg 1932

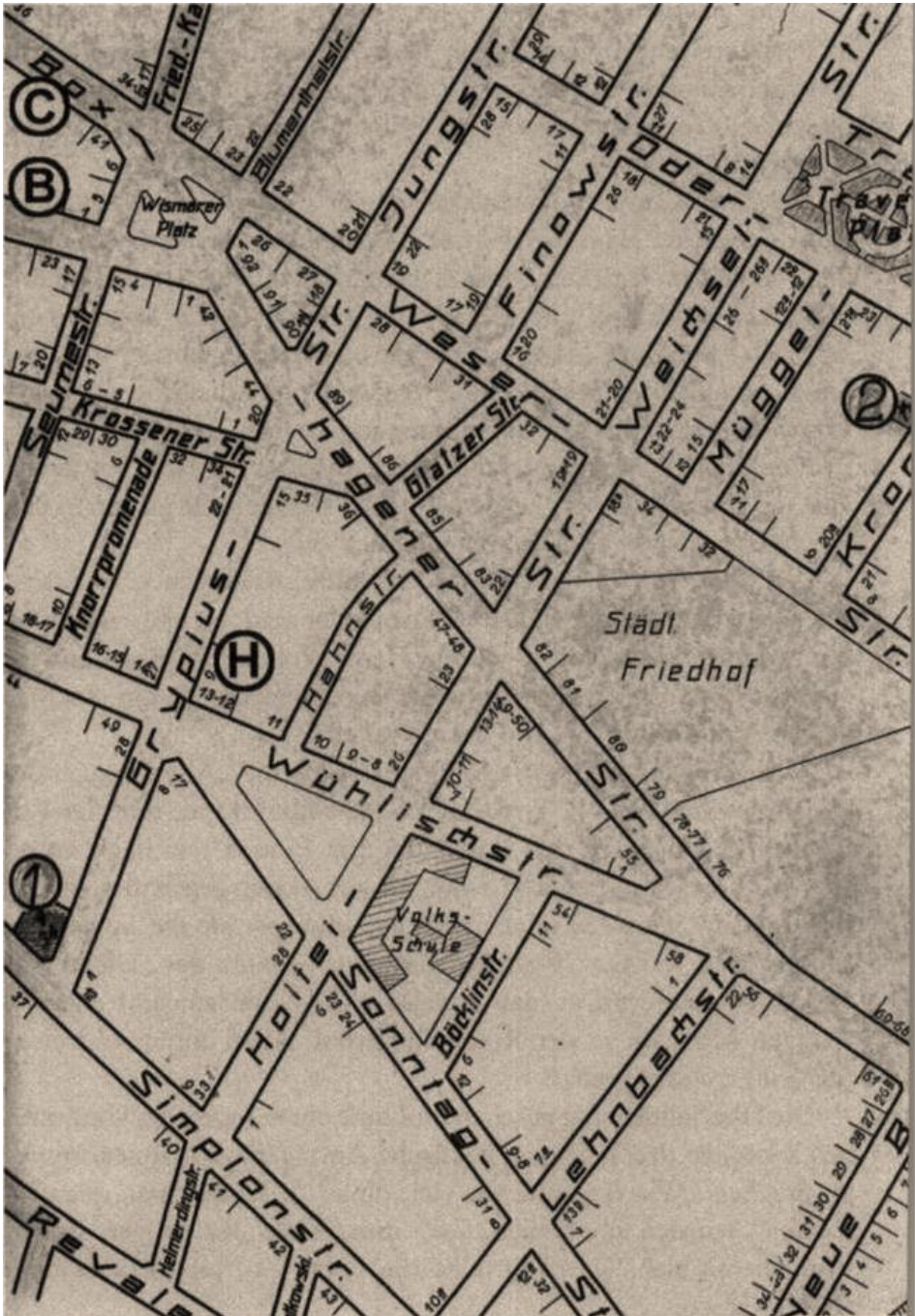
Mehr wusste Jöris tatsächlich nicht. Der Mordanschlag wurde in Parteikreisen ausgebrütet, in denen er sich nicht bewegte: im Rotfrontkämpferbund und der Roten Jungfront. Die 39 Bände umfassenden Gerichtsakten enthüllen noch einmal eine ganz andere «Gürtelstrassen-Welt».

Die Täter kam aus der «Lichtenberger Einheit» des Roten Jungsturms, die drei Häuser neben dem Wohnhaus von Jöris, im «Bendin», verkehrte. Knickerbocker, Schiebermütze, Bärenstiefel, Billard und Skat, Kommen und Gehen. Im Gedränge die Spitznamen: «Strolch», «Scheich», «Töle», «Schweik oder «Hannebutte». Viele waren nicht volljährig, fast alle ein oder zwei Jahre arbeitslos, oft vorbestraft. Manche täuschten Bewaffnung in Lebensmittelgeschäften vor, steckten Würste in Aktentaschen: «Sie werden verstehen, wir haben Hunger und müssen uns etwas nehmen». 15 Überfälle gingen in den Wochen vor dem Anschlag vom «Bendin» aus.

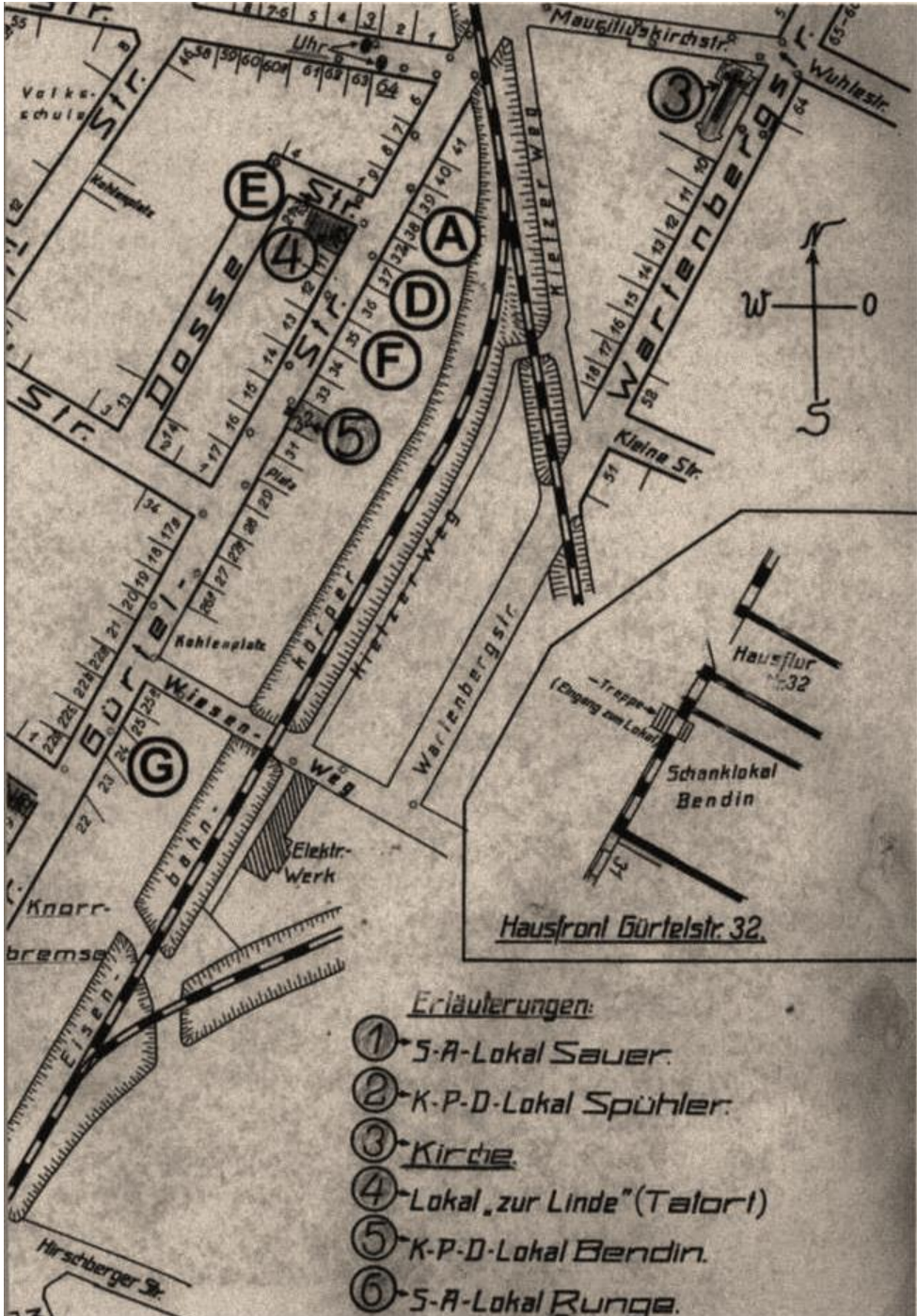
Zugführer war Erwin Gerhard, 22 Jahre, Anstreicher, arbeitslos, seit sechs Wochen dabei. Kein flammender Redner, aber entschlossen. Sein Vertreter der 17-jährige Heinz Volkmann, Bauschlosser, arbeitslos. Man provozierte Strassengänger und wusste um das Stärkeverhältnis im Bezirk: «1:10 für die Roten».

Zwei Strassen weiter, bei «Spühler», sassen die «Alten». Auch der 30-jährige Paul Groch, Treiber im Schlachthof. Einer der vier Rotfront-Gruppenführer der «Lichtenberger Einheit», vielfach vorbestraft, ein «scharfer Hund». Er drängte auf Aktion gegen die «Linde», bekam kein Gehör bei seinen Kollegen und spannte die Jungen ein. Mittelsmann war der 20-jährige Garbang, genannt der «Dicke Walter», Linoleumleger, ausnahmsweise ohne Vorstrafe und erst seit wenigen Monaten in der Roten Jungfront. Aber immer mit einer Stahlrute im Stiefelschaft.

Die Überfallplanung geschah im Laufe eines Tages, ein Umherziehen zwischen drei Kneipen, hektische Anfragen und Hinterzimmerabsprachen: «Wie viele mit, wie viele ohne?», «Abdeckmannschaft»? «Pusten» wurden übergeben, 7,65 mm. Viele der Jungen trugen Pistolen mit sich. Garbang teilte die Leute ein, rapportierte dem älteren Groch.



84 (Abb. 18) Polizeilicher Lageplan aus den Gerichtsakten zum Überfall auf das NS-Lokal «Linde» in der Dossestrasse im Mai 1932, F = Gürtelstr. 35, Wohnhaus der Familie Jöris.



Am Abend schlenderten Paul Fois, 20-jährig, Ewald Szczodry, 18, Erwin Leibich, 17, und Paul Krüger, 21, vor die «Linde», rissen die Kneipentür auf und schossen kniend und stehend. 12 Schüsse, sieben durch die Tür, fünf durch die Scheibe. Alle, auch die 15 Mann Schmiere, flohen in die Nacht. Die Polizei fand keine Spur, nichts sickerte durch.

Nur Wochen nach der Tat traten die Brüder Volkmann und die Brüder Fölz zum Sturm 44 über. Als Paul Fölz sich im Kreis seiner neuen Kollegen im Suff verplapperte, flog alles auf. Die Vernehmungen brachten immer mehr Aktionen des «Lichtenberger Jungsturms» zur Sprache: Schlägerei in Abwehr der «Antimarxistischen Aktion», eingeworfene Scheiben, Garagensprengungen, Überfälle auf andere NSDAP-Lokale. Es kam zum Prozess mit entsetzten Eltern, kriegsverletzten Vätern und zwei Todesurteilen. Föls und Szczodry kamen nach Plötzensee. Ihr Schweigen brachen die Todeskandidaten erst fünf Jahre später. 1937 wurde der Prozess nochmals aufgerollt, die Überfallzusammenhänge aufgedeckt. Viele der einstigen Jungfrontler waren ganz in die Kriminalität weggerutscht. Drahtzieher Groch inzwischen 10-fach vorbestraft. Hehlerei, Körperverletzung, Sachbeschädigung. Es gab langjährige Gefängnisstrafen, drei weitere Todesurteile, Gnadengesuche aus den Todeszellen an den Preussischen Ministerpräsidenten Göring, Wilhelmstrasse 76, verzweifelte Angehörige. Im Mai 1938 wurden alle fünf Todeskandidaten auf Führerbefehl begnadigt. Andere waren inzwischen in der geschlossenen Psychiatrie oder sassen Haftstrafen für weitere Delikte ab. Am Ende standen geknickte Lebenswege, Krankheit, Rückzug ins Private oder Wehrmachts-Tote.

Der Überfall steht für andere. In Sturmtrupp-Berichten heisst es: ,12. Oktober 1931: Ein Uhr nachts wurde der SA-Mann Kurt Nowak vom Friedrichshainer Sturm 34 in Lichtenberg in Begleitung von zwei SA-Männern vom Sturm 35 an der Ecke Schiller-/Kantstrasse (heute: Ecke Pfarr-/Kaskelstrasse, ap) von drei jungen Männern erschossen.« – «In der Nacht vom 26. Dezember 1931 wird ein SA-Mann vom Sturm 44 Friedrichsfelde im Lokal «Schnörer», unweit dem 44er-Sturmlokal «Ulke» in der Schloss-

strasse 2, zusammengeschlagen: Kopf- und Nasenbeinverletzungen, Bluterguss in den Hoden.» Jöris kannte die Schläger. «Das waren die Rot-Front-Kämpfer, die sich nach dem Wirt Gräulich «Der gräuliche Sturm» nannten und ständig überlegten, was sie noch ‚auf den Leisten schlagen‘ könnten, zu fünft oder zu sechst in den Strassen patrouillierten und sich nur wohlfühlten, wenn sie irgendwo einen Nazi zusammenschlagen konnten. Die kannten kein Pardon.»

Aber trotz Bewunderung für die Unerschrockenheit war das nicht mehr die Militanz von Jöris und seinen Kameraden. Der Waffen- und Brachialkult von Rotfrontkämpferbund und Jungfront bedeuteten ihm nichts. Das waren für ihn schlicht «Radikalinskis», oft der Partei schadend, für politische Arbeit nicht zu gebrauchen. Kriminalkarrieren wie in der Lichtenberger Rot-Front-Einheit gab es in der Gruppe Zentrum nicht. Nie hätte man hier bei Überfällen direkt auf Menschen geschossen.

Dennoch: Bewaffnung wurde überall zum gedankenlosen Credo. Feilen konnte man, ohne bei Polizeikontrollen aufzufallen, in Aktentaschen mit sich tragen. «Bei heiklen Missionen ging Herbert Falk mit der Knarre vor oder hinter mir, oder auf der anderen Strassenseite, manchmal auch mehrere.» Ihre Waffen lagerten in einem Laubengrundstück in Erkner, bei Kurt Glum, «Bumme».

– «Bei der Landagitation hab ich immer dafür gesorgt, dass eine Genossin und ein Genosse, untergearmelt wie Spaziergänger, mit einer Pistole abseitsstehen, falls die Bauern Randalen machen.» Sie nahmen am Schiessunterricht in den Kalkbergen bei Rüdersdorf und am Bötze teil. «Gewehre zusammensetzen, mit Pistolen umgehen, sich an den Rückstoss gewöhnen. Da knallte es ganz schön im Wald.»

Es war eine Gewalteskalation ohne Anhalten. Schon 1931 hatte die *Rote Fahne* Adressen von SA-Sturmlokalen veröffentlicht, Häuser- und Zellenblockzeitungen riefen zum «Selbstschutz» auf. «In den Lokalen musste man sich hinter Pfeiler oder dicke Mauern setzen, denn jeden Moment konnte das Schaufenster durch eine Garbe Schüsse in Trümmer gehen.» «1932 verging dann keine Woche, wo nicht irgendwelche Tumulte waren: Unruhen der Arbeitslosen, geplünderte Geschäfte, Tote. Man konnte kaum mehr

ruhig über die Strassen gehen. Faktisch herrschte Bürgerkrieg.» In den sechs Wochen des Reichstags-Wahlkampfes Mitte des Jahres 1932 rollte eine Gewaltwelle über Deutschland. In das KPD-Lokal «Wörlitzer» von gegenüber schmissen brüllende Nazis Säureflaschen von einem Lastauto. «Viele hatten Verätzungen auf der Haut. Dann kamen halb volle Bierflaschen mit Karbid in Mode. Flog so ein Ding durch das Schaufenster, dann knallte es entsetzlich, und die Glasscherben sausten einem um die Ohren.» Auf Preussens Strassen starben 100 Menschen, reichsweit wurden Tausende verletzt. Das SA-Verbot des zurückgetretenen Reichskanzlers Heinrich Brüning war durch seinen Nachfolger Franz von Papen aufgehoben worden. Die NSDAP überflügelte reichsweit erstmals alle Parteien. In Gross-Berlin aber blieb die KPD stärkste Partei. «Die Leute waren müde und sagten sich: Egal, wer nun das Rennen macht, Hauptsache die Lumpen mit den dauernden Regierungswechseln kommen weg.»

Kaltes Ende Winter 1932. Im Grunewald drängelten sich rodelnde Berliner, in den Zeitungen las man vom infernalischem Treibeis-Krachen auf dem Rhein und die 70 Wärmehallen Berlins, teils mit 1.500 Liegen, mussten schon nachmittags Obdachlose abweisen. Eine Kältewelle froh Europa ein. In Berlin schrieben auch die bürgerlichen Blätter von Provokation: Goebbels rief zum Horst-Wessel-Todestag die SA-Formationen vor das KPD-Hauptquartier am Bülowplatz. Der neue Polizeipräsident Melcher akzeptierte die Pseudo-Begründung, dies sei nun mal der grösste Platz in der Nähe des Prenzlauer Friedhofs, wo Wessel lag. «Es war eine Machtprobe!» Der KPD wurden alle Gegenveranstaltungen untersagt. «Da hiess es: Wir schnappen uns die auf ihrem Weg zum Sammelplatz. Einen Spazierstock kann uns keiner verbieten.»

Die *Rote Fahne* druckte den gegnerischen Aufmarschplan ab. Jöris mobilisierte seinen Unterbezirk und hielt sich an den 20 Jahre älteren Emil Albrecht aus Ostpreussen. Der trug das Eiserne Kreuz Zweiter Klasse und gehörte ab 1919 der USPD an. Er war Schlosser und politischer Leiter der

RGO, der kommunistischen Gewerkschaftsorganisation, in Lichtenberg.
«Albrecht hat nie gekniffen. Dafür bewunderte ich ihn.»

Der Nazi-Demonstrationszug glich einem Gefangenentransport durch die Kälte. 16.000 Hitleranhänger, geschützt von fast ebenso vielen Polizisten mit vorgehaltenem Karabiner. Ein solches Schutzaufgebot hatte die Stadt noch nicht gesehen. Schaulustige, Sonntagsspaziergänger und wütende Kommunisten fluteten durch die Nebengassen, abgedrängt von berittenen Schupos und Gewehrkolben. Überall wurde gesungen, gejoht, geschrien. Steine flogen, Nachzügler der Nazidemonstration wurden verprügelt. Polizisten knüppelten zurück. «Emil Albrecht machte einen Nazi an, und plötzlich ‚peng‘ verpasste er ihm einen mit dem Stock.» Sprechchöre skandierten. Zwischen Menschenmassen strömten sie in Richtung Bülowplatz. Aber das Quartier war seit Stunden von der Polizei systematisch abgeriegelt worden.

Anwohner durften ihre Wohnungen nicht verlassen. Fenster zum Platz mussten geschlossen bleiben, Balkone durften nicht betreten werden. Polizeiketten standen entlang der Hauswände, in den Durchgängen, auf den Dächern, in Mannschaftswagen – überall Schupos. Zwei Panzerautos waren in Stellung gegangen. Das Karl-Liebknecht-Haus besetzt von Polizei. Auf dem Platz aber herrschte trotz der singenden Dreierreihen, die an Röhren vorbeimarschierten, eine unnatürliche Stille. Der Lärm aus den Seitenstrassen war nur schwach zu hören und Schnee dämpfte alle Geräusche.

Jöris und Albrecht waren mit Tausenden anderen auf den Alexanderplatz abgedrängt worden. In ohnmächtiger Erregung heizten sie sich gegenseitig an. Als die Polizei zum zweiten Mal den ganzen Platz räumte, warf sich Albrecht auf einen Schupo. Es kam zum Handgemenge, aber Albrecht verschwand in der Menge. Als Jöris ihn sah, lief ihm das Blut einer grossen Platzwunde den Hals hinunter. Ein Gummiknüppelschlag. Jöris begutachtete die Risswunde. Sie verkrustete in der Kälte. «Schliesslich rückte ich ihm die Mütze zurecht, damit man nichts sah.»

Zwei Tage blieben ihnen, um sich von der Kälte zu erholen. Mittwoch, 25. Januar 1933. Die Partei hatte zur Gegendemonstration getrommelt. Die



90 (Abb. 19) SA-Demonstration vor dem Karl-Liebknecht-Haus am 22. Januar 1933



Schlachtengänge 91

SP-Führung weigerte sich, mit denen zu protestieren, die sich Monate zuvor mit den Nazis gegen sie verbündet hatten. Dennoch: «Die ganze Stadt war auf den Beinen», eine Kundgebung des roten Berlins. «Auch andere Jugendgruppenführer kamen: Erich Ollenhauer von der Sozialistischen Arbeiter-Jugend, Kurt Rosenfeld und Max Seydewitz von der Sozialistischen Arbeiterpartei.» *Die Rote Fahne* schrieb von 130.000 Demonstranten, die *Vossische Zeitung* von 30.000, die «heroisch» bei 18 Grad minus über fünf Stunden lang ausharrten. Eine der grössten Hauptstadtdemonstrationen, am kältesten Tag des Jahres.

Von 24 Sammelpätzen, meist vor Grossbetrieben, zogen die Menschen zum Bülowplatz. Um 16.15 Uhr ging es von der Boxhagener Strasse los zum Lustgarten. Stunden später fehlte die Nachmittagssonne am Bülowplatz. Eisige Luft stach in die Haut. Eiszapfen hingen drohend von den Dachrinnen. Marx, Lenin und Rosa Luxemburg hingen als monumentale Fassadenbilder am Karl-Liebke-Haus, davor eine Holztribüne. Friedend grüssten Ernst Thälmann, John Schehr, Wilhelm Florin, Walter Ulbricht, Wilhelm Pieck und Franz Dahlem die an ihnen vorbeimarschierenden engen Viererreihen – ein Strom in abgewetzten Kleidern und kaputten Schuhen, Arbeitslose, Frauen, Kinder, ja Krüppel mit weissen Wölkchen vor den blau gefrorenen Gesichtern. Fahnenvorbeizug, «Rot-Front-Rufe». Die Kapelle vor der Tribüne wurde zum wiederholten Mal gewechselt. Das einzige Überfallauto auf dem Platz übersah man fast. Die wenigen Polizisten hatten keine Karabiner. Niemand musste hier geschützt werden.

Auf dem Nachhauseweg glühte Jöris' Gesicht vor Kälte, aber mit dem Aufmarsch konnte man zufrieden sein. «,Die faschistische Pest ist durch diese Massendemonstration geschlagen worden', hiess es überall.» Bei den Reichstagswahlen vor drei Monaten hatten die Nazis zwei Millionen Stimmen verloren. Die KPD war wieder stärkste Partei Berlins. Das «Hitler-pack» hatte seinen Zenit erreicht. Lange würden es sich nicht mehr halten können. Fünf Tage später ernannte Hindenburg Hitler zum Reichskanzler.

Farbe bekennen

Die Unbenannte «Ende 1932 tauchte sie plötzlich auf, mit schwarzen langen Haaren. So alt wie ich.» Sie war in allem eine Ausnahme: mit ihrem exotischen Namen Kato Bunjes, als Jüdin, als Genossin, als Tochter eines holländischen Unternehmers, mit eigener Wohnung für sich und ihren Bruder. «Ja, sie war sehr politisch. Ich hab mich immer gefragt, warum sich so eine Frau der kommunistischen Jugendbewegung anschliesst», erzählt Jöris nachsinnend. «In ihrem Zimmer hatte sie eine richtige Bibliothek mit allerhand kommunistischen Autoren, sogar Lenins Gesammelte Werke.» Ihr Vater lebte in Amsterdam als Besitzer der «Holländischen Kaffeerösterei», die vier Filialen in Berlin hatte, eine davon in der Dossestrasse, geleitet von der Tochter. Auch die Mutter wohnte in der Stadt. Kurz nachdem sie nach Lichtenberg gezogen war, stand sie im Jugendheim. Wochen später reisten sie und Jöris nach Brandenburg an der Havel zur Parteischulung. Sieben Tage voller Unterricht, Instruktionen, Referenten. Am Abend lange Spaziergänge, mit Diskussionen über Gehörtes. In Lichtenberg dann Parteiarbeit, immer für die Sache, aber mit viel Sympathie. Jöris nannte sie neckend «,Hollkarö'», das Akronym des Unternehmens. Die intellektuelle Tochter aus gutem Haus finanzierte Aktionen, spendete Bücher, öffnete die Geschäftsräume für alles, was nicht im Jugendzentrum stattfinden konnte. Selbstverständlich, und doch mit besonderer Aura.

Die Bäume in der Dossestrasse, das Kopfsteinpflaster. Sie könnten noch von damals sein. Auf jeden Fall die angehaltene Zeit einer Ostberliner Nebenstrasse an einem Frühlingmorgen 2003. Ein ruckelnder Trabi. An einer Strassenecke ein leeres, verstaubtes Schaufenster. Das Ladenlokal im Dunkeln. «Das Fenster ist ein bisschen kleiner gemacht», erzählt Erwin Jöris. «Da standen Kaffee und Süßigkeiten, dazwischen Bilder von Goebbels und Göring. Und: ‚Wir danken unserem Führer!‘ Und im Hinterzimmer waren die Treffen.» Gegen Geschäftsschluss, wenn die Angestellten gingen, kamen sie mit Aktentaschen, wie Vertreter. Kato Bunjes hatte für die Bezirksleitung Ausweise von Schokoladenfirmen besorgt. Der Geruch von

Kakao und Zucker, auch im Keller. Jemand diktierte. Einer schrieb. Andere kurbelten an der Druckmaschine: «Generalstreik gegen Hitler! « «Generalstreik gegen Hitler!» «Generalstreik gegen Hitler!» Als Geschäftsfrau konnte Kato Bunjes Papier kaufen, ohne aufzufallen. Anspannung, Aufregung, die schwere Süsse, der Geruch der Druckerschwärze. «Das Ganze musste schnell gehen.» Jöris mochte diese Zusammenkünfte.

Nach dem Reichstagsbrand fuhren er und sie mit einem Taxifahrer und Parteimann nachts Abzüge zu wartenden Jugendgenossen. Überall fanden Razzien statt, und ihr Kofferraum war voller Flugblätter. Es dämmerte schon, als der Fahrer das Politpaar in einer Seitenstrasse absetzte. Kato Bunjes bezahlte, mehr als die Fahrkosten. In müder Genugtuung liefen sie schweigend durch die kalte Morgenhelle der Quartierstrassen nach Hause.

Ein anderes Mal zogen sie mit einem Kinderwagen voller Flugblätter los. Nach Köpenick. «Hitler – das bedeutet Krieg!» An der Strassenbahnhaltestelle prangten die Verordnungen des Reichspräsidenten vom 4. Februar 1933: «Wer Druckschriften mit der Aufforderung zu hochverräterischen Bestrebungen herstellt, vertreibt oder vorrätig hält, ... kann mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft werden.»

«Das letzte Mal habe ich Kato im Januar 1934 gesehen», erzählt Jöris. Auf all meine Rechercheanfragen nach ihrem Schicksal kam immer dieselbe Antwort: «Sie meinen sicherlich Cato Bontjes van Beek!» Die junge Frau aus der Künstlerkolonie Worpswede, die in Berlin mit der Roten Kapelle zum Widerstand kam, 1943 unter dem Fallbeil in Berlin-Plötzensee starb. Aber in den Berliner Telefonbücher der Jahre 1928 bis 1932 findet sich tatsächlich in der Dossestrasse 14 eine Wohnung auf den Namen «B. Bunjes, Kaffeerösterei». Im Handelsregister: «Holländische Kaffee Rösterei, Betsie Bunjes geb. Jacobs». Die Firma war seit 1927 in der Stadt. Mutter Bunjes wohnte in der Genthiner Strasse 29 mit einer weiteren Filiale in der Gärtnerstrasse 14. Ende 1933 wurde die Wohnung in der Dossestrasse aufgegeben. 1934 gab es niemanden mehr mit dem Namen Bunjes in Berlin. Vermutlich ist die Familie zurück nach Holland, was aus ihr wurde, ist nicht mehr eruierbar.

Nach dem Krieg wurde kein Antrag auf Anerkennung als «Opfer des Faschismus» gestellt. Der Name taucht nirgendwo auf: nicht in den dicken Gedenkbüchern für die deportierten Berliner Juden, nicht im «reichsweiten» Gedenkbuch, nicht in den Datenbanken in Yad Vashem. Auch die Gedenkstätte Deutscher Widerstand verweist auf Cato Bontjes van Beek. Die aber war 1933 erst 13 Jahre. Drei Biographien sind über sie erschienen. In einem der Umschlagtexte heisst es: «Das kurze Leben der Cato Bontjes – die Geschichte einer vergessenen Widerstandskämpferin.»

«Am liebsten hätte ich es schon hinter mir gehabt» Reichskanzler Hitler, drei NSDAP-Männer zwischen neun Deutschnationalen – das war die neue Regierung. Gemäss den trommelfeurigen KPD-Fehleinschätzungen Sinnbild für die «totale Ohnmacht der Bourgeoisie», das «Ende von Weimar», den «Vorabend der proletarischen Revolution». Die Nazis als kommunistische Wegbereiter. «,Wir lassen Hitler ran, nach sechs Monaten hat er abgewirtschaftet und dann übernehmen wir die Macht.’ – Manche der Parteibonzen haben das geglaubt, auch in Moskau», kommentiert Jöris. «Aber an der Basis glaubte das keiner.»

Auf den 30. Januar 1933 reagierten die Politlager in je eigenen Konfusionen. Die Nazis mussten ihren 20.000-köpfigen Fackelstrom aus dem Dunkel des Tiergartens durchs Brandenburger Tor in die Wilhelmstrasse Tage später wiederholen. Die Propaganda-Meister hatten die Kamerateams vergessen. Und die KPD? «Die Waffenlager waren ja da. Wir wollten ja die Revolution. Es gab einige, die gesagt haben: Jetzt oder nie! Aber die Führung befahl: ‚Das rote Berlin bleibt ruhig!’» Im Kabinett hatte der strategische Fanatiker Hitler sofort auf Neuwahlen gedrängt und von einem KPD-Verbot nichts wissen wollen. Die Partei brauchte für die vier Wochen Wahlkampf Legalität, jeder Aufstandsversuch hätte Parteiverbot bedeutet.

Die Zeit war zerrissen, die Lage unklar, die Partei ohne Linie, die Jungmannschaft im Revolutionssog. Mit dem Wahlkampffieber lief alles weiter: Krawalle, Erstochene, Hetzreden, Demonstrationsverbote. Die SPD rief zur Grosskundgebung im Lustgarten. Pieck sprach im Sportpalast. Ein Auf-

marsch der Lichtenberger KP durch die Boxhagener Strasse endete mit Toten.

Der Bürgerkrieg eskalierte und Hitler verbot die Kommunistische Partei noch immer nicht. «Er liess die Sache langsam angehen», erklärt Jöris. Alles glich noch den üblichen Schikanen vor Wahlen. Das Karl-Liebnecht-Haus und der kommunistische Gewerkschaftssitz wurden durchsucht, wieder durchsucht, dann geschlossen. Die *Rote Fahne* verboten, Presse- und Versammlungsfreiheit der Arbeiterparteien durch die Verordnung des Reichspräsidenten «zum Schutz des deutschen Volkes» vom 4. Februar eingeschränkt.

Preussens Innenminister Göring besetzte seine Polizeiführung mit Nationalsozialisten. In einem Rundschreiben versicherte er, jeden Schusswaffengebrauch «ohne Rücksicht auf die Folgen» zu decken. Dem Polizeicorps orderte er eine Hilfstruppe aus SA, SS und Stahlhelm zu – gegen die «kommunistischen Umtriebe». «Von dem Tage an steckten wir uns die Knarre ein – und immer der Erste sein, der schießt», erzählt Jöris.

Aber die Kommunisten verkannten das Neue der Situation. Sie, die sich schon in der Weimarer Republik im Faschismus wähnten, hinkten nun der politischen Realität hinterher. Wer überall Faschismus sieht, übersieht den realen Faschismus. Aufrufe zur Illegalitäts-Umstellung gab es schon Monate zuvor: Räumung der Büros, Archive und Lokale, Strassenzellen-Aufteilung in Fünfergruppen, Schutz wichtiger Funktionäre, Druckmaschinen-Beschaffung, Kampf gegen Spitzel – aber sie wurden nur halbherzig befolgt. Man wiegte sich in Sicherheit und war dabei in guter Gesellschaft. Nach den Wahlverlusten der Braunhemden hielt man die NSDAP für eine Partei in Auflösung, den Nationalsozialismus für einen Spuk, der so schnell wieder verschwinde, wie er gekommen sei. «Der gewaltige nationalsozialistische Angriff auf den demokratischen Staat», konstatierte die angesehene Frankfurter Zeitung zu Neujahr, «ist abgeschlagen.» Ähnlich klang es in den Blättern verschiedenster politischer Couleur.

Nach Hitlers Einsetzung träumten die Deutschnationalen davon, ihn einzuspannen. SPD-Politiker schwadronierten, ihre Partei werde erstarren wie unter Bismarcks Sozialistengesetzen. Und die KPD bekräftigte blind

die Moskau-Doktrin vom sozialdemokratischen Hauptfeind. Kaum ein Zeitgenosse traute den Nationalsozialisten zu, was sie ab der ersten Stunde in Regierungsverantwortung in Angriff nahmen.

«Sag mal, hast du keine Verwandten, wo du hin kannst?», fragte mich damals im Treppenhaus der Paul.» Paul Kynast, ein Jahr jünger, Tischler, im SA-Sturm 35. «Die Mutter hatte meinen Bruder in den Spartakusaufständen aus der Wohnung gerettet. Der Vater war versehrt aus dem Ersten Weltkrieg gekommen und nun Portier in der Mühle Schütte.» Die gemeinsamen Kinderjahre und die Sommer in den Lauben der Pfarrstrasse hielten auch über Parteigrenzen. «Jeden Abend im Sturmloka», warnte Paul, «reden sie davon, dass sie über dich herfallen wollen'.»

Montag, 27. Februar 1933, neun Uhr abends. Der Reichstag brannte. «Das war das Fanal der Kommunisten zum Aufstand!», krächte Goebbels: ‚Zerstampft die Kommunisten! Zerschmettert die Sozialdemokratie!‘ Und der Hitler blökte, das sei ein von Gott gegebenes Zeichen. ‚Niemand wird mich nun mehr daran hindern, die Kommunisten mit eiserner Faust zu vernichten‘. Da war die Illegalität da, und ich wusste: Jetzt musst du Farbe bekennen, sonst bist du ein Schwätzer gewesen.»

Polizisten des Präsidiums, der Ämter und Reviere, samt tausender SA- und SS-Männer wurden in dieser Nacht aus den Betten geholt und durchkämmten die Berliner Quartiere. Auf den Haftlisten standen 4.000 Kommunisten: Reichstags- und Landtagsabgeordnete, Bezirks- und Unterbezirksführer, Leiter von Nebenorganisationen und Freier Gewerkschaften. Weit über tausend waren am Morgen verhaftet, reichsweit 5.000. Die größte kriminalpolizeiliche Sonderaktion deutscher Geschichte.

Die Verhaftungslisten waren schon lange zusammengestellt. Während der Weimarer Republik hatte die Politische Polizei im zweiten Stock des Polizeipräsidiums, Dezernat «Linksradikale Bewegungen», eine halbe Million Namen zusammengetragen, nun ergänzt mit den Spitzeleyen der SA-Stürme. Die Führungsebene der überraschten KPD war in einer Nacht aus-

radiert. Erwin Jöris, gewarnt, klopfte noch im Dunkeln bei Tante Marie in der Wagnerstrasse, bekannt als überzeugte Nationalsozialistin. Erst nach zwei Tagen traute er sich wieder auf die Strasse.

Am Morgen nach dem Reichstagsbrand wurden weiter Strassen abgeriegelt, Polizei und SA-Helfer, deren Armbinde sie zu Polizisten machte, kontrollierten Wohnung für Wohnung. Immer die Frage nach den Ausweisen. In der Gürtelstrasse gab es sechs Haftbefehle, einen für Erwin Jöris. «,Wir suchen Ihren Sohn.’ – ,Ja, der ist nicht hier.’ – ,Wo ist er?’ – ,Weiss ich nicht.’ – ,Wann war er das letzte Mal hier?’» Das bekam er später von seiner Mutter erzählt.

Vier Wochen hatte Hitler seine Politik maskiert. Nun drosch sie auf die Kommunisten mit der Unmissverständlichkeit ein, die er immer angekündigt hatte. Die «Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat», in der Kabinettsitzung am Reichstagsbrand-Morgen erlassen, hebelte alles Grundrecht aus: «Jedes Zusammenstehen zu dritt auf der Strasse war schon eine illegale Ansammlung», erinnert sich Jöris. KP-Nebenorganisationen, wie der KJVD, wurden verboten, 300 kommunistische Verkehrslokale mussten schliessen, die Partei-Presse durfte nicht mehr erscheinen. Über dem leeren Karl-Liebknecht-Haus flatterte schon nachmittags die Hakenkreuzfahne. Die Abendzeitungen berichteten erneut von der Entdeckung eines Labyrinths unter dem KPD-Hauptsitz, mit «vielen Hundert Zentnern hochverräterischen Materials». Symbolisch-triumphal zog später die neue Abteilung der Politischen Polizei «Bolschewismus-Bekämpfung» in das Haus.

In der Folgenacht wurden 200 Kommunisten verhaftet. «Wie von zuständiger Seite mitgeteilt wird», berichtete das *Lichtenberger Tagblatt* am nächsten Morgen, «ist einwandfrei erwiesen, dass kommunistische Führer mit der Brandstiftung im Reichstag in direktem Zusammenhang stehen.» Nachts wurden wieder 150 Personen verhaftet.

Und die Leute auf der Strasse? Sie billigten den terroristischen Ausnahmezustand, ging es doch gegen jene, die jahrein, jahraus den Staatssturz angekündigt hatten. Nun hatten sie offenbar Taten folgen lassen.

«Kein Generalstreik, nichts!», schimpfte Jöris über die Starre seiner Partei. Parteibüros, Zeitungen, Verbindungen – nichts gab es mehr. Die Partei hatte aufgehört zu existieren. «Wenn ich später gehört habe, wie viele Kommunisten die Nazis mit dem Arsch aus den Federbetten geholt haben – das hatte doch nichts mit Illegalität zu tun!» Nachts versteckte er sich mit anderen in einer Karlshorster Laube. «Der Besitzer war vorher in die NS-DAP geschickt worden und lief immer mit seinen Bonbons und dem Hakenkreuz rum.»

Im Nachhinein war es die Talfahrt in die Katastrophe, die nicht mehr aufzuhalten war. Doch für die Zeitgenossen war nichts entschieden. Zwischen besinnungslosem Aktionismus, Angst und Fehleinschätzungen schien noch alles möglich.

Der Reichstag brannte am Montag, am folgenden Sonntag war der Urnengang. Die KPD war offiziell nicht verboten. Den Wahlkampf führte die Lichtenberger Truppe aus ihrem Karlshorster Versteck. Tagsüber liess sich Erwin Jöris in der Gürtelstrasse sehen. Am Donnerstag nahm ihn Paul Kynast erneut beiseite: «Du, pass auf. Die kommen am Samstag!» – Irgendwie tat ich ihm wohl leid.» Am Freitag griff die Polizei, selber überrascht, Ernst Thälmann in seinem alten Charlottenburger Quartier auf. Am Samstag wurde wieder in abgesperrten Strassen Wohnung für Wohnung durchsucht, auch in der Gürtelstrasse.

Sonntag: Das Wahllokal war gegenüber dem Jöris-Haus, im «Wörlitzer». SA-Uniformierte trugen Plakate. «Wählt Hitler. Liste 1». Es gab Schlangen, Wahlbeteiligung: 88%. Jöris wollte sich sein Recht nicht nehmen lassen, kam in Begleitung, «alle hatten eine Knarre bei sich». «Ich geh jetzt rein. Falls sie drollig werden, müsst ihr die SA-Leute aufmischen!» Langsam schob sich die Reihe vorwärts, mancher Nachbar starrte ihn an. Drinnen sass sein Vater als Wahlbeisitzer. «Die SA-Fritzen haben bloss blöde geguckt, und ich bin schnell wieder verschwunden.» Von 130.000 Lichtenbergern wählten 34.000 KPD, ebenso viele NSDAP, 25.000 SPD. Reichsweit schaffte die Hitler-Kamarilla nur 43,9%. Ein verlorener Terrorwahlkampf. Aber: «Hitler hatte die Arbeiterschaft erobert! Der Einfluss war da.»

In den nächsten Tagen stand Jöris abends in der Gürtelstrasse: «Da hörte ich Schritte und Gegröle von Weitem: ‚Wenn das Judenblut vom Messer spritzt, hei, dann geht’s noch mal so gut!‘ Ich versteckte mich hinter einer Litfasssäule. In dem Haufen erkannte ich Überläufer. War das ein Schlag! Die wussten ja alles.» Die Berliner SA-Stürme wurden überlaufen und verdoppelten sich bis Ende des Jahres auf 120.000 Mann. KPD-Gänger wechselten die Seiten, schätzungsweise jeder Fünfte in Berlin. Mancher Sturm bestand im Monatsübergang zur Hälfte aus Altkommunisten. «Gerade im Rot-Front-Kämpfer-Bund waren ja viele nur aus Abenteuerlust oder wegen der schönen Uniform und Schalmeikapellen.» Eine Entourage des Totalitären, die nie auf Politideen gesetzt hatte, dafür auf den Wettlauf zur Macht. Hier wie dort. Wer beim Sieg auf der richtigen Seite war, konnte heute «nichts» und morgen «alles» sein.

«Manche stellten sich die Illegalität ganz romantisch vor, ein bisschen zusammenkommen und so. Tatsächlich standen wir allein da, wurden durch die Strassen gejagt und fragten uns jeden Tag, wo wir die nächste Nacht schlafen sollten. Da ging manchem der Arsch auf Grundeis.» Hans-Rainer Sandvoss, der akribische Chronist des Berliner Widerstandes, geht von einem Rückzug der Hälfte der KPD-Mitglieder in den ersten Wochen aus. «Die grossschnauzigsten Kommunisten von einst waren auf einmal ganz kleinlaut.» 30% der Verbliebenen waren zum Widerstand bereit, bald nur noch 10%. Von den 300 Jugendlichen des Unterbezirks blieb da wenig. «Dich sieht man gar nicht mehr .. .’», erzählt Jöris von Begegnungen mit ehemaligen Jungkommunisten. «Ach weesste .. .’, hiess es dann immer. Und man konnte nur noch sagen: ‚Ja, ja, ich mach auch nichts mehr .. .’»

Standhaft blieb Theodor Tattermusch. Ein treuer Kerl, der ein paar Jahre zuvor mit seiner deutschen Mutter aus Prag gekommen war. Wegen seines Deutsch hielten ihn alle für einen «Tschechen». Er wohnte nur sechs Häuser weiter in der Gürtelstrasse. Sie trafen sich oft, und Jöris beauftragte ihn, zu sondieren, mit wem man im Unterbezirk in die Illegalität gehen könne. Dann wurde der Jugendverband aufgelöst. «Und mit allen, denen man vertrauen konnte, machten wir weiter. Heimlich.» In Fünfergruppen.

«Nichts Schriftliches mehr. Du konntest nur Leute gebrauchen, die alles im Kopf hatten.» Doch das Vereinsgedöns liess sich nicht so leicht umstellen. Immer wieder fielen Mitgliederlisten und Karteien den Nazis in die Hände, akkurat weitergeführt. Auch durch Emil Albrecht. Total betrunken lallte der Kassierer der kommunistischen Gewerkschaft nachts auf dem Schleidenplatz die Internationale, in der Jackentasche die Liste der Beitragszahler.

Trotz allem glaubte der harte Jugendkern an ein schnelles Ende des «braunen Packs», redete vom Massenwiderstand, suchte fieberhaft wieder Anknüpfungen, flüsterte Instruktionen. «Wenn an den Kurierstellen die Luft rein war, hatte man eine Mütze in der Hand oder ein Taschentuch.» Sie trafen sich zu Absprachen zwischen Tanzenden in den «Prachtsälen des Ostens», Ecke Frankfurter Allee/Voigtstrasse, druckten Flugblätter im «Hollkarö»-Keller und versteckten sie in der Doppelwand einer Laube. Im Handwagen unter Mist brachten sie die Bündel zum Siemens-Plania-Werk. Rudi Hase, Erwin Schwarz, Kurt Seefeld, Erwin Jöris. In Büscheln flog «Heraus auf die Strasse!» über die rote Fabrikmauer, Hof für Hof. Dann: «Die Polizeisirenen hörte man schon von Weitem. Grauenhaft.» Sie stoben auseinander, Jöris und Rudi Hase flüchteten auf den Friedhof Bornitzstrasse. Die Tür einer Familiengruft war unverschlossen, ihr Herzrasen in der kalt-feuchten Dunkelheit, draussen das Rumpeln der schweren Mannschaftswagen. «Weiter als auf den Friedhof können wir ja nicht kommen!», hab ich noch gescherzt. Als die Luft rein war, verdrückten wir uns, einzeln.»

«In allen Strassen hast du nur Horden von SA gesehen, besonders abends. Da wurden sie lebendig.» Der NS-Mob mutierte von einer «Revolutionsarmee» zur Staatsinstitution. Jeder Mitläufer nun ein Regimevertreter. Lärmend zogen sie durch die Kieze, verhafteten «Gesuchte» an Arbeitsstellen, in Lokalen, auf der Strasse, «verhörten» in ihren «Polizeirevieren», den Sturm-Lokalen. Alte Kiez-Rechnungen wurden beglichen. Grauenberichte machten die Runde: von Spiritus in offenen Wunden, ausgerissenen Haaren, Schlägen auf Fusssohlen, Verbrennungen mit Zigaretten, ausgeschlagenen Zähnen, Säure in Harnröhren, Scheinexekutionen. Gefangene

zwang man, die Stiefel von Sadisten zu lecken, Rizinusöl zu trinken. Namen, Zusammenkünfte, Orte erprügelte man sich. Stundenlang wurden Sozialdemokraten und Kommunisten vom 3 4er-Sturm in Friedrichshain auf einer unterirdischen Kegelbahn mit Stahlruten und Peitschen gequält. Hunderte zwangen sie in die SA-Keller der Friedrichstrasse und eine alte Kaserne an der General-Pape-Strasse. Manche kamen nach ein paar Stunden wieder frei. Andere verschwanden. Die Parteioberhäupter liessen die Schläger gewähren. Man wollte Einschüchterung in Bevölkerung und Öffentlichkeit. Die Zeitungen schwiegen über den braunen Terror. Im *Lichtenberger Tagblatt* war sechs Wochen nach dem Reichstagsbrand nichts mehr von den SA-Verhaftungen zu lesen. Aber alle wussten Bescheid. «Wer miterlebte, was sich nach dem Reichstagsbrand in Berlin abspielte, der musste hassen. Die Überfälle, die Verhaftungen. Wie sie die Proleten belogen haben – und so viele darauf reingefallen sind. Diese braunen Schweine, habe ich mir oft gesagt, könntest du bloss einen auf der Strasse über den Haufen schiessen oder totschiessen.»

Noch hatte Jöris Glück. Im Anfangschaos war eine Sitzung im Jugendheim in der Dossestrasse angesetzt worden. «Als ich die Tür aufmachte und der Heimvater mich sah – ein Rentner, der die Öfen heizte –, kriegte er einen roten Kopf.» Stumm warnte er ihn. Im Nebenraum warteten die Lutzmann-Häscher. Erst an der Möllendorfstrasse entkam Jöris ihnen. Als er sein Arbeitslosengeld in der Boxhagener Strasse 76-78 abholen wollte, lief ihm sein jüngerer Bruder auf der Treppe entgegen. «Schnell weg hier. Die Polizei steht neben dem Schalter. Die haben mich schon mit dir verwechselt'.» Nach Hause konnte er nicht mehr: «Sonabend fing mich mein Vater in der Gürtelstrasse ab und zog mich in einen Hauseingang: ‚Verschwinde, die haben alles auf den Kopf gestellt'.» Immer wieder kamen die SA-Kohorten. «Meine Mutter knallte ihnen die Stiefel vor die Füße. ‚Hier habt ihr die Klamotten. Den Kerl sucht ihr euch selbst!» Wenige Male kletterte er nachts über den S-Bahndamm hinterm Haus und kam so in die Wohnung. Aber er blieb nur kurz. «Die Bahn hatte rechts Gleitschienen, mit Starkstrom von unten. Wer da drankam, war hinterher schwarz.»

Die Tage wurden ortlos. Im Kiez konnte er nicht mehr bleiben. «Gefährlicher als die SA war die Bevölkerung – wie besoffen. Man hat nur gestaunt. Das ging dann: ‚Wann hamn Se denn den das letzte Mal gesehen?‘ – ‚Na gestern is er hier gewesen!‘» Aber auch in die Fremdquartiere nahm er die Unsicherheit mit. «Diese ollen Treffpunkte in Mahlsdorf, in Kaulsdorf, in Strausberg. Tag für Tag bin ich rumgefahren und war froh, wenn ich mir abends sagen konnte: ‚Heute ging’s noch mal gut!‘» Strassentreffen mit anderen Herumziehenden waren Erkundigungen nach Mitstreitern: Immer ging es um Rückzüge, Verhaftungen, Verrat. «Die guten Leute, die man unter sich gehabt hatte, wurden immer weniger. Wie sehr habe ich mir damals gewünscht, wir wären ein paar mehr gewesen.»

Kalte Tage ohne Innehalten, am Rande des Zusammenbruchs. «Manchmal wussten wir nicht ein noch aus.» «Meine Eltern sagten: ‚Schmeiss die Flinte ins Korn!‘ Aber die anderen im Stich zu lassen? Das wäre feige gewesen.» Im ohnmächtigen Hass gab es keine Zukunft. «Alles ging zu Ende, und es war egal, ob man aufgab oder weitermachte: Man kam auf jeden Fall dran.» Ausweglosigkeit schlug in Gleichgültigkeit um. «Es kann nicht mehr lange dauern, hab ich immer gedacht. Eines Tages haben sie dich. Am liebsten hätte ich es schon hinter mir gehabt.»

Wilde KZs Berlin-Besuch 1993. Beim Gang durch die Gürtelstrasse erzählt Erwin Jöris von Bewohnern, ihren Lebenswegen, meist über drei, vier politische Systeme hinweg, vom Kaiserreich zu Hitler. ‚Kiez-Kneipe« steht auf dem grünen Schild über dem Eingang an der Strassenecke, schräg gegenüber der Knorrbremse. Die Fassade ist so runtergekommen wie die Umgebung. Verblichenes Graubraun, Schmierereien auf wegbrechendem Putz. Im Inneren steht die Luft. Nachmittägliche Kneipen-Ödnis. Zwei Stammkunden sitzen vor fast leeren Biergläsern. Aus dem Fenster sieht man auf die maroden Bauten der Zwischenkriegszeit, als hätte es den Arbeiter- und Bauernstaat nie gegeben. Der Schankraum ist nicht gross, und Jöris ist sich auf einmal nicht mehr sicher, ob sich nicht alles im Keller abgespielt haben könnte. Der Wirt im speckigen Pullover versteht erstaun-

lich schnell. «Einen Keller gibt es nicht.» Nur eine Falltür zu einem Raum unter dem Tresen. Eine schmale Leiter in eine dämmrige Vorratskammer. Bierkästen türmen sich. Nichts sieht nach einem Umbau aus.

150 solcher Prügelkeller sind nachweisbar für Grossberlin, in Nazilokalitäten, Privatwohnungen, Kellerverschlägen, Maschinenhäusern, Kasernen, Hinterhöfen. «Wilde KZs» genannt. Durch die grösseren gingen Hunderte von Verschleppten. Wie viele bis in den Herbst 1933 starben, kann nicht mehr geklärt werden. Die Verfasser des «Braunbuches», einer im französischen Exil entstandenen agitatorischen Anklageschrift, veröffentlichten im April 1934 eine Liste mit 747 Ermordeten, davon 161 in Berlin und Brandenburg.

Der Wirt öffnet uns die Schiebetür zum Hinterzimmer. Die Luft erinnert an einen Dachboden. Wir suchen nach Anhaltspunkten: die DDR-Tapete, der abgewetzte Billardtisch, der schmutzig-graue Teppich. Trostlose Alltäglichkeit. Aber hier muss es gewesen sein. Wir trinken einen Kaffee, um uns für das Entgegenkommen erkenntlich zu zeigen. Und Erwin Jöris erzählt von jenem Montagabend, dem 20. März 1933, sieben Wochen nach Hitlers Legal-Putsch, als er in diesem Raum um sein Leben bangte.

Es war eine Stunde vor Mitternacht. Eisregen hing in der Luft. Er wartete mit einer Jungkommunistin in einer dunklen Ecke der Boxhagener Strasse. Tarnung als Paar für die Kurierstelle. Ein Fahrrad holperte über das Kopfsteinpflaster, hielt kurz, kaum war die Übergabe zu sehen, Direktiven des Zentralkomitees. Die beiden schlenderten davon. An der nächsten Strassenecke trennten sie sich. Die Kälte, der wenige Schlaf zehrten an ihm. Jöris wollte nach Karlshorst. Nasse Pflastersteine spiegelten das Laternenlicht. Auch in der Gürtelstrasse. Die Rollos der Nazikneipe – ebenjener gegenüber der Knorrbremse – waren unten. Sollte er? «Bei dem Wetter, habe ich gedacht, sind die Nazifritzen doch nicht unterwegs.»

Die grade Strasse war gut einsehbar. Er hielt sich an die Hauswände, war froh, als er in der dunklen Tordurchfahrt verschwand. Die Stufen zur Haustür hinauf, den Schlüssel, acht Treppenabsätze. Verschlafen kamen die Eltern aus dem Wohnzimmer. Rasch zog die Mutter die Küchenvorhänge zu, machte Licht. Er war fast fertig mit Essen, als es gegen die Tür

polterte: «Polizei, aufmachen!» Wieder schlug es. Schliesslich drehte Vater Jöris den Wohnungsschlüssel. SA-Kerle schoben sich in den dunklen Flur, acht Mann, manche in Zivil. Es gab Gedränge, Schreien, aufgerissene Türen. Sie holten seine Brüder aus dem Bett. «,Nee, das is' er nicht!」» Dann stürmten die Ersten in die Küche. «Alle hatten eine Knarre in der Hand – damit war die Sache gelaufen.» Zwei griffen ihn. Handschellen schnappten. «,Das hast du Schwein dir nicht vorgestelltk», giftete ihn ein ehemaliger Kassierer der Roten Hilfe an. Er war mit allen Adressen übergelaufen.

Das Stiefelpoltern überschlug sich im Treppenhaus. Sie schleppten ihn zur Weserstrasse. Der Rollladen war hochgezogen. Lutzmann stand im Eingang. Unter der Tür trat ihn jemand von hinten. In der Mitte ein Tisch, darüber eine Lampe, darauf ein Ochsenziemer und eine Pistole. Im Hintergrund Kasernenbetten. SA-ler reihten sich an der Wand. «Heinz Volkmann, Siebert, «Rotfuchs» Wenzel. Ehemalige Radikalinskis, denen nichts radikal genug war. Nun mussten sie sich bewähren.»

Sie nahmen ihm die Handschellen ab. Lutzmann sass am Tisch. «,Wo hast du dich rumgetrieben?」» Er sollte Namen nennen. Dieser? Jener? «,Wo ist die Druckmaschine?」» Er wisse von nichts. Die SA-Meute johlte. Das Ende eines Schlagstocks zog ihm einen Striemen im Gesicht. Fäuste, Tritte, Geschrei. Blut lief ihm über die Wange. Er bekam ein Pflaster. Minuten wie Stunden.

«,Wo sind die ZK-Treffen? Wo?! Du führst uns dahink, schrie Lutzmann immer wieder und wieder. Die ganze Bande war so aufgeheizt. Die waren zu allem fähig.»

Auf einmal flog die Tür auf. Schupos drängten sich in den Raum. Kalte Nachtluft strömte herein. «,Sie wissen genau, dass Sie Verhaftungen nur mit uns vornehmen dürfen!」», herrschte ein Polizeileutnant in den Raum. – «Jetzt sorgen wir für Ordnung!」», bellte Lutzmann. Es ging hin und her, sie schrien sich an. Beamte zerrten Jöris auf die Strasse, hievten ihn auf einen Mannschaftswagen, rechts und links Schupos mit Knüppeln, der Wagen startete ruckelnd und ratterte ins Strassendunkel. Vater Jöris hatte im Revier an der Frankfurter Allee Alarm geschlagen.

Heute erinnern nur noch die grösseren Scheiben im Parterre des Gründerzeithauses an das Polizeirevier, einen Kilometer von der Gürtelstrasse in der Knorrpromenade. Nächtliche Personalien- und Protokollaufnahme. Es läge ein Haftbefehl vor. Er müsse ins Präsidium. Jöris bekam eine Decke, sollte sich zu zwei anderen in einem Nebenraum auf den Boden legen. Zellen gab es nicht. «Die Behandlung war korrekt.» Er war erschöpft, entronnen, hochgeputsch, verwirrt. Kurze Zeit später hörte man Geschrei vor dem Revier, dann Lutzmanns Stimme im Vorraum.

«Er verlas eine Auflistung aller meiner ‚Vergehen‘. Demnach war ich der Kaiser von China, für was ich alles verantwortlich sein sollte.» Lutzmann verlangte seine Herausgabe. Kommt nicht infrage, meinte ein Beamter. Er wurde lauter. «,Der bleibt hierk, brüllte jemand. ‚Noch sind wir die Polizei!‘» Es ging hin und her. «,Macht, dass ihr rauskommt!‘» Schliesslich zog die Meute ab. In der Nacht schlief Jöris keine Minute. «Ich hatte Angst, dass sie das Revier stürmen würden.»

Am nächsten Morgen legten Schupos ihnen Handschellen an. Die Strasse war menschenleer, von den Krawallanten nichts zu sehen. Sie mussten auf einen Lastwagen. Regentropfen mit Schneeflocken. 21. März 1933, Frühlingsanfang. Der Wagen holperte die Strasse entlang: Vorgärten, säulengeschmückte, kleine Balkone, Prachtfassaden: ein grossbürgerliches Idyll im Proletenviertel.

Jöris hockte zwischen Polizisten auf einer Bank der offenen Ladefläche und fror. Sie fuhren die Frankfurter Allee entlang. Auf den Bürgersteigen drängten Menschen zum Bahnhof Lichtenberg. Die Stadt fieberte einem Betäubungsspektakel entgegen: «Tag der erwachenden Nation», die Eröffnung des neu gewählten Reichstages am Traditionsort preussischer Geschichte, in Potsdam. In Berlin gab es seit 6.30 Uhr Paraden, Militärkapellen, Feldgottesdienste und Aufmärsche. Auf acht Plätzen wurde der Festakt mit Lautsprechern übertragen.

Jöris schaute auf die Leute, manche sogar mit Klappstühlen. «Alle wollten sie ihren ‚Führer‘ sehen!» Der Polizeileutnant neben ihm schüttelte den Kopf: «,Mensch, lasst doch eure Pfoten davon. Guck dir dieses Volk an!‘» Jöris staunte nach einer langen Nacht. «Es war wirklich so. Das waren Na-

zi-Gegner, Sozialdemokraten, gewerkschaftlich organisiert, mit Angst um ihre Stellen. Nicht die Bluthunde, wie wir immer dachten.»

Nibelungen-Gänge Nach einer Woche im Amt inszenierte Joseph Goebbels sich schon als Reichspropaganda-Verschleierer: Eine Viertelmillion bestaute die Potsdamer Ruhrkomödie, während allein in Preussen 3669 Unschuldige verschleppt worden waren. Das Berliner Polizeipräsidium wurde zum Kollektiv-Verlies. Hinter der Tordurchfahrt im linken Gebäudeteil, neben der Reitbahn, war das Gefängnis. Jöris kannte die düstere, einst hellrote Fassade, die unüberdachten Innenhöfe, das Warten in den Gängen. «,Ach, da sind wir ja auch wieder'», meinte ein vorbeieilender Beamter zu ihm. Die Personalienprozedur, die neuen Schnellgerichte, die Zellenflüche auf die Sozialdemokratie – alles bekannt. Aber dieses Mal würde er nicht nach Stunden entlassen.

Während jemand von der Politischen Polizei IA ihn erkennungsdienstlich bearbeitete, gab es in Potsdam Fähnchenschwenken, Reiterstaffeln, marschierende Reichswehr und aus Lautsprechern den Festgottesdienst, mit dem vaterländischen Gefühlssumpf vom August 1914 und «der heissen Bereitschaft, das eigene Leben zu opfern». Dann die schwammige Antrittsrede Hitlers und Jubel. Als im Händedruck auf den Stufen der Garnisonskirche der neue Kanzler-Scharlatan in Cut und Zylinder sich gemäss Drehbuch unterwürfig vor dem ordenbehangenen Reichspräsidentengreis verneigte, sass Jöris schon in einer Massenzelle im Keller. Statt Landstreicher und Prostituierte drängten sich nun 50 Politische auf engstem Raum, alle in dieser Nacht verhaftet. Er war einer der Jüngsten. Wer sich kannte, drängte sich auf den Doppelstock-Liegen zusammen, spekulierte und hielt sich in der Verstörung an Durchhalteparolen. In einer der acht Massenzellen war auch Manès Sperber, 27 Jahre, eben noch zuständig für die individualpsychologisch-marxistische Berliner Arbeiterbildung.

Am Abend standen die frisch gewählten Abgeordneten noch vor der Krolloper, gegenüber der Reichstagsruine, zusammen. Die erste Arbeitssitzung einer Abschaffungsperiode war vorbei. Ohne die 81 KPD-Politiker.

Sie waren, so Innenminister und Altnazi Wilhelm Frick höhnisch, «durch nützliche Arbeiten in den Konzentrationslagern» am Erscheinen gehindert. Die Staatsoper gab in fast hellseherischer Symbolik für das Kommende Wagners «Nibelungen», und Hitler setzte nach dem Schlussakt die Inszenierung auf der Eingangsempore hin zur Strasse fort: der Führer in Abnahme einer fackeltragenden SA-Parade entlang der «Linden».

Spät fielen die ersten Häftlinge in den Schlaf. «Das Schnarchen hallte in den hohen Räumen.» Am Morgen kamen die nächtlich Verhafteten. Darunter Julius Fränkel vom ersten Stock aus Jöris' Haus. Die Lutzmann-Schergen hatten seine Wohnungstür eingetreten, ihn in der Küche zusammengeprügelt und Mutter Fränkel eine schwere Platzwunde am Kopf geschlagen. Kein Polizeikommando hatte ihr Kneipenverhör gestoppt. Der Rohrleger war immer blass gewesen, denn er laborierte an einer Malaria-Krankheit aus dem Weltkrieg. Nun fehlte seinem Gesicht jede Farbe.

«Nach zwei Tagen holte mich ein Polizist und ich musste eine Wendeltreppe mit hoch.» Jöris wurde in eine der 153 Einzelzellen verlegt. Auf dem Tisch ein Paket seiner Eltern. «Die Angehörigen bekamen sofort eine Karte: ‚Aufgrund der Notverordnung des Herrn Reichspräsidenten vom 27. Februar 1933 zum Schutz des deutschen Volkes befindet sich ihr Sohn bis auf Weiteres im Interesse der öffentlichen Sicherheit im Polizeipräsidium in Haft.‘» Ein Tag, eine Nacht, wieder ein Tag. Endlos-Stunden, langweilig und schutzlos. Durchs Fenster konnte er den Himmel sehen, von unten kam der Lärm der Alexanderstrasse, der ankommenden Transporte, der Namensaufrufe. Ununterbrochen hallten Eisentreppen. «Lieber wäre ich in der Massenzelle bei den anderen geblieben.» Ein gemeinsames Schicksal gab Halt. Zuhören und Reden lenkten ab. Keine der folgenden vier Nächte hatte er geschlafen.

Einheitsfront-Gespräche – Am Ende des 20. Jahrhunderts bleiben von den Angst-Nächten nur die Media-Märkte. Wo einst das dunkle Polizeipräsidium drohte, erschlägt einen heute die vierstöckige Filiale des Elektrosupermarkts. Nur ein Gedenkstein erinnert im wiedervereinigten Berlin an

das einst zweitgrösste Gebäude der Stadt. Es brannte in den letzten Kriegswochen aus. Auch vom Zuchthaus Spandau, in das Jöris verlegt wurde, steht nur noch wenig. Die Massenverfolgungen füllten das alte, verfallene Militärgefängnis erneut über Nacht, nun mit 400 Häftlingen, die Hälfte davon Politische. Ab dem 25. März war Jöris einer von ihnen. «Zuerst kamen wir wieder in eine Massenzelle, nur Politische, 40 bis 50 Leute, fast nur Kommunisten, darunter viel Prominenz. Die Sozialdemokraten krochen zu dem Zeitpunkt noch vor den Nazis.»

Spandau war anders. «Nur schon die Ankunft! Die Justizbeamten waren vom alten Schlag, sprachen von ‚Empfang‘, ‚Fühlen Sie sich wie zu Hause!‘» Die Stimmung war ruhiger, die Zellen sauberer. Die Gefangenen erzählten in den langen Hafttagen alte Geschichten, gaben Erklärungen für Versäumtes, Schwelendes brach auf. «Es war interessant, was die Grössen sich da so zu sagen hatten.» Es herrschte ein Kommen und Gehen. «Wer Verbände und blaue Augen hatte, den hatte die SA verhaftet.»

Nach Tagen kam er wieder in eine Einzelzelle, zuoberst im 3. Stock. Eine eiserne Galerie wie eine Balkonbrüstung führte an den Zellentüren entlang. Neben ihm lag Ludwig Barbasch, sein Verteidiger vorm Kriminalgericht. «Alles war sauber. Es gab ein Klo mit Wasserspülung, eine Tischlampe, ein Wandregal fürs Geschirr. Für Nachschlag drückte man einen Knopf, und über dem Gang ging eine Fahne runter. Gegen Geld konnte man alle 14 Tage etwas bestellen: Schweizer Käse, Fisch, Wurst. Briefe schreiben und empfangen, Zeitungen und Bücher bekommen – alles war möglich.»

Mit der Alltagsroutine floss Berechenbarkeit in die Tage: das Wecksignal um sechs, das Fegen der Zelle, die Wasserkanne auf der Türschwelle mit Henkel nach aussen, das dunkle Brot, ungeschnitten mit einem Klacks Margarine, der wässrige Kaffee, das Bettenmachen, der Geruch des Mittagessens, die Nachmittage ohne Ende, das Klappern der Zellentüren um zehn Uhr. «,Gut Nacht‘ – ,Gut Nacht.‘ Nach der ganzen Aufregung der letzten Wochen, der Illegalität, dem SA-Keller und im Polizeipräsidium war da endlich mal wieder Ruhe.»

Abwechslung brachte nur der morgendliche Freigang, getrennt von den Kriminellen. «Mitten im Hof stand ein Baum, und wir gingen immer zu zweit im Oval, Runde für Runde, eine halbe Stunde lang, immer um den Baum. Mit wem man auf der Treppe zusammentraf, mit dem musste man auf den Hof, ganz egal, wer da kam.» Die Gefängnisakten verzeichnen 4.000 Einlieferungen für 1933.

Jöris traf auf Politgrößen wie «Rundfunk-Schulze», der als Landtagsabgeordneter bei den Reichstagswahlen, als die KPD im Radio keine Sendezeit bekam, einen SPD-ler im fingierten «Rundfunk-Gästewagen» abholen liess und statt seiner im Studio auf Sendung ging. Oder den KPD-Stadtarzt Dr. Schmincke, der den Tod Rudi Toffels festgestellt hatte. Einen Satz von Hermann Duncker auf dem Hof, des fast 60-jährigen Parteitheoretikers, Mitkämpfers von Luxemburg und Liebknecht, nahm er mit auf seine Zelle: «,Ach, diese ganze Politik ist nicht auf unserem Mist gewachsen^ meinte er, ,Moskau hat doch keine Ahnung, wie es hier aussieht'.»

Unter den Gefangenen waren auch der ehemalige KPD-Fraktionsvorsitzende im Reichstag Walter Stöcker, der Abgeordnete Ottomar Geschke, der Jurist und schillernde Publizist Kurt Hiller, der Reformpädagoge Paul Oesterreich, der Publizist Max von Engelhardt oder der Arzt Felix Böhnheim, Kriegsgegner und in der Liga für Menschenrechte, oder der KPD-Politiker Werner Scholem, Bruder des Religionsphilosophen Gershom Scholem. An manche meint Jöris sich zu erinnern – vielleicht aber auch erst nach späterer Lektüre. Auch Alfred Kattner zog im Innenhof seine Runden. Noch hatten die Nazis nicht realisiert, dass der lustige Kerl Thälmanns Sekretär gewesen war und alle Verbindungen in den Untergrund kannte.

Nach einem Monat verschob sich das Häftlingsgefüge. «,Stellen Sie sich mal vor', orakelte einer der Schliesser, ,jetzt marschieren die Gewerkschaften auch noch mit dem Hitler!'» Schnell sprach sich rum: Hitler hatte den 1. Mai zum Feiertag erklärt und zur Grossdemonstration aufgerufen. «Was die Sozialdemokraten in vierzehn Jahren nicht geschafft hatten, hat der Knilch in drei Monaten Regierungszeit durchgesetzt.» Die letzte Hoffnung auf einen Generalstreik am 1. Mai war ausgeträumt. Die Zeitungen berichteten von anderthalb Millionen auf dem Tempelhofer Feld, Hitlers

Volksgemeinschaft-Geranne vor NaziGrößen und Gewerkschaftsführern zwischen Maigrün und Hakenkreuzfahnen. «Man erzählte uns: Die Menge habe gejubelt und gebrüllt. – Und wenige Tage später liefen die Gewerkschaftler auf dem Hof rum.» Schon am Tag nach dem Aufmarsch liess Hitler die Gewerkschaftshäuser besetzen und die Funktionäre verhaften. «,Na', pöbelten wir sie an, ,habt ihr euern Judaslohn gekriegt? Haben se euch och euern Arschtritt gegeben?» Den Gewerkschaftlern folgten die Sozialdemokraten, und mit ihnen war der alte Bruderhass wieder da.

«Aber wenn man mit denen beim Hofgang zusammenkam, musste man sprechen.» Der ehemalige Reichstagspräsident Paul Löbe oder der langjährige Berliner SPD-Vorsitzende Franz Künstler waren um Antworten nicht verlegen: «,Wo wurde denn die Reichswehr ausgebildet? In eurer Sowjetunion. Wer hat denn die KPD-SPD-Regierung in Sachsen und Thüringen zerschlagen? Und wer hat Hindenburg und damit Hitler zur Macht verholten, wenn nicht euer chancenloser Thälmann bei der Reichspräsidentenwahl 1925?» Haftrundengespräche zu zweit. «Man musste nicht immer sofort sagen: ,Das sind sowieso alles Verräter' und hörte sogar bei den Vorwürfen hin. Die KPD-Kritik war ja immer ganz allgemein und in den Gesprächen wurde es konkret. Und was diese Weltkriegs-Sozialdemokraten da sagten, war nicht immer von der Hand zu weisen.» Kommunisten und Sozialdemokraten, in ihren Hofrunden um den Baum im Gespräch – das Bild erstaunte den 21-Jährigen täglich neu. «Da gabs auf einmal die ,Einheitsfront' im Gefängnishof.»

Ansonsten zogen sich die Tage endlos dahin, der Blick an die Decke, die Gedanken entlang der verputzten Unebenheiten. In die Gleichförmigkeit mischte sich Zukunftssorge. «Schutzhaft war unbegrenzt.» An Ostern standen seine Eltern im Besucherraum mit einem Paket: «,Das schickt dir Onkel Seefeld'.» Es freute ihn, dass man im Jugendverband an ihn dachte. Das Gespräch war anstrengend, die 20 Minuten zogen sich. In den Tagen nach der Verhaftung hatte Vater Jöris seine aufgelöste Frau immer zu beruhigen versucht: «,Der hat nichts gemacht, der kommt wieder'.» Über Po-

litik hatten Vater und Sohn schon lange nicht mehr gesprochen. «Ach, nun bin ich gar nicht dazu gekommene, meinte der junge Jöris am Ende, «den Balken im Dachstuhl in Ordnung zu bringen'.» Dort lag eine Armeepistole. Vater Jöris reagierte nicht, meinte nur im Gehen: «Während du hier drinnen sitzt, laufen deine Kameraden draussen mit einer braunen Uniform rum.'» Die Bemerkung traf den Nerv der einsamen Hafttage des Sohnes. «Der kalte Grobian hätte das wirklich für sich behalten können.» Was war mit der Partei? Seinem Leben? Wie lange würden sich die Nazis noch halten können? «Ich war total deprimiert nach dem Besuch.»

Langsam bekam der Baum im Hof erste Blätter. Bald stand er im satten Grün. Nachmittags schien die Sonne in seine Zelle. Berliner Sommer. «Wenn man einen Klimmzug am Fenster machte, konnte man das Rathaus von Spandau sehen. Ausflügler radelten mit Rucksäcken in den Grunewald.» Er stellte sich vor, wie sie mit dem Spreadampfer fuhren, auf der Havel ruderten. «Und man selber sass in diesem Scheiss-Vogelbau und fragte sich: Wie lange noch?»

Bei aller Ruhe: Entronnen war er nicht. Das merkte er schon Tage nach seiner Einlieferung. Im Besucherraum warteten Lutzmann und zwei seiner Truppführer. Sie verhörten ihn fast zwei Stunden, fragten nach letzten Treffen, Verstecken, abgetauchten Genossen. «Prügeln durften sie nicht.» Am Schluss musste er sogar ein Protokoll unterschreiben. Einen Monat später, Ende April 1933, wurde er von Nationalsozialisten abgeholt. «Na, hoffentlich sehn wir uns wieder'», meinte der Justizbeamte zum Abschied. Auf der Fahrt ins Unbekannte zischte ihn einer der Uniformierten an: «Dat könnte dir so kitzeln, hier im Gefängnis sitzen'.» Sie brachten ihn in ein imposantes Gebäude gegenüber dem preussischen Abgeordnetenhaus. Hohe Eingangshalle, breite Treppe, grossflächige Fenster. «Das Verhör war in einem der oberen Räume.» Die Befragung verlief erstaunlich glimpflich: «Am Schluss fragten sie mich noch, ob ich nach der Haftentlassung bereit sei, einer NS-Gliederung beizutreten.» Jöris redete sich mit der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt heraus.

Noch war die Gestapo im Aufbau. Die alte Kunstgewerbeschule in der Prinz-Albrecht-Strasse war erst für Preussen zuständig. Mit 200 Leuten.

Die Ateliers im Sockelgeschoss noch nicht zu Zellen umgebaut. Als er das zweite Mal geholt wurde, herrschte ein anderer Ton. «Ach, da ist ja das Schwein!» Er habe, so hätte ein Überläufer berichtet, am Gedenktag für Horst Wessel zum «Abfangen» von Parteigenossen angestachelt. Das sei «Aufruf zum Totschlag». Jöris stritt ab. «Wie die Irren knallten sie mit ihren Peitschen.» Er wisse von nichts. «Das weisst du Schwein ganz genau!» Es gab eine Gegenüberstellung mit einem Jungkommunisten aus dem Wedding. Beide leugneten, einander zu kennen. Protokolle anderer wurden verlesen. «Wenn der Vernehmer mit dem Kopf nickte, kamen welche und haben mir ein paar übergeknallt.» Trotzdem hatte er den Eindruck, sie hielten sich zurück. «Ich musste wieder zur Justiz, da durfte man nichts sehen. Beim Rausgehen drohten sie: ‚Wir sprechen uns noch!‘»

Gleichzeitig lief der Prozess zum Überfall auf die Kneipe in der Gürtelstrasse. Immer wieder war von einem Rädelsführer namens «Erwin» die Rede. Gemeint war der flüchtige Erwin Gerhard, Führer der Lichtenberger Roten Jungfront. Aber das war unklar. Jöris wurde in Moabit verhört. «Ob er wirklich meine, hab ich zu dem Vernehmer gesagt, ‚dass ich so bekloppt bin, in der Strasse, wo ich wohne, in ein Lokal zu schiessen?‘ – ‚Mit anderen Wörtern, meinte er gleich, woanders würden Sie’s tun!‘» Zurück in der Zelle zermarterte er sich den Kopf: Was sagen, wenn sie bei einer Hausdurchsuchung die Pistole auf dem Dachboden finden? Es hatte einen Toten gegeben, das würde was absetzen. «Den Balken», bemerkte sein Vater beim nächsten Besuch, «hab ich repariert.» Tage später fällte das Gericht zwei Todesurteile im Dossestrasse-Überfall.

Drei Monate blieb er in Spandau. «Am letzten Abend sperrten sie uns in eine Massenzelle. 60 Mann, viele Reichstags- und Landtagsabgeordnete, einige ZK-Mitglieder. Man hätte meinen können, sie stellten einen Prominentenzug zusammen.» Die Nacht war heiss. Die fünf riesigen Fenster standen sperrangelweit offen. Durch die Gespräche gingen Vergangenes und das Bevorstehende. Konzentrationslager? Wer wusste, was das war? «Ein hohes KPD-Tier, ein roter Bonze, hielt eine Rede, rief zur Besonnenheit auf.» Irgendjemand stimmte an. Alle fielen ein und die Internationale schallte über den Hof. Der gemeinsam beschworene Kampfesmut half angesichts

des Unsicheren. Die Schritte der Justizbeamten hallten auf den Eisentrep-
pen. «,Seid ihr verrückt geworden!»^ brüllten sie in der aufgerissenen Zel-
lentür. «, Wenn das die Nazis in der Kaserne drüben hören, stürmen sie uns
das Gefängnis'.»

Wo Jöris Monate sass, verbrachte später «Führervertreter» Rudolf Hess
40 Jahre. Für sieben Hauptkriegsverbrecher wurde Spandau zum Alliiert-
engefängnis. 1987 brachte sich Hess um. Der Abbruch des Gefängnisses
wurde pulverisiert in die Nordsee gekippt. Nichts sollte an den Ort erin-
nern. Gebaut wurde stattdessen ein Media-Markt. Im überwuchernden Ge-
lände dahinter stehen Bäume. Der älteste, da ist sich Erwin Jöris sicher, ist
der Baum, um den sie ihre Freigangkreise zogen.

Sonnenburg

Preussische Konzentrationslager Auf beiden Seiten der Landstrasse blinkt Moorwasser in der Frühlingssonne. Ein Überschwemmungsland mit Vogelschwärmen bis zum Horizont. «Das Königreich der Gänse». Der Nationalpark Untere Warthe. Er beginnt gleich nach dem Grenzübergang bei Küstrin. Brackwasser gluckst in der Stille. Hoch oben flirren die Blätter der Pappelallee, unten der schnurgerade Chausseedamm, daneben die überwachene Eisenbahntrasse.

Eine Kleinbahn zog die Gefangenenwagen die letzten der 100 Kilometer von Berlin bis Sonnenburg, dem heute polnischen Slonsk. 12 Kilometer weiter, an der Ausfallstrasse nach Poznan, dem einstigen Posen, steht eine Eisenskulptur. Ein öder Vorplatz, eine leere, stählerne Schale, zwischen den Steinplatten wächst Gras. Wo sich einst das Lagergelände erstreckte, sind nun Zäune, Hallen, staubige Feldwege. Die Gebäude wurden nach dem Krieg abgerissen. Nur im hinteren Teil steht noch ein Rest des Nordflügels, abgetrennt von einer Mauer mit Stacheldraht. Im Dunkeln der vergitterten Fenster beobachten uns Gesichter. Im einzig übrig gebliebenen Verwaltungstrakt des Konzentrationslagers ist heute ein Jugendgefängnis.

Ein Jahrhundert lang sassen Häftlinge im Zuchthaus Sonnenburg, auch der «Hauptmann von Köpenick», Wilhelm Voigt, oder der KPD-Mann Max Hölz. Dann brach Typhus aus. Die Dächer waren undicht, die Heizung fiel aus. Die Anstalt wurde geschlossen. Das Areal verfiel, bis die Nazis es zum ersten «Staatlichen Konzentrationslager» unter preussischer Polizeiverwaltung erklärten und ab dem 3. April 1933 «Schutzhäftlinge» hierher verschleppten.

Jöris kam am 1. Juli 1933 nach Sonnenburg, einem Samstag. 6 Uhr morgens ging es in Spandau los. Auf der Heerstrasse fuhr der Tross aus schwarzen Gefangenentransportern und Polizeiwagen nach Berlin, dann zum Schlesischen Bahnhof. Als sie ausstiegen, waren Wochenschaukameras überall. Das Regime präsentierte die «Ausrottung des Marxismus». 30.000 «Schutzhäftlinge» drängten sich in Strafanstalten, Militärbaracken und SAKellern, überall in Deutschland. Jöris wurde mit einem Beamten verkettet.

Die lange Kolonne durchlief ein Spalier drohender Fäuste. «,Rote Mordpest, Schwerverbrecher!’» Er blickte in die Gesichter aufgeputzter Schreihälse. «Alles bestelltes Nazipack. Je mehr sie brüllten, umso mehr dachte ich, dass wir im Recht sind.» Man führte die Häftlinge auf den Bahnsteig des Zuges nach Ostpreussen. In den Gesichtern der Wartenden war kein Mitleid, aber auch keine Verachtung. «Die einen fuhren in die Sommerfrische und die anderen ins Lager.» Deren Wagen hatten Eisenstäbe hinter verdunkelten Scheiben. «Mancher hatte wohl Angst’», erzählt Jöris und spricht vielleicht auch von sich. «,Wenn es Unruhen in Deutschland gibt’», vermutete einer unter ihnen, «,sitzen wir zur Strafe ewig.’» Schnaubend zog die Dampflok an. Irgendwer schrie: «,Hitler, verrecke!’»

Es war eine Fahrt mit Umsteigen. «In Sonnenburg mussten wir einzeln raus, damit sich jeder SA-Heini sein persönliches Opfer aussuchen konnte. ,Das Horst-Wessel-Lied anstimmen!’, blökte einer von ihnen. Als keiner sang, fingen sie an, mit ihren Gewehrkolben herumzuwüten. ,Euch wird schon noch die Lust vergehen, den Führer zu beleidigen!’» Die paar Habseligkeiten in den Händen ging es, «wie eine Herde Rindviecher» durchs Dorf, vorbei an Kaiserdenkmal, Pferdemarkt, Chausseestrasse. Die Wächter nur brüllend, tretend, schlagend. Alles im Laufschrift. «Es soll nur keiner im Ort sagen, dass er das nicht gesehen hat.»

Angekommen auf dem Lagerhof mussten die Männer ihre Taschen leeren und strammstehen. «Im Keller schrie die SA einem die Zellennummer zu. Dann jagten sie uns wie eine Hammelherde die Treppen hoch.» Auf den Treppenabsätzen standen Braunhemden. «Wenn man die Zelle nicht fand, wurde man wieder runtergeprügelt. Manche stolperten und rissen andere mit sich. Hoch, runter, hoch, runter – das ging endlos.»

Anfangs war die «Erziehungsmethode» nicht weit entfernt von blankem Sadismus. Der «Host-Wessel-Sturm» und «Mordsturm Maikowski» wütete unter den Häftlingstransporten, besonders gegen prominente Gefangene wie Carl von Ossietzky, Hans Litten oder Ottomar Geschke. Die Ehefrauen Erich Mühsams und Willi Kaspars erkannten ihre Männer bei einem Besuch fast nicht mehr. «Es waren Gestalten wie aus einem Spuk oder einem dämoni-

schen Traum», schrieb der erste Gestapo- und Opportunist Rudolf Diels in einer späten Rechtfertigungsschrift. «Aus den zerbeulten und zerfetzten Kleidern ragten verquollene Köpfe heraus wie Kürbisse, gelb, grün, bläulich angelaufene Gesichter, die nichts mehr von einem Menschengesicht an sich hatten.» Zum Bericht der Staatsanwaltschaft über die Misshandlungen verwies die zuständige SA-Stelle auf die Erfolge bei der Marxismus-Bekämpfung. «Wir sind nicht prüde, aber rüde!», war der Kommentar Görings, preussischer Ministerpräsident und NS-Durchsetzer.

Aber eine Ausagierungsarena für kriminelle Schläger war nicht gewollt. Die Wachmannschaften wurden ausgewechselt. Erich Mühsam kam nach Plötzensee. Ernst Litten nach Spandau. Sein Weg kreuzte sich dort mit dem von Jöris in dessen letzter Woche. SA aus Frankfurt/Oder bewachte nun das Lager, die Verwaltung übernahm die «Landespolizei-Gruppe Wecke z.B.V.» – zur besonderen Verwendung. Eine Spezialtruppe, zusammengestellt von Polizeimajor a.D. Walter Wecke, einem früh-glühenden, pausbackigen Nazi mit schmalen Lippenbart, zuständig für brutale Strassenrazzien und Prügelverhöre.

Tägliche Gefangenenzüge füllten Sonnenburg schnell. 900 Politische sassen in Einzel- und Massenzellen. Am Tag nach Jöris' Einlieferung war Sonntag. Mit dem Westflügel musste er in die Freistunde. Im grauen Drillich-See alter Polizeiuniformen wirkten die noch uneingekleideten Neuen wie verirrte Zivilisten. Die SA beobachtete. «Wenn man jemanden erkannte», erzählt Jöris, «sprach man ihn nicht an.» Dennoch wurden Häftlinge herausgepickt. Auch Jöris. «,Wie viele SA-Leute hast du Aas umgebracht?' – ,Ich habe überhaupt keinen umgebracht.' Schon hatte ich eine mit dem Gewehrkolben.»

Die Welt der frühen Konzentrationslager war der zum Exzess getriebene Kasernenhof. «Schwerer militärischer Drill und Schikane, von früh bis spät – wie in der Wehrmacht, ein deutscher Fimmel, richtig preussisches Gedöns», kommentiert Jöris trocken. Ziele waren Umerziehung und Wiedereingliederung, eine «pädagogische Grossaufgabe». Volksgenossenbildung durch Primitivlinge. «,Das Schwein hat eine Geheimschrift, schrien sie, bis einer merkte, dass es meine Stenographie-Übungen aus Spandau waren.»

Die Tage begannen um 5.15 Uhr mit Trillerpfeifen. Aus der Zelle treten, anmelden: «,Westflügel, Station 5, Zelle 59, Schutzhaftgefangener Jöris, alles in Ordnung, Herr Wachtmeister!» «Auf einen Pfiff mussten alle die Zellentür zuschlagen, – siebzig mit einem Knall. Wenn nur eine Tür nachschlug, gab es zwei Pfeife: zurück, Wiederholung. Rein, raus, rein, raus. Eine Viertelstunde lang. Der vollständige Wahnsinn.»

Dann ging's zum «Frühspport»: «,An die Mauer! Marsch, marsch! An den Nordflügel, an den Südflügel! Hinlegen! Auf, marsch, marsch! Hinlegen, auf...» 300 Mann in einer Exerzierplatz-Staubwolke, bald waren keine Mauern mehr zu sehen. Auf Kommando scheuchte man die Horde in die Zellen. Zu langsam, wieder die Treppen runter. Wieder rauf. Wieder zu langsam. Runter, rauf, runter, rauf. «Total verrückt, wie in einem Irrenhaus.» Beim Wasserholen mussten die Zinkkannen wie mit dem Lineal an der Pumpe stehen. Bei der Frühstücksausgabe gab es Kaffee, Brot, Margarine, manchmal auch Marmelade. Gegessen wurde auf der Zelle. Dann Saubermachen: Die Eisenbeschläge mit Ziegelsteinstückchen schleifen, das Strohsack-Bett perfekt bauen. Auf dem Hof antreten. Die Häftling-Kapos mit «deutschem Gruss»: «,Augen links! Ich melde Herrn Wachtmeister: Westflügel, Station 5, mit 68 Leuten angetreten, zwei Kranke!»» Oben die Zellenkontrollen. «,Sind Sie eine Nutte?», brüllte die Wachmannschaft über den Hof, als sie bei einem ein Kissen fanden. ‚Sie sind wohl verrückt geworden? Hier ist doch kein Puff! Raustreten, Strafexerzieren!’ Vor allen jagten sie ihn über den Hof, bis er völlig fertig war.»

Dann Exerzieren für die ganze Mannschaft: «,Acht Runden laufen‘, ‚Hinlegen‘, ‚auf-nieder‘, ‚auf-nieder‘, ‚an die Wand.‘» Männer, grosse und kleine, junge und alte, kräftige und schwache, in der Sommerhitze. Dazwischen Wecke-Leute mit Gummiknüppeln. Die Kommandos waren zu schnell. In den schlechtsitzenden Uniformen war es ein Schleppen und Keuchen, alle bald schweissnass, die Haare wirr im Gesicht, mit stieren Blicken und apathischen Bewegungen, dann die ersten Ohnmächtigen. «Alte, Kranke, Krüppel – da gab es keine Rücksicht. Wenn einer umfiel, blieb er liegen. Irgendwann wurde er ins Lazarett im Nordflügel geschleift.

Er bekam die Haare geschoren, noch ein paar übergezogen und wurde wieder rausgeschmissen.» «Dann mussten wir zurück in die Zelle. Alle waren vom vielen Hinlegen dreckig wie Schweine. Nach dem Waschen, auf dem Weg über den Hof, riefen die SA-Knülche einen ran: ‚Zeig mal deine Fingernägel!‘ Und schon gab es wieder Strafoxerzieren.»

Die Mittagsruhe dauerte anderthalb Stunden. Es gab keine Schemel, man hockte auf der Schwelle der offenen Zellentür. Ein SA-ler sass am Ende des langen Ganges, ein Gewehr zwischen den Beinen. «Wer austreten wollte, musste in strammer Haltung in der Zellentür um Erlaubnis rufen. ‚Jawohl!‘, war die Antwort. Dann: ‚Vom Austreten zurück! – ‚Jawohl!‘» Tausendfach hallte das durch die Zellentrakte. «Selbst wenn es still war, klang es mir in den Ohren.»

Aus dem weiteren Tagesplan: Von «12.30 – 5.30 h militärische Übungen, Turnspiele; 6.00 h Abendbrot; 6.30 – 7.30 h Exerzieren; 7.30 – 8.30 h gemeinsames Beisammensein.» Um zehn wurden die Zellen geschlossen. Die Häftlinge klappten ihre Betten runter. «Alle fielen auf ihren Strohsack und waren sofort weg!»

Die formalen Haftbedingungen waren erstaunlich korrekt: Schreiberlaubnis alle 14 Tage, Paketempfang, regelmässiges heisses Duschen, ausreichende Unterwäsche, zwei Mal die Woche zum Friseur, Raucherlaubnis, Nachschlag beim Essen, Lektüre des *Völkischen Beobachters*. Angehörige mit einer Besucherlaubnis konnten mittwochs mit einem Spezialbus vom Küstriner Platz in Berlin nach Sonnenburg fahren. «‚Wie geht es dir?‘», fragen seine Eltern im Besucherzimmer, stehend, ohne Stühle, unter den Augen eines SA-Manns mit Gewehr zwischen den Beinen.

Und die Wärter? «Schon beim Wecken merkte man, wer human war. Bei den einen musste man den ganzen Häftlingsspruch runterbeten, andere unterbrachen gleich: ‚Is schon gut.‘» Viele Aufpasser glaubten die Propaganda von den «arbeitsscheuen roten Bonzen» und staunten, als sie auf Proletarier trafen, die harte Arbeit gewohnt waren. Unter den Wärtern fand die Verwaltung stattdessen keine Fähigen zur KZ-Organisation. Schlosserei, Schmiede, Klempnerei, Tischlerei, Schneiderei, Küche – alles erledigten Häftlinge, ja sogar die Schreibstube. Tagelang schrumpfte Jöris in der Wäscherei Drillichröcke.

«Oft waren die Hände von der Lauge total rot und aufgeplatzt.» Dafür entkam er dem Exerzieren.

«Eines Tages war ein Häftling tot.» Eventuell der Sozialdemokrat Karl Ritter aus Frankfurt/Oder, den die SA-Schergen am 11. August zu Tode prügeln. Vielleicht war es auch der Selbstmord eines Unbekannten. «Der Sarg wurde mitten auf den Hof gestellt, und wir mussten alle antreten und mit Gesang marschieren. Auf dem Weg zum Friedhof gingen die Verbrecher hinter dem Sarg, um im Dorf zu zeigen, wie tiefbewegt sie waren.»

Und Jöris? «,Na, Sie haben sich ja ganz gut eingeführt’, sagte mal ein Wächter zu mir. ‚Wie fühlen Sie sich denn so bei uns?’» Er schwieg. «Ich bekam immer mehr einen richtigen Hass und nahm mir vor: Gegen euch Drecksäcke werde ich immer sein!» Die Lagergemeinschaft war eine Polittruppe. Wer hier war, wusste warum, kannte seinen Gegner, hatte das gleiche Schicksal. Ausserdem mobilisierte die Anwesenheit der kommunistischen Führungselite: darunter die Reichstagsabgeordneten Ernst Schneller, Paul Albrecht, Max Herren, Paul Redlich, Willi Skamira, Berthold Geisler, Walter Stoecker, Ottomar Geschke; der Sekretär der Reichstagsfraktion Fritz Ausländer; das ZK-Mitglied Ernst Grube; die Landtagsabgeordneten Erich Steinfurth, Wilhelm Kerff, Gerhard Obuch, Willy Sägebrecht und Paul Zobel; die KPD-Funktionäre Rudolf Bernstein, Erich Birkenhauer oder Walter Dittbender. Wenige Tage nach Erwin Jöris wies man Alfred Kattner zwei Zellen weiter ein. Dann kam Emil Albrecht, sein Lichtenberger Vorbild. Die Genossen-Riege gab Orientierung. Führung und Basis festigten sich gegenseitig. «Ich glaube, in Sonnenburg ist keiner bekehrt worden.»

Ebenso war es bei den Sozialdemokraten, aber hier blieb die Feindschaft. Drei Wochen nach Jöris’ Haftantritt liess der Lagerkommandant, Oberleutnant Siegmund, ein Wecke-Mann, alle Häftlinge antreten. In einem «,jüdisch-marxistisch-bolschewistischen Bubenstück» sei die Adolf-Hitler-Eiche, gepflanzt am 1. Mai auf dem Tempelhofer Feld, umgesägt worden. Keine zwei Monate hatte das Symbol tausendjähriger Herrschaft überlebt. Zur Strafe liess Göring alle kommunistischen Schutzhäftlinge

Preussens drei Tage strafexerzieren, ohne Essen und Trinken. «,Kommunisten, rechts raus!», schrie Siegmund über das Feld. «Morgens um 4 Uhr wurden wir geweckt und unter Gebrüll heruntergejagt.» Es folgten qualvolle Tage völliger Verausgabung, hungrnd, schwächer werdend, hoffend, dass alle durchhielten. Jöris' Zellennachbar, Willi Nessler, Sozialdemokrat aus Frankfurt/Oder, bot ihm von seiner Essensportion an. Jöris lehnte ab: «,Ihr Sozialdemokraten hättet alle das Essen verweigern müssen'.»

Seine Jugend war Jöris' Schutz. Körperlich machte ihm die Drangsalierung wenig zu schaffen, dafür das Eintönige, der Lärm, die Massen, das Unabsehbare. «An Entlassung glaubte niemand.» Aber man hoffte auf irgendeinen Einspruch der Öffentlichkeit. Die Existenz der Konzentrationslager war kein Geheimnis. Die deutsche Presse schrieb über sie, als wären es gewöhnliche Strafanstalten. Die Wahrheit gelangte in geschmuggelten Berichten in ausländische Parteizeitungen. Ein ganzes Kapitel über die Sonnenburger «Folterhöhle» rückte Willy Münzenberg ins «Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitlerterror», erstmals erschienen im August 1933 in Basel. Indirekt erfuhren die Häftlinge davon durch die Zurückweisungen im *Völkischen Beobachter*, Alles sei «jüdische Gräuelpropaganda». Dennoch: Die Nazi-Führung musste Auslandsdelegationen zulassen. «Damals waren sie aussenpolitisch noch isoliert. Gegenreaktion konnten sie nicht gebrauchen.»

«Eines Tages war es überall ganz still. Kein Gebrüll, kein Antreiben. Auf dem Hof war eine Leine gespannt, Bälle lagen herum, die Häftlinge liess man ohne Hemden in der Sonne sitzen und liegen. Sonst zwang man die Mitglieder von Arbeitergesangsvereinen immer, Nazi-Lieder wie ‚Geduld, verratene Brüder, schon wanket Judas Thron‘ zu singen. Nun schmetterten sie ‚Wann wir schreiten Seit‘ an Seit’^^. Kampflieder der alten Arbeiterbewegung. Ich dachte, ich träume.» Der Lagerkommandant kam mit einer Delegation, zeigte auf den Hof: «,Hier, meine Herren, verbringen die Häftlinge ihre Freizeit’.» Die Besucher sprachen mit Gefangenen, wollten wohl Carl von Ossietzky sehen. «Tage später habe ich ihn kaum wiedererkannt, so geschunden sah er aus.»

Auch auf den Zwist unter den Bewachern hoffte Jöris. «,Wir haben die Revolution gemacht, hörte ich einen SA-Strolch im Wäschereiflur zu einem anderen sagen, ‚und jetzt zieht sich die SS die weissen Handschuhe an, und wir müssen in die Fabrik’.» Was sollte das bedeuten? Im August kam die SS-Standarte 27 aus Frankfurt/Oder. «Denen sah man schon an, dass sie sich als was Besseres fühlten», kommentiert Jöris und erzählt von einem SA-Wärter, der zu ihm sagte: «,He du, ich will mal ein bisschen schlafen, weck mich, wenn einer von den Schwarzen kommt’. – Die sprachen von Schwarzen, nicht von ‚SS-Kameraden’.»

Doch die Hoffnung trog. SS-Truppführer Paul Breuning wurde Lagerkommandant, 150 «Schwarze» übernahmen die Bewachung. «Der Ton wurde brutaler.» Aber dann gab es Entlassungen. «Eines Tages stand Alfred Kattner auf dem Hof, den Regenmantel über dem Arm. Ich wunderte mich, dass sie so ein hohes Tier schon freiliessen.» Aber Kattner wurde am 30. August in die Prinz-Albrecht-Strasse überführt und schwer gefoltert. Seine Funktion als technischer Assistent Thälmanns war durchgesickert.

Ende September 1933 war Sonnenburg mit 1.200 Insassen völlig überbelegt. «Eines Tages sah ich Leute mit Entlassungsscheinen rumlaufen.» Gegen Abend wurde auch er in die Schreibstube gerufen und musste den üblichen «Entlassungswisch» unterschreiben: «Hiermit verpflichte ich mich, dass ich nie mehr an staatsfeindlichen Aktivitäten teilnehmen werde.» In einer reichsweiten Aktion wurde entlassen. Von den 80.000 kürzer oder länger Inhaftierten behielten die neuen Machthaber nur 22.000 in Gefangenschaft, bis Mitte 1934 gar nur noch 5.000. Ein Tribut ans Ausland, aber auch Selbstsicherheit. Vier Monate zuvor, im Juli 1933, hatte Hitler seine Revolution für abgeschlossen erklärt.

Am Morgen des 1. Oktober 1933 marschierte Jöris mit 60 anderen wieder durch Sonnenburg, dieses Mal mit einem Schlesierlied: «,Kehr ich einst zur Heimat wieder’.» Statt zu schlagen, stimmten die SS-Bewacher ein, ja redeten vom Neuanfang. Am Bahnhof spendierte Lagerleiter Breuning Freibier für alle. «,Vielleicht werdet ihr in Berlin nicht sofort eine Arbeit finden, aber lauft deswegen nicht gleich wieder zu den Roten0, ermahnte

er uns. – Die Verbrecher machten so auf gute Stimmung, dass ich Angst hatte, sie würden uns noch unterhaken.» In Hitlers Ideologiesammelsurium gehörten Kommunisten und Sozialisten in die Kategorie der Kämpfer für die falsche Sache, aber sie waren Deutsche. Was der Rassenwahn ausschloss, sei hier machbar: eine Wiedereingliederung in die «Volksgemeinschaft».

Im Frühjahr 1934 wurden die letzten Schutzhäftlinge aus Sonnenburg entlassen oder verlegt. Heinrich Himmler, der fischäugige Reichsführer SS und spätere Organisator der Vernichtungsfabriken, hatte die Befehlsgewalt über die Politische Polizei und damit die KZs an sich gerissen. Das preussische Konzentrationslagersystem galt als gescheitert. Dachau wurde neues Lager-Vorbild. Nach Sonnenburg kamen wieder Kriminelle. Das änderte sich erst mit dem späten Kriegsterror. Erneut inhaftierte man Polit-Häftlinge, bis am Kriegsende SS-Männer 800 Inhaftierte im Gefängnishof erschossen und anschliessend flohen. Der Roten Armee blieb nur die Dokumentation des Massakers mittels Photos.

Abschied vom Müggelsee – Der heraufziehende Herbst tauchte die Wälder entlang der Bahnstrecke von Sonnenburg in ein erstes Farbenmeer. Jöris' Blick glitt über abgeemtete Felder. In den vorbeiziehenden Dörfern hatte er Ortsgruppen betreut. Sechs Monate waren seit der Prügelnacht im SA-Lokal der Weserstrasse vergangen. In vier Tagen wurde er 21 Jahre. Was würde in Berlin sein? Wovon sollte er leben?

Die Ankunftstage waren ein Schock. «Ich konnte das einfach nicht glauben: Überall Nazis. Leute, die mal eine ganz kleine Clique gewesen waren und sich auf den Strassen verstecken mussten, konnten nun rumlaufen wie die Fürsten.» Das rote Berlin war verschwunden. «Die Bevölkerung war wie volltrunken. In anderen Bezirken hätte man das ja noch verstehen können, aber in Lichtenberg, dieser Spartakus-Hochburg, wo sich die Nazibande lange nur mit viel Geleitschutz hingetraut hatte.» Und nun? «Wenn man hinter einem Nazi in Uniform die Strassen langlief, sah man bloss immer, wie die Hände in die Luft gingen: ‚Heil Hitler! Heil Hitler!‘» «,Sie können ruhig auch die Hand hochheben», kam es aus einem Fenster hinter ihm, als

ein SA-Zug vorbeizog. «Du brauchst ja nicht so dämlich zu grinsen, wir befinden uns im Dritten Reich!», herrschte ihn eine Nachbarin an, als eine Nazi-Rede in einer Kneipe übertragen wurde, und er nur über einen Witz lachte. «Jetzt kann man endlich wieder ruhig über die Strasse gehens war überall zu hören.»

Er arbeitete im Kohlenladen seines Vaters. Den betrieb der alte Jöris seit einem Jahr, als er über Nacht arbeitslos geworden war. Mit Waldemar, dem Jüngsten, hatte er an der Ecke Atzpodienstrasse / Frankfurter Allee einen ehemaligen Stall gemietet. Nun war der Winter im Anzug. Man fing an zu heizen. Das gab Arbeit.

Erwin Jöris stand unter Polizeiaufsicht. Er musste sich zwei Mal wöchentlich beim Revier 251 in der Magdalenenstrasse melden. «Der Ton war erstaunlich leger. Ich sagte ‚Guten Morgen‘ und die sagten ‚Guten Morgen‘. Dann konnte ich ohne Hitlergruss wieder gehen.» Die Polizei war angewiesen, den entlassenen Schutzhäftlingen keine Steine in den Weg zu legen.

Nach und nach erfuhr er von Sommer und Herbst: den Verhaftungen, Folterungen, Rückzügen ins Private, dem SA-Zulauf. Rudi Hase, der mit Lutzmann im selben Haus wohnte, verschleppte dessen SA-Truppe einen Monat nach Jöris ins Sturmlokal und übergab ihn der Polizei. Kurt Seefeld und Erwin Schwarz hatte die Polizei erst vor drei Wochen mit Flugblättern erwischt. Julius Fränkel, den Jöris noch im Polizeipräsidium gesehen hatte, kam nach neun Wochen Plötzensee mit ausgeschlagenen Zähnen frei. Ein anderer Hausbewohner, Erwin Hübenthal, war schon vor 1933 verhaftet worden, weil er die *Rote Fahne* verteilt hatte. Nun sass er still zu Hause. Ruhig war es auch um Emil Abrecht, der eine Woche vor Jöris zurückgekommen war. Sonnenburg war Albrechts zweite Inhaftierung gewesen. Ein drittes Mal schien er nicht riskieren zu wollen. Der Portier hatte beim Reinigen unter dessen Flurmatte Briefe des Unterbezirks Lichtenberg gefunden und ihn verraten. Das war nicht die einzige Denunziation, von der Jöris hörte. Spitzeleien, nicht von irgendwem, sondern von Kollegen, Nachbarn.

Überall wurde er beobachtet. Alte Bekannte wechselten die Strassen-seite. «Als Rotarmisten in Uniform strunzten sie vor Kraft. Nun waren sie

zu feige, ‚Guten Morgen‘ zu sagen.» Auch die Mieter im Haus mieden ihn. Kontakte zu Genossen stellten sich nicht her. Eh waren viele verhaftet. Andere hielten auf Distanz, wohl, weil sie nicht mehr aktiv waren, vielleicht aber auch aus Misstrauen. So hatte er sich seine Rückkehr nicht vorgestellt. «Ich fühlte mich einsam, war deprimiert, hatte einen Hass auf die Nazis und die Bevölkerung.»

Er bemerkte aber auch die Volksgemeinschafts-Risse. «Gut sah man das bei den Umzügen: Die ganz Verrückten rissen den Arm in die Höhe und brüllten ‚Heil!‘ Manche hoben die Hand nur halb und andere türmten in die Hausflure.» Immer noch gab es Alltagsgenörgel und die Witze hinter vorgehaltener Hand, wie: «‚Na, Kinderchens‘, fragt ein SA-Mann, ‚was spielt ihr denn hier, mit Pferdekegeln?‘ – ‚Wir spielen SA!‘ – ‚Und wo ist der Führer?‘ – ‚Na, so ein grosses Stück Scheisse haben wir noch nicht gefunden^» Aber es war auch klar: «Wenn das der Richtige gehört hätte, hätten sie den Witzemacher am Arsch gekriegt.» Es gab das Widerborstige, das Sich-Sperren gegen die vielen Lästigkeiten des «1.000-jährigen Reiches». Aber Widerstand war das nicht.

Nach den Kämpfen und Sonnenburg konnte er «dem Nazipack» nicht den Triumph gönnen. Nur schon der Hitlergruss. «Es war, als ob ich die Schwindsucht hätte.» Tante Marie, bei der er nach dem Reichstagsbrand untergekommen war und in deren Wohnungsflur nun eine Hitlerbüste stand, schleppte ihn zum Bund heimatreuer Ostpreussen in den Saalbau Friedrichshain. Der Raum war voll. «Als die Tür aufging, standen alle auf und die Hakenkreuzfahne wurde mit grossem Pomp hereingetragen. Da musste ich weg. Das war nicht ungefährlich. Aber ich konnte nicht anders.»

Am nächsten Tag traf er Theodor Tattermusch auf der Strasse. «‚Biste auch wieder da?‘», begann ein belangloses Gespräch, unter dem ein Abtasten lag. Man kannte sich. Tattermusch war Gruppennachfolger nach Jöris' Verhaftung geworden. Aber von den nächtlichen Treffen der Übriggebliebenen, den verlorenen Zirkeln, die sich bald wieder aufgelöst hatten, wusste Jöris nichts, ja noch nicht einmal, ob Tattermusch noch dabei war. «‚Wo biste denn jetzt?‘ – ‚Auf dem Kohlenplatz meines Vaters, zur Aushilfe.‘»

Vielleicht war es Instinkt, aber auch Unvorsichtigkeit, als Tattermusch leise fragte: «,Kann man auf dem Kohlenplatz nichts machen?’ – ‚Warum nicht.’»

Tage später schien Tattermusch Rücksprache genommen zu haben. Jöris bekam Anweisungen, dann wurde er eingebaut. Die Kuriere warteten mit einem Motorrad am Oberweg, abgeschirmt von der S-Bahn. Wenn ein Vorläufer abgeklärt hatte, «ob die Luft rein war», kam der Kurier zu Fuss, zahlte im Büro beim ahnungslosen Vater Jöris und übergab beim Kohleschütten auf dem Hof die chiffrierten Instruktionen der Bezirksleitung an den Sohn. «In einem grossen Kohlenofen versteckte ich die Sachen und verteilte sie an die Gruppen.» In den nächsten Tagen kamen Bekannte und Fremde. Die Verbliebenen wurden auf einmal wieder sichtbar.

Jöris lebte auf. Die Einsamkeit war wie weggeblasen, endlich wieder etwas tun, endlich wieder eine Verbindung. Im November wurde nach drei Monaten Schutzhaft Kurt Seefeld entlassen. Auch er machte weiter.

Karl Heinz Jahnke – der DDR-Historiker für die KP-Jugend – schreibt von 1.500 Berliner Jungkommunisten, die damals noch nicht abgesprungen waren. Vermutlich eine papierne Zahl, die auf jeden Fall Monat für Monat abnahm. Zwei Jahre später, Ende 1935, sollen es noch 370 Mutige gewesen sein. Zu den Schrumpfung bei den Lichtenberger Parteigenossen, einst 1.300, findet sich in den Archiven nichts. Aber zum Nachbarbezirk Friedrichshain. Nach den wohl realistischeren Gestapo-Berichten blieben von den 2.650 Friedrichshainer Parteileuten noch 250 im Sommer 1935. Das war jeder Zehnte. «Im U.[nter] B.[ezirk] Friedrichshain ist», so heisst es in einem Kammergerichtsurteil von 1937, «sofort nach der nationalen Erhebung eine illegale Organisation aufgezogen worden. ... Es sind, wie üblich, Mitglieder geworben, Beiträge kassiert und Zeitungen vertrieben worden. Der Unterbezirk stellte eine eigene illegale Zeitung her, die Friedrichshainer *Rote Fahne* [angegebene Auflage 1934: 1.500 Exemplare, ap].» In dem Urteil ist die Rede von technischem Apparat, Kurier- und Anlaufdienst, guter Organisation und strenger Konspiration. «Die Funktionäre wurden oft ausgewechselt, insbesondere dann, wenn sich hinsichtlich des einen oder

anderen auch nur der leiseste Verdacht ergab, dass er beobachtet würde; sie wohnten meist gar nicht im Ortsgebiet des U.B.» In anderen Prozessakten gilt der Unterbezirk Friedrichshain II, das ist der westliche Teil des Bezirks, als «bestorganisierter kommunistischer Unterbezirk Berlins».

Die Jöris'sche Verteilstelle entsprach dem parteikommunistischen Widerstand der Zeit: ein Schachtelsystem von Kurieren, Instruktoren, Anlaufstellen und Technikspezialisten, Kräfte bindend und vielfach verantwortungslos. «Die Sache war lebensgefährlich für mich: Ich war gerade erst entlassen und bekannt wie ein bunter Hund im Quartier, bei der Polizei, den Krimis, der SA, der SS. Vielleicht sogar unter Beobachtung.» Das zuständige Polizeirevier lag in Sichtweite.

Sonntagnachmittag, Rummelplatz Holteistrasse. «Ich schlenderte entlang, da schrie einer: ‚Hier ist die rote Sau! Mach, dass du hier rauskommst!« So etwas passierte öfters. Der «wilde» SA-Terror war vorbei, die Strassenhunde wieder an die Leine genommen. Aber sie waren da und man kannte sich. «‚Mit wem hast du gesprochen?‘», herrschten ihn zwei vor einer Kneipe an. Einer davon Heinz Volkmann, der ihn mitverhaftet hatte. Als Todesschütze des «Linde»-Überfalls flog er erst drei Jahre später auf. «Solche Überläufer hetzten die anderen SA-Fritzen oft noch auf.»

Neben dem Sohn war auch der furchtlose Vater im Fadenkreuz. Auf ihre Beschwerde, sein Geschäft hänge als Einziges keine Hakenkreuzfahne bei Anlässen raus, bekamen die Parteileute zu hören: «‚Ist das keine Fahne?!‘», fragte der Alt-Seefahrer und zeigte auf ein Papierfähnchen in einem Blumentopf auf dem Fensterbrett. «‚Sie wollen doch bloss Fahnen verkaufend« Als er ein sammelndes BDM-Mädchen mit «‚Hau ab, du olle Hitler-Zicke!‘» abfertigte, erstattete ihr Vater Anzeige. Er wurde im Polizeirevier verwarnt. «Wenn der Vater des Mädchens zur SA gerannt wäre, hätten sie den Ollen nach Sonnenburg gebracht.» «Aber wenn er gewusst hätte, dass wir in seinem Laden eine Kurierstelle eingerichtet haben, wäre er verrückt geworden. Er hat es nie erfahren.»

Die Kominternführung war in ihrer Stalinstarre gelähmt. Für den Machterhalt durften Hierarchie, Kontrollzwang, Analyse und Einschätzung nicht angetastet werden. Das abwesende Zentralkomitee blieb die einzige

Entscheidungsinstanz, die Sozialdemokraten Faschistenknechte, ein naher Arbeiteraufstand sicher und die letzten Aufrechten trieb man sinnlos in Streiks, Protestresolutionen und Kurz-Demonstrationen. Mit deutscher Realität hatte das nichts mehr zu tun.

Die Befreiung des Handels überdeckte bald nicht mehr die Unruhe, die Jöris von Anfang ergriffen hatte. Sie wuchs von Tag zu Tag. «Lange konnte man solche Sachen nicht machen. Das war wie bei Treffpunkten an Strassenecken, die man nach zwei, drei Mal verlegen musste, weil die Bevölkerung einen verriet.» Immer wieder hörte er von Verhaftungen, auch hoher Parteileute. Vielleicht hatte die Gestapo ihn nie aus den Augen gelassen. Griff sie nur nicht zu, um möglichst viele verhaften zu können? Dann würden alle Kuriere und die Gruppen, die sie versorgten, auffliegen. «Nachher hätte es vielleicht sogar geheissen, ich sei ein Lockspitzel gewesen. Nachts legte ich mich nie mehr ruhig ins Bett. Immer hörte ich, ob die Treppe im Hausflur knarrte.» Als nach zwei Monaten der Lichtenberger Organisations-Leiter aus Biesdorf bei einer Übergabe flüsterte: «,Du, da draussen stehen drei Kerls, die kucken dauernd hier rüber'», beschloss er, ein Ende zu machen.

Die Weihnachtstage waren kalt. Es gab viel Arbeit im Kohlenladen. Über Tattermusch liess er der Bezirksleitung ausrichten, er glaube, beschattet zu werden, und müsse in ein anderes Quartier versetzt werden. Die Silvesternacht ging vorbei, ebenso die ersten Tage des Jahres 1934. Die «Post»-Verteilung lief weiter. Endlich kam die Kuriernachricht: Er solle zur S-Bahnstation Rahnsdorf kommen. «Ich fuhr mit der Bahn hin. Am Waldrand stand einer mit Taschentuch», dem abgemachten Erkennungszeichen. «,Wenn es hier schief geht', brummte er, ‚ballern wir.'» Im Wald ging er von Verbindungsmann zu Verbindungsmann. Immer wieder schickten sie ihn in eine andere Richtung. Der Boden war gefroren. Nach einer halben Stunde glitzerte zwischen den kahlen Kiefernstämmen der Müggelsee.

An der Strassenbahnhaltestelle stand Bruno Baum, sein Vorgänger als Unterbezirksleiter. Daneben Fritz Grosse, ZK-Mitglied des KJVD, nun im Exekutivkomitee der Jugendinternationale. Als Jöris ansetzte, er müsse

versetzt werden, unterbrach ihn Grosse: nach Prag, zur Auslandsorganisation der Partei. «,Wann, wirst du noch erfahren. Vorläufig rührst du nichts an, lass dich nirgends sehn! Dort erfährst du Weiteres'.» Zwei Passbilder solle er in den nächsten Tagen einem Kurier mitgeben.

Es waren Zeiten schneller Gespräche. Die Verabschiedung ein Kopfnicken, Grosse und Baum gingen in entgegengesetzte Richtungen davon. Jöris schaute über den spiegelnden See. Die Badeanstalt lag leer da. In diesem Sommer hatte er hier zum ersten Mal nicht gebadet. Und nun sollte er von Berlin weg. «Ich wollte nicht, aber mir war klar: ich musste, wenn ich für die Partei arbeiten wollte. Im Columbiahaus oder in der Prinz-Albert-Strasse wurden die Leute ermordet. Es gab Todesurteile. Hunderte waren umgekommen. Die Zuchthäuser, Gefängnisse und KZs waren voll. Da konnte man doch nicht einfach die Hände in den Schoss legen und sagen: Jetzt habe ich Angst. Was wäre ich denn dann für ein Arschloch gewesen?»

Tage später bestellte ihn ein Kurier nach Neukölln. Mittags vor dem Rathaus erkannte er unter den Passanten Herbert Falk, seinen ehemaligen Adjutanten. Herbert steckte ihm einen Pass zu. «,Die letzten Instruktionen bekommst du morgen Abend um 22.00 Uhr, Kneipe Ecke Hermann-/Leinestrasse. Nachher nimmst du direkt den Nachtzug. Nimm nicht viel Gepäck mit.' – Warum denn mit dem Nachtzug?' – ,Dann schlafen die Halunken'.»

Der Pass lautete auf Wilhelm Weidner, ausgestellt am 5.6.1930 in Berlin; ein Produkt der «Abteilung internationale Verbindungen» (OMS), des Komintern-Geheimdienstes, überbracht von einem Kurier.

In den letzten Tagen und Nächten hatte Jöris sich mit seiner Abreise abgefunden. «Ich freute mich richtig, aus dem Drecksstaat rauszukommen. Prag interessierte mich, was auch immer dann kommen würde.» Am Abend sprach er mit seinen Eltern. Seine Abwesenheit werde durch die Polizeiaufsicht sofort auffallen. Sicher würde jemand kommen. Er schicke eine Karte aus Prag, damit sie beweisen könnten, dass er im Ausland sei. «,Na, wenn das mal jut geht', meinte sein Vater.

Abreisetag: Morgens kaufte er sich einen neuen Anzug, tagsüber übte er die Unterschrift, abends verabschiedete er sich von seinen Eltern und fuhr ans Ende des Tempelhofer Feldes. «Als ich zu der Kneipe kam, dachte ich, das darf doch nicht wahr sein: Hakenkreuz-Fahnen über der Tür, im Fenster SA-Abzeichen, drinnen Nazi-Gegröle. Als ich die Tür aufmachte, standen SA-Männer in Uniform rum.» Jöris wurde mulmig. Von einem Ecktisch winkten Herbert Falk und ein anderer Jugendlicher.

«Ein bessres Lokal konntet ihr euch wohl nicht aussuchen.’ – ‚Nee! Setz dich dahin! Hier sucht uns kein Schwein!’» Immer, wenn die ange-trunkenen Sänger am Ende ihrer Sturmlieder waren, klatschte die ganze Kneipe Beifall. Auch sie. Herbert schob ihm unauffällig einen durchgeris-senen Zettel hin, raunte einen Erkennungssatz. Keine Notizen. «Unterm Tisch bekam ich eine schöne Stange Geld. Dann sassen wir noch eine Wei-le. Schliesslich gingen wir gemeinsam und ich fuhr zum Anhalter Bahn-hof.»

Das Eckhaus samt Kneipe hat den Krieg nicht überlebt.



*(Abb. 20) Bild des 22-jährigen Erwin Jöris für den gefälschten Pass
in die Sowjetunion, Berlin Januar 1934*

Roschowa-Schokolade 12. Januar 1934. Es war eisig kalt. In der Bahnhofshalle des stattlichen Kopfbahnhofs stieg Erwin Jöris als Wilhelm Weidner kurz vor Mitternacht in den D-Zug nach Prag. In der Tasche seines neuen Anzugs steckte der *Völkische Beobachter*, der Hakenkreuz-Balken gut sichtbar. «Der Zug war voll, aber es herrschte Grabesstille.» Stunden später fuhr er in den Dresdner Hauptbahnhof ein, dann über die tschechische Grenze. Draussen war es stockdunkel. Ein SS-Mann und ein Zivilbeamter, wohl von der Gestapo, gingen durch den Zug. «,Sie reisen ja auch ziemlich oft’, begutachtete er die Einträge im Pass. Dann stempelte er ihn gegen die Fensterscheibe. «,Gute Fahrt, Heil Hitler!’ – ‚Heil Hitler’.»

Mit dem ersten Rucken erwachten die Gespräche. Jöris wurde plötzlich klar, dass viele Mitreisende wohl Juden waren. Jemand knurrte mit Blick auf seinen *Völkischen Beobachter*, «Wollen Sie nun auch Prag vergiften?’» Jöris schwieg. «Es konnten auch Provokateure im Zug sein.»

Über der Stadt lag noch Nacht, als der Zug im Wilson-Bahnhof einlief. Die Eingangshalle war leer. Er suchte einen Schokoladen-Automaten. Wartete. «Was ist, wenn keiner kommt?», ging es ihm durch den Kopf. «Ich verstehe kein Wort Tschechisch.» Er war das erste Mal in seinem Leben im Ausland.

Noch in Gedanken merkte er, dass jemand, kräftig gebaut und kaum älter als er, ein zweites Mal vorbeischlenderte. Wenn es ein Verbindungsmann war, besass er ein Foto von ihm. Jöris schaute ziellos in die morgendliche Bahnhofshalle. Schliesslich stellte sich der andere vor den Automaten: «,Roschowa-Schokolade ist gut!’ – ‚Ja, mein Vater will noch mehr davon’.» Unauffällig zog der andere ein Papierstück hervor. Jöris hielt das Gegenstück an die Abrissseite. Ein zweiter Mann kam zum Vorschein. Schweigend gingen sie durch die Strassen der erwachenden Stadt, bogen in eine enge Gasse, betraten einen leeren Friseursalon. «Der Friseur fing an, mich einzupinseln, obwohl ich rasiert war. Und dabei fragte er mich nach Leuten in Berlin. Rauf und runter. Das ist also die Kontrolle, dachte ich.» Quarantäne-Station gegen Spitzel-Einschleusung.

«Als er den Eindruck hatte, ich bin sauber, wurde ich noch mit billigem Parfüm eingenebelt.» Im Hinterzimmer sassen einige Deutsche. Ein kurzer Wortwechsel, dann brachte ihn sein Abholer über das Kopfsteinpflaster der winkligen Gassen ins Pankrác-Quartier am südlichen Stadtrand. Der Quartiername war Synonym für eine Strafanstalt, die die Nazis vier Jahre später zu einem berüchtigten Gestapogefängnis machten. Sein Zimmer war bei einem Parteimann, einem Tschechen, der wohl Geld bekam. Auf dem zweiten Bett lag ein Jungkommunist aus Thüringen. «Seinen Namen habe ich vergessen. Aber er war sowieso falsch.»

Am nächsten Tag bekamen sie Geld, um sich tagsüber in der Stadt aufzuhalten, «aber nie gemeinsam», keine Gespräche in der Öffentlichkeit, Deutsch wäre aufgefallen. Ihr Kontaktmann war der Jungkommunist, der ihn abgeholt hatte. Er warnte sie vor einem «Konny» und beschrieb ihn. Jöris konnte es kaum glauben. «Konny» musste Konstantin Rakusin sein, der noch vor Bruno Baum den Unterbezirk Ost geleitet hatte. Er war sein Führungsmann als Instrukteur gewesen. «,Du hast Glück, dass du an dem vorbeikamst'», meinte der Jungkommunist. «,Er hat hier schon Dutzende an die Gestapo verpiffen'.» Wochen später hörte Jöris, dass Rakusin im Prager Hauptbahnhof vor einen einfahrenden Zug gestürzt war. «Die Rote Feme».

Jöris zog durch die Stadt, sah viel, genoss die Freiheit. «Überall wimmelte es von Flüchtlingen.» Viele wollten über die KPD-Zentrale in die Sowjetunion, den «Ort für die Verfolgten der Welt», wie es in der Sowjetpropaganda hiess. Die Grösse des Landes, der Arbeitskräftemangel der Fünfjahrespläne, der Antifaschismus – ein ideales Asylland. Aber die Kremlherrscher selektierten scharf nach Klasse und Ideologie. Nur 5.000 deutschen Flüchtlingen erlaubten sie die Einreise. Darunter fast keinen Juden. Rassische Verfolgung existierte nicht als Aufnahmekriterium. Prag wurde für viele zur Sackgasse. «Während wir Kommandierten alles hatten: falsche Papiere, Geld für Bahnkarten, Essen, ein Quartier, ging es denen sehr dreckig. Den ganzen Tag standen sie in den Parks und versuchten, Schnürsenkel und Schuhcreme zu verkaufen, um sich über Wasser zu halten.»

Bald konnte er sich aus, hatte vieles gesehen. Wie es weitergehen sollte, war nicht zu erfahren. «Keine Fragen’, hiess es immer.» Nach einer Woche kam die Order: Das Zentralkomitee der Partei schicke sie zu Schulungszwecken nach Moskau. Jöris hatte darauf gehofft. «Vom Paradies der Werktätigen hatte ich so viel gehört und gelesen, vom freiesten Land auf Erden, vom Ausgangspunkt für die Zukunft der Menschheit.» Sie bekamen Vertreterausweise, Jöris für die Schokoladenfabrik Moxion. Auf der polnischen Botschaft besorgten sie sich das Durchreisevisum, auf der sowjetischen Botschaft die Einreise genehmigung.

In den Tagen hatte sich Jöris mit ihrem Kontaktmann angefreundet. Vermutlich unerlaubt, erfuhr er seinen wirklichen Namen: Fritz Kalisch aus Jena. Seit neun Monaten fungierte er in Prag als «Durchschleuser». Am Abend vor ihrer Abfahrt sah er ihn ein letztes Mal. Monate später ging auch Kalisch in die Sowjetunion und wurde Taucher auf einem sowjetischen Eisbrecher. 1938 verhaftete ihn der NKWD, der sowjetische Geheimdienst. Dann verliert sich seine Spur.

Mit dem Zug Paris – Moskau fuhren sie über Kattowitz nach Warschau. Eine Annäherung zwischen Polen und Deutschland bereitet sich vor. General Pilsudski und der Führer einigten sich über die Anerkennung Polens, einen Nichtangriffspakt, die Rücknahme aller Wirtschaftsbeschränkungen. Die polnische Geheimpolizei spürte Hitler-Gegner auf und lieferte sie aus, besonders unter den Ankömmlingen aus Prag. «Als ich in Warschau ausstieg, sprach mich sofort jemand an: ,Wenn Sie ein Hotel suchen, kann ich Ihnen etwas vermitteln.» Vor solcher Ansprache hatte Kalisch sie gewarnt.

Der Zug fuhr über Bialystok zur sowjetischen Grenzstation Njegoreloje. Für die Einreiseformalitäten mussten alle aussteigen. Sie gaben sich am Schalter zu erkennen, der Beamte behielt ihren Pass. Ihr Bemühen um Unauffälligkeit in der Schlange. Jemand führte sie ins Bahnhofshotel. Ein Zimmer, gutes Essen, Warten. «Herrlich, dachte ich, so ist die Sowjetunion!» Auf dem Holzgerüst neben den Gleisen prangte zuoberst der Sowjetstern, darunter: «Hier verlierst du deine Ketten.» «Ich konnte unsere Einreise kaum erwarten.»

Aber das Warten wurde zur Bahnsofndnis. Nie kam jemand aus der nahen Stadt, sie durften das Gelnde nicht verlassen, ausser ihnen war kein Zivilist hier. Nur abends kam Leben auf. Bunte Teppiche wurden ausge- rollt, kstliche Tannen aufgestellt, das Personal zog sich weisse Uniformen an, eine Musikkapelle spielte. Immer gegen 18.00 Uhr rollte der Zug Paris – Moskau dampfend ein. Die Reisenden liefen um den Zug zur Pass- und Zollkontrolle und stiegen auf der anderen Seite wieder ein. Ein tglliches Schauspiel, das einzige.

Nach fnf Tagen kam endlich der Komintern-Bescheid. Sie erhielten eine Aufenthaltsgenehmigung, die «Vidnaschitelso». Als abends der Zug einlief, stiegen sie ein.

Hinterhöfe der Weltrevolution

Moskau und Asien

Sommer-Glück

Rutschbahn ins Nichts

Lubjanka

Moskau und Asien

Ernst Blindenberg Zwölf Stunden dauerte die Zugfahrt, in der Nacht durch das Land ihrer Träume. Das morgendliche Moskau versank im Schnee. «Ankunft Donnerstag, 25. Januar 1934», vermerkt Jöris' Komin-tern-Akte. Der Weissrussische Kopfbahnhof als Anfang und Ende aller Westeuropa-Fahrten. Zehn Grad unter Null. Trocken, windstill. Jöris fror in seinem Anzug. Drei dachlose Bahnsteige. «Wie ein Berliner S-Bahn-hof», erinnert er sich. Aber die Hallendecken des grünen Empfangsgebäu-des waren imposant. Jöris und der Thüringer riefen die Nummer an, die man ihnen in Prag gegeben hatte. «,Wir kommen'», antwortete eine Män-nerstimme auf Deutsch.

Reisebetäubt, aber neugierig standen sie zwischen Eingemummten. Unter den Mützen asiatische Gesichtszüge, bettelnde Kinder, wortreich verhandelnde Grüppchen. Die beiden traten ins Freie. Die halbkreisför-mige Fassade flankierten zwei Türme, der Vorplatz lag unter kniehoher Schnee. «Die Leute fahren mit einer Art Langlaufski vorbei.» Gedämpfte Stadtgeräusche, klapprige Strassenbahnen, selten ein Trolley-Bus. Die Re-volutionsmetropole als Provinzidyll.

«Der Fahrer hiess Smirnow.» Uliza Twerskaja, seit einem Jahr die Gor-kistrasse. Die alte Prachtstrasse nach Twer führte sie ins Zentrum, wurde mal enger, mal weiter, vorbei an hohen und niedrigen Bauten, Holzhäusern und Pferdefuhrwerken. Auf den Bürgersteigen drängten sich die Men-schen. Der Wagen hielt gegenüber einem mächtigen Haus, das den ganzen Block einnahm, sechs Stockwerke mit einer weissen Stuckaturfassade.

Uliza Gorkowo Nr. 10, Hotel Lux. «Gehört hatte ich schon davon.» Um die Jahrhundertwende liess Grossbäcker Filippow über der berühmten Bäckerei eine Nobelherberge errichten. Seit dem III. Weltkongress der In-ternationale 1921 beherbergte es die Parteikommunisten der Welt. In den 300 engen Zimmern blieben manche für Jahre.

Seitengasse rechts, eine dunkle Durchfahrt, der Hotel-Hinterhof. Im In-nenkarree ein zweigeschossiger Bau, einst und jetzt für die Gäste aus der zweiten Reihe, NEP-Flügel genannt. Eine Tischlerei, Mehlsäcke, morsche

Treppen hoch. «,Obscheschitje, die Gemeinschafts-Kammer’, sagte Smirnow. Ich war fix und fertig, aber schon sollten wir zum Friseur.» Sie folgten ihm über den Hof durch eine Hintertür. Steinboden, rote Marmorsäulen, eng und hoch: Entrée zur Weltrevolution.

Eingangshalle und Hotel gibt es noch. Eine Playboy-Reklame auf dem Dach, BMWs im dreckigen Hof und ein neuer Name: Zentralnaja.

«,Mit wem hast du zusammengearbeitet? Wen im KZ gesehen? Wie verhielten sich die Genossen?’» Die Kontrollkommissions-Befragung als Initiation. Der lange Fragebogen mit Jöris’ Antworten, kurz und konkret, liegt noch heute in den Akten; Frontbericht und Prüfung. «Auf Herz und Nieren.» Die Kommission war misstrauisch. Die Gestapo als Feind – aber auch die eigenen Reihen. Nationale KPs entledigten sich auch schwieriger Genossen durch Delegierung. Es ging um Sonnenburg, seine Entlassung, die Pseudo-Unterschrift. «,Das ist Kapitulation vor dem Faschismus’, meinte der Befrager.» War das eine Provokation? «,Kapituliert haben doch nicht wir im KZ, sondern all die Überläufer!’ ,Doch: Die Unterschrift ist Verrat!’» Was war das? Eine Prüfung, ein Test? Er wehrte sich. Einmal, zweimal. «,Du bist nicht aufs Maul gefallen’, hiess es am Ende, ,empfohlen für die KIM.’»

Kaderschmiede der Kommunistischeski Internazional Molodjoschi, der Jugendinternationale, fünf Jahre zuvor ins Leben gerufen, nun angegliedert bei der Internationalen Lenin-Schule. Politschulung in Moskau hiess ein Wirrwarr von Ausbildungsgängen, informellen Zirkeln, sich überlagernden Vorbereitungskursen. Die deutschen Katastrophen-Verwerfungen hatten neue Schüler ins Land geschwemmt, die Ringe unter den Augen der überarbeiteten Dozenten immer grösser werden lassen, Dauer-Improvisation eingefordert. Auch die ständig neuen Organigramme bändigten das Chaos nicht. Dennoch: Spätere Partei-Karrieren nahmen hier ihren Anfang.

«Wieder bekam ich einen neuen Namen: Ernst Blindenberg. Niemals meinen richtigen nennen, niemals was aus der Vergangenheit, nichts über

private Verhältnisse erzählen, niemanden kennen, keinen Kontakt mit dem Ausland – das wurde uns eingebläut.» Als Spitzel und Rückkehrerschutz.

Am Abend sass Jöris mit dem Thüringer im Hinterzimmer der Lux-Kantine. Schweigend bestaunten sie die angereisten Delegierten. Aufregung lag in der Luft. Morgen begann der «Parteitag der Sieger», Abschluss der Kollektivierung – die neue Gesellschaft durch die Industrialisierungskampagnen, die Auflösung des Klassenantagonismus. Stalin würde reden. «Eine Komsomolzin brachte kleine schwarze Klösschen aus Buchweizengrütze in einer undefinierbaren Sosse. Nach zwei Löffeln konnte ich nicht mehr. So ekelte mich das.»

Im morgendlichen Aufbruch liefen sie die Uliza Gorkowo hinab, zwischen Menschen mit Arbeiterkappen, dicken Fellmützen und billigen Stoffjacken. Die Winterkälte stach durch seinen Anzug. Das Rutschen der Schuhe auf dem festgetretenen Schnee. In den Schaufenstern Feinkost und Porzellan, Juwelier- und Pelzgeschäfte, eine internationale Buchhandlung. Auf der rechten Seite, etwas zurückversetzt, das Gebäude des Stadtsowjets. Zweihundert Meter weiter «ein riesengrosses Gebäude», das Telegrafenamts aus vorrevolutionärer Zeit. Dann der Kreml. Der Rote Platz sah ganz anders aus als auf den Fotos der *Arbeiter Illustrierten Zeitung*.

«Am Ende der Strasse war ein schönes, altes Hotel.» Das National, ein Jugendstilbau. «Dann musste man rechts, 500 Meter, an der Manege vorbei bis zur Mochowaja Nr. 16.» Dem Kominterngebäude. Im Stadtplan des «Reiseführers durch die UdSSR», 1928 von Willy Münzenberg herausgegeben, ist es augenfällig verzeichnet. Heute gibt es nicht einmal mehr eine Hinweistafel. «Im zweiten Stock, hinterm vierten Fenster von rechts, sass ich. Gegenüber, im Giebel der Manege, hing eine grosse Uhr mit weissem Zifferblatt.» Es gibt sie immer noch.

Der Eingangswache zeigten sie stolz ihre neuen Ausweise. In der lang gestreckten Kantine gab es Tee. «Bei jedem, der kam, fragten wir uns, wer das war. Auf den Bildern sahen die Leute manchmal ganz anders aus. Togliatti, der Komintern-Chef, Dimitroff, gerade zurück vom Reichstagsbrand-Prozess, Jacques Doriot aus Frankreich, Sen Katayama aus Japan, Dimitri Manuilski, Johann Koplenig aus Österreich. Und all die.»

Am Nachmittag zogen sie frierend über den Roten Platz. «Wir wollten natürlich das Lenin-Mausoleum sehen. Aber am Abend gab es im Lux einen grossen Eklat: Was uns einfiel, alleine rumzulaufen, wurden wir angebrüllt.» Für die Neuen galt Quarantäne. Stadtbesichtigung nur in Gruppen.

Entdeckungstage. Erwartungsvoll, sich wundernd, sprachbegrenzt. ‚Was die Ausgebeuteten und Unterdrückten der ganzen Welt und zu allen Zeiten ersehnten, das, was die besten Denker der Menschheit verhiessen: Heute wird es zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte, in der Sowjetunion, zur Wahrheit ..« – so hiess es in Hermann Remmeles Zweibänder «Die Sowjetunion», vor zwei Jahren in 30.000 Exemplaren erschienen, und in der Kurzfassung über Berlin geschwemmt. «Nachdem ich das gelesen hatte, habe ich immer gedacht: Meine Fresse, gibt es denn noch ein besseres Schlaraffenland?» Remmele und seiner Frau begegnete er öfters in der Eingangshalle des Lux.

«In der Komintern war es wie im Taubenschlag.» Vibrierend, aktivistisch. Die Aushebelung der Welt. Sprachgewirr füllte Gänge und Zimmer. 500 Mitarbeiter hatte die Komintern. Die Hälfte Russen, sonst Ausländer. 25 waren aus Deutschland. Jöris war dem mitteleuropäischen Länderbüro der Jugend-Internationale zugeteilt. «Im Zimmer gab es noch zwei Deutsche, die ich nicht kannte. Es gab keine Schreibtische und jeder, der kam, blieb. Alle fragten nach Deutschland.» Er erzählte von lächerlichen und gefährlichen Nazis, Genossen in Haft, dem Betrug, den die Bevölkerung anfang zu erkennen, vom wachsenden Widerstand. «Einmal kam ein Glattgeschorener mit Anzug und Krawatte rein und sagte: ‚Du bist der Neue hier, nicht?‘ Er fragte mich viel und hatte einen Akzent, aber er wusste gut über die KPD Bescheid. Als er wieder raus war, meinte ich zu den anderen: ‚Wer war denn das?‘ – ‚Na Béla Kun.‘ – Da dachte ich: Mensch, Béla Kun, der 1919 mit Sinowjew und Radek in Deutschland war, um die Sache anzuheizen.»

Den Vormittag verbrachte Jöris im Länderbüro, den Nachmittag in einer Schulungsgruppe. Manchmal trafen sie sich in der Internationalen Lenin-Schule, Uliza Worowskogo 25a, meist aber «in einem kleinen Zimmer

im Sojusnaja, schräg gegenüber vom Lux. Einem ehemaligen Hotel.» Ein Dutzend Jugendlicher ohne Namen und Geschichte. «Nur an den Dialekten merkte man, woher einer kam.» Leipzig, Frankfurt, Österreich. Dazu eine deutschsprachige Jugoslawin. Auch der Thüringer. «Meistens ging es um die Generallinie zur internationalen Lage: Zuerst kommt die Revolution, dann Sowjetdeutschland. Wir sind auf dem Weg. Der Hauptfeind sind die Sozialfaschisten.» Der Ton war harsch, die Rügen schnell: ‚«Das hast du falsch gesagt, und *das* musst du so sehen.‘» Erörterungen waren nicht vorgesehen: «Schwierigkeiten sind dazu da, um überwunden zu werden’, hiess es immer.» Der Stoff: Konspirationsregeln, Vortragstechnik, Wandzeitungen kleben. «Einmal antwortete ich einem hohen Funktionär, der zu Besuch war und den grossen Störer bei einem Probevortrag von mir abgab: ‚Hören Sie mal, schreien kann man aus Angst, vor Wut, aber auch aus Dummheit. Das Letzte trifft wahrscheinlich auf Sie zu.‘ Da war er zufrieden.» Schlagfertigkeit brachten die Berliner mit.

«Die Kaderausbildung muss von dem Ziel getragen sein», heisst es in einem holprigen Papier der Internationale von 1933, «Kämpfer mit grösstmöglicher ideologischer Festigkeit, maximalster eigener Initiative, hohem persönlichen Mut und innerer Diszipliniertheit, bolschewistisch gehärtete und gestählte Parteimitglieder zu erziehen, die unter dem Banner von Lenin und Stalin, ungeachtet jeder Schwierigkeit der illegalen Arbeit, des faschistischen Terrors und der chauvinistischen Welle fähig sind, standhaft ihre Parteiarbeit zu leisten und auch bereit sind, jedes Opfer für die Partei zu bringen.»

Sie hielten Übungsvorträge bei kasernierten Soldaten und russischer Parteijugend. Die Themen wurden vorgegeben – «meist Hitler-Deutschland». Mit Rededispositionen – «das waren Stichworte, was du genau sagen solltest». Und Übersetzer – «Ich sprach auf Deutsch und der übersetzte». Sonstige Kontakte zur russischen Bevölkerung waren untersagt.

Und unter den KIM-Jugendlichen? «Da gab es kaum was. Ich versuchte manchmal, einen anzusprechen. Das ging dann: ‚Ja’ – ‚Nein’ oder ‚No’ –

‚Oui, oui, oui’. Das war’s.» Internationalismus-Gestotter. Die Jugendinternationale hatte 55 Mitarbeiter, die Hälfte waren Russen. Neun Jugendliche kamen aus Deutschland. «In der Kantine sassen immer dieselben zusammen. Jeder hatte seinen Kreis. Mit niemandem war man gross befreundet.» Nach dem Unterricht liefen alle auseinander. «Im Schlafräum lag alles durcheinander: Partei, Jugend, Rote Hilfe, Profintern, Rote Gewerkschaftsinternationale, Leute aus aller Welt.» Gespräche praktisch unmöglich.

Er sah deutsche Parteigrößen: die graue Eminenz der KPD Leo Flieg, Bernard Koenen, der «bei einer Nazikundgebung 1933 ein Auge verloren hatte und nun Stafford hiess», Walter Ulbricht, den Reichstagsabgeordneten Edwin Hoernle. Zu Gesprächen kam es nie. «Nur Wilhelm Pieck fragte mich mal, ob ich mich eingelebt habe.» Genossen-Hybris gegenüber den Jungen: «Manche grüssten nicht einmal.»

«Alles war fremd, sehr fremd.» Eine europaabgelöste Welt. Das Essen schrecklich. Der militärische Ton verwirrend, die Kontrolle wohl notwendig. «Als ich mich an einem der ersten Tage im Telegrafenamts aufwärmt, wurde ich abends gleich zur Rede gestellt.» Auslandskontakt? «Überall wurde man beobachtet.» In der hohen Eingangshalle notierte eine Miliz Weggang und Ankunft minutengenau. «‚Zu wem wollen Sie?’ Dann wurde oben angerufen, nachgefragt.»

Zu allem die Ratten. «Noch nie hatte ich so viele gesehen. Überall in der Stadt. Aber vor allem im Erdgeschoss des Lux. Plötzlich machte es Hopp, hopp, hopp, und die fett gefütterten Viecher rannten vorbei.» Auch auf den Latrinen im Hof tummelten sie sich. «Deren Holzbänke waren total verschmiert. Klopapier gab es keines. Die Leute wischten sich mit allem Möglichen die Hintern ab. Da kam einem nur vom Hinsehen das Essen hoch.»

Über vieles Gesehene spekulierte er. «Einmal fragte ich einen im Lux: ‚Was steht denn da für ein Partisan mit dem aufgepflanzten Seitengewehr an der Ecke?’ – ‚Na, der bewacht den Brotladen.’ Da verstand ich die Welt nicht mehr. Im Vaterland der Werktätigen einen Brotladen bewachen? Arbeitslos ja – aber kein Brot? Bevor wir in Berlin auf die KPD-Hungerdemonstrationen gegangen waren, hatten wir noch ne Bockwurst mit Kartoffelsalat gegessen.»

Wie die anderen hatte Jöris keine Ahnung von den Kollektivierungs-Katastrophen, Vernichtungsfeldzügen gegen die Landbevölkerung und 40 Millionen Hungernden: ukrainische Bauern, kasachische Nomaden, kleine Völker im Nord-Kaukasus, die Bewohner im Schwarzerdegebiet. Abgeschirmt in Todeszonen waren sechs, vielleicht sogar zehn Millionen in den letzten zwei Jahren verhungert, während die Moskauer Bolschewisten das Saatgut gegen Industrierzeugnisse und für die gigantische Aufrüstung ins Ausland verkauften. Auch in der Hauptstadt waren Hunderttausende tagtäglich damit beschäftigt, etwas zu essen zu bekommen.

«Propusk’, sagte die Frau, als ich das erste Mal in einen Laden wollte. ‚Propusk? Was ist denn das für ein Ding?’ Da hielt sie mir einen Ausweis vor die Nase.» So etwas hatte er bekommen: etwas zum «rabotschi magasin» für Arbeiter und KIM-Mitglieder. «Es gab Brot, Margarine, Marmelade, Bonbons. Das war alles.» Champagner, Kaviar, Schokoladenkonfekt oder etwas von den appetitlichen Schaufenstertürmen des «Gastronom Nr. 1», einen Block entfernt – das Geschäft des ehemaligen Hoflieferanten Jelissejew – konnte man nur gegen ausländisches Geld kaufen. Staatsläden als Devisenbringer, Torgsin-Geschäfte.

«Ach, guck mal an, der Erwin’, sagte auf einmal jemand neben mir in der Kominternkantine. Und schon stand ihr der Schreck im Gesicht.» Konspirationsverletzung. Doch die 24-jährige Elli Busch aus der Gürtelstrasse gegenüber fing sich schnell. Er solle sie unbedingt besuchen kommen.

Draussen dämmerte es schon, als Jöris die schmale Hintertreppe in die oberen Lux-Stockwerke hinaufstieg. «Aus der Kantine hörte man das Gefiedel von Rumänen und es stank nach Petroleum. Viele kochten mit einem ‚Primus’.» Im schwachen Licht verloren sich die menschenleeren Korridore. Fremde Sprachfetzen drangen durch dünne Türen. Zimmer 343. Als er klopfte, öffnete ein Mann. Er wollte sich schon entschuldigen, als Elli im Hintergrund erschien. Ein kleines Zimmer, Bücher bis unter die Decke, ein Tischchen. Elli machte Tee. Sie war als Stenographin in der Komintern-Abteilung Presse und Propaganda. Der Mann Lehrer an einer Komintern-

Schule. «Ob sie verheiratet waren, durfte man nicht fragen.» Ein stockendes Erzählen zwischen Konspirationsgebot und Heimweh. Lichtenberg, die Gürtelstrasse, Kneipen, Geschäfte, Verhaftete, Übergelaufene. «Elli wollte alles wissen.»

Als er über den gefrorenen Schnee des Hofes in seine Kammer ging, war das Licht aus. Einige schnarchten. Lange noch standen ihm die Bilder des letzten Jahres vor Augen: die heimatlosen Nächte in fremden Quartieren, die regennasse Gürtelstrasse, die laute Massenzelle des Polizeipräsidiums, der weite Hof in Spandau.

In der *Roten Fahne* las er von Alfred Kattner: ein «Subjekt», einer der «Kreaturen und gekauften Achtgroschenjungen». Gerüchte machten die Runde: Kattner habe John Schehr, den Nachfolger Thälmanns, schon im November verraten. Erwin Jöris dachte an ihre Begegnung in Sonnenburg. «In seiner Wohnung in Berlin sei er erschossen worden. Jemand klingelte, er öffnete, und dann bekam er eine Kugel in den Balg. Rote Feme.» Die Gestapo rächte sich an John Schehr, Eugen Schönhaar, Rudolf Schwarz und Erich Steinfurth – «weggeputzt, auf der Flucht erschossen», noch am selben Tag. Auch mit Steinfurth hatte er in Sonnenburg gegessen.

Für das Wochenende luden Elli und ihr Freund zu einem Ausflug ein: Moschaisk, Quellort der Moskwa, 70 Kilometer nordwestlich von Moskau. Es war sonnig und kalt. Der Schnee des Bahnsteigs wehte durch die offenen Türen in die bullige Vorortbahn. Ihn freute der freie Tag, die Bekanntschaft in der Fremde. Keuchend erklommen sie einen Hügel im hohen Schnee. Kristalle glitzerten in der eisigen Luft. Jöris fragte viel. Manchmal wurden die Antworten einsilbig: «,Das wirst du selber merken'.»

Die Moskauer Kälte erfror die schwirrenden Eindrücke. «Alle trugen Handschuhe, Kappen, lange Mäntel. In Berlin hatte es geheissen: Nichts mitnehmen, dort bekommt ihr alles. Aber es gab nichts. Nicht in den Läden noch sonst wo. Einfach nichts.» Er fror und war froh, wenn er nur kurz nach draussen musste.

Auch der Enthusiasmus für die Komintern-Arbeit kühlte ab. «Nach ein paar Tagen war klar, dass die Arbeit im Länderbüro eine Beschäftigungstherapie war. Statistiken erstellen, aus der Tagespresse abschreiben. Völlig

sinnlos. Das interessierte niemanden.» Auch sonst blieb vieles stecken. Bei Fragen im Unterricht wurde es schnell schwierig. «Du willst doch nur provozieren‘, meinte der Thüringer einmal zu mir. ‚Wieso provozieren? Die müssen mir doch antworten können‘.»

Nach zwei kalten Wochen wurden sie ins Sojusnaja umquartiert. Die Kontrollen waren lockerer, die Atmosphäre weiter frostig. «Ich schlief in einem Mannschaftsraum, vielleicht fünf auf fünf Meter, mit Leuten aus allen Ländern, aber die Deutschen waren die Stursten. Die lagen abends in ihren Betten und lasen: Marxismus-Leninismus, Politökonomie, Merkantilismus, variables und konstantes Kapital – bäh, bäh, all das Zeug. Mit möglichst vielen Fremdworten, ‚höheres Niveau« Und wenn man mal: ‚Guten Abend‘ sagte, antworteten sie schon auf Russisch: ‚Dobri wetscher‘. Das wars.»

Der grosse Aufbau, die das ganze Land umfassende Masseneuphorie, der man sich nicht entziehen konnte und wollte, – und die Einsamkeit. «Moskau hatte ich mir anders vorgestellt. In Berlin gab es trotz aller Schwierigkeiten schöne Momente, am Müggelsee oder in der Laube. Aber nun lag ich im Massenschlag, bekam den Kantinen-Frass und konnte mit keinem reden. Nach Gefängnis und Konzentrationslager hatte ich so auf Moskau gehofft – und jetzt war ich alleine und frustriert.»

«Besonders abends war es schlimm. Da blieb mir nur, mich ins Bett zu legen. Was sollte ich sonst tun? Aber irgendwann habe ich es mit all den Schweigern nicht mehr ausgehalten und ging einfach auf die Strasse und lief die Gorkistrasse hoch und runter.» Er fror, auch in dem dünnen Mantel, den er irgendwoher bekommen hatte. «Dann ging ich vor Verzweiflung ins Kino, obwohl ich einen Dreck verstand. Hauptsache, die Zeit ging rum.» Aber das Revolutionsepos «Tschapajew» war nicht so schwer zu verstehen: ein gegen die «Weissen Garden» im Bürgerkrieg siegender Partisanenführer. Stalins Lieblingsfilm. «Und als ich spät zurückkam, lasen die immer noch. Keine Bewegung, keine Gespräche, eiskalt. Und das jeden Abend. Mit der Zeit wurde ich irgendwie krank. Mich überfiel eine Stimmung, als ob man sich einen Strick nehmen könnte. Als ich mich mal erkundigte, wie

lange ich in Moskau bleiben sollte, herrschte mich einer an: ‚Keine Fragen!‘»

Vier Wochen blieb er in der Stadt. Seine Erzählungen wirken wie die eines halben Jahres. Die Taktung der inneren Uhr signalisiert wohl den Einbruchgrad des üblichen Sowjetunionschocks, die Absturzhöhe vom Propagandaschein in die Realität.

Elli Busch und ihr Freund blieben sein einziger Kontakt. «Mit denen konnte ich mich wenigstens unterhalten.» Er besuchte sie im Lux. Als er stolz seine Begegnung mit Béla Kun erwähnte, meinte Ellis Freund nur: «‚Hoffentlich hat er dir nicht zu viel erzählt‘.» Was Jöris nicht wusste: Kun stand schon unter Verdacht.

«Einmal miaute eine Katze im Gang vor dem Zimmer und ich sagte zu dem Freund von Elli: ‚Die braucht Milch‘. – ‚Milch?‘, meinte er. ‚Hier haben sie nicht mal Milch für die Kinder‘. Und als ich ihn ungläubig anschaute, meinte er nur: ‚Vergiss es!‘ ‚Mensch‘, dachte ich misstrauisch, ‚der unterrichtet doch hier schon seit Jahren?‘»

Nach einem Monat wurde Jöris vor eine Kommission geladen mit Herbert Wehner, Philipp Dengel, Wilhelm Florin und Wilhelm Pieck. Wieder ging es um die Sonnenburg-Unterschrift. In scharfem Ton. Wieder erfuhr er nichts Neues. «Tage später sollte ich ins Zimmer der KPD-Vertretung, wo Pieck und Ulbricht immer sassen, kommen.» Ihm gegenüber Wilhelm Schmidt, mit richtigem Namen Herbert Reck, der deutsche Vertreter im Exekutivkomitee der Jugendinternationale, ein Jahr jünger als Jöris, Schlosser aus Neukölln, vor fünf Wochen nach Moskau gekommen. «Er teilte mir mit, dass ich vorerst nicht in einen Lehrgang aufgenommen würde und in den Ural abkommandiert sei. Wenn ich mich bewähre, so Propaganda unter den ausländischen Arbeitern treibe wie in Deutschland, die Rote Hilfe unterstütze, dann würde ich bald zur Schule in Moskau und dann für praktische Arbeit» – die Umschreibung für den konspirativen Einsatz – «eingesetzt werden. Im Ural seien noch andere und wir sollten Theorie und Praxis vergleichen. Eine einmalige Gelegenheit.»

War er wegen seiner Unterschrift in Sonnenburg nicht empfohlen worden? Scheinbar.

Ein paar Tage später fuhr ihn Smirnow zum Narkom tjaschologo maschinostrojenje, dem Volkskommissariat für Schwerindustrie. «Du kommst nach Swerdlowsk. Heute Abend fährt dein Zug vom Kasaner Bahnhof – ‚Und wie lange werde ich bleiben?‘ – ‚Keine Fragen. Hier ist die Fahrkarte und Geld. Melde dich bei der Gebietsleitung der KPdSU. Dort gibt man dir weitere Anweisungen‘.»

Smirnow fuhr ihn in der Dämmerung zum Kasaner Bahnhof. Ein langes Gebäude, Pagode und Festung in einem. Gegenüber auf dem Platz der Jaroslawer und Leningrader Bahnhof. Sie gingen durch den riesigen Eingangsbogen, die ausgemalte Halle, vorbei an den Zügen nach Sibirien, Samarkand, Duschambe. Die Reiseeinheit war hier nicht Stunden, sondern Tage. Gepäckberge türmten sich neben Wartenden. Der Zug nach Wladiwostok war schon eingelaufen. Sein Ticket war für die schjostkije, die harte Klasse. Sie liefen an den Abteilen der ersten Klasse mit ihren speckigen Polstersesseln vorbei, dann an denen der zweiten und dritten Kategorie. Am Ende des Zuges stand der Obschtschi Wagon, der Gemeinschafts-Waggon. Drinnen Holzbänke ringsum, darüber Etagenbetten, dazwischen mühsames Gedränge.

Stossartig setzte sich der Zug in Bewegung. Nicht nach Deutschland, dafür Tausende Kilometer ostwärts. «Smirnow war der Einzige, von dem ich mich verabschiedet hatte. Aber ich atmete auf. Wenigstens, dachte ich, kommste von diesen Arschlöchern hier weg.»

Zukunftsschmiede Der schwere Zug schaukelte sich ein. Durch die undichten Fensterrahmen strömte kalte Luft. Draussen zog die winterliche Stadt vorbei: Parks, Vorstadtsiedlungen, Baracken, ungepflasterte Pisten voller braunem Schnee-Matsch. Die explosionsartig aufgeschwollene Armutssperipherie der Metropole, in die er nie gekommen war. Seine Mitreisenden richteten sich auf eine lange Reise ein. «Ich sass mit meinem Nadelstreifenanzug da, dem Mantel und einem Schlips. Und die anderen in ihren zerschlissenen Kleidern. Füsse mit Lappen und Bast baumelten einem von oben vorm Gesicht.» Ein beissender Knoblauch- und Schweiss-Gestank machte sich breit. Überall wurden Sonnenblumenkerne gespuckt. Jöris ekelte sich.

«Aus Deutschland?» sprach ihn ein älterer Mann an. Jöris nickte. Das rudimentäre Deutsch seines Gegenübers war ein Überbleibsel der Kriegsgefangenschaft. Aus Berlin und auf Arbeitssuche, stellte Jöris sich vor. Ein abtastendes Hin und Her. Der Alte übersetzte, die Umsitzenden – vielleicht Tadschiken, Usbeken, Tataren oder Armenier, er wusste es nicht – nickten staunend.

Mit anbrechender Dunkelheit kramten viele etwas zu essen heraus. «Trockenes Brot mit Zwiebeln und Knoblauch. In einen Teekessel, der ihnen am Rock baumelte, schütteten sie heisses Wasser und zerklopften mit einem Löffel einen Klumpen Zucker. Einer bot mir Tee aus dem Topf an, aus dem alle gesoffen hatten.» Jöris lehnte ab.

Das war er nun, sein erster Kontakt zu den werktätigen Massen, deren Leben die Revolution verändert hatte. In Moskau schien ihm die Armut nicht so schlimm. «Ich hab immer beobachtet: Aber die hatten tatsächlich nur trocken Brot.» In der Nacht über der weissen Landschaft verstummte das Wagengemurmel.

Mit den ersten Sonnenstrahlen erwachte das Leben. Wieder Brot, Zwiebeln, Tee. Er hing seinen Gedanken nach, aber der Alte fragte immer wieder nach Deutschland. «Hitlerei und Hitler, ging das. Und dann wettete ich über den faschistischen Terror und die Konzentrationslager.» Gebannt verfolgten die Mitreisenden seine gestenreichen Ausführungen, der Alte übersetzte wortreich.

Sie fuhren durch Birkenwälder ohne Ende, vorbei an vom Schnee begrabenen Dorfhütten. Auch in den grösseren Siedlungen gab es nur Holzhäuser. Er dachte an die letzten Winter in Berlin, die Strassenschlachten, die marschierenden SA-Kolonnen. Er dachte an seine Brüder. Auch die waren in der Kommunistischen Jugend gewesen, aber ins KZ war nur er gekommen. Und jetzt sollte er sich «bewähren».

Die Sonne sank, der ganze Boden war inzwischen voller Sonnenblumenkerne. Im Dunkeln das Ende Europas, Transsibirien. Fahrt durch den Ural, aber es war kein Gebirge zu sehen. Dann lief der Zug in Swerdlowsk ein. Nur wenige standen auf, die meisten fuhren weiter, wohl noch Tage.

In der Bahnsteigkälte fühlte er sich befreit. «Die Luft war gut.» Säcke und Bündel wurden in das stattliche Bahnhofsgebäude geschleppt. Der Vorplatz war ohne Licht. Er sollte die Strassenbahnlinie Nr. 3 nehmen. Sie war erst fünf Jahre zuvor gebaut worden und führte vom Vorort Schartasch quer durch die Innenstadt nach Wissozki im Westen. Durch die vereisten Scheiben starrte er in die Dunkelheit. Viel war nicht zu erkennen. «Mein Gott, dachte ich, das sind ja lauter Holzbuden, krumm und schief.» Überall war der Boden aufgerissen, Bretter und Sachen lagen herum, alles wirkte runtergekommen. «Eigentlich war das schon Asien», ging es ihm durch den Kopf. Dann kamen repräsentative Steinbauten. Wohl der Lenin Prospekt. Am «Platz von 1905» stieg er aus, ging zurück, fragte einen Mann nach dem Oblastnoi Komitet, der Gebietsleitung der Partei. Der deutete auf ein frei stehendes Gebäude. Eine Fassade mit klaren Konturen, vielen Fenstern, schmucklos-funktional. Bauhausarchitektur am Ende Europas.

Im Halbdunkel des Eingangs kontrollierte ein verschlafener Milizionär seine Papiere und wies ihm ein Feldbett am Ende eines Korridors zu. Was würde ihn hier erwarten?, fragte er sich, bis ihn ein unruhiger Schlaf übermannte.

Lärm und Morgenlicht weckten ihn. Ein Komsomolze in russischer Arbeiterbluse und Schirmmütze, vielleicht so alt wie er, bog um die Ecke. In bestem Deutsch hiess er ihn feierlich willkommen. «Der war mir gleich sympathisch.» Israelit, Leiter der Parteijugend im Werk, wo Jöris arbeiten sollte.

Zusammen stiegen sie die Haupttreppe im hellen Treppenhaus in den ersten Stock, wo Ivan Kabakow residierte. Ein 44-Jähriger der alten Garde: Parteieintritt 1914, Bürgerkrieg, Aufstieg zum Gebietssekretär. Einer der «bolschewistischen Vizekönige». Für Jöris einfach «ein hohes Tier». Kabakow fragte nach der Lage in Deutschland. Israelit übersetzte.

Als sie aus dem Zimmer kamen, wartete im Gang ein junger Mann mit fast klassischer Nase und schwungvoll zurückgekämmten Haaren. Deckname: Walter Kardolin. Er werde ihn einweisen. «Kardolin sprach mit einem ‚spitzen Stein‘, kam also irgendwo aus der Mecklenburger Gegend, vielleicht Wismar.» Sie gingen zur Strassenbahn.

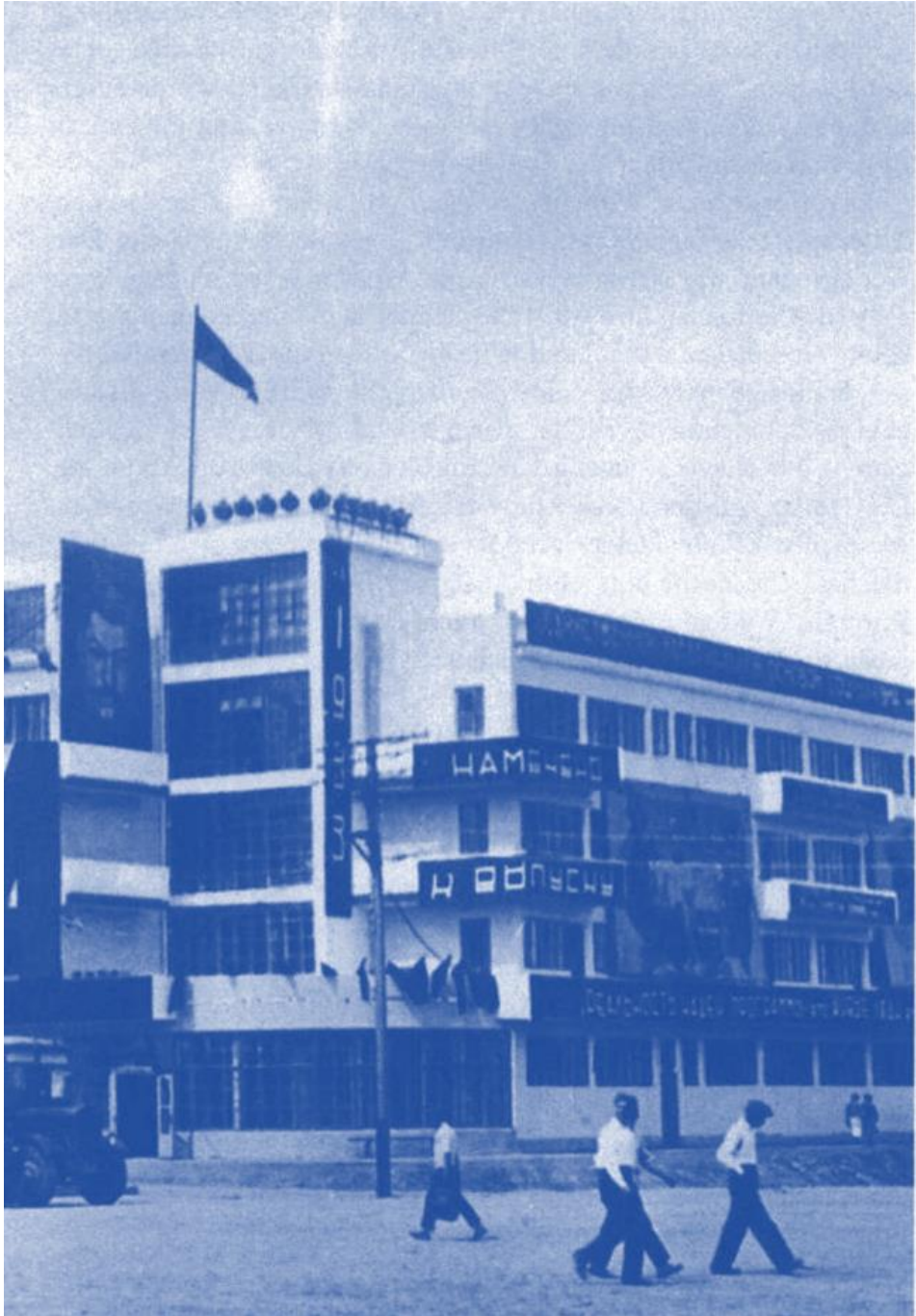
«Arbeiten wirst du im Uralmasch, einem Metallbetrieb. Sei bei den Facharbeitern, die nicht in der KPD sind, vorsichtig. Wer weiss, ob die Gestapo sie nicht bei Reisen nach Deutschland ausfragt und unsere Leute dann schon beim Grenzübergang auffliegen. Dass dich die Komintern geschickt hat, darf niemand erfahren. Dein Name und deine Herkunft gehen keinen was an, auch die anderen von der Kaderreserve nicht.» Auf der hinteren Plattform der Strassenbahn erklärte Kardolin weiter. «Der war in Ordnung, das merkte ich gleich. Ein feiner Kerl.»

Im Tageslicht erschien eine andere Stadt. Die Lenina lief über eine prächtige, flache Brücke, rechts davon eine Eisfläche, darunter der zum Stadtsee aufgestaute Issjet. Swerdlowsk war erst 200 Jahre alt. Eine Reissbrettstadt im Schachbrettmuster, in deren Kern schöne, gemauerte Bürgerhäuser an einen einstigen Handelsreichtum mit Sibirien erinnerten. In den vergangenen Jahren war sie zur Millionenstadt angeschwollen. In immer neuen Ringen hastig gezimmerter Holzhäuschen und ungepflasterten Wegen wucherte sie immer mehr aus, wurde überschwemmt von bäuerlichen Wanderströmen, angezogen von der Arbeit in den riesigen Industriekombinaten. Eine Sowjetstadt der Brachialurbanisierung, wie sie typisch für diese Jahre war.

Das Werk lag ganz im Norden. Die Bahn zog am Ende eine Schlaufe und blieb stehen. Endhaltestelle. Vor ihnen eine grosse Fläche, Platz des 1. Fünfjahresplans. Strahlenförmig verloren sich die Strassen zwischen neuen, schönen Häusern in der Ferne, eine Stadt am Rande der Stadt, Experimentierfeld für Bauhaus-Architekten. Vor ihnen eine kreisförmige Fläche, bedeckt mit Schnee, in der Mitte ein Springbrunnen. Etwas abseits eine Statue des gut aussehenden Volkskommissars für Schwermaschinenbau Sergo Ordschonikidse. Auf der gegenüberliegenden Seite ein weisses Haus mit grossen Glasfronten. Über den dritten und vierten Stock spannte sich ein Plakat mit dem Konterfei Stalins. Das Haus der Werksleitung. Links von ihnen der Eingang in das Riesenwerk: Über dem einstöckigen Gebäude prangte in grossen Lettern: «Uralski Zavod Tjaschlogo Maschinostroenija», kurz UZTM oder Uralmasch. Dahinter sah man in der Ferne grosse Fabrikhallen und rauchende Schornsteine.



152 (Abb. 21) Hauptfassade der alten Werksverwaltung UZTM;
im rechten Trakt, 2. Stock, das Zimmer der Rote Hilfe, ca. 1931



Moskau und Asien 153

Sie gingen quer über den Platz ins weisse Haus der Werksleitung. Im zweiten Stock sass die Rote Hilfe, für Ausländer gab es ein eigenes Büro. Jemand sprach sogar Deutsch. Eine Karteikarte wurde ausgefüllt, ein Ausweis schien nicht nötig, scheinbar war man informiert. Er bekam einen vorläufigen Betriebs-Propusk.

Bevor er ihn zur Wohnung bringe, wollte Kardolin ihm seinen Arbeitsplatz zeigen. Sie überquerten die grosse freie Fläche. Der Werkseingang war streng bewacht, die Arbeiter wurden genau kontrolliert. Alle zeigten ihre Ausweise. Hinter den Durchgängen fingen sofort die Betriebsstätten an. Sie liefen eine grosse Werksstrasse, die sich endlos zu erstrecken schien, entlang. Streckenweise war es wie in einer Schlucht. Dies sei die Eisengiesserei, erklärte Kardolin, und deutete auf eine Riesenhalle, die mit der Stirnseite zur Strasse lag. Die Dimension der Längsseite war nicht auszumachen, sicherlich wie mehrere Fussballfelder. Auf der anderen Seite zog sich die erste mechanische Zeche hin. «Für Ausländer gesperrt», kommentierte Kardolin. Waffenproduktion, vor allem Panzer. Dampfes Stahlhämmern pulste durch die Lagerstrassen. In der Ferne der Turmkoloss des Elektrosavod, das firmeneigene Elektrizitätswerk. Sie gingen und gingen. Dann kam die Stahlgießerei. Gegenüber die zweite mechanische Zeche für Bergwerksausrüstungen und Fabrikmaschinen. Hier sei sein Einsatzort.

Sie waren schon lange gegangen und hatten doch wohl nur einen kleinen Teil gesehen. Langsam gingen sie zum Eingang zurück. Es war wie in den Bildreportagen von *UdSSR im Bau*. Ein Vorbote einer neuen Ordnung, wie die Wasserkanäle, die sich bis zum Horizont zogen, oder die Stauauern, die endlos in den Himmel aufzustreben schienen. Jöris lauschte der Emphase Kardolins, während sie die schneebedeckte Werksstrasse zurückliefen. 30.000 Metallarbeiter stünden rund um die Uhr in den Werkhallen. Die «Fabrik aller Fabriken» hatte sie Gorki genannt. Das grösste Maschinenwerk der Welt, die Wiege der sowjetischen Maschinenindustrie, das «ökonomische Fundament des Sozialismus». Der vor zwei Jahren in Betrieb genommene Industriegigant stiess jährlich 100.000 Tonnen Maschinenbauprodukte aus. Der Sieg in der Schwerindustrie war der Sieg der

Revolution. Voraussetzung für Bergbau, Elektroanlagen, Baukräne und Bohrinseln. Fundament der neuen Städte, Verkehrslinien, Flughäfen, Überlandleitungen, Kombinate und Fabriken. Das hatte auch Jöris gelernt.

Um Swerdlowsk ballte sich – neben dem ukrainischen Donezkbecken – die Eisen- und Stahlbasis des Landes mit gigantischen Verhüttungs- und Verarbeitungswerken. Es gab reichliche Bodenschätze, Sibirien war nahe. 140 Unternehmungen, 25 wissenschaftliche Institute, 12 Hochschulen waren in einem Jahrzehnt aus dem Boden gestampft worden.

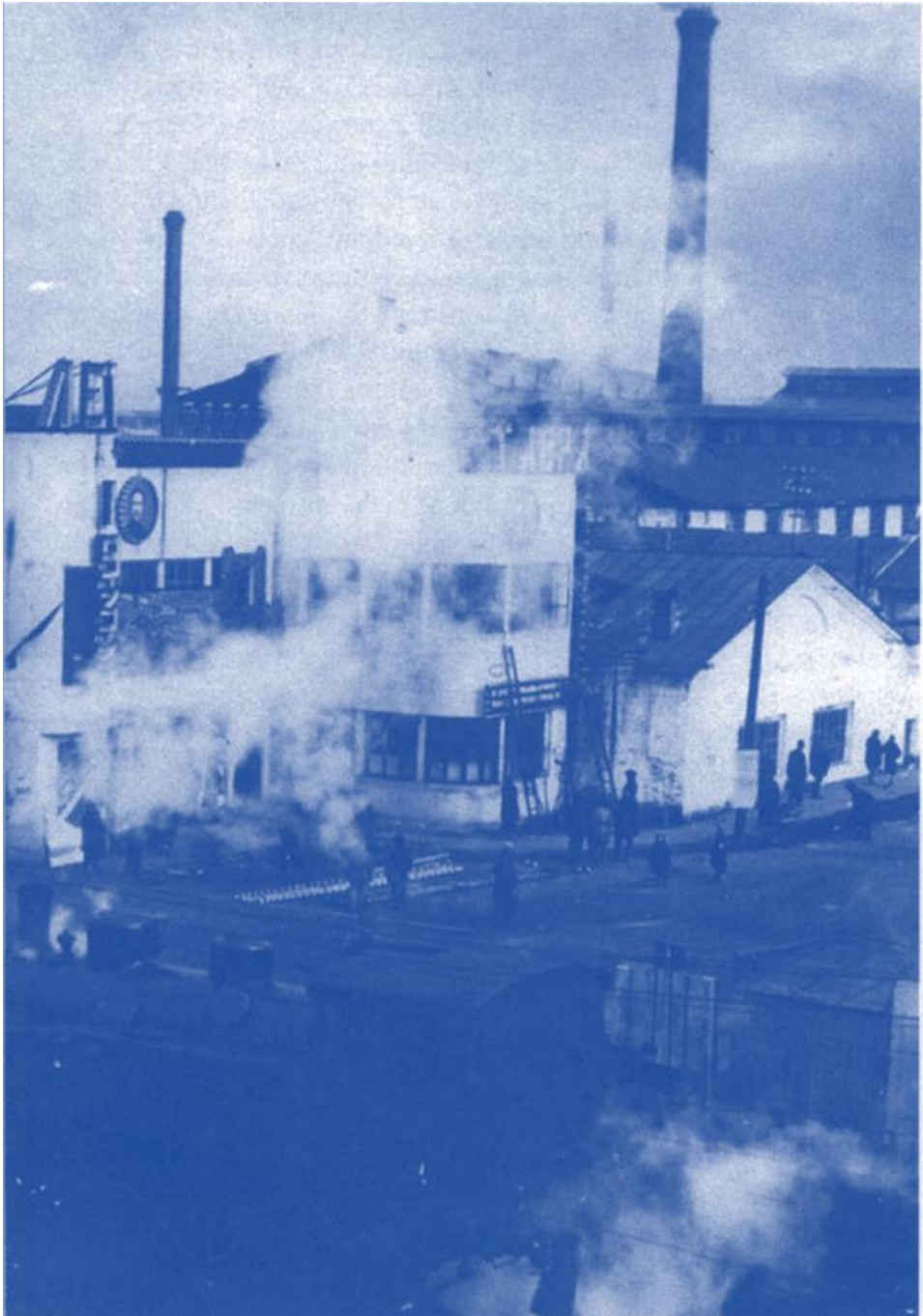
Sie passierten den Ausgang, wurden wieder streng kontrolliert, überquerten den Platz und folgten der Uliza Ilitscha. Links säumten weiße dreistöckige Wohnhäuser die Strasse. Hier wohnten vor allem Ausländer. Dann folgten zweistöckige, gelbe Neubauten. Viele hatten Holzbalkone. Dazwischen lagen Wiesen, überall waren junge Bäume angepflanzt. Alles war neu, wirkte grün und luftig. Hier im Sozgorod, dem Areal für die Arbeiter, seien Unterkünfte für 170.000 Menschen, erzählte Kardolin. In schnellen Erklärungen formte er die Musterstadt aus: mit eigenem Gas- und Wasserwerk, Geschäften, Kaufhallen, einem Kolchosmarkt, Hotel, Kino, Kulturhaus, einer Brotfabrik, Wäscherei, mit Bibliotheken, Kantinen, Schulen, ja einer Schweine- und Rinderfarm. Und tatsächlich: Noch heute spürt man beim Gang durch die Musterstadt zwischen heruntergekommenen Häusern und hohen Bäumen, neben der höchsten Kriminalitätsrate der Stadt und dem Griff einer lokalen Mafia den utopisch-architektonischen Aufbruchgeist von einst.

Nach dreihundert Metern zog sich rechts der Strasse ein längliches Hausband endlang. «Dom Pilla», «Haus Säge». Die vier Wohnblöcke standen versetzt wie ein Sägeblatt. Vom Hof aus gingen sie in den zweiten Aufgang, stiegen die schmale Treppe in den zweiten Stock und klopfen im Quartier Nummer 11.

Eine schielende Frau öffnete: ‚«Tach’», begrüßte sie sie in breitem Berliner Dialekt. «,Ik bin Frau Kigerke.’» Mit Mann und Sohn Wolodja, den man hinter der Zimmertür rufen hörte, war sie vor sechs Jahren gekommen. Jöris und Kardolin traten ein. Die Wohnung hatte drei Zimmer. Kigerkes wohnten



156 (Abb. 22) Werkseingang des Ober-Isset-Werks für Eisenguss, «Patriarch der Uraler Metallurgie», Swerdlowsk 1933



Moskau und Asien 157

in einem, ein russischer Student im zweiten, Küche und Klo waren gemeinsam. Er öffnete die Tür zu seinem Raum. «Ein richtig schönes Zimmer mit Schreibtisch, Stuhl, einem Regal und Kleiderhaken. Überall Zentralheizung. Der reinste Luxus.» Alles neu. An der Wand ein Lenin- und Stalinbild. Jöris war begeistert. «Zum ersten Mal seit Monaten allein in einem Zimmer.» Zehn Prozent seines Lohnes, erklärte Kardolin, gingen ab für Miete und Einrichtung, bis die Wohnung sein Eigentum wäre.

Gemeinsam stiegen sie wieder auf den Hof. Kardolin wollte ihm noch den Ausländerclub zeigen. «Auf einmal war die Strasse schwarz vor Menschen.» Schichtwechsel. Jöris kannte die zur Knorrbremse marschierenden Arbeiter, aber solche Massen hatte er noch nie gesehen. Lachend, in dreckigen Kitteln, mit Schieberkappen und Kopftüchern kamen sie in Gruppen daher. Gebannt stand er da. Hier passierte, wovon in Moskau gesprochen wurde: Ein gutes Leben und Arbeiten für Proletarier. Weit weg waren Krise, Arbeitsämter, Suppenküchen. Stattdessen fehlten Arbeiter, verdoppelten sich die Industrie-Arbeitsplätze in vier Jahren. Hier war die Antwort auf den weltweiten Kapitalismus-Bankrott, den Niedergang Europas. Nach 17 Jahren Revolution fand sie statt, die von Menschen geplante und ins Werk gesetzte Befreiung für ein Sechstel der Menschheit.

Konspiration und Kasatschok Auf den Fensterbrettern lag Schnee. In der kalten Stille des Hauses knackten Balken. Der Inostranni, der Ausländerclub, lag zwischen Holzhäusern am Ende des weitläufigen Geländes. Kardolin war gegangen. Es war Nachmittag, und Jöris schlenderte durch die Räume, las die Anschläge. «Ein schönes Blockhaus mit Küche, Esssaal und Unterrichtsraum.»

Während er seinen Gedanken nachhing, stapften die ersten schweren Stiefel über die Türschwelle. «Da gab es Jugoslawen, Tschechen, Polen, Chinesen, Amerikaner oder Engländer, aber vor allem Deutsche.»

Die Weltwirtschaftskrise hatte eine Internationale der Facharbeiter im neuen Staat ihr Glück suchen lassen. 20.000 waren es 1932. Die Hälfte aus Deutschland. Viele mit Frauen und Kindern. Die grösste Gruppe, 3.000,

landete im Uralsker Gebiet. Es gab ein Kommen und Gehen. Unverlängerte Einjahresverträge, Behörden-Rückschickungen, schnelle Stellenwechsel, herbe Enttäuschungen und die Nachrichten vom Rückgang der Arbeitslosigkeit in Deutschland liessen viele über Nacht wieder abreisen. Andere blieben jahrelang. Die Machtergreifung unterbrach nichts. Die junge Sowjetindustrie boomte, und die deutschen Hersteller lieferten ihren Maschinen die Ausbilder gleich hinterher.

Draussen wurde es dunkel. Schachbretter holte man hervor, die deutschen Sätze klangen vertraut, ein spätes Essen. Beim Begrüssungs-Tee bekam er die ersten Ratschläge abseits der Heimat. Jöris beobachtete: Wer war kommandiert? Wer politischer Flüchtling? Wer Wirtschaftsemigrant? «Ein, zwei junge Kerle kannte ich, die hatte ich schon mal in Moskau gesehen.» «Nun wurde ich beschnüffelt, als wenn sich Köter auf der Strasse treffen. Ganz stillschweigend.»

Den 3. März 1934 verzeichnet die Karte im Werksarchiv als seinen ersten Arbeitstag. Frühschicht. Kardolin empfing ihn vor der Zeche. Er war erstaunt, wie hell die Halle war. Hoch über ihnen im Dach dicke Glasplatten, im Raum ohrenbetäubender Krach von Karusselldrehbänken, Stanzmaschinen und Zahnradschleifen. Durch die Luft schwebten Zentnererteile. Büroleute mit Plänen und Aufseher liefen zwischen den Arbeitern, meist jungen Kerlen, hin und her. «Kardolin brachte mich zu einem Ungetüm von einer Maschine. Eine Horizontalbohrbank. Ich sollte bei einem Deutschen arbeiten.» Max Gernert, ein Thüringer aus Suhl. Es ging um Bohren und Schleifen von Kokillen, Giessformen für Bergwerksausrüstungen. «Er war Spezialist einer deutschen Lieferfirma. Kein Parteimann.» Den Morgen sollte Jöris erst einmal zusehen.

Mittags ging er mit Gernert in der eisigen Luft zur Direktorskaja Stolo-waja, Direktoren-Kantine. Ein langer Weg, ausserhalb des Werkseingangs. Bei Eintritt musste er seinen Ausweis zeigen. Drinnen dicke Teppiche, eine Palme. «Das Essen war passabel, vier Gänge, preiswert. Es waren viele Leute im Raum, aber alles war still, ziemlich steif.»

Er sah Deutsche vom Vorabend, auch Kardolin und Israelit. «,Na, wie war der erste Morgen?» Hier assen, so erzählten sie, Zechenleitung, obere

Gewerkschafter, Komsomolzen, Parteileitung, Ausländer ohne Familie.

In den nächsten Tagen wurde das Neue zum Alltag. Schichtbeginn 7 Uhr, eine Stunde Mittag, Schichtende 16.00 Uhr. Er zog sich im Dom Pilla um und ging abends in den Club. «Bald hatte ich was zum Frühstück auf dem Zimmer. Morgens gab es in der Halle zu leiser Musik zehn Minuten Gymnastik. Kopffrollen und so. Das hat Spass gemacht. Dann ging jeder an seine Maschinen.» Die Bemerkungen der russischen Arbeitskollegen blieben ihm unverständlich. «Aber es ging lustig zu.»

Produziert wurde im durchgehenden Dreischichtensystem mit einem Ruhetag nach fünf Arbeitstagen. Der Sonntag war abgeschafft, sozialistische Festtage gab es kaum. Gearbeitet wurde im Akkord – samt Lohnsenkung bei Nichterfüllung. «Dagegen hatten wir in Deutschland gekämpft: ‚Akkord ist Mord!‘»

Jöris stürzte sich in den sozialistischen Wettbewerb. «Wer die Maschine am besten pflegte, bekam die rote Fahne oben drauf.» Er putzte und war stolz auf die Auszeichnung. Das spöttische Flüstern – «ein Tausendprozentigen» – bemerkte er noch nicht.

Wer waren die Deutschen unter den Werksausländern? Eine kleine Gemeinschaft. Viele zwischen 20 und 30 Jahren, fast alle schon vor 1933 in der UdSSR. Da war Otto Bunke, parteilos, angeworben von einem sowjetischen Büro in Berlin, der seinen Enkel Heinz Hauck nachgeholt hatte. Oder «Sepp» Angerer, ein Schlosser aus Bayern mit Spezialbewilligung für die Rüstungszeche; oder die parteilosen Düsseldorfer Spezialisten von Rheinmetall, Paul Karow und Hugo Neuhaus; Rudolf John, Konstrukteur aus Charlottenburg, und Paul Labun, ein 32-jähriger Schlosser. Oder der schlesische Rundschleifer Karl Schmidt, Ende dreissig, KPD-Funktionär aus der Kronprinzenstrasse, wo sie sich noch nie gesehen hatten. Oder Hermann Breuer, der mit sechs anderen Kölnern als Spezialist und KPD-Mitglied 1931 gekommen war und seine Frau mitbrachte. Wer alleine kam, hatte fast immer eine russische Werksarbeiterin geheiratet. So Ernst Ehlers, Schlosser aus Uelzen, 26 Jahre, Parteimitglied, der auf der Wanderschaft ohne Pass in die Sowjetunion reiste. Oder Paul Wandel, ein parteiloser

Magdeburger, der vor drei Jahren mit seinem Vater eingewandert war und sich mit Maria Kusnezowa vermählte. Im Mittelpunkt des deutschen Gesellschaftslebens aber stand Heinrich Sattler, Chef der Konstrukteurabteilung, ein 39-Jähriger, der irgendwann auch einmal ein Parteimitglied gewesen war. 1931 hatte er seine Familie, die Eltern, Bruder Paul und dessen Frau nachkommen lassen. Ein Ur-Rheinländer, der sich die «Kölner Zeitung» nachschicken liess, feierte, wo es ging, und von seinem guten Lohn die Runde schmiss. Und die Kommandierten der Jugendinternationale? «Das war unterschiedlich. Am Anfang war es ein Kommen und Gehen. Aber meist waren wir zu fünft. Alles feine Kerle.»

Im Ausländerclub gab es an zwei Abenden in der Woche Vorträge, Diskussionen oder ein Kulturprogramm, alles auf Deutsch. Für andere Ausländer wurde übersetzt. Clubleiter war Kardolin. Ein unkomplizierter Macher, kein Dogmatiker. «Er war richtig beliebt.» Vier Wochen nach ihrer ersten Begegnung berief man ihn ab. «Vermutlich nach Deutschland.»

Nun sollte Jöris zusammen mit Fritz Kleber das Ausländerkollektiv betreuen. Der 21-jährige Kleber hiess, wie das Kominternossier enthüllt, in Wirklichkeit Heinz Alfred Vogt. Der Elektroschweisser aus Leipzig hatte wegen der Verbreitung einer kommunistischen Zeitung zwei Monate in deutscher Haft gesessen. Da der Komintern-Lehrgang in Moskau schon begonnen hatte, wurde er nach Swerdlowsk abgeschoben.

Kurz darauf stiess Hans Kahlmüller zu ihnen. In Wirklichkeit Kurt Schneidewind. Der 22-jährige Orthopädieschuster aus Erfurt, ehemaliger Org-Leiter des KJVD Thüringen, war im Gegensatz zu ihnen schon vor 1933 in die Sowjetunion delegiert worden und hatte beim Durchlauf eines ganzen Komsomolzenlehrgangs an der Moskauer Lenin-Schule eine gründliche ideologische Eichung bekommen. Eine chronische Bronchitis rettete ihn vor der Rückschleusung, stattdessen besuchte er die Parteihochschule und arbeitete im Mitteleuropäischen Länderbüro in Moskau. Von hier kannte ihn Jöris. «Kahlmüller referierte immer über ‚Chhhhhiiina .. .’»

Ein jugendliches, aktivistisches Partei-Trio auf Warteposition. Ein halbes Jahr sollte die ideologisch-propagandistische Bewährung unter den Ausländern dauern, dann würde es nach Moskau zurückgehen. Jöris stürzte sich in Berliner Manier in alles, referierte in der Modellabteilung seiner Zeche über «Die deutsche kommunistische Jugend gegen den Nationalsozialismus», vor einer Mechaniker-Gruppe zum «Tag der Roten Armee», am 1. Mai beim Werks-Komsomol. Er trat in Diskussionen mit Schul-Pionieren auf und schrieb Artikel für die Wandzeitung: «16 Jahre seit dem Mord an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg» und «10 Jahre ohne Lenin». Sein KZ-Bericht in der Betriebszeitung liegt noch immer in der Werksakte. «Dass wir zur Kaderreserve gehörten, war geheim. Aber die anderen waren ja nicht dumm. Ständig liefen wir auf Versammlungen, referierten, organisierten alles, steckten immer zusammen.»

«Unter den ausländischen Arbeitern ist in letzter Zeit die Arbeit eine sehr gute geworden», schrieb Jöris bald einmal in einem Brief an Willi Schmid, ihren Moskauer Verbindungsmann bei der Jugendinternationale. «Nur bei einer Anzahl von ungefähr 6-8 Leuten, darunter ehern. KPD Mitglieder hat sich ein Rückreisefimmel festgesetzt. Sie korrespondieren mit nach Deutschland zurückgereisten Ingenieuren u. Spezialisten u. lassen sich von der ‚Herrlichkeit‘ im Dritten Reich etwas weismachen. Heute kommen wir mit dem Parteisekretär zusammen, und werden Massnahmen treffen gegen dieses Gift. Wir werden mit einer grossen Aufklärungskampagne über die Lage in Deutschland antworten [...] Die Wandzeitung der Ausländer wird von Kleber u. mir redigiert.» Kurz darauf schrieb er: «Bis jetzt haben wir nur zwischendurch in Gewerkschaft], Partei, Komsomol u. Mopr.[Roter Hilfe]-Versammlungen ganz kurz Stellung nehmen können. Wir haben uns mit der Leitung der Partei in Verbindung gesetzt, und werden in der Eile durchdrücken, dass mit der Produktion u. soz. Wettbewerb, die politische Frage genau so in den Vordergrund gestellt wird.» Dann schlug er vor: «Für richtiger u. wertvoller halte ich es ja, wenn Ihr von ganz alleine Berichte über unsre Tätigkeit anfordert. Und zwar nicht bei uns, sondern bei der Partei- u. Komsomolleitung. Ich mache den Vorschlag, dass Ihr uns regelmässig kontrolliert. Denn wir sind schliesslich Komman-

dierte des K.J.V.D., und müssen unter Eurer Kontrolle stehen.» Ein Jungaktivist auf Kurs, über den Schmidt längst in einem russischsprachigen Telegramm die Charakteristiken von der Parteileitung des Uralmasch angefordert hatte. Auch das hat sich in der Akte erhalten.

Zum Zirkel der Kommandierten gehörten auch die 20-jährigen Gerhard Holzer und Helmut Thiemann. Im Spätherbst 1934 beorderte ein Telegramm sie nach Moskau. «,Na, ob die beiden mit ihren falschen Pässen gut übergekommen sind?», meinte Sattler eines Abends zu Jöris. «,Wie kommen Sie denn darauf?’ – ,Na, die haben doch immer erzählt: Wir Kommunisten sind Tote auf Urlaub’.» Das passte zu Gesprächen, die Jöris mit den beiden erlebt hatte: «Die waren in die Sowjetunion gereist, als es noch keinen Hitler gab, und hatten keine Ahnung, was in Deutschland los war. Die Illegalität stellten sie sich als was Romantisches vor und plauderten alles aus.» Aufgeregt lief er zu Awerbach, dem kahlköpfigen Parteisekretär des Werks. Er solle nach Moskau telefonieren, man müsse die beiden zurückhalten. Wer wisse schon, was die Facharbeiter bei ihren Deutschlandbesuchen alles erzählten. Lange hörte Jöris nichts mehr. «Dann sickerte durch, dass die beiden geschnappt worden waren und sie dem einen in Deutschland sogar die Birne abrasiert hatten.»

So unbeschwert sich ihr Leben hier, weit abseits von Europa anliess, so eng war es doch an den Terror in Deutschland gekoppelt. Dass die Gestapo längst wusste, wo er war, ahnte Jöris nicht. Am 26. Mai 1934 – vier Monate nach seiner Abreise – ersuchte die Berliner Polizei in einem Funkspruch «um festnahme des wegen hoch- und landesverrats gesuchten tischlers erwin jöris, geb. 5.10.1912. jöris befindet sich zur zeit in russland und soll in absehbarer zeit versuchen unter Verwendung des sich in russland beigelegten decknamens ernst blindenberg nach deutschland zurückzukehren.» Einen Monat später wusste man seine Anschrift im Uralmasch. Woher, ist unklar. Vielleicht von einem der zwei Briefe, die er mit dem Absender eines Russen in dieser Zeit – verbotenerweise – an seine Eltern schrieb. «In der Antwort erzählt meine Mutter was von einem Besuch, der unbedingt mein Bild haben wollte. Da wusste ich: Hausdurchsuchung. Mit den Photos über-

führten sie die Rückkehrer mit den gefälschten Pässen direkt an der Grenze. Damit waren alle Brücken abgebrochen.»

Aber Deutschland war weit, der Sommer lockte und die Routine der Fabriktag brachte Überschaubares. Das Leben unter den Deutschen gefiel ihm – auch abseits aller Parteiarbeit. Neben dem ideologisch strammen Jungpropagandisten, den er in den Moskauer Briefen hervorkehrte, kam hier ein ganz anderes Bild des 22-Jährigen zum Vorschein. «Abends ass ich oft mit Kigerkes. Mit dem Alten verstand ich mich prächtig. Er war Facharbeiter bei Krupp gewesen und nun Sekretär der Fabrikverwaltung.» Kigerkes hatten in der Herzbergstrasse in Lichtenberg gewohnt. Am Abendbrottisch gab es Heimat-Geschichten. Das war nicht unbedingt im Sinne der Konspiration.

Berlin gab es auch zwei Blöcke weiter, im Dom Pilla No. 4, bei Kuhls. Der ältere Wilhelm Kuhl war als Dreher von der KPD in die Sowjetunion vermittelt worden. «Oft luden sie mich zum Essen ein.» Mutter Kuhl wusch und flickte ihm gegen Geld die Kleider. Gerne plauderte er mit der ein Jahr älteren Trude. «Und mit Wilhelm zog ich oft los.» Kuhls lockeres Mundwerk, sein Hang zum Draufgängertum und seine ständig feucht-fröhliche Feierlaune gefielen Jöris. «Einmal liefen wir spät über den Boulevard Kulture und Wilhelm sang wieder. Da blieben die russischen Arbeiter stehen, klatschten. Er fing an zu tanzen. Alle schrien: ‚Mehr, Towarischtsch Kuhl, mehr‘, und der Wilhelm tanzte, was das Zeug hielt.» Eine ihrer durchzechten Sommernächte endete auf dem Eingangsplatz – im Vollrausch in den Geranien vor Ordschonikidse. Am nächsten Tag lachte die halbe Zeche über sie. Jöris hatte sich bei Awerbach zu verantworten. Aber Jöris genoss es, Kontakte gefunden zu haben, und nach den vergangenen zwei Jahren auch wieder einmal ausgelassen zu sein. Zur deutschen Truppe, in der er sich wohlfühlte, gehörten auch Alfons und Maria Beck aus Bayern. Ausgelassen feierten sie alle sozialistischen Festtage. «Einmal tranken wir alle wieder kräftig, zogen auf den Strassen rum und sangen. Und als einige besoffene Russen mit der Ziehharmonika kamen, tanzten wir auf dem Werksplatz bis morgens um 4 Uhr. Das war wunderbar. Und schon wieder musste ich zu Awerbach und wurde gerügt: unsozialistisches Verhalten. Und wieder versprach ich Besserung.»

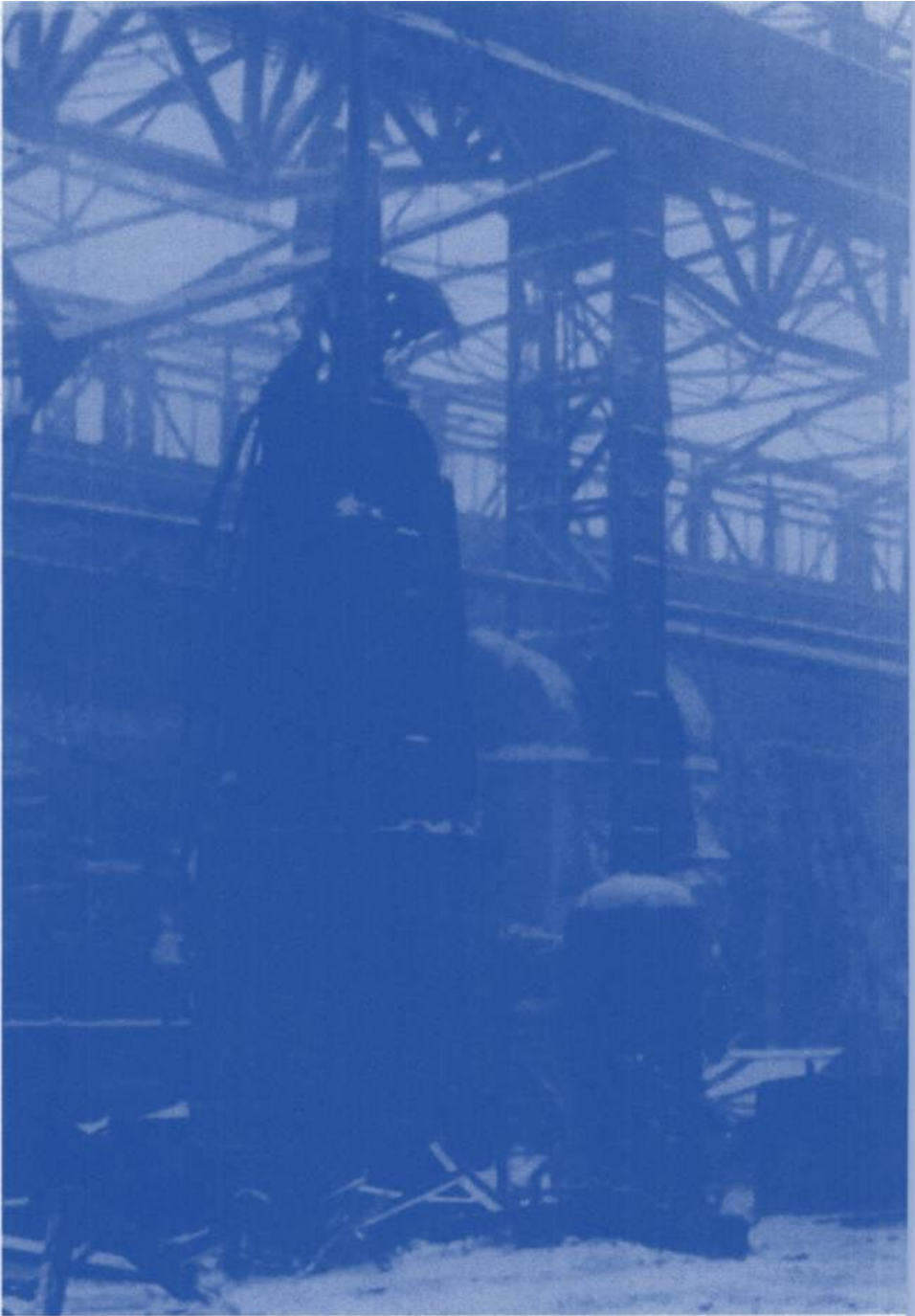
Urnen-Fussball Die Katastrophe lag vor seiner Ankunft. Ein Ensemble verkohlter Maschinen, das sich wie ein urzeitliches Ungeheuer aus dem schmelzenden Frühlingschnee schälte, zeugte davon. Die Reste einer importierten Schmiedepresse rosteten schon länger im Wind. Als die 10.000-Tonnen-Pressen noch in dampfender Hitze liefen, waren regelmässig ohnmächtige Arbeiter ins Freie geschleppt worden, weil die Lüftung nicht funktionierte. Eine echte Aufsicht über die hochriskante Megaproduktion war damit eine Illusion. Am Schluss stand die Halle in Flammen.

Das war nichts Besonderes in der dauerüberhitzten Sowjet-Industrialisierung. Überlastete Maschinen, ignorierte Sicherheitsbestimmungen, Ausschussberge und schwerste Arbeitsunfälle gehörten zum Alltag. Weil aber nicht himmelschreiende Planungsmängel und absurdeste Produktionsvorgaben die Ursachen sein konnten, blieb nur «Sabotage» als öffentlich wirksame Erklärung.

«Ein halbes Jahr war untersucht worden. Im Oktober sollte Urteilsverkündung sein. In der Werkszeitung stand ständig etwas von einer konterrevolutionären, faschistischen Brandstiftung. Als kurz vor dem Termin noch das Werkskino Temp» – Ort der Urteilsverkündung – «in Flammen aufging, war die Hölle los.»

Tag und Nacht bewachten Feuerwehrleute das hölzerne Ausweichgebäude, den Stalinclub. 2.000 handverlesene, festlich gekleidete Zuschauer lauschten bei der Urteilsverkündung gespannt Awerbach, der in seiner langen, mit literarischen Anspielungen gespickten Rede gegen die hinterhältige Schäbigkeit der aufgedeckten «Gegenrevolutions-Diversions-Schädlingsorganisation im Uralmasch» wetteuerte, eines Sabotagenetzwerks im Dienste des faschistischen Deutschlands. Angeklagt waren aber nur Russen. Beweise wurden keine vorgelegt. Frenetisch beklatschten die berstenden Zuschauerränge jedes Urteil: fünf Erschiessungen und sechs langjährige Lagerstrafen.

Jöris hatte keinen Einlassschein bekommen. Aber die Nachrichten aus dem Stalinclub verbreiteten sich in Windeseile: Wladimir Fjodorowitsch Fidler, Chefingenieur, verantwortlich für Projektierung und Aufbau des gesamten Uralmasch, war als Kopf der Verschwörung «entlarvt» worden. Das war als



166 (Abb. 23) Ruine der Schmiedepresse, Uralmasch ca. 1934



Moskau und Asien 167



168 (Abb. 24) Mitglieder der Werks- und Parteileitung des Uralmasch, 1929



Moskau und Asien 169

Groteske eigentlich nicht noch zu überbieten. Das Uralmasch war Fidlers Lebenswerk. Während des Abschlusses der Bauarbeiten hatte er kaum mehr geschlafen, nach der Eröffnung des Werks war er total zusammengebrochen und kurz darauf gestorben. Mit einem grossen, ehrenvollen Begräbnis war seine Asche auf dem Platz des Fünfjahresplans zu Grabe getragen worden. Alle Vorgaben für die «Aufdeckung und Verfolgung konterrevolutionärer Aktivitäten» hatte Fidler immer ignoriert, denn er brauchte gute Leute und konnte sie nicht für den Moskauer Spionagewahn verheizen. Nun machte man den gelobten «Vater des Werkes» zu dessen «schäbigem Zerstörer». Noch am selben Abend brachen johlende Komso molzen die Abdeckplatte der Urne auf und spielten umringt von anfeuernden Zuschauern damit Fussball.

Trotz «faschistischer Verschwörung» war der einzige deutsche «Saboteur» in der Prozessfarce der 44-jährige Waldemar Jost. Auch der Oberingenieur des Kranbüros war ein Mann der ersten Stunde. Doch Jost war schon im Frühling verhaftet worden und wartete nun – so die Auskunft bei der Urteilsverkündung – in Moskau auf seinen Prozess. Jöris hatte ihn im Dom Pilla 4 noch kennengelernt, wo er mit seiner russischen Freundin Maria Moiseewna Krotova neben den Kuhls wohnte. Vorgeworfen wurde ihm die Brandstiftung an der Schmiedepresse im Auftrag der Demag, der Deutschen Maschinenfabrik, die sich gewinnbringende Ersatzteillieferungen erhofft habe.

In der Hysterie nach dem Prozess waren weitere Verräter schnell ausgemacht: Alfons Beck und Wilhelm Kuhl. Schnell liefen die üblichen Kampagnen an. Kleber und Kahlmüller drängten Jöris, sich öffentlich gegen die beiden, vor allem seinen Freund Kuhl, zu stellen.

Kurz zuvor hatte es einen Vorfall gegeben: Kuhl und Beck hatten im Ausländerclub ein Grammophon aufgestellt und laut den Marsch «Alte Kameraden» gespielt. Kahlmüller war vorbeigekommen und hatte Platte und Gerät durch die Polizei beschlagnahmen lassen. «Am nächsten Tag stand Kahlmüller neben meiner Werkbank: ‚Du sitzt dabei, während diese Verräter faschistische Märsche in unserem sozialistischen Lokal spielen!‘ Da

habe ich ihm geantwortet: ‚Du hast doch einen Vogel, das Lied gab es schon, da war der Hitler noch nicht mal geboren’.» Jöris musste in das Büro von Awerbach.

Es folgten acht Wochen des Zweifels, aufgeregter Diskussionen unter den Genossen und rüdester Beschimpfungen gegenüber Jöris. Aber der verteidigte beide gegen alle Sabotage-Anwürfe, selbst vor dem Werkskomitee. Aber die Entscheidung war längst gefallen: Kuhl und Beck mussten ausreisen. Ende 1934 stiegen die Familien mit all ihrem Gepäck unter Bewachung in den Zug. Maria Beck trug ihren wenige Tage zuvor geborenen Sohn im Arm. Dann hörte man nichts mehr von ihnen.

Auch vom Moskauer Prozess gegen Jost erfuhr man nichts. Wochen später nahm der Ingenieur Mang, der mit Jost befreundet gewesen war, Jöris beiseite. «Ob ich schweigen könne?’ Dann zeigte er mir einen Brief von Jost aus Berlin. Die Sowjets hätten anerkannt, dass er unschuldig sei, und man habe ihm eine Entschädigung für die Haft gezahlt. Mang grinste nur: ‚Die grosse Faschisten-Verschwörung!’»

Wem gegenüber Jöris den Brief erwähnte, weiss er nicht mehr. Auf jeden Fall wurde er wieder zu Awerbach zitiert. Jungendlich, mit Nickelbrille und Glatze, seine Sätze bedächtig wählend, sass der 30-Jährige hinter seinem Tisch. Er glich mehr einem marxistischen Intellektuellen als einem bärbeissig-dummen Parteifunktionär. Wieder staunte Jöris über dessen erstaunlich gutes Deutsch. Scharf herrschte Awerbach ihn an, wer ihm den Brief von Jost gezeigt habe. Jöris nannte geistesgegenwärtig den abgereisten Kuhl. Awerbach stockte. «Am Schluss rügte er mich wegen mangelnder Wachsamkeit und unbolschewistischem Verhalten. Ich hätte das melden müssen und wurde verpflichtet, den Brief nie mehr zu erwähnen.»

Wie tief Leopold Awerbach in seinem kurzen Leben schon in die Abgründe von Denunziation, Lüge und Ausmerzung verstrickt war, hätte sich der 8 Jahre Jüngere beim besten Willen nicht vorstellen können. Dabei war es nicht untypisch für eine ganze Generation jüdischer Kommunisten in Russland. Er stammte aus dem Kerngebiet der Russlanddeutschen, aus Sa-



172 (Abb. 25) Leopold Auerbach, 1932

ratow. Deutsch war ihm die zweite Sprache seiner Kindheit. Die Gräueltaten der Judenpogrome liessen ihn zu einem fanatischen Jungkommunisten werden. Im Bürgerkrieg kämpfte er um sein Leben. Seine Sprachkenntnisse und das bedingungslose Bekenntnis gegenüber dem neuen Staat machten ihn 1923 zum blutigen Kampfgenossen Karl Radeks in Deutschland. Mit Unmengen von Moskauer Geldern organisierte er Gewehre und Propagandaliteratur für eine deutsche Revolution, Wagenladung um Wagenladung. Aber statt bei den Siegesfeiern für ein Sowjetdeutschland fand er sich unversehens in einem deutschen Gefängnis wieder. Zurück in Moskau wurde er 1925, knapp 22-jährig, Generalsekretär der «Russischen Assoziation Proletarischer Schriftsteller» (RAPP). Nun führte er den Bürgerkrieg auf geistigem Schlachtfeld. Die bolschewistischen Staatsführer erkoren ihn zum obersten Literaturliteraturaufseher. Seine Auffassungen wurden zum landesweiten Dogma. Kunstwerke seien zu schmieden wie der Stahl in Grosskombinaten. Die Schriftsteller müssten wie Fließbandarbeiter Bücher produzieren mit nur einem einzigen Thema: dem 1. Fünfjahresplan. Der Literaturliteraturausstoss bemass sich ab nun in Tonnen, die alles künstlerische Schreiben unter sich begruben. Wer sich dem Diktat nicht beugte, wurde ohne Ende drangsaliert. Nach Jahren der totalen Verflachung wuchs auch im Zentralkomitee die Ahnung vom damit eingeläuteten Ende jeder Literatur. Awerbach und sein Fanatismus hatten ihre Schuldigkeit getan. Im April 1932 wurde die Assoziation aufgelöst und die «Awerbach-Clique» für schädlich erklärt. Die gelitten hatten, schlugen nun zurück. In Zeitungen und Zeitschriften wetterten sie gegen den «Awerbachismus». Aber Awerbach war immer noch mächtig. Sein Schwager war Genrich Jagoda, der Chef des Geheimdienstes, Maxim Gorki sein enger Freund.

Zusammen mit Gorki wurde Awerbach beauftragt, eine Dokumentation zum Bau des Weissmeer-Ostsee-Kanals herauszugeben, bei dem – gemäss den Angaben von Alexander Solschenizyn – allein im Winter 1931/32 100.000 Häftlinge unter der Zwangsarbeit verendet waren. Das 600-seitige Loblied mörderischer Sklavenarbeit war noch nicht erschienen, da degradierte man Awerbach schon zum Provinzparteiemann in Swerdlowsk. Ein tiefer Fall.

Und die Vorgänge um Jost? Seine NKWD-Akte im Staatsarchiv von Swerdlowsk schliesst im Juli 1934 mit dem Eintrag der Erschiessung mehrerer russischer Mitangeklagter und tatsächlich dem Vermerk, der Fall Jost sei in eine «besondere Durchführung zu überführen», was in diesem Fall nichts anderes hiess als die Einleitung eines Abschiebeverfahrens. «Noch», kommentiert Jöris, «brauchten sie die deutschen Spezialisten.»

Sommer-Glück

70 Rubel, Schuhlöcher Draussen wandelte sich der Herbst zum Winter, drinnen die Sommerausgelassenheit für Jöris – nach den Verhaftungen und Abschiebungen im Werk – in Anspannung und Angst. «Es ist nicht so leicht», schrieb er in seiner schwungvollen Schrift in den Tagen nach der Urteilsverkündung an die Jugendinternationale, «wenn man hier ohne Qualifikation herkam, mit den anderen die Stange zu halten. Den letzten Monat habe ich nur Pech gehabt. Trotz aller Mühe u. Aufmerksamkeit habe ich schon das zweite Mal Ausschuss fabriziert. Es ist klar. Die anderen Arbeiter haben lange Jahre gelernt. Ich bin aber hier nur angelernt worden. Wenn ich ein grosses Detail bekomme, dann habe ich die Verantwortung über 10-20.000 Sowjetrubel. Da geht mir schon ein Schauern über. Wenn man sich nur um 1/10 oder 2/10 mm verrechnet, dann ist natürlich der Skandal da. Da ich kein gelernter Dreher bin, ist es für mich eine direkte Qual.»

Kurze Zeit später passierte ihm in einer Nachtschicht der nächste «Skandal». Gernert hatte Stahlteile für Kanonenlafetten mit Kreide angezeichnet. Acht Stunden bohrte Jöris aus, was aufzuschweissen gewesen wäre. Müde trottete er im Morgendunkel über die vereiste Lagerstrasse nach Hause. Kaum eingeschlafen, tobte ein Tumult in sein Zimmer. Er solle kommen. Im Werk standen viele um die unbrauchbar gebohrten Metallteile, gestikulierend, dumpf brütend. Jöris und Gernert mussten zum Zechenleiter. Der Dolmetscher redete von Sabotage. Nach Tagen erhielt Gernert eine Rüge: Er hätte die Arbeit nicht einem Ungelernten überlassen dürfen.

Entsprechend wütend war er auf Jöris. Aber ihr Verhältnis lag schon länger im Argen. Jöris beschreibt seinen damaligen Instrukteur als parteilos, also als Nichtkommunist. Das stimmte und stimmte nicht. Der 31-jährige Gernert hatte durchaus Sympathien für KPD und Sowjetunion gehabt, wie er später sogar in der Rückkehrerbefragung in Deutschland angab. Aber das war 1931, als er mit vielen anderen von Oerlikon bei Zürich für die Firma Rheinmetall zu einem Werksaufbau in die Ukraine geholt worden war. Das

Erlebnis der dort verhungerten Bauern hatte seinen politischen Enthusiasmus abrupt beendet. Schnell waren die dortigen Ausländer nach Swerdlowsk verfrachtet worden, wo Gernert bald die Werksdolmetscherin Anna Uschomirskaja aus Kiew heiratete. Abends freute er sich auf den Jungen, den sie in die Ehe gebracht hatte. Statt Politik ging es nun um Familie. Daher sollte der alleinstehende Jöris auch die Nachtschichten übernehmen – was dem die Besuche der Parteizusammenkünfte verunmöglichte. «Nur Geld ist die Parole», beschwerte sich Jöris bei der Komintern über Gernert. «Vor ein paar Tagen nahm er sich erst die Frechheit heraus, zu mir zu sagen, ich soll auf die ganze Komsomolorganisation u. vor allem auf Moskau pfeifen [...] Und dann geht der Film los!»

Tatsächlich aber trieb Jöris ein ganz anderes Problem umher: nämlich Geldmangel. Normalerweise kamen die Ausländer als gelernte Metallarbeiter, Projektgruppenleiter oder Architekten und verdienten nicht schlecht. Die Kommandierten aber verschickte man aus politischen Gründen, sie waren Tischler wie Jöris oder Schuster wie Hans Kahlmüller. Damit fielen sie im Stahlwerk in die Kategorie der Hilfsarbeiter. Ihr Lohn war so unendlich kärglich. «Ich konnte mir noch nicht einmal Arbeitsschuhe oder -kleider kaufen.» In den ersten Wochen schrieb er seiner Mutter, die Ernst Ehlers während eines Heimaturlaubs eine Kleidertasche übergab. Aber sie wurde an der sowjetischen Grenze beschlagnahmt. Alles Eingeführte musste akribisch aufgelistet sein, auch Kleidung. Die Anfragen von Jöris bei der Ausländerabteilung des Werks und die Nachfragen bei der internationalen Abteilung des Ministeriums für Schwermaschinenbau sind noch heute im Werksarchiv des Uralmasch dokumentiert. Alles ergebnislos. «Schliesslich verkaufte mir Ehlers gebrauchte Klamotten, damit ich überhaupt was zum Anziehen hatte. Aber danach ging der ganze Lohn drauf, nur um das abzuzahlen.»

Was tun? Sich zum Dreher ausbilden lassen? Sechs Monate Lehrzeit, nochmalige Lohnrückstufung auf 70 Rubel, vielleicht ein drittes Mal Ausschuss. «... das ist für mich unannehmbar», schrieb er nach Moskau. «Der Winter steht vor der Tür. Und ich habe fast nichts anzuziehen. Hier pfeift

der Wind mit 40-50 Grad Kälte! [...] Wie komme ich aus einer solchen Lage heraus?»

Aber in Moskau interessierte das niemanden. Hier wollte man eine fehlende Charakteristik. Schliesslich verfassten Israelit als Jugendsekretär der Zeche und der Sekretär der Roten Hilfe des «Stalinbezirks» Swerdlowsk je eine Einschätzung. Jöris sei ein «politisch erprobter fester Jungkommunist». Aber für den festen Jungkommunisten war die Stimmung schon umgeschlagen. Ende Januar 1935 lag er mit hohem Erkältungsfieber im Bett und schrieb nach Moskau: «Nun werdet Ihr von mir ein paar Zeilen bekommen, die Euch vielleicht nicht ganz gefallen werden.» Draussen häuften sich Schneemassen. In der Zimmerecke lagen kaputte, nicht abbezahlte Halbschuhe. Der Krach mit Gernert, die Angst vor weiterem Ausschuss, der Ärger mit Kahlmüller und Kleber, seine Schulden, die Aussichtslosigkeit und Moskaus Nichtreaktion – das alles kippte um in Aufbegehren. «Ich kann hier einfach nicht mehr weiter. Und zwar will ich in den nächsten Tagen schon aufhören zu arbeiten. [...] Ich habe 4 Jahre als Möbeltischler gelernt, und bin in der Lage, in der höchsten Lohnstufe zu arbeiten. [...] Hier komme ich unter die Räder. [...] Ich habe nun festgestellt, dass in der Ukraine oder Weissrussland grosse Möbelkombinate sind, wo auch viele ausländische Arbeiter sind. Einen anderen Ausweg gibt es für mich nicht. [...] Rot Front. Ernst Blindenberg.»

Er zog seine dürrtigen Sommersachen über, schleppte sich die vereiste Strasse entlang, gab den Brief in der Poststelle ab. Dann mühte er sich ins Büro der Roten Hilfe gegenüber dem Werkseingang. In eine Schreinerei in Weissrussland oder der Ukraine sollten sie ihn vermitteln. «Warum gehst du nicht zur Holzbearbeitungszeche?», fragte jemand. ‚Da bist du der einzige Ausländer, aber einen gelernten Möbelschreiner können die immer brauchen»

Er suchte auf dem Werksgelände, ging zum ersten Mal nach links, kam in eine abseitige Gasse, in der er noch nie gewesen war. Er öffnete eine schwere Eisentür. Eine Wärmewelle kam ihm entgegen, mit ihr Holzstaubflirren, Leimgeruch, das helle Kreischen stumpfer Sägen.

«Wie viele Jahre hast du gelernt?», fragte mich der Natschalnik. So viel Russisch verstand ich schon. ‚Vier.‘ – Dann schob er mir eine Zeichnung hin, fragte irgendwas. Ich nickte. Klar konnte ich nach Vorlage arbeiten.» Deutsche Möbelschreiner waren russische Wunder. Im Industrialisierungschaos trafen Handwerksanforderungen und importierte Spitzentechnologie auf entwurzelte Bauernsöhne. «Das waren Kolchosbauern aus dem Inneren Russlands ohne jede Ahnung von irgendwas.» Manche Fabrikbelegschaften waren wie Jugendclubs, zu 80 Prozent unter zwanzig Jahren. Die Sowjetunion war aufbrechend, unstet, atomisiert, fragmentiert. Eine entwurzelte Bevölkerung im Wirbelsturm einer Hypermobilität. Jeder Industriearbeiter des ersten Fünfjahresplans wechselte einmal pro Jahr seinen Arbeitsplatz – zumindest statistisch. Die Werksleitungen bekämpften das rastlose Abwandern und heizten es gleichzeitig mit skrupellosen Abwerbungen an. Im sozialistischen Wettbewerb der irrealen Planvorgaben stach man sich gegenseitig aus.

Wenige Tage nach Arbeitsbeginn liess Awerbach ihn kommen. «Du hast dort zu arbeiten, wo ich dich hinstelle», herrschte er mich an.» Was dagegen spreche, antwortete Jöris, dass er in dem Beruf, in dem er vier Jahre gelernt habe, seine Kraft in den Aufbau des Werkes stelle? Awerbach überlegte. «Das leuchtete ihm ein. Irgendwie war er jemand, mit dem man sprechen konnte», stellte Jöris fest. Vielleicht. In Awerbachs Jahren als Literaturfunktionär war dies nicht unbedingt seine herausragende Eigenschaft.

Die Werkskarte von Jöris verzeichnet den 27. Januar 1935 als neuen Arbeitsbeginn. Am selben Tag ist sein Brief an die Komintern abgestempelt. Jöris informierte, die Antwort wartete er nicht mehr ab.

Weltrevolutionskategorien Jöris' Kopf glühte am ersten Arbeitstag fiebrig. Aber er wollte nicht aussetzen. Seine Abteilung hiess «Reparatur und Bau», fertigte Fenster und Türen, Modelle für den Stahlguss und manchmal Möbel. «Die dreissig Russen und Ukrainer waren zurückhaltend, ohne jede Erfahrung mit Ausländern.» Sie verständigten sich mit Gebärden. Aber er kannte die Arbeit. Am Abend fragte er bei der Roten Hilfe nach Wintersachen. Erneut vergeblich.

Noch schob sich Revolutionshoffnung vor die Realitäten. Aber die eigene Not schärfte den Blick, auch rückblickend. Immer wieder fielen ihm die Abstufungsfinessen der Komintern ein. «Von der klassenlosen Gesellschaftsordnung, wie es in Deutschland immer hiess, war im Lux ja nichts zu sehen gewesen. Die Herren konnten sich bolschewistische Lederjacken, Ledermäntel und Lederkappis kaufen, waren gesund und wohlgenährt, während ich im dünnen Anzug in eisiger Kälte und meterhohem Schnee rumlaufen musste.» Die Komintern-Welt: ein Ständestaat der Weltrevolution. Zuerst rangierten sowjetische Parteiführer und Vertreter ausländischer Parteien, in der Mitte Kader, Redakteure und Journalisten, zuunterst technisches Personal und Jungkommunisten. Alles war abgestuft: beim Wohnen, Essen, den Zimmern, bei den Kleidern, Läden, der Ferienzuteilung. «Die hohen Funktionäre, die schon vor 1933 ihren Hintern ins Trockene gebracht hatten, fuhren zur Erholung auf die Krim oder nach Kislowodsk [im Nordkaukasus, ap]. Und wir, die wir durch die Folterhöhlen der SS-Banditen gegangen waren, konnten sehen, wo wir 'ne Winterjacke herbekamen.»

Je klarer ihm das wurde, umso weniger behielt er seine Wut für sich, auch im Ausländerclub und gegenüber den Kommandierten. Kahlmüller und Kleber zitierten seine Äusserungen in den üblichen Anschwärmungsbriefen nach Moskau: «Komintern und Rote Hilfe empfangen Reichstagsabgeordnete und hohe Funktionäre mit Autos und Pelzmänteln, aber Proleten werden ohne einen Mantel weggeschickt.» «Wie in einer Anarchisten-Republik», oder: «erst Lohn, dann Arbeit».

Von einer Zusammenarbeit der drei konnte schon längst nicht mehr die Rede sein. Mit Kleber hatte Jöris noch Veranstaltungen im Ausländerclub organisiert. «Aber mit Kahlmüller stand ich schnell auf Kriegsfuss. Wir konnten uns nicht riechen. Er war selbstherrlich und duldet keine andere Meinung.» Und tatsächlich trat der 21-jährige Kahlmüller überall als ewiger Besserwisser auf, ein frühes Retortenprodukt der «totalitären Führerschulen», wie Hannah Arendt die Komintern-Schmieden nannte, bei deren Kaderausbildung es nur um die künstlich gezüchtete Unfähigkeit ginge,

Tatsachen zu verstehen und Lüge von Wahrheit zu unterscheiden. Ein indoktriniertes Indoktrinieren

Wenige Wochen zuvor, am 1. Dezember 1934, war der Leningrader Parteisekretär Sergej Kirow einem Attentat zum Opfer gefallen. Die Zeitungen überschlugen sich, benannten als Drahtzieher Trotzki, Sinowjew, Kamenew. Und die Anhänger? In Leningrad, wo Sinowjew bis 1926 Parteichef gewesen war, «entlarvte» der NKWD 1.000 Funktionäre. Den Verhaftungen folgten die Geheimprozesse, Kundgebungen und Versammlungsforderungen: «Vernichtet die Verräter». Am Ende standen erpresste Geständnisse und die Schreckens-«Erkenntnis»: Der Feind war in die Partei eingebrochen.

Die Schädlingshysterie im Uralmasch amalgamierte sich mit der aufbrechenden Verschwörungsmanie im ganzen Land. Das befeuerte den Denunziationseifer Kahlmüllers und Klebers. Vom «Kampf gegen eine Reihe von sowjetfeindlichen Elementen und Stimmungen innerhalb unseres Kollektivs» schrieben sie Anfang Februar 1935 nach Moskau. «Unsere Autorität hat sich gesteigert. In einer von uns vorgeschlagenen und von der Partei unterstützten Resolution wurde Stellung genommen gegen diese Elemente und gegen einige die Ausweisung beantragt.»

Bewährungszeiten für wachsame Parteisoldaten, auch in den eigenen Reihen: «Wir halten es für unsere Pflicht, als Komsomolzen euch einiges über Ernst mitzuteilen.» Jöris sei angesichts von finanziellen Schwierigkeiten unzuverlässig, führe «seine Arbeit als Mitglied des Klubaktivs ungenügend und undiszipliniert durch», verbringe einen Grossteil seiner Zeit nicht im Club, stattdessen «mit antisowjetischen und durchaus unzuverlässigen Leuten». Sie hätten ihn «von seinem Weg abzuhalten versucht». Aber er nehme die Kritik persönlich, gebe sich für kurze Zeit Mühe und fahre dann im selben Wasser weiter. Man bitte um Vorschläge, wie man «Ernst bei der Liquidierung seiner Schwächen helfen könne. Rot Front, Fritz und Hans.» Es war das parteiübliche Erziehungs- und Bezichtigungsritual, aber nun liefen Akteneinträge auf Verdachtsproduktion hinaus. Willi Schmidt forderte als Bestätigung der Anschuldigungen eine ausführliche Mitteilung über Blindenberg und die Charakteristik eines Instruktors.

Idiotenharfe und Späne-Fegerin Jöris aber hatte andere Probleme als die Politikritik seiner Kollegen. «Bisher war ich ohne Russisch durchgekommen. Wichtiges hatte ich mir in der ausländischen Abteilung des Werkbüros übersetzen lassen», bei der Werksdolmetscherin Anna Uschomirskaja, Max Gernerts Frau. «Nun war ich nur noch mit Russen zusammen und musste die Sprache lernen. Ich notierte mir alle unbekanntenen Begriffe. Wenn ich zehn zusammenhatte, paukte ich sie mir ein, wie ein Gedicht.» Abends sass er müde an den abgeschabten Tischen der Werks Sprachschule für die Binnenwanderer im Vielvölkerstaat. Dafür erntete er am nächsten Morgen in der Arbeitspause für die neu gelernten Sätze geschmeicheltes Gelächter, neugierige Blicke und ein eifriges Vor- und Nachsprechen.

Als der Schnee vom gläsernen Hallendach tropfte, hatte er sich eingelebt. Am ersten Zahntag bekam er die höchste Lohnstufe. «Sofort lief ich in den Ausländerladen, den Insnap, kaufte ein Kilo knackige Brühwürste mit Knoblauch, schmiss sie abends in einen Kessel mit heissem Wasser und ass alle auf.»

Mit dem Frühling, dem Geldsegen, der Tischler-Arbeit und den neuen Kollegen änderte sich sein Leben. Seine Erfahrung war gefragt. Schwieriges wurde ihm übergeben, seine Arbeit anerkannt. «Die Produktion war primitiv. Sie schnitten die Furniere mit einer ollen Schere, klopfen sie um die Kanten, statt sie in heissem Wasser weich zu machen. Am Schluss war alles krumm und brach. Wo wir in Deutschland gleich zwanzig Furnierstücke in die Presse schoben und nach einer Stunde fertig waren, fummelten die an jedem Teil einen halben Tag.» Jöris spezialisierte sich auf Furniere von Edelhölzern. «Da war ich sehr gut drin.» Den Plan erfüllte er – laut Werkskarte – immer mit 150 bis 208%.

Mit dem Hellgrün des ersten Grases ging es nach dem Pfiff zur Mittagspause schnell: entweder Volleyball oder Fussball. Lachen, die gestreckten Arme über der Leine, anzündendes Rufen, Jugendliche unter sich. «Bis die Trillerpfeife kam.» Seine Kollegen waren wie er: gleich alt, ohne Familie, zugezogen, auf dem Sprung ins Leben.

Der Weg zur Direktorenkantine war weit. «Der Herr Direktor darf nicht sehen, wo wir essen’, haben sie immer geflacht. – Bis ich eines Ta-

ges geantwortet habe: ‚Morgen kommt der Herr Direktor zu euch.‘» Eine Frau kam zum Blechmarken-Verkauf für das Essen von Werkbank zu Werkbank. «Mit der Idiotenharfe – so nannten die Russen das Gitter mit den Rechenkugeln.» Der Preis: 7 Rubel 25, das war teurer als in der Direktorenkantine. Die Stolowaja, die Zechenkantine, lag direkt neben der Werkhalle. Alles war aus grob gehobelten Brettern, aber sauber. Lange Tische, kleine Fenster, Blechschüsseln «... mit gekochtem Fisch und allem Krempel.» Rufe gingen durch den Raum. Sein Besuch war eine Attraktion. Eingekeilt im lärmenden Gedränge der Jungarbeiter stocherte er mit dem Holzlöffel in der Portion. «Das war nicht zum Essen. Die Hälfte liess ich stehen und kaufte mir nach Feierabend noch was.»

Aber er ging wieder hin. «Die Direktorenkantine war mir auf einmal peinlich ... als ob ich was Besseres wäre.» Hier war es nicht so steif, der Weg kürzer, die Pause länger. «Die waren froh, dass ich zu ihnen kam.» Noch heute erkennt man im geschriebenen Russisch von Erwin Jöris sein lautmalerisches Eintauchen von damals.

An warmen Sommerabenden zogen sie in den Werkspark neben dem Eingangstor. «Da gab es Musik und Tanz, organisiert vom Massowik, dem Zuständigen für kulturelle Massenarbeit. Rotarmisten in Uniform spielten auf.» Trauben von jungen Frauen und Männer bevölkerten die kreisförmigen Wege, spähend, lachend, sich umdrehend. «Da spricht man mit diesem und jenem.»

Paare bildeten sich schnell. Heirat, aber auch Scheidungen, wurden kurz registriert, schnell folgten Kinder. «Ein Ausländer musste sich nur das Insnap-Buch [die Berechtigung für den Ausländerladen, ap] über den Buckel hängen ... schon kamen die Frauen hinterhergelaufen.» In den Akten sind die Verbindungen erwähnt. Hans Kahlmüller heiratete die fünf Jahre ältere Katja Karpowa, Komsomolzin im mitteleuropäischen Länderbüro. Im Winter hatte Ernst Ehlers, Jöris erfolgloser Kleiderkurier, die Laborantin Fanni Baschenowa zur Frau genommen. Heinrich Sattler hatte nach der Abreise seiner Frau nach Deutschland eine russische Freundin und mit ihr ein Kind; Waldemar Jost bezahlte Maria Moiseevna Krotova noch vor seiner Verhaftung eine Abtreibung. Und Erwin Jöris? Gross, stattlich, mit ge-



(Abb. 26) Werkskantine im Uralmasch (Propagandaaufnahme)
(Abb. 27) Direktorenkantine Uralmasch, beides ca. 1934

nügend Lohn. «Meist fegten die Russinnen die Werkstätten aus und karren die Späne weg. Aber sie waren zurückhaltend und man hatte keine Zeit, sich mit ihnen abzugeben. Ehrlich.»

Er fühlte sich wohler in der Partearbeit unter Komsomolzen. Die Ausländer und Kommandierten liess er aus und ging nun ganz in der Arbeit unter den russischen Jungkommunisten auf. Dafür knüpfte er auch wieder Kontakt zur Jugendinternationale, forderte Material an, hielt seine erste Rede auf Russisch: «Mordterror in Deutschland». «Es entwickelte sich eine grosse Diskussion», berichtete er stolz in einem Brief Anfang Juli 1935 nach Moskau. «Die Versammlung verlangte stürmisch nach Einzelbeispielen aus dem Kampf des K.J.V.D.» Er initiierte einen offenen Brief an die Berliner Jungarbeiterschaft zur «Anti-Sowjet Propaganda in Deutschland». Eine Eloge auf das gute Arbeiterleben in der Sowjetunion. Der Text sollte als Flugblatt oder in einer deutschsprachigen Zeitung erscheinen. «Die russischen Genossen fragen alle Tage nach Ihrem Brief», erkundigte er sich in Moskau. «Und dann wollten wir für die gefallenen deutschen Jungkommunisten eine Ehrentafel in der Kantine anbringen.» Von der Tafel werde er Photographien schicken, kündigte er an, «für die Zeitungen».

Die Berliner Zeiten mit allem Aktionismus und dem Pathos der Propaganda kehrten zurück. «In Deutschland hatte es über die Komsomolzen immer geheissen: Zwei Millionen siegreiche Jungarbeiter in der Sowjetunion, die glorreiche Vorhut der arbeitenden Jugend aller Länder.» Bewunderung schlug ihm als jugendlichem Widerstandskämpfer mit Konzentrationslager-Erfahrung entgegen. An den Sitzungen ihrer Zeche wurde er einstimmig zum Delegierten für den Werkskomsomol gewählt. Er forderte Unterlagen aus Moskau für eine Agitationskampagne, wollte – so in einem Brief an die Jugendinternationale – «zu russischen Genossen in die Quartiere gehen, um Material zu den Lebensverhältnissen der Jungarbeiter zusammenzutragen. Das ist konkretes Tatsachenmaterial, welches der Verband braucht, um den deutschen Jungarbeitern die Wahrheit über die Sowjetunion zu sagen.» Ein (wieder) blinder Propagandist? Auch. Sicher ein Ausweisen gegenüber Moskau, aber wohl auch das Glück neuer Freunde.

Bachtow-Land Jöris versuchte zu sammeln, aber wirkliche Einblicke sollten Ausländer nicht haben. Für sie gab es nur Arbeitsstellen in grösseren Städten und neueren Industriequartieren, ausschliesslich unter Sonderbedingungen. Ländliche Siedlungen oder der Bergbau kamen nicht infrage. Lohn, Essen, Wohnen und das Warenangebot waren für die wortreich Geworbenen besser als für alle anderen – und oft immer noch eine Zumutung. Nun erklärten die Parteiplaner, dass die Industriefundamente durch die Ausländer gelegt seien, man sie nicht mehr benötige und die Sonderkonditionen damit überflüssig wären. Die Insnap-Läden wurden geschlossen. Unter den Spezialisten machte sich Unmut breit, die Ersten packten ihre Koffer. Jöris versuchte noch zu überzeugen und schrieb nach Moskau: «Die Lebenslage verbessert sich von Tag zu Tag. Mustergültige Magazine und Geschäfte sind eröffnet, wo man alles kaufen kann, was man will. Und das sind tatsächlich Argumente, die uns niemand ableugnen kann. Und so denke ich, wenn nun noch die voraussichtlich gute Ernte kommt, dass es noch weit besser wird.»

Dann lernte er Stephan Bachtow kennen, Zechenkamerad und überzeugter Komsomolze. «Die Sowjetunion war sein Land. Aber der nahm kein Blatt vor den Mund.» Sein Motto: Sich den Herausforderungen stellen, nichts vertuschen. «Mit ihm lernte ich alles kennen.»

Es fing an, als Bachtow ihn zum Abendessen einlud. Nach Arbeitschluss führte er ihn in ein Areal vor dem Fabrikgelände, wo Jöris noch nie gewesen war. Holzbaracke reihte sich an Holzbaracke. Auf den Lehmwegen schien die Musterstadt des Sozgorod wie von einem anderen Stern. Bachtows Familie drängte sich um den Tisch ihrer Wohnkoje. Jöris musste über wässriger Kohlsuppe mit nassem Schwarzbrot von Deutschland erzählen. Dann stellte die Mutter Tee in zerkratzten Bechern und ein Glas Zucker auf den Tisch. «Tak my schiwjom!», ‚So leben wir, meinte Vater Bachtow stolz. ‚In Deutschland müsst ihr nur die Kapitalisten zum Teufel jagen, dann könnt ihr das auch haben.‘ Ich nickte höflich. Und fragte mich, ob er das ernst meinte. Dann dachte ich: Das frisst bei uns nicht mal ein Arbeitsloser.»

Den Ballspielen und dem Essen folgten Nachmittage und Abende. «Kaum war ich nach der Arbeit zu Hause, klopfte es und Bachtow stand mit anderen vor der Tür.» Viele von ihnen hausten in Baracken mit 50 anderen. Der Luxus eines eigenen Raums, der Kontakt mit einem Ausländer – das war interessant. Sie scharten sich um Jöris, zehn Jugendliche. «Denen gefiel, dass ich nicht besser sein wollte als sie. Bald waren wir wie eine Familie.» Es gab Einladungen, staunende Gesichter, Freude über fremde Sätze. «Bei denen fand ich es ganz gemütlich. Deutsche waren sehr angesehen, trotz Hitler und Co.» Schnell lernte er ihr Leben kennen, das so anders war als das der Ausländer: ihr stundenlanges Schlangestehen vor den Arbeitermagazinen, in denen es nichts ausser «Marmelade, Margarine, Schwarz- und Graubrot» gab, und ihre 100-Rubel-Zahltag statt des seit 1931 festgelegten Mindestlohns von 150 Rubel. Er wusste schon, dass sie am Ende des Monats keine Essensmarken mehr kaufen würden und stattdessen «trocken Brot mit Knoblauch und Tschai auf die Hobelbänke stellen». Er kannte ihr eines Hemd und die eine Hose, die sie zu Hause und an der Holzfräse trugen, ihr Fieber auf Vorschuss, Awanz, das gegenseitige Anpumpen, wenn er statt am 5. erst am 15. ausbezahlt wurde. Er wusste um das Geschimpfe und war doch perplex, «als einer glattweg zu mir sagte: ‚Ich vögele die ganze Sowjetmacht‘.» Auf einmal sah er die Tafel vor seinem Haus, auf der Tschest (Ehre) und Posor (Schande) stand, anders. Darunter aufgelistet die Namen derer, deren Miete noch ausstand.

Er spuckte Sonnenblumenkerne, pflanzte Kartoffeln, feuerte die Festtänzer des Krakowjak Volkstanzes an. Lind er hielt mit beim Wodka. «Oft gab es nach dem Essen ein Stück salzigen Hering, damit man viel vertrug. Dann ging es los.» Er lauschte ihren alkoholbeflügelten Kolchosgeschichten und lernte die Flüche, wenn sie zu viel getrunken hatten. «Ein falsches Wort, und die ganze Sentimentalität kippte. Gerade noch Brüderschaft, und schon hatte jemand ein Glas im Gesicht oder eine Flasche am Kopf.» Am Ende torkelte auch er in die Zeche: «‚Ich komme erst in die zweite Schicht. Ich fühle mich nicht so wohl.‘ – ‚Das riecht man.‘» Die Staatskampagnen gegen den Alkohol verpufften. Sie waren eh nicht ernst gemeint. Zu wich-

tig waren Alkoholsteuer und soziales Ventil. Die Anzahl der Wodkaverkaufstellen und Lebensmittelläden im Land hielten sich die Waage.

Er lernte die durch den Wirbel der sozialen Umwälzung von Krieg und Revolution, Kollektivierung und Industrialisierung um- und umgebrochene «Flugsandgesellschaft» kennen; heterogen, chaotisch, durchmischt, wurzellos.

Deren reale Lebenskärghlichkeit liess das Propagandagetöse von den grossen Errungenschaften in sich zusammensacken, verschob Jöris' Blick. Aber nicht seine politische Hoffnung. «Ich sagte mir: Ein System muss man nicht nach dem Lebensstandard beurteilt, sondern nach Freiheit, Gerechtigkeit und Humanität. Dafür muss man auch mal was hinnehmen.»

Bald erlaubte sein Russisch auch seine Sprüche: «Ich habe immer was zu kontern gehabt. Meist hat es gegessen, und sie hatten was zu lachen.» «Als einer bei den Betriebsratswahlen zu klatschen anging und den Leuten Wodka einschenkte, rief ich laut: ‚Guckt euch mal den an, der will gewählt werdend So was durften die Russen nicht sagen, und das hat ihnen gefallen.‘»

I. Mai 1935, Tag der Arbeit, ein Höhepunkt des Sowjetjahres mit grossen Vorbereitungen und aufkeimender Festfreude. Werkskolonne nach Werkskolonne versammelte sich vormittags auf dem Eingangplatz. Die ausländischen Transparente kündeten von der Weltrevolution. Unter den Trägern auch Jöris. Nach den grossen Maireden kam die deutsche Feier mit Ansprachen, Rückschauen, Absichtserklärungen. «Gegen Abend verdrückte ich mich und ging zu den Russen. Tische und Stühle standen vor den Baracken. Wodka und Bier wurden serviert. Es war gemütlich, viel freier, viel offener.» Er hielt Trinksprüche, schwang witzige Reden, tanzte sich ausgelassen in die Nacht. «Eine herrliche Maifeier.»

Als die Hitze auch abends nicht mehr verflog, zog er mit Bachtow und den anderen zum nahen Waldsee. Von umgeknickten Bäumen sprangen sie ins schwarze Wasser, spürten beim Tauchen, wie sich der Holzstaub aus den Haaren wusch, schwammen um die Wette und sangen auf dem Heimweg die Internationale in die echolose Stille des Waldes. Es war wie am Hölzernen See, die Rückkehr unbeschwerter Tage. «Die sind alle so gut

mit mir umgegangen.» Und sein Stolz, wenn jemand wieder sagte: «,Du bist ja schon ein halber Russe.’»

Ihr Alltag wurde seiner. Die Propaganda hörte er sich weg, wie sie. Wusste inzwischen ziemlich genau um die marode Qualität der Produktion, die Stümperhaftigkeit im Umgang mit den ausländischen Maschinen, das unbrauchbare, weil achtlos gelagerte Material, die Risse in den neuen Wänden und die abgesackten Böden. In den vier Jahren vor Hitlers Machtantritt besichtigten 2.000 Delegierte aus 33 Ländern die UdSSR. Fasziniert hatte Jöris in Berlin ihren Reiseberichten gelauscht. Nun erlebte er ihre Nachfolger: «,Heute kommen Ausländern, hiess es. Die Sachen wurden geschmückt, aufgeräumt, Leute ausgesucht, das Photographieren verboten und Antworten abgesprochen. Und dann wurden sie an der Nase herumgeführt.»

Er sah, «dass der Staat immer nur betrogen und beschissen wurde». Sein Ausschuss-Erlebnis in der Metallzeche wiederholte sich tausendfach. «Eine ganze Wellenserie geriet zwei Millimeter zu dick. Zahnräder passten nicht. Die Grossproduktion von Wochen war brak, Ausschuss.» Kurz darauf zeichnete Staatsoberhaupt Michail Kalinin den Werksleiter für seine Effektivität mit einer hohen Rubel-Prämie aus. In der Presse erschienen Jubelartikel zur Glanzleistung.

Jöris tauchte ein in eine von Weltkrieg, Bürgerkriegstrauma, Kollektivierungskatastrophe und Schockindustrialisierung zerschredderte Gesellschaft. Zwei Jahrzehnte der Verwerfungen, Vermischung, des Zerreibens hatten die Menschen hinter sich. Er sah das Widersprüchliche, Wankelmütige, die gegensätzliche Gleichzeitigkeit. Er bemerkte die Leninbilder der Jungen und die Ikonen der Alten – im selben dunklen Zimmerchen. Er hörte ihre Lobeshymnen zum Fünfjahresplan, dem Ende der Rückständigkeit, ihr Hoch auf die vielen, die Lesen und Schreiben gelernt hätten, und die aufblühenden Städte. «,Man muss hart arbeiten, ja, aber man bekommt eine Ausbildung’», hiess es dann. Und er wunderte sich über ihr Schwärmen von der Zarenzeit: «,Damals haben wir mit drei Goldrubeln wunderbar gelebt – und was haben wir heute?’» «Wenn sie knapp bei Kasse waren, schimpften sie. Und wenn das Geld wieder da war, sangen sie Revolutionslieder.»

Die Scheu dem Fremden gegenüber wich, Meinungen gingen leichter über die Lippen. «Ich bekam mein Süppchen, es wurde getankt und am Ende des Abends legte ein Alter los.» «,Ich hab dich gestern auf der Versammlung sprechen gehört'.» Im Auftrag der Roten Hilfe hatte er über den «faschistischen Terror» geredet. «,Das ist ja grausam in Deutschland – a my ot sjemnatsatogo goda', ,aber wir haben das alles schon seit 1917.'» Er sollte auf den Bahnhof gehen, im letzten Wagen seien immer Gefangene. «,Keine Bourgeoisie – alles Kolchosniki' – Und ich dachte zuerst: Was ist denn das für ein Hetzer aus der Zarenzeit. Aber auf einer Fahrt nach Moskau hielt der Zug länger in Kasan und dann sah ich auf dem Bahnsteig die Gefangenen: ,Ras, dwa, tri, tschetyrie, pjat, sehest – stoi, stoi', warn zehn drin. Ab da schaute ich bei allen Zügen. Und da kam ich erst einmal mit mir selber in Konflikt. Aber ich dachte: Wer weiss, was die ausgefressen haben. Kriminalität war ja ein riesiges Problem.»

Tschistka Gleichzeitig war der Kontakt zu den Kommandierten immer loser geworden. Um die Schulungsabende und den «Erfahrungsaustausch» kam er aber nicht herum. Seit dem Frühling 1935 waren sie zu acht. Ihnen schlossen sich der Reparaturschlosser Artur Hofmann und der Dreher Helmut Rückert an. «Im Unterricht wurde gehämmert und geknautscht: chinesische Revolution, Politökonomie, Fünfjahresplan, faschistische Tyrannei, Klassenfeinde. Die Parteilinie auswendig gelernt. – Wenn man nicht nachplapperte, was man vorgekaut bekam, wurde man gerügt. Abweichung von der Generallinie. ,Was würdest du tun, wenn ...?', fragten sie immer. Und wenn man ein falsches Wort sagte, ging es gleich los. Die anderen lauerten nur, um einem ein Bein zu stellen.» Als er in einem Referat vor den Ausländern des Clubs zum Jahrestag der Roten Armee Trotzki nur einmal als deren Gründer erwähnte, «konnten die sich in der Nachbesprechung gar nicht mehr beruhigen». Und wie Jöris bei einer Aussprache nach den Häftlingen in den Zügen fragte, wies ihn Kahlmüller scharf zurecht. Damit war das Thema vom Tisch. «Unter Genossen konnte man doch über so was sprechen, hatte ich mir gedacht.»

Zwischen ihnen hielt Einzug, was sich unter den zwei Millionen Parteimitgliedern im ganzen Land breitmachte. Genossen beschuldigten Mitgenossen öffentlich der «Abweichungen», Versammlungen wurden zu Inquisitionstribunalen mit stammelnden Antworten, eingeräumten Fehlern, abgegebenen Parteibüchern, überall gab es Ausschlüsse. In der grossen Tschistka, der Säuberung, reinigte sich die Partei selber. Nichts Neues in der Parteigeschichte, aber radikaler als je zuvor. Auf eine halbe Million Hinausgeworfener hatte man es in den vergangenen zwei Jahrzehnten gebracht. An manchen Orten gab es mehr Ausgeschlossene als Parteimitglieder.

Der anschwellende Kasernenhofton und das lauernde Misstrauen vergällten Jöris jedes politische Treffen. «Man musste die Klappe halten, sonst war man gleich ein Versöhnler, Rechtsopportunist, Linksradikaler oder Sektierer. In Deutschland – vor 33 – konnte ich mir alle Parteivorträge anhören, alle Zeitungen lesen, sprechen – was und mit wem es mir passte. Davon konntest du hier nur träumen. Wir hatten früher immer gesungen: ‚Denn es gibt kein anders Land auf Erden, wo das Herz so frei dem Menschen schlägt‘, und nun das. Manchmal wäre ich am liebsten vor Wut aufgestanden und hätten den ganzen Tisch samt Rasselbande umgekippt.»

Er machte sich immer rarer. «‚Wo bist du denn mittags immer?‘», hatten seine Kollegen ihn schon gefragt, als er nicht mehr in die Direktorenkantine kam. Nun fehlte er auch bei den Schulungsabenden: «‚Wo warst du gestern?‘, wollte Kahlmüller immer wissen, wenn ich mal nicht erschienen war. Und wenn ich erklärte, ich hätte Besuch gehabt und könne die russischen Kollegen doch nicht einfach rausschmeissen, blökte er nur: ‚Du hast hier zu sein!‘ Dabei hiess es doch, dass wir uns unter die russischen Arbeiter mischen sollten, ‚gelebter Internationalismus‘, ‚Völkerverständigung‘. In Wirklichkeit war das alles Gerede. Dass ich am 1. Mai mit den Russen gefeiert hatte, gab ein Riesennachspiel.»

Im Spätsommer 1935 brach sich Jöris' ideologischer Blick endgültig. Im Auftrag der Roten Hilfe sollte er im Ausländerclub über das Elend im faschistischen Deutschland sprechen. «Die Rededisposition war eine einzige Predigt. Alle seien dort arbeitslos und verhungerten, während die Rus-

sen wie im Direktoren-Speisesaal lebten.» Das war das übliche Deutschlandbild. «So etwas konnte man Sowjetbürgern auf die Nase binden, die noch nie im Ausland gewesen waren, aber doch nicht Spezialisten, die jedes Jahr nach Deutschland fahren!» Seine Einwände wurden abgeschmettert: Auftrag ist Auftrag. Der Abend war ein einziges Lavieren, schweigend ertrug er die Nachbesprechungsmäkeleien. Am nächsten Abend nahmen ihn zwei deutsche Konstrukteure beiseite. «,Was hast du denn da für einen Unsinn erzählt? Guck dich doch erst mal hier richtig um, bevor du vom Elend in Deutschland plapperst.’»

«Eines Abends kam ein deutscher Referent, den die Komintern geschickt hatte» – angekündigt als Augenzeuge –, «er erzählte lang und breit von der Zellenbildung in Deutschland, dem wachsenden Widerstand, der enormen Unzufriedenheit in der Bevölkerung.» Gemäss der neuen Direktive, soeben beschlossen auf dem VII. Weltkongress der Komintern, werde man mit der SPD zur Volksfront zusammengehen.

Dann gab es Aussprache. Jöris meldete sich. «,Mit der SPD wird es wohl kaum eine Zusammenarbeit geben. Nach dem Volksentscheid der KPD mit NSDAP zum Sturz der Preussen-Regierung hatten die Sozialdemokraten die Nase gestrichen voll’, meinte ich nur. Und was antwortete der Komintern-Knilch? ,Genosse, da denkst du verkehrt!’ Mehr kam nicht. Kaum war er weg, stellte sich raus: Der war seit 1932 in Moskau! Hatte also keinen blassen Schimmer von den Strassenkämpfen, wusste nichts von den Nazis, der Illegalität, von irgendeiner Stimmung in der Bevölkerung.»

Tatsächlich waren oft selbst die Auslandsexperten der Komintern ahnungslos. Im hermetisch abgeschlossenen Biotop von Partei und Land wechselten viele in der Weltzentrale der Revolution bald einmal Realität und Propaganda. Parteilosungen bestimmten die Auslandsrealitäten. So schwadronierte man immer noch – fast drei Jahre nach der Machtergreifung – vom bewaffneten Umsturz der Massen in Deutschland. Das hatte Jöris immer absurd gefunden. «Und dann hiess es auf einmal: ,Genossinnen und Genossen, wir haben keine Niederlage erlitten, sondern sind einen zeitweisen Rückzug angetreten.’» Dabei war das Totalfiasko offensichtlich, auch

für Parteileute im Ausland. Wilhelm Pieck nannte die Zahlen auf einer Geheim-Konferenz nahe Moskau: die Hälfte der 422 KPD-Funktionäre sassen im KZ oder Zuchthaus, 24 waren ermordet, 125 emigriert und nur 12 agierten in Deutschland im Untergrund. Alle Übrigen hatten sich von der Partei losgesagt.

Erwin Jöris beschäftigte immer öfter eine Frage: Was wäre, wenn sie mich jetzt nach Deutschland einschleusen würden: «Den Kopf für dieses System aufs Schafott legen ...?»

Inzwischen war Fritz Kleber zum Leiter des Ausländerclubs bestimmt worden. Weiterhin betrieben Kleber und Kahlmüller Kampagnen gegen «Antisowjetelemente», immer wieder erzwangen sie die Abreise deutscher Spezialisten. «Abwehr faschistischer Einflussnahmen» nannte sich das.

«Überall horchten Kleber und Konsorten, schnüffelten rum. Sobald man mit einem Spezialisten ein paar Worte wechselte, standen sie schon da: ‚Was habt ihr da gesprochen?‘» Kahlmüller liess sich die Briefe der Ausländer auf der Post zeigen. «Das wusste ich von der Schalterfrau, der ich immer was aus dem Ausländerladen mitbrachte. Dafür legte sie mir meine Post beiseite.»

Als Kahlmüller ihn eines Tages wieder im Club schurigelte, reichte es Jöris. «Ich packte ihn am Kragen, haute zu und fertig war die Laube.» Das gab grosse Aufregung, ein Disziplinarverfahren, Klärung des Sachverhaltes. Nur langsam beruhigten sich die Wogen. «Ein Glück, dass ich nicht noch deutlicher geworden war.»

Ab August 1935 hielt man im NKWD jeden deutschen Spezialisten, aber auch jeden deutschen Flüchtling für einen Agenten der Gestapo. Ob jemand in der Partei war, spielte keine Rolle. Alle Deutschen waren verdächtig, ja die KPD-Genossen erschienen als noch verdächtiger, hatten sie doch schon Zugang zur Macht. Und wie zur Bestätigung dieses Wahngelbildes spürte man kurze Zeit später deutsche Verräter auf: 126 Politemigranten, alles KPD-Funktionäre, wurden Ende des Jahres als Versöhner, Trotzkisten und eingeschlichene «faschistische Elemente» verhaftet. Auch in der Jugendinternationale.

Tage später, im Januar 1936, hiess es in einem Brief nach Moskau, Jöris verkehre «mit Leuten, die der SU gegenüber keine gute Stimmung haben»

und beschwerte sich überall über Standesunterschiede in Partei und Komin-tern. «Auch seine Stellung zur Lage in Deutschland und zum Verband selbst [gemeint war der K.J.V.D, ap] ist nicht die eines Komsomolzen. Über den Verband urteilt er so: ‚Davon wird bald nichts mehr übrig sein‘. Jeder Perspektive zur Revolution in Deutschland steht er pessimistisch gegenüber und erklärt ganz offen: ‚Wenn man mich jetzt ruft, gehe ich nicht? Seine Aufgaben im gesellschaftlichen Leben erfüllt er nicht, sondern nützt seine Zeit lieber aus, um einen Wodka zu trinken. In seinen Fehlern von uns aufmerksam gemacht, lehnt er jede Kritik und Selbstkritik ab. In letzter Zeit hat er sich aus unserem Kollektiv fast ganz zurückgezogen. Bisher konnten wir nur in Erfahrung bringen, dass er an einigen Veranstaltungen der MOPR aufgetreten ist. Allerdings tut er das vollkommen individuell, so dass wir nur selten davon erfahren.› Der Verfasser des Briefes war Kleber. Seine Akte im Staatsarchiv in Swerdlowsk weist ihn seit 1935 als «verdienstvollen» NKWD-Mitarbeiter aus.

Rutschbahn ins Nichts

Kamtschatka Farbige Blätter trieben über den See und zerteilten auf der Wasseroberfläche das rot-gelbe Spiegelbild der Herbstbäume. Schnee lag in der Luft. Zwei Jahre lebte Erwin Jöris nun schon in Russland. Ein Leben auf Abruf zu einem Einsatz, den er inzwischen für sinnlos hielt. Eine Rückkehr gab es nicht. Das Ausländerkollektiv war ihm als Ersatzheimat abhandengekommen. Dafür hatte er unter den Russen Freunde gefunden. Er verdiente genügend und besass ein eigenes Zimmer. «Da spitzelte keiner hinter mir her.» Unter den Komsomolzen erfüllte er seinen Parteauftrag. «Es gibt keine Versammlung oder Arbeit in der Zelle», schrieb er Anfang 1936 nach Moskau – wohl auch um sich abzusichern –, «an der ich nicht teilnehme.»

Aber kurze Zeit später meldete er in einem Brief: «Durch die Dezember-Tagung des Z.K. der V.K.P. ist die Verbindung mit dem LKJV [dem sowjetischen Jugendverband, ap] unterbrochen.» Was war geschehen? Das Zentralkomitee der Partei warnte vor Gegnern in den eigenen Reihen, Wachsamkeit sei gefordert, Parteidokumente müssten genau geprüft werden. Für den konspirativen Status der Kommandierten aber gab es keine Ausweise. «Ich wurde in ein wahres Kreuzverhör genommen: Warum hast du kein [Partei-]Buch? Wie bist du hierhergekommen? Warum bist du nicht in Moskau geblieben? ... Der Sekretär der Zelle musste so fragen. Denn sonst hätten klassenfeindliche Elemente es ja sehr einfach. Aber ich muss die Konspiration beachten. Und so wird es dann immer eine äusserst unangenehme Geschichte.» Jöris forderte eine Klärung ihres Status als Kaderreserve. Aber nichts passierte.

Seine Komsomol-Kollegen im Gesamtwerk wählten Jöris einstimmig in die Rayonkonferenz. Prompt reagierte deren Sekretär: Wie man dazu komme, eine «ganz unbekannte Person» als Delegierten zu schicken? Jöris war tief getroffen. Auf allen Ebenen sprach er vor. Aber die Stimmung war umgeschlagen und es gab weit und breit niemanden mehr, der ihn kannte. Israelit war abkommandiert worden, und sein Nachfolger ging zu allen aus-

ländischen Jungkommunisten auf Distanz. Ohne Parteidokumente war überhaupt nichts mehr zu machen. Schliesslich entzog die Komsomolleitung des Werks Jöris das Mandat für die Delegiertenkonferenz. Moskaus Misstrauenspolitik griff.

Kleber und Kahlmüller konnten sich Ausweise über die KPD-Partei-gruppe im Uralmasch besorgen. Jöris verweigerte man dies. Seine Forde-rungen Richtung Moskau, Belege für seine Kommandierung zu schicken, verhallten. «Scheinbar flog mein Brief auch dieses Mal in den Papierkorb», schrieb er wütend. «Wenn Ihr jetzt nichts unternimmt, bin ich gezwungen, mich an den Generalsekretär der KJI (der Kommunistischen Jugendinter-nationale, ap] selbst zu wenden. Ich werde ihm mitteilen, wie wir hier von der Komsomolleitung an der Mitarbeit gestört werden. Und wie phlegma-tisch Ihr Euch dazu verhaltet.»

In einer Vertröstungsantwort war die Rede von «klassenfeindlichen, so-wjetfeindlichen, konterrevolutionären Elementen und Spionen in den Rei-hen der führenden sowjetrussischen Organisationen». Er müsse Verständ-nis für das Misstrauen haben, solle abwarten.

Jöris ahnte nichts von dem Inferno, das sich in der Komintern zusam-menbraute. Misstrauen legte sich über alles. Jede Hilfe für einen, der viel-leicht schon bald als Verräter überführt werden würde, schien Kopf und Kragen kosten zu können. Aber längst galt Stalin die gesamte Internatio-nale nur noch als Einfallstor des faschistischen Auslands. Als «Höhle der antisowjetischen Konspiration».

Nach fünf Monaten, in denen das Werk im Schnee versunken war, lockte der Frühling. Bachtow hatte sich zur Roten Armee gemeldet. «Sein Weggang traf mich schwer.» Anfänglich schrieb er noch begeisterte Briefe aus Irkutsk am Baikalsee über seine Ausbildung zum Piloten. Dann kam nichts mehr. Die Einladungen in die russischen Familien wurden weniger. Am Abend klopfte niemand mehr an seine Zimmertür. Manche der alten Freunde kündigten. Mit den neuen kam er nicht über ein paar Sätze hinaus. Die Sommerhitze brütete. Zwei Mal ging er schwimmen. Nun alleine. Auf der Strasse traf er zufällig Bachtows Mutter. Zögernd erzählte sie, dass den Piloten der Kontakt zu allen Ausländern verboten worden war.

«Dies ist mein letzter Brief», schrieb Jöris im Juni 1936 an die Jugend-internationale, «ich wende mich jetzt an höhere Instanzen. Euch aber wird man zur Verantwortung ziehen.»

Er wolle in den russischen Jugendverband überführt werden. Antwort bekam er keine.

Alles war innerhalb von Monaten zerstoßen. Chauvinismus machte sich breit. Besser ausgebildete Ausländer als in der «alles überragenden Sowjet-union» konnte es nicht geben. Ein Meister faselte, Jöris habe seine Tischlerkenntnisse bei ihnen gelernt. Und wenn er ansetzte: «In Deutschland machten wir das so und so ...», äfften Kollegen ihn sofort nach: «,In Deutschland machten wir das so und so ... ‘»

Auf einmal merkte Jöris, wie ihn nichts mehr in Swerdlowsk hielt, heimlich hoffte er, dass es anderswo besser sei. Im August 1936 schrieb er an die Komintern, er wolle in einem «grossen Möbelkombinat von grosser Bedeutung arbeiten ... Und wenn es in Kamtschatka ist.»

Wieder bekam er keine Antwort. Dafür las er staunend in den Zeitungen von einem Prozessbeginn. 19. August 1936. Sinowjew, der ehemalige Vorsitzende der Komintern, und Kamenew, der Stellvertreter Lenins als Regierungschef, gestanden, im Auftrag Trotzki's Kirow ermordet zu haben. 16 Angeklagte berichteten von weltweiten Verschwörungsnetzen zwischen Moskau, Kopenhagen, Prag und Berlin, von Attentatsplänen auf Stalin. Der Chefankläger Wyschinski forderte die Erschiessung der «toll gewordenen Hunde». Die Zeitungen schrieben von «Ungeziefer aus Dreck» und «Osterngezücht». Eine Welle rollte durchs Land. Plakate voller Ratten warnten vor den «Volksfeinden». Hunderttausende versammelten sich in Fabriken und auf Plätzen, um den Tod der Angeklagten zu fordern. In Massenveranstaltungen, auch im Uralmasch, wurde «proletarische Wachsamkeit» als vornehmste Tugend jedes Sowjetbürgers beschworen. Jeder – Arbeitskollege, Nachbar, Freund, ja Familienmitglied – konnte ein Spitzel sein.

Das Land versank in paranoider Abwehr gegen den Strippenzieher Trotzki und das in seinem Rücken operierende faschistische Deutschland.

Gewandte Worte 12 Jun 36
 du die
 die große Verbuchung beim Z.K. der
 die K.J.I.
 über (y und einander bei Verbuchung)
 y. J. T.M.

Ich habe im Februar dieses Jahres
 von Euch Heftigkeit bekommen
 das die Frage unserer Zusammen-
 arbeit beim Z.K. des L.K.V. in
 Kinnensmaspistabe geregelt wird
 glaube ich wird endlich erledigt
 sein. Aber bei dem heutigen
 Tag hat sich an unserer
 Lage nichts geändert. Ich habe
 mir gewünscht sein, dass auch dem
 Z. Kongress des Kinmaspistabe
 durch die Frage unserer Zusammen-
 arbeit mit den anderen Kommaspistabe
 Organisationen geregelt wird
 aber nicht soll sich ein bei
 von Euch einnehmen werden

(Abb. 28) Brief von Erwin Jöris an die deutsche Vertretung beim Exekutivkomitee der Kommunistischen Jugendinternationale vom 12. Juni 1936

Das sind gut machbare Sachen
den zinsführenden im Namen recht einzu-
geworren befinden. Oft habe ich gesehen
"Am 1. April 1934 Kautzsch & Co. schreibt
Ich frage an, was bezichtigt eine
Verurteilung der JG mit Verweisung des
= 2 des - KJV hat sich in unserer
Frage

Dieses ist mein letzter Brief. Ich
sich wahrscheinlich doch vergeblich
zu sein. Ich werde mich
jetzt an höhere Instanzen. Es ist
aber wird man zur Klärung
suchen.

Mit

Respekt
Erwin Jöris

Erwin Jöris

Invertierte 1934 T M
Lohn Palla 4 Block für 11

198 (Abb. 29) Brief von Erwin Jöris vom 12. Juni 1936, Rückseite

«In den Zeitungen ging es nur noch um das trotzkistisch-faschistische Komplott und deutsch-japanische Absprachen. Die Japaner sollten Sibirien und die Deutschen die Ukraine kriegen. – Und dann verschwanden die Ersten. Nach Feiertagen waren es manchmal ganze Gruppen.» Jöris bohrte. «,Was ist mit den Leuten? Es muss doch irgendwas los sein’, fragte ich einige Bonzen. ‚Kümmre dich nicht um das trotzkistische Untergestrüpp!’, bekam ich zur Antwort. Wenn einer morgens im Betrieb fehlte, verschränkten die anderen nur die Finger vor den Augen, wie zu einem Gefängnisgitter.» «Auf einmal achteten die Leute auf jedes Wort. Diskussionen hörten auf. Keiner traute dem anderen mehr. Und wenn einer wirklich mal was erzählte, war das Beste, nur zu zuhören und nichts zu sagen. Alle wurden stumm und stummer.»

Im Moskauer Schauprozess waren auch fünf deutsche Kommunisten zum Tode verurteilt worden. Vierzig KPD-Leute verhaftete der NKWD sofort nach der Urteilsverkündung. Die deutschen Partei-Mächtigen flüchteten sich in den kalkulierten Verrat. «Wir werden eine ganze Zahl der infrage kommenden Elemente aus unserer Partei entfernen müssen», schrieb Wilhelm Pieck am Tag der Urteilsverkündung, «... Gesindel, das wir in unseren Reihen hatten ... Ich bin überzeugt, dass 2/3 der Emigranten ins Land zurückkehren können. Eine Anzahl wird zunächst verhaftet, aber wenn ihnen nichts nachgewiesen werden kann, wieder freigelassen.» Pieck und Ulbricht instruierten die Parteipresse: «Die Kommunistische Partei Deutschlands», war danach in der deutschen *Rundschau* zu lesen, «vereint ihre Stimme mit der Forderung des von Empörung und Zorn erfüllten 170-Millionen-Volkes der Sowjetunion auf schonungslose Ausrottung des menschlichen Abschaums der trotzkistisch-sinowjewistischen Mörderbande. Das vom Sowjetgericht gefällte Todesurteil und seine Vollstreckung ist die verdiente Strafe für die unerhörten Verbrechen dieser Banditen. Es gilt, alle noch vorhandenen Überreste des Gesindels unschädlich zu machen.»

Stauend las Erwin Jöris die Artikel und hätte sich nie vorstellen können, dass seine Parteiführer mit «Gesindel» auch ihn meinen könnten. Gleichzeitig mit dem ersten Prozesstag war unter dem Siegel «streng ge-

heim» beim stellvertretenden Leiter der Kaderabteilung Moissej Tschernomordik die NKWD-Nachfrage zum deutschen Politemigranten Ernst Blindenberg eingegangen.

Väterchen Frost Ende Oktober 1936 fiel der erste Schnee. Schon lange war Jöris nicht mehr irgendwo zum Abendbrot gewesen. Der alte Kigerke hatte eine Stelle auf einer Schiffswerft bekommen, vor Monaten war die Familie nach Nikolajewsk ans Schwarze Meer umgezogen. Zur russischen Familie, die nun in dem Zimmer wohnte, hatte er keinen Kontakt. Immer häufiger ertappte er sich, wie er grübelnd aus dem Fenster starrte. Die Bäume entlang der Strasse waren bei seinem Einzug dünn wie Stangen gewesen. Nun ragten die Kronen bis in den zweiten Stock. Ein Ast querte sein Fenster, nasses, blattlos-dunkles Holz, darauf eine Schneelinie. Immer wieder wunderte er sich über die Stille. Das Weiss sog die Fabrikgeräusche auf. Oft dachte er an Berlin. Gab es noch einen Unterbezirksleiter für den Osten? Bald war Weihnachten, die Gänse würden wieder an den Hoffenstern hängen. Drei Jahre war er nun hier. Vielleicht war es woanders besser.

Die Antwort zur NKWD-Anfrage nach Erwin Jöris war erstaunlich dürr ausgefallen. Verfasst hatte sie Albert Müller, der Kaderleiter der deutschen Sektion, im Parteijargon «Kadermüller» genannt. Mit richtigem Namen hiess er Georg Brinkmann und war ein williger Schreibtischtäter der irrwitzigen Verhaftungswellen, die durch die Kominternbüros liefen. Seit Monaten stellte der 34-jährige Schuster alles zusammen, was er in den Personalakten als Hinweise auf «Spione», «Diversanten» und «Provokateure» zu erkennen glaubte. In der Hysterie nach dem Schauprozess hämmerte er Tag und Nacht «Information» zu deutschen «Schädlingen» in seine Schreibmaschine. Zu Jöris konnte er aber noch nicht einmal dessen Wohnadresse im Uralmasch ausfindig machen. Das hing mit einem Fehler von Wilhelm Schmidt, dem Verbindungsmann im mitteleuropäischen Länderbüro der Jugendinternationale zusammen, der für Jöris eine zweite Akte unter dessen Decknamen «Blindenberg» angelegt hatte. Ihre 150 Seiten hätten dem eilfertigen Kadermüller einiges an Material geliefert. Aber

Schmidt war unterdessen in eine Brillenfabrik in Witebsk versetzt worden und das Einzige, was Kadermüller unter den vier nichtssagenden Dokumenten der Akte «Erwin Jöris» fand, war ein Hinweis, dass die Schulkommission ihn für die Lenin-Schule abgelehnt hatte, «weil er bei der Polizei einen Revers unterschrieben hat». Ins Russische übersetzt und über Gework Alichanow, den Leiter der Kaderabteilung, gelangte die Antwort in die nahe gelegene NKWD-Zentrale und dort auf den Tisch von Nikolai Kornilev, dem 30-jährigen neuen Mann für die Komintern. Es war eine Antwort unter Hunderten, ein Detail in der täglichen Treibjagd zum kollektiven Selbstmord, die längst auch die Lubjanka erreicht hatte. Auch Kornilev agierte in Panikräumen. Täglich wurden Kollegen abgeführt. Drei Wochen zuvor hatte Stalin Kornilevs obersten Chef Genrich Jagoda durch den kleinwüchsigen Nikolai Jeschow ersetzt. Der hatte schon am zweiten Arbeitstag eine Verhaftungswelle losgetreten, in der von den 110 engsten Mitarbeitern Jagodas 90 als «Trotzkisten» verhaftet wurden. Am Ende sassen 2.273 Jagoda-Tschekisten im ganzen Land hinter Gittern, 11.000 waren entlassen – der Geheimdienst war als Hort der Verschwörung entlarvt.

Kadermüller und Kornilev agierten wie alle in diesem irrwitzigen Ablauf: Sie befeuerten den Spionagewahn immer aufs Neue, in der Hoffnung sich so zu retten. Antworten ohne Entlarvung waren verdächtig. Eh galten alle entlassenen KZ-Häftlinge inzwischen als Kollaborateure. Kornilev musste nachhacken. «Kadermüller» sollte mehr liefern. Aber die Akten gaben nicht mehr her. Ihm blieb nur, in der neuerlichen Antwort die Formulierung vom «Revers bei der Polizei» zum «Revers bei der Gestapo» zu verschärfen.

«Revers» beinhaltet die «schriftliche Verpflichtung». Diese Bedeutung blieb in der russischen Übersetzung. Aus Jöris' Unterschrift zur Aufgabe jeder politischen Betätigung liess sich nun die Verpflichtung zur Zusammenarbeit mit der Gestapo herauslesen.

Von all dem wusste Jöris nichts. Er wünschte sich nur weg aus Swerdlowsk. Die Forderungen seiner vier Briefe der letzten fünf Monate waren alle abgebügelt worden. Nun reichte es ihm. Er wollte persönlich mit den Zuständigen sprechen, endlich sich nicht länger hinhalten lassen. Seine

Schreiben gingen jetzt nur noch an die deutsche Vertretung beim Exekutivkomitee der Komintern. Hier war sein Ansprechpartner ein Hess, mit richtigem Namen Kurt Schwotzer. Der war Sekretär des Leiters Heinrich Wiatrek. Hess beschwor Jöris, in Swerdlowsk zu bleiben. «Solltest Du dennoch hierherkommen, so wirst Du in Moskau von keiner Organisation irgendwelche Hilfe erwarten können.»

Aber Jöris' Aufenthaltsberechtigung lief ab, und bei der NKWD-Behörde in Swerdlowsk verlangte man ein Empfehlungsschreiben der Komintern. «Ich habe vorläufig eine Arbeit in Händen», schrieb er Ende November in die Hauptstadt, «die am 1. Dez., spätestens 5. Dez. fertig ist. Ich komme unbedingt nach Moskau. Ganz gleich, was passiert.»

Immer mehr fielen Jöris die Widersprüche im Land auf. Die Situation war gespenstisch. Überall herrschte eine Katastrophenstimmung. Die Getreideernte war mager ausgefallen, nach den Ablieferungen blieb den Bauern wieder kaum etwas für die nächste Aussaat. Schon wieder starben Menschen, wurden Hunde und Katzen gegessen, Schulen geschlossen. Banden klauten Brot und die Bevölkerung war unendlich erschöpft von den stundenlangen Warteschlangen. «Die Leute standen ab vier, fünf Uhr morgens für Brot an. Und was gab es zu kaufen? Kuchen! Aber kein Brot.» Auf der Werksstrasse traf er Kahlmüller, der ihn um Geld anpumpte, damit er Milch für seine neugeborene Tochter kaufen konnte. Zwei Tage später trafen sie sich wieder. Jöris wollte auf die kommende Katastrophe zu sprechen kommen: «Da sagte der Heini tatsächlich nur: ‚Da mach dir mal keine Gedanken. Von Hungersnot kann keine Rede sein.‘»

Stattdessen feierte das Land die neue Stalinverfassung. 50 Millionen Menschen hätten in einer halben Million Veranstaltungen diesen Meilenstein der Menschheitsgeschichte mitdiskutiert. Fast ein Jahr lang. So stand es in der Zeitung. «Tagelang mussten wir nach jeder Schicht die Verfassung in Versammlungen durcharbeiten», ihre epochale Errungenschaft wie Rede-, Meinungs-, Versammlungsfreiheit. Vier Millionen hatte die Leninverfassung von 1918 vom Wahlrecht ausgeschlossen, und damit vom Zu-

gang zu Wohnungen, Arbeit, Schulen, medizinischer Versorgung und Essenskarten. Mit dem «Sieg des Sozialismus» seien die «feindlichen Klassen» endgültig verschwunden, all die Ausgegrenzten, «Diener des Kults», «ehemalige Weissgardisten» oder «Personen ohne nützliche Arbeit» könnte man nun wieder in «allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlen» wählen lassen. Patriotische Begeisterung überspülte das Land.

Jöris hatte die Euphorie nie verstanden: «Das stand doch schon alles in der Weimarer Verfassung. Ich wollte immer in den Versammlungen schweigen, aber das ging nicht. ‚Genosse Jöris: Was denkst du dazu?‘, ging das die ganze Zeit. Ich musste mich rauswinden.»

Nun wurde die Verfassung eingeführt. Zur Feier sprach im Uralmasch der dick eingemummte Awerbach von einer Tribüne auf dem grossen, schneebedeckten Platz vor dem Werk. In höchsten Tönen lobte er die demokratischste Verfassung der Welt, den Wendepunkt ins sozialistische Zeitalter. In den aufgeheizten Werkhallen bogen sich unter Essensbergen die weiss gedeckten Tische. Billige Brause schwappte in Krügen. Überall war Ausgelassenheit. Jöris ging früh in sein Zimmer.

Einer seiner letzten Freunde war verschwunden. «Jwitsch, ein kommunistischer Emigrant aus Jugoslawien. Er wohnte im Dom Pilla Nr. 12. ‚Abgeholt‘, sagte mir jemand im Haus. Und ich durfte keinen fragen, warum und weswegen.»

Einen Tag vor Weihnachten liess er sich seinen Lohn auszahlen. Heiligabend verbrachte Jöris nicht im Club. Er packte seine wenigen Sachen. Am letzten Tag des Jahres machte er sich auf zum Bahnhof. In einem Bündel war alles, was er hatte. Auf der Strasse traf er Kleber. Man habe in Moskau eine andere Verwendung für ihn, klemmte Jöris dessen Fragen ab. Friedend und entschlossen stieg er in den wartenden Zug. Vor dem Zugfenster zog eine verschneite Landschaft vorbei. Abschied von Swerdlowsk. Er war 24 Jahre alt.

Als er in Moskau ausstieg, war das neue Jahr angebrochen: 1937. Das Thermometer am Kasaner Bahnhof zeigte 28 Grad unter Null. Es ging nicht lange, da stand er im Schnee vor dem blassen Blau der Kominternfassade. Wieder erinnerte ihn der kleine Balkon über der Tür an eine Rednerkanzel. Hinhalten würde er sich nicht lassen.

Der Milizionär am Eingang telefonierte. Es dauerte, bis Hess endlich runterkam. Sein Ton war scharf. Morgen werde er sich vor einer Kommission für sein eigenmächtiges Handeln verantworten müssen. Gut, dachte Jöris, dann lege ich die Dinge dar. Er lief durch die kalte Stadt, versuchte den Tag rumzubringen.

«Überall wurden damals die kleinen Häuser mit dem Hammer abgerissen.» Eine Zerstörungssorgie. Kahlschlag für die neue Zeit hiess es propagandistisch überhöht. Wie im Paris von Baron Haussmann schlugen die Baudrupps bombastische Magistralen durch das Gassengewirr. Mit dem Generalplan von 1935 sollte Moskau zur architektonischen Verheissung der sozialistischen Welt, zur Visitenkarte einer Utopie werden. Vor allem aber ging es um die längst überfälligen Infrastrukturmassnahmen einer Millionenmetropole am Rande der Unregierbarkeit. Heizkraftwerke und Wohnungen, Krankenhäuser und Abwasserrohre, Kindergärten und Getreidesilos fehlten. Jöris schlenderte am 1.000-Zimmer-Hotel Moskwa vorbei, dem Premieremonument stalinistischen Zuckerbäcker-Stils. Auf der anderen Seite des Kremls war die gigantische Baugrube für das grösste Gebäude der Welt: den Palast der Sowjets. Die schmale Gorkistrasse seiner Ankunft verwandelte sich gerade in die flugpistenartige Aufmarschachse des Riesenreiches. In ihrem Auslauf verschmolzen die einst vielgestaltigen Häuserensembles nun in zwei achtstöckige, unendlich weit sich gegenüberstehende Monumentalblöcke. Er ging die Strasse hoch. Alles war im Abriss und Aufbau zugleich. Nur das Lux und einige nachfolgende Gebäude schienen verschont zu bleiben. Er hatte den Übergang des alten ins neue Moskau erlebt, von der Kutschen- und Schlittenstadt zur Metropole der Trolleybusse. Die eingerüsteten Fassaden, die aufgewühlte Erde, die Baracken der Bauarbeiter, ihr Arbeitseinsatz im nächtlichen Scheinwerferlicht – bei früheren Moskaubesuchen hatte ihn das mit Stolz erfüllt. «Die Hochbauten und Anlagen liessen sich sehen.» Den ersten Spatenstich zum Bau von Lasar Kaganowitsch, dem Volkskommissar für Verkehrswesen, hatte er noch «unter Trompetengeblase» miterlebt. «Das ganze Land baut die Metro», verkündeten Riesen-Plakate. Zeitungen schrieben über die 70.000 «Helden der Arbeit» aus Bergbau-Regionen, die an der «Front des



(Abb. 30) Gorkistrasse, Moskau 1937

Metrobaus» kämpften. Schneller, bequemer, prunkvoller als die U-Bahnen in London, Paris und New York sollte sie werden. Nun war er mit dieser U-Bahn gefahren. Früher hätte ihn das alles beflügelt. Aber jetzt lag er in einem überfüllten Schlafsaal des Sojusnaja und zweifelte, ob dieses Land je der Wohnungsnot Herr werden würde.

Bei dem Termin am nächsten Morgen sassen ihm Vertreter der Komintern und der Jugendinternationale gegenüber. Trotzig setzte er an, seine Situation zu erklären. Der Vorsitzende Junkers unterbrach ihn scharf. Es lägen Informationen zu ihm vor: über «mangelnde Wachsamkeit», «unbolshewistisches Verhalten», «fehlendes Pflichtbewusstsein und Uneinsichtigkeit». Für diese «Aussprache» hatte also jemand die richtige Akte zu Blindenberg gefunden. «Sobald ich etwas einwendete, schnauzte er mich an. In einem Ton wie bei der Wehrmacht.» Hier war nichts darzulegen, nur unbeschadet herauszukommen. «Die forderten Kadavergehorsam, sonst nichts.» Wie sein Verhältnis zu Kahlmüller und Kleber sei? Seine Reise, log er, wäre mit ihnen abgesprochen. Er unterstehe der Komintern, bekam er zur Antwort. Er könne nicht abreisen, wann und wohin er wolle. Eine Versetzung gäbe es nicht. Junkers forderte Selbstkritik, mehr Kontakt zu Kaderleiter Kahlmüller und die Rückkehr nach Swerdlowsk. Noch heute. Jöris wurde verwart, «zum letzten Mal». Und: Er solle die Sowjetbürgerschaft beantragen, denn eine Bescheinigung für die Aufenthaltsgenehmigung liesse sich nur als Überbrückung ausstellen.

Während Jöris eine Stunde später wieder zwischen den Baustellen der Stadt lief, rapportierte Junkers schon in einem Brief an Kahlmüller: Erwin Jöris habe zugegeben, falsch gehandelt zu haben. «Aber seine Erklärung kam uns unehrlich vor. Blindenberg machte auf uns den denkbar schlechtesten Eindruck.»

Jöris kochte. «Ich hatte so die Schnauze voll. Die konnten mir doch alle gestohlen bleiben. Aber wohin sollte ich? In Deutschland wartete Gefängnis. Ich hatte ja noch nicht einmal einen Pass zur Ausreise. Und eine Aufenthaltsgenehmigung bekam ich nur, wenn ich nach Swerdlowsk zurückging. Ich war richtig in die Scheisse hineingeraten.» Verzweifelt irrte er durch das chaotische Menschengewimmel.

«Und dann bekam ich eine Wut auf die, die mich hierhergeschickt hatten. Die Idioten hatten doch genau gewusst, was in Russland los war. Die miese Atmosphäre, die ganze Spitzzelei. Das hing mir so zum Hals raus.» Schimpfend schleppte er sein Bündel durch die Strassen. «Und immer hab ich mich gefragt: Wieso bist du hierhergekommen, wieso hast du dich auf dieses Leben eingelassen?»

Läusebaracke Als er um Mitternacht in Swerdlowsk ankam, waren die Strassen spiegelglatt. Sein Atem stand im Nachtfrost. Nie hätte er hier wieder herkommen wollen. Er rutschte aus, stand auf. Flog erneut. Wo er übernachtete, weiss Erwin Jöris heute nicht mehr. Am nächsten Morgen fuhr er zum Büro der Roten Hilfe in der Stadt. «Denen habe ich natürlich nicht die Wahrheit erzählt.» Man verwies ihn an die Mebelnaja Fabrika Imeni Lenina, im Osten der Stadt, Uliza Dekabristow, ein kleiner Betrieb mit 200 Arbeitern. Er fuhr hin. Schnell waren die Papiere fertig.

Schlafen konnte er in einer nahen Betriebsbaracke. «Es war ein einziger Raum», erzählt Jöris, «vollgestopft mit 30 Betten. Viele arbeiteten in unterschiedlichen Schichten und teilten sich die Strohsäcke, viele schliefen auch auf dem Boden. Kaum einer hatte Bettzeug. Sie deckten sich einfach mit Kleidern zu. Es stank nach Petroleum und Schweiß. Die Wasserpumpe war im Freien, die Latrinen total verdreckt. An der Türe hing ein Stein als Gegengewicht, der immer auf den Boden krachte. In der Nacht wurden immer alle wach. Und in den Betten wimmelte es vor Läusen.» Menschen als Auswurfmasse auf dem Schlachtfeld einer Brachialindustrialisierung. Gorkis «Nachtasyl» war ein Jahr zuvor verfilmt worden. Bilder des Films kamen Jöris jeden Abend in den Sinn, wenn er sich abends zwischen den Leuten zu seiner Schlafstelle schlängelte: Gescheiterte Existenzen und Asoziale, die sich nach einem besseren Leben sehnten, aber zu schwach waren, um sich gegen die menschenunwürdigen Verhältnisse aufzulehnen.

6. Januar 1937. Kaum war er eingezogen, gab es eine Befragung zur Volkszählung. Eine Million Sammler versuchten von Mitternacht zu Mitternacht die Bevölkerung der UdSSR zu erfassen. Von dem statistischen

Grossprojekt hatte Jöris gehört, die Zähler gesehen, aber von dem Ergebnis nie mehr etwas gelesen. Tatsächlich wurden die Ergebnisse geheimgehalten, denn nur 162 Millionen Menschen waren erfasst worden, acht Millionen weniger als prognostiziert. Die Toten der blind verdrängten Kollektivierungskatastrophe.

«Bei der Arbeit strengte ich mich an und sie waren zufrieden mit mir.» Mit dem jungen Fabrikdirektor Kiselew verstand sich Jöris schnell. «Er holte mich öfter in sein Büro und wir sprachen über Politik. Er war ein überzeugter Kommunist, der tatsächlich an die neue Verfassung glaubte. Schon an der ersten Betriebsversammlung, die ich erlebte, einer Bolschoje Sobranije, ging er mit der Parteiführung des Gebiets scharf ins Gericht. Statt Brot gäbe es blödsinnigerweise überall bloss Kuchen zu kaufen. Das stimmte, aber ich dachte nur: Mensch, wenn das mal gut geht!»

Das Uralmasch lag auf der anderen Seite der Stadt, der Weg war weit. Zwei, drei Mal ging er noch in den Club, dann nicht mehr. «Die Kommandierten fragten nichts und mieden mich. Und die anderen Ausländer wunderten sich: ‚Was machst du bloss? Du hattest doch hier so ein schönes Zimmer mit Zentralheizung’.»

Kahlmüllers und Klebers Mitteilung liess nicht lange auf sich warten: Blindenberg äussere «seine falsche Einstellung zu einer Reihe von Fragen gegenüber der Sowjetunion nicht mehr offen». Zu seiner politischen Weiterbildung habe er überhaupt nichts mehr getan, er besuche keine Politikurse mehr, nehme keinen Anteil am gesellschaftlichen Leben. Sie wüssten kaum mehr etwas über ihn. Und vor allem verletze er «die Konspiration durch regulären Briefwechsel mit Deutschland ... aufs Gröblichste».

Unverzüglich verfasste Junkers daraus einen ausführlichen Bericht: Blindenberg sei ein «schlechtes Element», der «direkte Verbindungen mit Deutschland» und «sowjetfeindlichen Elementen» unterhalte. Als wenige Tage später der NKWD zum dritten Mal nach Blindenberg fragte, gab «Kadermüller» die wiedergefundene Blindenbergakte an Walter Dittbender weiter. Die Wege des Schlossers aus Stettin und der von Erwin Jöris hatten sich noch kurz im KZ Sonnenburg gekreuzt. Inzwischen fungierte er als

Leiter der KPD-Überföhrungskommission. Wer auf seinen Namenslisten landete, wurde ausgeschlossen, verhaftet, erschossen. Abschusslisten, die den Tod von 237 deutschen Kommunisten festlegten. Dittbender arbeitete zusammen mit der 33-jährigen Erna Mertens, die in Wirklichkeit Grete Wilde hiess. Ein Schreibtischtäter-Duo, das bald einmal um sein eigenes Leben kämpfte und vorher jeden Tag über Menschenleben entschied. Dittbender klaubte das scheinbar verräterische Material zusammen, sie formulierte die Auskünfte auf die Verdachtsschablonen hin. In ihren Bericht zu Erwin Jöris floss alles ein: Kahlmüllers und Klebers Denunziationsbriefe, Kademüllers Revers-Zuspitzungen und Junkers Bericht. Am Ende fehlte Jöris die Treue zur Partei, äusserte er sich sowjetfeindlich, agierte sowjetfeindlich, verkehrte mit «sowjetfeindlichen Elementen», hat einer Zusammenarbeit mit der

Gestapo zugestimmt und hielt direkte Verbindungen nach Deutschland. Eine der vieltausendfachen Verrätergeburten aus dem Material jahrelanger kommunistischer Aktenführung. Empfänger des Berichts an Lew Poljatschek, Leiter der dritten Abteilung im NKWD, Beisitzer vieler Folterverhöre.

Während dieser und vieler anderer Verschwörergenesen erschütterte der zweite grosse Schauprozess im Moskauer Gewerkschaftshaus – wenige Hundert Meter von Dittbenders und Wildes Arbeitsplatz entfernt – das Land. Prozessbeginn war der 23. Januar 1937.

Jöris las davon in der Zeitung. Dieses Mal waren es statt grosser Namen führende Funktionäre der wichtigsten Volkskommissariate, Männer des harten Kerns des sowjetischen Industrialisierungsprojekts aus Schwerindustrie und Verkehrswesen, die mitwirkten an der öffentlichen Aufklärung ihrer Schädlingsarbeit im Dienste des faschistischen Auslands. Von einem trotzkistischen Parallelzentrum war die Rede, der Wiedereinführung des Kapitalismus, der Vorbereitung der Niederlage der UdSSR in einem zu erwartenden Krieg. Es ging um sabotierte Kokereien, gesprengte Schächte, entgleiste Züge, Ruinen der chemischen Industrie.

Unter den Angeklagten war auch Karl Radek, lange der «Deutschlandspezialist» der Komintern und Instruktor der KPD-Führer. Noch während des ersten Prozesses hatte er in der Prawda geschrieben:

«Vernichtet das Geschmeiss!» Nun skandierten Demonstranten im ganzen Land: «Erschlagt sie wie tolle Hunde!» 13 der 17 Angeklagten wurden zum Tod verurteilt.

In der Provinz versuchte Jöris, über die Runden zu kommen. Ohne Kontakte, ohne Aktivitäten, möglichst unauffällig. «Ich musste ja die Schnauze halten.» Er lief durch die Strassen voller Schnee. Überall waren Schlangen. In den Kantinen, vor den Lebensmitteläden, den Kaufhäusern. Überall warteten Leute, hofften auf das Allernotwendigste, das nicht da war. Das Durchkommen durch einen zerrütteten Alltag brachte sie um ihren Verstand und den letzten Rest Lebenskraft. Knappheit und Not verschmolzen mit Hass, Neid und Erschöpfung.

Wieder und wieder erinnerte Jöris sich an Remmeles UdSSR-Broschüre. Die Lobeshymnen auf das Land. Ihm fielen die Berliner Kämpfe ein. Eine SPD-Veranstaltung mit Franz Künstler zur Sowjetunion und eine mit Goebels im Märchenbrunnen. Beide hatten sie mit dem Jugendverband gesprengt. «Und jetzt kam ich nicht drum herum, drüber nachzudenken, was die damals über die Sowjetunion gesagt hatten. Und in manchem musste ich ihnen recht geben. – Die Enttäuschung war himmelschreiend. Ich brach nicht einmal mit der Internationale, aber mit dem Sowjetsystem. In Deutschland konnten sie das nicht so machen, sagte ich mir. Da war ich ganz sicher.»

Aber was sollte aus ihm werden? Die Hoffnung auf den schnellen Nazi-spuk war längst verflogen. «Hitler hatte ja einen aussenpolitischen Erfolg nach dem anderen. Auf den Bildern in den Zeitungen sah man, wie die Engländer und die Franzosen mit dem Hitlergruss an ihm vorbeimarschierten. Sie krochen ihm direkt in den Hintern. Und der kieke mit seinem Schnäuzer, als wenn er die ganze Welt hinter sich hätte.» Jöris dachte an Kardolin. An Tiemann. Holzer war gefasst worden. «Wenn sie einen beim Rüberkommen kriegten, war man weg ...»

Porträtwechsel Wieder begann einer dieser kurzen Frühlinge, für Jöris war es das erste Mal ausserhalb des Uralmasch. In den letzten Wochen hatte sich sein Leben zwischen den alten Werkbänken der kleinen Möbelfabrik und der Baracke über der Strasse abgespielt. Nun wurde es wärmer und er lief nach der Arbeit durch die Strassen. Im Postamt, einem markanten Bauhausgebäude gegenüber dem Sitz der Partei, aber auch in allen öffentlichen Gebäuden hingen die Porträts der wichtigsten Parteifunktionäre. «Das von Parteisekretär Kabakow immer zuerst.» Ein Provinzpotentat über ein Feudalreich, mit Gefolgschaft und Machtinszenierung. «Der Personenkult kannte ja keine Grenzen. Eines Tages fehlte sein Bild.»

Was war geschehen? Einige Wochen zuvor hatte Kabakow am grossen Plenum des Zentralkomitees der WKP in Moskau teilgenommen. Über tausend Delegierte berieten zwei Wochen. Stalin raunte seine langsamen Sätze, beschwor mit dumpfer Stimme eine riesige trotzkistische Verschwörung, die das Land im Griff habe. Der ausbleibende Erfolg von Kollektivierung und Industrialisierung, die Fehlplanungen, Unfälle, der Hunger – alles Schädlingarbeit. Die «Verräter» Bucharin und Rykow waren aus dem Saal heraus verhaftet worden, das Akklamations-Kollektiv eingeschworen, die psychotische Stimmung zu einer der grotesksten Veranstaltungen der Weltgeschichte gelegt.

Stundenlang übertrumpften sich in den folgenden Tagen die Volks- und Gebietskommissare in der Bestätigung von Stalins Wahngelbde. Auch der «Vizekönig des Urals», Iwan Kabakow. Trotzlisten, so liess er die Anwesenden wissen, hätten sich in der Uralsker Gebietsverwaltung, im Handel, in der Planung, im Transport eingenistet. Die Schlangen vor den Brotläden seien ihr Werk, die konterrevolutionäre Propaganda unvorstellbar perfide: In einem Swerdlowsker Geschäft seien Seiten einer Sinowjew-Broschüre als Packpapier benutzt worden.

Kabakow war einer unter vielen. Rayon für Rayon ging es weiter. Kein Bereich der Wirtschaft schien ohne Sabotage, alles lief aus dem Ruder. Da bliebe nur «Ausrottung der Schädlinge, Diversanten und Spione», konstatierte Molotow, und Stalin forderte die Ersetzung der alten durch eine neue

Parteiführung. Unter seinen anfeuernden Einwüfen drohte der zwergenhafte Jeschow den Sekretären, sich den Säuberungen in ihren Gebieten nicht zu widersetzen. Die Parteileute beschlossen ihre Selbstauslöschung.

Kaum war Kabakow von dem Plenum zurückgekehrt, deckte der NKWD einen «Aufstandsstab Ural» auf. Bald war er als der wahre Hintermann der Sabotage-Aktionen, deren Bekämpfung er auf dem ZK-Plenum so scheinheilig bekannt hatte, ausgemacht.

Die Verhaftungen griffen immer mehr um sich. Stalin vernichtete zuerst die Provinzfürsten, dann die ganze Führungsschicht. «Wenn man mal wissen wollte, wer als nächster von den oberen Bonzen verhaftet worden war, so ging man einfach zum Postamt und schaute, ob die Porträts der Herren gewechselt hatten.» Auf die Verhafteten folgten andere, die immer schneller verschwanden. «In den Zeitungen stand von Massenerschiessungen. Die Todesurteile waren Stunden später zu vollstrecken. Jeden Tag war zu lesen: Da wurden 35 verhaftet, dort 20 erschossen.» Jöris war konsterniert. «Nun sollten das auf einmal alles Verräter sein. Leute, die die Partei gegründet hatten? Leute, die durch dick und dünn gegangen waren, die schon zum Tode verurteilt waren.»

Die Lawine erfasste auch das Uralmasch. Einer nach dem anderen wurde verhaftet, bis die komplette Werksspitze samt den leitenden Ingenieuren «überführt» war. Im Bakteriologischen Institut verhaftete der NKWD fast alle Mitarbeiter und bezog die Räume als Stützpunkt. Die Ausländergemeinde spaltete sich endgültig. Kahlmüller, Kleber, Artur Hofmann und andere forderten die Ausweisung ihres bayrischen Kollegen Josef Angerer.

Schrecken und Alltag lagen beieinander. Die Zeitungen berichteten von heroischen Langzeitflügen, berausenden Theaterstücken und Ballettaufführungen, während die Verhaftungen Nacht für Nacht weitergingen. Sie wurden Teil des Lebens, und doch: «Alle lebten in Angst.» Auch der letzte Rest eines geselligen Lebens erstarb, jede Kommunikation versiegte. Man regelte Alltägliches, schnell und unpersönlich, und zog sich zurück. «Wenn man mal länger mit jemandem gesprochen hat, hat man sich gleich hinterher gefragt:

Menschenskind, hast du zu viel gesagt? Hoffentlich hält der jetzt die Schnauze. Heute vertraust du einem und morgen denkst, na?»

Auf einmal standen Deutsche ganz offen unter dem Generalverdacht, Spione zu sein. «Wir waren wie vogelfrei.» Viele Ausländer reisten ab. Wer blieb, wurde vor die Wahl gestellt: Sowjetbürgerschaft oder Ausweisung. Mit dem russischen Pass entfiel der Schutz des Heimatlands. Für die passlosen Asylanten wurde es eng. Jöris hörte von Abschiebungen an die Gestapo. Man munkelte, der junge Heinz Hauk habe versucht, illegal über die Grenze bei Leningrad zu gehen. «Von dem hab ich nie wieder was gehört.»

Als Ausweg blieb noch der Bürgerkrieg in Spanien. Seit einem Jahr warb man in den Betrieben für Freiwillige. «Ich dachte», so Jöris, «das ist meine Chance. Ich melde mich nach Spanien, und dann haue ich über Frankreich ab. Hauptsache raus. Als ich nach zwei Wochen wieder in das Büro kam, sagte der Idiot dort zu mir: ‚Wir haben genug Troztkisten in Spanien!‘ Ich donnerte mächtig auf. Aber raus kam ich nicht.»

11. Juni 1937. Am Abend sass er in einem Park. Die Wege waren voll mit Leuten. Da stieg ein Offizier auf einen Tisch und hielt eine Rede. Er sprach von einer Verschwörung in der Armee, verlas eine Resolution. «Wer dafür sei, dass diese Verbrecher die Todesstrafe bekommen, sollte die Hand heben. Bestimmt tausend Menschen stimmten spontan zu.» Am selben Tag lief der Prozess gegen acht führende Militärs. «Am nächsten Morgen war dann in der Zeitung von Versammlungen im Land zu lesen, und dass der Staat nun den Willen der Massen' vollstrecken müsse.» Unter den Erschossenen war Michail Nikolajewitsch Tuchatschewski, Oberbefehlshaber der Roten Armee, einst beliebtester Marschall der Sowjetunion.

Irgendwann traf Jöris seinen Freund, den Jugoslawen Jwitsch, zufällig an einer Strassenecke. Er schwieg, wirkte verstört, ja verwirrt. «Ich erkannte ihn kaum wieder.» Vor einer Woche sei er entlassen worden, flüsterte er gehetzt. «Auch von mir wäre die Rede gewesen. Mehr brachte ich nicht aus ihm heraus.»

Jöris sah sich schon verhaftet. «Irgendwann war es wie bei der Gestapo. Man konnte mit keinem mehr reden, traute keinem mehr, war immer auf

der Hut. Es war schrecklich.» Und das Schlimmste: Seine Aufenthaltserlaubnis lief ab. Er war in der Falle.

Da bestellte ihn die Komintern nach Moskau. «Ich musste fahren, es war die einzige Chance, eine Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen.» Die Sitzung dauerte 10 Minuten. Dieselbe Kommission erklärte betont sachlich: «Ich hätte vergessen, dass wir eine Kaderorganisation sind und dass ich mich bedingungslos unterzuordnen habe.» Unter diesen Umständen könne man keine Dokumente mehr ausstellen. Es war nichts weniger als ein Rauswurf aus der Komintern. Ohne deren Bestätigung gab es ihn nicht einmal. Kein einziges Dokument trug seinen richtigen Namen. Ein Quartier für die Nacht im Sojusnaja erhielt er nicht mehr. «Sie hatten mich vollständig ausgebootet.»

Im Zug durch die Nacht dachte er immer: «Ich bin dran. Überall verspielt. Hier Sibirien und dort Dachau. – Ich sass zwischen Baum und Borke.» Aber einen Antrag auf Staatsbürgerschaft würde er nicht stellen. «Als deutscher Reichsbürger konnten sie mich nicht einfach verschwinden lassen. Sie müssten mir den Prozess machen, die deutsche Botschaft informieren und mich abschieben.»

Er kam nachts in Swerdlowsk an, morgens ging er zur Arbeit. Die folgenden Nächte lag er wach. Tausendmal kreisten seine Gedanken um immer wieder dasselbe. Wenn er nach Polen käme, könnte er versuchen zu fliehen. «Runter zur deutschen Grenze, bei Kattowitz in die Tschechoslowakei und dann in die Schweiz.» Aber dazu musste er einen Pass haben, musste auf die deutsche Botschaft, zu den Faschisten.

Das war Verrat. Verrat an der Sowjetunion, am Kommunismus, an dem, wofür sie gekämpft hatten. Immer wieder verwarf er alle Überlegungen und sah doch keinen Ausweg. «Warum hab ich Hitler bekämpft? – Um nachher denen hier zuzujubeln? Andere hatten noch Hoffnung, ich nicht mehr.» Er fühlte sich wie auf einem Drahtseil ins Nichts, nirgendwo gab es mehr einen Halt. Schliesslich beschloss er zu gehen. Der Entschluss riss ihn aus der Niedergeschlagenheit, in der er seit Silvester brütete.

«Ich schrieb an die deutsche Botschaft in Moskau.» Er brauche einen Pass, wolle nach Deutschland zurück. Von der Komintern erwähnte er nichts. Eine Antwort blieb aus.

Im Warenhaus «Univermag» traf er Herbert Bester. Er arbeitete dort als Verkäufer. Zwischen ihnen bestand kein enger Kontakt, aber Bester war nie auf Distanz zu Jöris gegangen. Einst hatte Bester auf das soziale Programm der Nazis gehofft und war der NSDAP beigetreten. Dann sah er sich getäuscht und war KPD-Mitglied geworden. Sofort nach der Machtergreifung floh er in die Sowjetunion. «,Mensch, wo sind wir nur reingeraten?», murmelte er immer.» Jöris wartete nach Ladenschluss auf ihn. Vielleicht war es einfacher zu zweit. «Ich sprach ganz offen mit ihm, weil er auch offen gewesen war.» Sie waren sich schnell einig. In zwei Tagen wollten sie unauffällig nach Moskau zur Botschaft aufbrechen.

Die Tage schlepten sich. Wie sollte er sein Bündel packen, ohne dass irgendjemand etwas merkte? «Aber etwas musste ich ja mitnehmen. Ich ging mit ein paar Klamotten und sagte: ‚Ich muss in die Wäscherei‘. Dann liess ich mir Vorschuss geben.» Am Abend fuhr er zum Kaufhaus. «Aber Bester wollte nicht mehr, er hatte Angst.» Jöris schob ihn in eine Ecke. «,Mensch, wir haben keine Wahl!» Bester blieb bei seinem Nein. «,Du kannst mich ruhig verraten’», raunte Jöris. «,Mich kriegt keiner mehr. Aber dich werden sie nach Kolyma oder sonst wohin bringen’.»

Der Zug fuhr erst am nächsten Morgen. In seinem Zimmer konnte Jöris nicht mehr schlafen. «Eine Bemerkung von Bester, und schon hätte ich den NKWD am Hals gehabt. Vielleicht hatten sie von Moskau aus schon die Organe in Swerdlowsk informiert.»

Wohin? «Irgendwann fiel mir der Letzte des alten Freundeskreises aus der Möbelzeche des Uralmasch ein, Stephan Grebneff.» Er kam aus einem kleinen Dorf bei Kasan, ohne jede Ausbildung, und war ein guter Vorarbeiter geworden. «Mit ihm hatte ich Billardtische gebaut.»

Die Sonne stand schon tief, als er in der Strassenbahn ins Uralmasch sass. Er passte Grebneff ab. Ob er heute Nacht seinen Holzschopf auflassen

könne? Jöris erzählte nicht viel – und Grebneff schwieg, nickte leicht und ging.

Bis es dunkel wurde, lief Jöris durch die Strassen. Dann holte er seinen Koffer aus dem Versteck. «Bei den Schuppen war alles stockdunkel.» Aber die Tür war offen. War jemand da? Lange brauchten seine Augen, bis er sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte. Er war allein. Atmete aus. «Mit dem Koffer sass ich die ganze Nacht zwischen den Holzscheiten. Wenigstens war es nicht so kalt.»

Leontjewski Pereulok 10 Die deutsche Botschaft ist längst umgezogen, aber die schmale Strasse mit dem zurückversetzten Palais ist unverändert. Ein hoher gusseiserner Zaun, links und rechts zwei kleine Gartenhöfe, Bäume. Der Eingang umrahmt von klassizistischen Säulen, darüber ein Balkon. Heute residiert hier eine Werbefirma. Eine Glastür, dahinter ein heller Holztresen. Die Leontjewski Pereulok ist eine Stichstrasse auf die Twerskaja, das Lux lag keine fünfhundert Meter entfernt. Auf den knappen Bürgersteigen entlang den Fassaden ist immer noch jeder schon von Weitem zu sehen; keine Arkaden, keine zurückversetzten Häuserfronten, keine Seitenstrassen.

Der damalige deutsche Botschafter, Friedrich Werner Graf von der Schulenburg, arbeitete seit fast 40 Jahren als Diplomat. In Moskau seit 1934. Er war ein Gegner der Nationalsozialisten, der in der Übergangsregierung Goerdeler als Aussenminister vorgesehen war. Nach dem 20. Juli 1944 wurde er von den Nazis in Plötzensee hingerichtet.

Es war ein komisches Gefühl für Jöris, diese Strasse entlangzulaufen. Tausendmal war ihnen eingebläut worden: Achtung, faschistische Agenten, weg von der Botschaft, kein Wort Deutsch auf der Strasse. Nun vermutete er NKWD-Agenten. Aber niemand war zu sehen. Als er auf der Höhe der Botschaft ankam, merkte er, dass sie schon geschlossen hatte.

In den eindunkelnden Strassen stand die Wärme des Tages. Menschen flanierten, lachten, standen zusammen auf den Plätzen. Verfolgungen schien es hier nicht zu geben, das musste in einem anderen Land sein.

Er holte seinen Koffer am Kasaner Bahnhof und stieg in eine Vorortbahn. In den Fernzügen gab es Kontrollen. «Alle wurden wie eine Horde Vieh in die Wartesäle gejagt, die Koffer durchsucht, Papiere inspiziert.»

In Ramenskoje, 30 Kilometer südöstlich von Moskau, stieg er mit einem Pulk von Pendlern aus. Er lief zwischen Wohnsiedlungen, Textilfabriken, Maschinenbauhallen. Lange nach Mitternacht schlich er in einen Park, auf einer Bank im Dunkeln wartete er. Miliz war nicht auszumachen. Dann übermannte ihn die Müdigkeit. «Plötzlich merkte ich was an den Füßen. Jemand wollte mir die Schuhe ausziehen. Ich schrie, sprang auf. Der Kerl verschwand schnell in den Büschen.» Der Schreck machte Jöris wie benommen. «Jetzt barfuss. Was hätte ich ohne Schuhe gemacht?» Plötzlich standen zwei Milizionäre neben ihm. Er solle sich ausweisen. Ein Hämmern in seinem Kopf. Er zeigte seine Aufenthaltsgenehmigung. «,Die ist verfallen’. – ,Ja, deswegen bin ich ja nach Moskau gekommen. Morgen muss ich aufs Amt.’» Sie zögerten. Schliesslich gingen sie weiter.

Aufgeregt und immer müder lief er bis zum ersten Morgenlicht durch die Strassen. Die Stunden schlichen dahin.

Als er in die Leontjewski Pereulok bog, sah er die Milizionäre von Weitem. Er lief auf der gegenüberliegenden Strassenseite, als wenn er vorbeigehen wollte. Auf der Höhe der Eingangstür huschte er quer über der Strasse. «,Was kann ich für Sie tun?’», fragte der Schalterbeamte hinter dem Tresen. Er trug ein Hakenkreuzabzeichen am Jackett. «,Ich habe Ihnen geschrieben, wegen einem Reisepass, um ein Ausreisevisum aus der UdSSR zu beantragen’.» Der Beamte durchsuchte verschiedene Ablagen, fragte nach. Nichts. Jöris wurde jemand vorgeführt, vermutlich dem Botschaftsrat Gebhard von Walthers. Er musste Brief und Inhalt beschreiben. Von Walthers notierte, kündigte Einspruch gegen die Beschlagnahmung bei den sowjetischen Behörden an. «Dann wollte der Beamte meinen alten Pass. ,Den habe ich verloren’.» Er schien nicht erstaunt. «,Und warum wollen Sie zurück?’ – ,In Berlin läuft ein Verfahren gegen mich. Dazu will ich mich stellen. Meine Angehörigen haben Schwierigkeiten wegen mir’.» Das

hatte sich Erwin Jöris lange überlegt: eine freiwillige, keine erzwungene Rückkehr.

«,Berlin muss ihre Angaben überprüfen.’ – ,Wie lange wird das gehen?’ – ,Vier Wochen’.» Damit hatte er nicht gerechnet. «,Am besten fragen Sie direkt bei der Gestapo nach, die wissen Bescheid’. – ,Das ändert nichts. Vier Wochen brauchen wir’.» Er bekam 80 Rubel aus der Hilfskasse. «,Reden Sie mit keinem darüber, sonst heisst es: Spionagegeld. Und verlassen Sie sofort Moskau’.»

Auf der Strasse sprach ihn ein Mann in braunem Mantel an: «,Was haben Sie in der Botschaft gemacht?’ – ,Meinen Pass verlängert’.» Er bog um die Ecke, stieg in eine Strassenbahn, blieb sitzen, fuhr. Vier Wochen! Wie sollte er das machen? Es war schon Nachmittag, als er über den Kom-somolskaja-Platz ging. Er glaubte, den Mann mit dem braunen Mantel wiederzusehen. In der Gepäckaufbewahrung holte er seinen Koffer. Eine Frau bot ihm eine Fahrkarte nach Kalinin an. Schnell griff er zu und querte den Platz. Noch nie war er vom Leningrader Bahnhof abgefahren. «Ich war jung, hatte keine Ahnung, nichts zum Übernachten. Ich hatte eigentlich keine Chance. Schrecklich.»

Er stieg ein, der Zug fuhr. Draussen dämmerte es, aber er hatte nur Augen für den Zugdurchgang. Niemand, der vorbeikam, schien ihm verdächtig. Wie sollte er die nächsten Wochen überstehen? In den Parks, den Zügen, überall Kontrollen. Kalinin, das ehemalige Twer an der Wolga, lag auf der Strecke nach Leningrad. Eine kleine Stadt, durch die Kollektivierung um- und umgeschichtet, mit rückläufiger Bevölkerung. Vermutlich würde er schnell auffallen. Es war dunkel, als der Zug hielt. Seine Fahrkarte war nur bis hierher gültig. Er blieb sitzen.

Gedanken jagten durch seinen Kopf. Mancher deutsche Kommunist war über Leningrad eingereist. Mit einem Dampfer. Vielleicht kam er auf diesem Wege raus. Ihm fehlte die Zugkarte; er stellte sich schlafend. «Wenn einer gekommen wäre, hätte ich gejammert: ,Oh je, jetzt hab ich verschlafen, wie komme ich denn jetzt nach Kalinin zurück?’»

Als er aufwachte, stand der Zug im Süden Leningrads, im Moskauer Bahnhof. Es war der 15. Juli 1937, ein Donnerstagsmorgen. Die Sommersonne spiegelte sich im Fluss. Er lief am Ufer bis zum Winterpalais. Der Platz, die Säule. Hier waren sie vorangestürmt, die siegreichen Massen der grossen Oktoberrevolution. Zumindest in Sergei Eisensteins «Oktober», den sie so oft gesehen hatten.

Träge schoben sich die Wellen unter der Newa-Brücke hindurch. Die Luft tat gut. Der Turm der Peter-und-Paul-Festung blinkte wie eine Nadel in der Sonne. Der Weg zum Hafen zog sich. Ihm war heiss, sein Magen knurrte. In einem Reedereibüro erkundigte er sich nach einem deutschen Dampfer. «Fehlanzeige.» Was nun?

20 Kilometer entfernt, auf der Karelischen Landenge, musste die Grenze zu Finnland verlaufen. Vielleicht kam man mit der Strassenbahn aus der Stadt und dann zu Fuss weiter?

«Aber schon in der Bahn wurde kontrolliert. Im letzten Moment sprang ich noch von der Plattform.» Er sah in der Ferne Bretterzäune, Stacheldraht, Militärposten. «Da hab ich gleich die Kurve gekratzt.»

Der Plan war völlig naiv gewesen. Im Grenzvorfeld verlief eine Zone – teils bis zu 60 Kilometer ausgreifend –, in der man nur mit NKWD-Genehmigung sich aufhalten durfte. Die Grenzbevölkerung musste alle Fremden melden. Ein unerlaubter Grenzübertritt war unmöglich.

Und seine Gefühle? «Es würde wie ein Roman wirken, wenn ich das alles beschreiben sollte. Auf jeden Fall eine gefährliche Zeit, wie nach dem Reichstagsbrand.» Eigentlich konnte er es immer noch nicht fassen: die Faschisten als letzte Rettung vor den eigenen Leuten, die grenzenlose Verlassenheit zerbrochener Hoffnung und wieder Gefängnis vor Augen.

Auf dem Gleis nebenan stand der «Rote Pfeil». Leningrad – Moskau in zehn Stunden. Aber was sollte er dort? Moskau war im Feiertrubel. Tags zuvor war das grösste Bauprojekt des zweiten Fünfjahresplans, der Moskwa-Wolga-Kanal, eröffnet worden. Gebaut von Häftlingen, die man im grössten Lagerkomplex des Landes, im sogenannten Dmitlag, für vier Jahre zusammengezogen hatten. In der Hochphase des Baus waren es 200.000 gewesen. Jeder Zehnte kam bei den Bauarbeiten um, zusammengebrochen,

verhungert, eingegossen im Beton. Und während man mit Flaggen und Kapellen auf Schiffen die Jungfernfahrten feierte, wurden die letzten Leitungskader an den Anlegestellen vom NKWD von Deck geholt und verhaftet. Mit der Übergabe des Grossbaus an die Schifffahrt war schon die gesamte Bauleitung erschossen. Sie galt als Klientel Jagodas, der im April aus der Partei ausgeschlossen worden war. Die Erschiessungen fanden auf dem Gelände neben seiner Datscha statt.

Die Feiern gingen an Jöris vorbei. Er fuhr wieder nach Ramenskoje, wieder übernachtete er im Freien. Dann nahm er einen Zug nach Süden. Ein paar Tage blieb er in Kolomna, 100 Kilometer von Moskau entfernt. Noch waren die Sommernächte kalt. Dann stieg er in Rjaschsk aus, einem Kaff, ohne Industrie. Landstreicher lungerten um die Eisenbahnstation. Einer hatte ein Holzbein und lallte betrunken. Aber er schien sich auszukennen. «Ich kaufte Brot und gab ihm was davon.» Der Einbeinige erzählte von Eisenbahnrouuten, Bahnhöfen, Obstfeldern, Razzien der Miliz. Heute Nacht gehe es weiter. Ob er ihn mitnehme, fragte Jöris. «Und dann stieg ich mit auf.» Mit dem Güterzug nach Süden, Station für Station. Der Einbeinige kannte die Fahrpläne, die schwierigen Bahnhöfe, alle Tricks. «Sein Geld hatte er zwischen Knie und Holzbein.» In Mitschurinsk blieben sie. Ein Eisenbahnknotenpunkt in der Oka-Don-Ebene. Kiefernwälder und schwarze Erde. Überall Getreidefelder, dazwischen Kartoffeln, Zwiebeln, grosse Obstplantagen.

Tagsüber trieben sie sich in der Stadt herum oder klauten Sauerkirschen, die ersten Birnen, Klaräpfel, Mirabellen. Am Abend hockten sie im Bahnhofswartesaal. Ständig ging die Tür auf. «Auf einmal sagte einer zu mir: ‚Ubiri nogi!‘ Ich nahm die Beine weg, und er krauchte unter die Bank und fing an zu schnarchen.» Bald lagen überall Penner. In der Ecke stand ein Kessel. «Sie sofften heisses Wasser und assen, was sie erbettelt hatten. Trocken Brot, angefaulte Äpfel, schreckliches Zeug. Ein solches Elend. Punkt zwölf spielten sie die russische Hymne, die Internationale: ‚Wacht auf, Verdammte dieser Erde, die stets man noch zum Hungern zwingt!‘

Und über dem Eingang stand: ‚Wir danken dem Genossen Stalin für unser herrliches Leben!›

Die Tage zogen sich. «Ich ‚spielte‘ Landstreicher, war unrasiert, ungewaschen, einfach runtergekommen. Und hoffte, nicht aufzufallen.» Viele hielten ihn für einen Ukrainer. Zum Glück blieb ihm das Betteln erspart. Noch hatte er Geld. Aber auch die Langeweile von Durchstehtagen schwächt, nachts ekelte er sich.

«Auf den Rangiergleisen stand Zug neben Zug, immer schön verpackt, angeschrieben in Deutsch und Russisch.» Das war ihm schon in Swerdlowsk aufgefallen. Die Handelsverträge mit Deutschland waren nach der Machtergreifung erneuert worden, der Güteraustausch florierte. Ihm fiel eine Veranstaltung ein, auf der ein Komsomolze «rumhämmerte», warum die Politemigranten aus Nazideutschland abgehauen seien? Das sei Verrat vor dem Feind. «Damals musste ich wegen der Konspiration alles runterschlucken. Aber uns, die wir Kopf und Kragen riskiert hatten, schoben sie in die Schuhe, dass die Halunken in Deutschland immer noch an der Macht waren. Und sie?»

«Eines Abends ging die Tür auf und Miliz mit Knüppeln kam in den Wartesaal. Ich dachte nur: Jetzt schnappen sie dich! ‚Pokaschitje wasch dokumenti!‘ Ich kramte meine Wid na schitelstwo raus. ‚Ach nemecki, deutscher Staatsbürger? Potschemu ty sdjes sidisch? Warum sitzen du denn hier? Poschli!‘, ‚Komm!‘ – Der war zu blöde zu merken, dass meine Aufenthaltsgenehmigung abgelaufen war. Sie führten mich in den Wartesaal für die Direktoren. ‚Saditjes sdes, poschaluista!‘, ‚Setzen Sie sich hier bitte hin!‘ Und dann hatte ich einen Polstersessel.»

Die Penner erzählten von täglichen Razzien in Bahnhöfen, Zügen, Nachtasylen, Bierkneipen. Im ganzen Land, nun auch in den kleinen Städten. Drei Wochen war es her, dass Jeschow dem NKWD die Zielquoten vorgelegt hatte: 270.000 «Asoziale, Berufsverbrecher und Ausweislose» sollten aus den Grossstädten deportiert werden. Menschen ohne Arbeit und festen Wohnsitz, Bettler, Brotdiebe, Prostituierte, Jugendliche mit schrecklichen Lebensgeschichten, Zigeuner und Wahrsagerinnen. 70.000 von ihnen wurden als «Feinde der Sowjetmacht» erschossen.

Die Tage verstrichen. Drei Wochen ohne einen ruhigen Moment.

«Wenn man die Nächte nicht mehr schlief und tagsüber immer nur umherkroch ...» Das Geld war weg. Er hungerte. Seine Kräfte gingen zu Ende. Machte das alles Sinn? Gaben sie ihm überhaupt einen Pass? Flucht in Polen – das war doch unsinnig. «Und selbst wenn ich irgendwie nach Berlin kommen würde: ich käme ins Gefängnis. Da gab's nichts: Ich war am Ende.» Er lief Feldwege entlang, schaute über ein Getreidemeer. «Ich nahm ein Messer und drückte zu.» Die Vene war noch nicht durch, als er dachte: «Nee, den Gefallen tust du ihnen nicht.» Er rannte zum Bahnhof und liess sich in der Sanitätsstelle verbinden. Die Narben sieht man noch heute.

Im Fenster hing ein Plakat: Facharbeiter gesucht. Für einen Bau in Petrosawodsk, der Hauptstadt Kareliens. Auch Bautischler. Er öffnete die Tür zum Anwerbebüro. «„Ausländer? Aufenthaltserlaubnis?“ Jöris schob das zerdrückte Papier über den Tisch. «„Abgelaufen.“ – „Ja, ich muss nach Moskau, zum Verlängern.“ – „Wir fahren über Moskau, das können Sie auf der Durchfahrt machen. Wo haben Sie gearbeitet?“ Jöris zählte Arbeitsstellen auf, an denen er nie gewesen war. «„Und am Handgelenk?“ – „Arbeitsunfall.“»

Die Angeworbenen schliefen in zwei Baracken. Endlich wieder waschen, rasieren. Seine Stimmung besserte sich. «Nun war ich von den Wartesälen weg.» Aber auch hier waren Razzien möglich. Drei Tage später zogen sie mit 15 Mann spätabends zum Bahnhof. Im Wartesaal sassen Landstreicher. Ohne Papiere galt er als nicht angeworben, bekam keine Bahnkarte. «Der Trupp schleuste mich durch die Sperre.»

«Die Strecke, die ich auf windigen Güterzügen gekommen war, fuhr ich nun im warmen Abteil zurück.» Die anderen holten ihr Essen raus: Gekochtes, Gebratenes, Fisch und Fleisch. Man gab ihm ab. «Die waren sehr nett. Ich war auch sehr nett – und habe sie belogen von oben bis unten.» Am Morgen fuhren sie in Moskau ein. «„Holen Sie die Verlängerung. Wir warten am Leningrader Bahnhof auf Sie. In acht Stunden geht es weiter.“»

Deutschenjagd Dienstag, 10. August 1937. Erst 24 Tage waren vergangen, er war zu früh. Trotzdem. Er nannte seinen Namen. Der Beamte kam mit einem provisorischen Pass. «Für die Heimreise nach Deutschland über die Grenzstelle Neubenschen, Gültigkeitsdauer: 14 Tage.’ – ‚Und was ist, wenn es länger dauert?’ – ‚Dann ist klar, wo Sie sind und die sowjetischen Behörden müssten uns den Pass zuschicken’.» Er bat um Geld, unterschrieb, dass er es in Berlin wieder einzahlen würde.

Auf der Strasse sprach ihn ein Mann an. Was er in der Botschaft gemacht habe? «Ich brauchte Hilfe’ – ‚Wer Hilfe braucht, muss nicht zu diesem Gesindel. Der NKWD hilft jedem.’» Zwei Monate später erging der NKWD-Befehl, alle in die Botschaften von Deutschland, Japan, Italien und Polen eintretenden Verdächtigen zu verhaften.

Jöris lief zum Aussenministerium. Abteilung Ausreisevisa. Er traute der Sache nicht. «Vielleicht würden sie mich hier gleich verhaften.» Im Wartesaal sassen österreichische Schutzbündler. «Das gab mir Mut.» 400 von ihnen waren nach dem Aufstand in Wien hierher geflohen, zur selben Zeit, als auch er gekommen war. Wollten sie wirklich zurück? Österreich war faschistisch. Er stellte sich unwissend: «Wie füllte man das aus?’» Auf ihren Anträgen standen Wien und Graz.

Jöris arbeitete sich durch das Formular. Den Schalterbeamten verbarg eine Wand mit schmalem Schlitz. «Das war alles lichtscheues Gesindel.» Er legte Antrag und Pass vor; die Aufenthaltserlaubnis wurde verlangt. Er schob das abgelaufene Papier durch den Schlitz. Das Visum müsse bei der NKWD-Gebietsverwaltung in Swerdlowsk bestätigt werden, tönte es aus dem schmalen Durchlass. Jöris argumentierte. Vergeblich. Er fuhr zum Kasaner Bahnhof, wartete. Niemand schien ihn zu beobachten. Er hatte keine andere Wahl.

Als er nach zwei Tagen in Swerdlowsk ausstieg, wollte er über Seitenstrassen in die Innenstadt zum NKWD-Gebäude. In einem Durchgang kam ihm Frau Pauchel entgegen, eine deutsche Dolmetscherin. Sie wirkte konfus. Was mit ihm sei? Jöris verstand ihre Frage nicht. Ob er nicht wisse, was los sei? Seit 14 Tagen würden alle Deutschen verhaftet. «,Ehlers,

Bumke, Wandel, Meissner, Emmerich, Angerer, Heinz Sattler – alle abgeholt und keiner weiss, was los ist.’»

Damit war klar: «Auf der NKWD-Stelle würden sie mich sofort verhaften.» Was sollte er machen? Er war ratlos. Schliesslich fuhr er Richtung Uralmasch, ging die letzten Stationen zu Fuss. Er hielt sich abseits der Uliza Ilitscha. Von Weitem sah er Magdalena Hofmann. Ihr Blick war fahrig. Was mit ihm sei? Wieso, er käme gerade aus Moskau. Jöris folgte ihr in die kleine Wohnung.

Artur Hofmann, ihr Mann, war ein «1.000-prozentiger Kommunist», so Jöris. Er kam aus Thüringen, ein Bauschlosser, fünf Jahre älter als er. In der Zwischenkriegszeit war er arbeitslos mit einem Faltboot von Kiel über Finnland zu einem Esperanto-Kongress nach Kronstadt gepaddelt. Beim Gang über die grüne Grenze verhaftete man ihn. Er landete drei Monate in einem Leningrader Gefängnis und wurde im Ural interniert. Nach der Freilassung bewarb er sich im Uralmasch und stieg schnell zum Meister auf. Kleber und Kahlmüller hatten ihn ganz auf ihre Seite gezogen. Dennoch: Jöris fand ihn sympathisch. Magdalena war vor drei Jahren aus Deutschland mit nach Swerdlowsk gekommen.

Alle Deutschen seien von heute auf morgen entlassen worden, erzählte sie leise am Küchentisch. Auch Artur. Nachts gäbe es Wohnungsdurchsuchungen. Männer seien mitgenommen worden, die Frauen liefen heulend von Behörde zu Behörde. Artur, Kahlmüller, Kleber und Rückert seien nach Moskau auf Arbeitsuche gefahren.

Was war die Ursache für all dies? Ein kleiner Zettel gab den Anstoss, heute im Parteiarchiv dem Protokoll einer Politbürositzung beigelegt. Darauf ist in Stalins Seminaristenduktus und übergrosser Schrift zu lesen: «Alle Deutschen in unseren Rüstungsbetrieben, halbmilitärischen und Chemiewerken, in Elektrokraftwerken und auf Baustellen in ALLEN Gebieten sind zu VERHAFTEN.» NKWD-Chef Nikolaj Jeschow, der auf den Bildern immer wie ein verlorener Gymnasiast aussieht, liess an alle seine Verwaltungen den Befehl Nr. 00439 telegraphieren: «Durch Agentur- und Untersuchungsmaterialien der letzten Zeit ist bewiesen, dass der deutsche Generalstab und die Gestapo in breitem Umfang Spionage- und Diversi-

onstätigkeiten in den wichtigsten Industriebetrieben, in erster Linie in der Verteidigungsindustrie, organisiert und sich zu diesem Ziel der dort eingestellten Kader, die deutsche Staatsbürger sind, bedient.» Als der Verhaftungsbefehl in Swerdlowsk aus dem NKWD-Ticker kam, lag Erwin Jöris noch zwischen den Bettlern im Bahnhofs-Wartesaal von Mitschurinsk. Die NKWD-Häscher – wie überall im Land Tag und Nacht im Einsatz – kamen erst vier Tage später zu den Deutschen im Uralmasch. Am 28. Juli 1937 verhaftete sie Paul Karow, am nächsten Tag Hermann Breuer, Hugo Neuhaus, Paul Wandel, Rudolf John und Josef Angerer, einen Tag später Ernst Ehlers. Alle nichtdeutschen Werksausländer wurden über Nacht entlassen. Mit der Aufdeckung von 19 «Spionagenestern» in den grössten Industriebetrieben des Landes bediente Jeschow eine Woche nach Befehlsausgabe Stalins krankhafte Verschwörungsmanie. 340 deutsche Staatsbürger seien verhaftet worden, 26 davon im Gebiet von Swerdlowsk. Das war der Anfang der «deutschen Operation».

«Und was machst du jetzt?», fragte Magdalena Erwin Jöris. «Hier bleibe ich sicher nicht. Die holen doch alle ab. Und mich sowieso. Ich habe mir einen Pass besorgt und irgendwie werde ich schon überkommen.» Sie schwieg. Im Nebenzimmer hörte man Walter, ihren kleinen Sohn.

«Wo gehst du denn jetzt hin?», fragte sie, als er aufstand. Er zuckte mit den Schultern. «Da meinte sie: ‚Du kannst heute Nacht hier schlafen‘. Das war mutig von ihr.» Den Tag verbrachte er irgendwo in der Stadt. Im Dunkeln klopfte er wieder an ihre Tür. «Am nächsten Morgen verdrückte ich mich gleich wieder.» Am nächsten Abend sah er zwei NKWD-Beamte vor ihrer Haustür stehen.

In der Aufregung unter den Zurückgebliebenen sprach sich seine Ankunft schnell herum. «Am 12.8. ist der früher angebliche Politemigrant Blindenberg ... von Moskau nach Swerdlowsk zurückgekommen, mit einem von der deutschen Botschaft ausgestellten Pass», hiess es in einem Bericht an die Komintern von Robert Massel, der den in Moskau weilenden Kahlmüller vertrat. «Er versucht hier bei den Frauen der verhafteten und entlassenen Deutschen zu provozieren. Also man kann sagen, wirklich als faschistischer Provokateur.

Wir geben uns alle Mühe, ihn zu entlarven. Falls es uns nicht gelingen sollte und er bei euch auftaucht, so wisst ihr ja, mit wem ihr es zu tun habt.»

In Moskau informierte Kadermüller den NKWD-Offizier Bjelow, ein Deckname für den Bulgaren Georgi Damjanow, den neuen Leiter der Kaderabteilung und Nachfolger des inzwischen erschossenen Alichanow. Über NKWD-Kanäle lief die Information zurück nach Swerdlowsk.

Im dortigen Hauptquartier hatte man zu den Verhaftungen der Deutschen schon die Grundzüge des nötigen Spionagekomplotts konstruiert. Mit jedem Vernehmungsprotokoll wurde es in seiner Entstehung und horrenden Verästelung detaillierter ausgewalzt. Noch heute liegen die Mitschriften im Swerdlowsker Staatsarchiv. Detailreich, mit falschen Namensschreibungen, Übersetzungsfehlern, den Widersprüchen schneller Befehle und sich überschlagender Ereignisse. Eine gute Woche nach der ersten Verhaftung hatte man das erste Geständnis: In ausgesprochen schlechtem Deutsch bekannte sich der parteilose Spezialist Paul Wandel, unter der Regie von Heinrich Sattler, mit Ernst Ehlers, Otto Bunke, Jans Wener (gemeint war wohl Jens Werner), Josef Angerer und Fritz Boise zur «spionischen» Tätigkeit. Das war nun die von der Gestapo gesteuerte «Sattler-Gruppe». Richt-Fiktion aller weiteren Verhöre.

Erneut diente der Schmiedepressenbrand von 1934 als Dreh- und Angelpunkt. Der damalige Drahtzieher Waldemar Jost habe schon vor seiner Verhaftung das Spionagematerial dem Chef der Konstruktorsabteilung Heinrich Sattler übergeben. Der Kölner habe dann drei Jahre lang Helfershelfer für die «faschistische Residentur» geworben: Berning, Kasatkin, Schebest, Levenberg, Neljubin, Bucher, Grossman, Wagner, Gerke, Hauk, Breuer, Wandel, Ehlers, Bunke, Angerer und Boise. Einige waren inzwischen schon wieder in Deutschland. Bald verkündete die Betriebszeitung: «Die Wurzeln der Sabotage im Werk beginnen mit den ersten Tagen seines Aufbaus.» Von Anfang an hätten die deutschen Agenten die Bedingungen geschaffen, dass «das Werk überhaupt nicht die Produktion ausstossen kann, die von ihr gefordert wird».

Während Erwin Jöris in den Strassen von Swerdlowsk den NKWD-Schergen zu entkommen versuchte, gestand der Düsseldorfer Hugo Neuhäus, dass auch Anschläge von der Gruppe geplant worden seien. Dies bestätigten Heinrich Wilhelm Heiling und Rudolf John in ihren Vernehmungen. John wurde Tag und Nacht verhört, man drohte ihm mit Erschiessung, der Verhaftung seiner Ehefrau und der Heimunterbringung seiner Kinder, die er dann nie mehr sehen werde. Es war in allen Verhören dasselbe.

Von alledem wusste Jöris nichts. Er schlug sich Tage und Nächte ziellos durch Strassen und Parks. «Die GPU-Männer erkannte man an ihren Hüten mit langer Krempe. Aber sie konnten auch im Schlosseranzug daherkommen.» Irgendwann glaubte er sich beobachtet, bog um eine Ecke, lief eine Strasse entlang, bog wieder und wieder ab. Dann hörte er Blasmusik. Eine Beerdigung, ein offener Sarg, begraben unter Kränzen, dahinter die Trompetenkapelle. «Ich reihte mich ein in den Trauerzug. Am Stadtrand verdrückte ich mich in eine Seitenstrasse.»

Ziellose Stunden, er tauschte die letzten Staatsanleihen von seinem Lohn. Vielleicht wollten sie nur sehen, mit wem er sich traf? «Warum ich das Spiel so lange mitgemacht habe, weiss ich bis heute nicht. Die Festnahme stand sowieso bevor. Aber es lag einem eben so im Blut abzuhaue.»

Drei Tage schleppte er sich durch die Stadt, immer auf der Suche nach einer Übernachtungsmöglichkeit. Überall gab es Kontrollen. Es war spät. Die Nächte zehrten aus. Sein letztes warmes Essen lag lange zurück. Er war ungewaschen, unrasiert, seine Kleider dreckig. Heute wollte er nicht mehr im Park übernachten. Spät fuhr er ins Uralmasch, lief zur Uliza Ilitscha. Vielleicht bei Elisarow. Das war der Deckname eines chinesischen Kommandierten. Sie hatten sich schon vor Jahren im Sajusnaja gesehen, aber nie unterhalten können. Inzwischen konnten sie beide Russisch, und Elisarow war nach Swerdlowsk beordert worden. Immer wieder hatten sie sich getroffen, Tee aus Untertellern geschürft, wie es Mode war, und verabredeten, dass Elisarow ihm Chinesisch beibringen sollte. «Er war noch ganz jung, aber ein feiner Kerl.»

Langsam stieg Jöris die Stufen des Treppenhauses hinauf. «In dem Moment, als ich sie sah, sahen sie mich. Ich raste die Treppe runter, aus dem Haus, die Strasse hinunter.» Drei Uniformierte folgten ihm. Er bog ab, bog wieder ab. Wieder. Sie blieben dran. Seine Beine wurden schwer. Er merkte die Tage und Nächte, hatte keine Kraft mehr. «Ich lief zu einer Station der Arbeiter- und Bauern-Miliz, riss die Tür auf. Sie kamen keuchend hinterher. Einer legte mir Handschellen an, der andere ging ans Telefon: ‚Jestk, ‚Wir haben ihn!‘»

Lubjanka

Herzversagen «Ich sass hinten, rechts und links je einer, zwei vorne.» Montag, 16. August 1937. Noch heute residiert der FSB, Nachfolger des NK-WD, in der Querstrasse des Lenin-Prospekts, ein gelb gestrichenes Haus mit Einfahrt zum Hof, mitten in der Stadt. Vom Photographieren des Gebäudes rät eine Stadtbewohnerin ab. Sie wechsele beim Vorbeigehen sogar die Strassenseite. Und damals?

Ein Gang, Räume, ein Vernehmerzimmer, zwei Beamte: Warschawski, Kipjanow, stellten sie sich vor. «,Perewodschik chotschisch?’, ,Willst Du einen Dolmetscher?’ – ,Njet.’» Ein irritierend sachlicher Umgangston. Jöris schwankte zwischen Misstrauen und erleichterter Kraftlosigkeit. «,Wann haben Sie das letzte Mal gegessen?’ – ,Gestern Abend.’» Kipjanow griff zum Telefonhörer. Wurstbrötchen und ein Teetopf wurden gebracht. Jöris bemühte sich, nicht zu schlingen. «,Wir werden Sie jetzt befragen’.» Personalien, Lebenslauf, Arbeitsorte, der Pass. Jöris war völlig übermüdet. Die Zunge wurde ihm immer schwerer. Vor Erschöpfung rutschte er fast vom Stuhl. «,Wo waren Sie die letzten drei Wochen?’» – Jöris fielen die Augen zu. «,Ich kann nicht mehr.’»

In einem Kastenwagen, einem «schwarzen Raben», fuhr man ihn ins Gefängnis. Auch das existiert noch heute, zwei Strassen weiter, mit Wachtürmen wie wackelige Hochsitze und einer neuen Gefängniskirche. Damals: Wächter mit Maschinenpistolen, hell erleuchtete Gänge, gefliester Boden. Eine Ecke, abgetrennt mit einer Holzwand. Man schob ihn hinein. Über die Flure hallten Schritte, Schlüssel klirrten. Türen knallten. Er sass auf einem Hocker. Übermüdet sackte ihm der Kopf weg. Auf einmal stand Kiseljow, der Fabrikdirektor, im Türrahmen. «,Überall werden die Deutschen verhaftet ...’», stammelte er leise. Stumm sass jeder in einer Ecke. «,Irgendwann kam einer und rasierte uns. Dann schor er uns die Haare.»

In der Zelle, in die sie ihn brachten, lagen drei Häftlinge. Jöris schlief sofort ein. Stunden später: «,Raus!’, Gesicht gegen die Wand, Hände auf den Rücken, Handschellen.» Es war dunkel, als er in den Gefangenenwagen im Hof stieg.

Kaum sass er im Verhörzimmer, brüllte Warschawski etwas von Spionage, Konterrevolution, infamer Hetze gegen Partei und Regierung. «Ich hätte schon 1932 Verbindungen zu Opposition gehabt, trotzkistische Ansichten vertreten.» Kipjanow schwieg, er wirkte müde, einmal fielen ihm die Augen zu. Im Verhör ging es um den «Verräter» Heinz Neumann, den «Volksentscheid der KPD mit den Nazis». «,Du bist ein Agent der Gestapo, seit Jahren. Zur Tarnung bist du in den Jugendverband eingetreten. Welche Spionage-Aufträge hast du dir in der Botschaft abgeholt?» «,Unsinn'», bemühte der sich gegenzuhalten. 1928, bei seinem Parteieintritt, habe es noch gar keine Gestapo gegeben. Warschawski brüllte einfach weiter: ‚In Sonnenburg hast du feige vor dem Faschismus kapituliert‘. Ich sei ein ‚sozialgefährliches Element mit faschistischen Umtrieben^ Und dann fuchtelte er mit einer Pistole rum.»

«,Byl takoj slutschai ... Hatten wir nicht so einen Fall, dass du das Uralmasch als ein sowjetisches Konzentrationslager bezeichnet hast?» Zwischen durch erwähnte Warschawski erstaunliche Details aus Jöris Partei-Leben: Vorfälle der letzten drei Jahre, Bemerkungen aus persönlichen Gesprächen, einem Kommentar von ihm in einer Verkaufsstelle für Funktionäre: «Auf einmal sah man, wo man überall bespitzelt worden war.» Er war abgekämpft. Die Situation hatte etwas Unwirkliches, Entgegnungen kamen ihm nicht in den Sinn. Nicht ableugnen, zu seiner Sache stehen, fiel ihm ein. Er dachte an die Parteischule in Brandenburg, an Felix Halle, seine Broschüre: «Wie verteidigt sich der Proletarier in politischen Strafsachen vor Polizei, Staatsanwaltschaft und Gericht». Unzählige Veranstaltungen hatte Jöris damit in den Ortsgruppen organisiert.

Draussen wurde es hell, als Warschawski telefonierte. Wieder kamen zwei Bewacher, wieder Handschellen, wieder der «Rabe». «In der Zelle fiel ich um wie ein Sack.» Als er irgendwann aufwachte, wusste er nicht, wo er war. Die Luft roch muffig. Hatte er die Verhöre geträumt? Bruch der Parteidisziplin, mangelnde Wachsamkeit, ja. Aber Spion der Gestapo! Verhörbruchstücke tauchten in seinem Kopf auf. «Aufträge aus der Deutschen Botschaft» ... –, «so ein Quatsch. Dann hätte ich doch keinen Ausreiseantrag gestellt.»

Es waren Tage wie unter Betäubung. Im Polizeipräsidium, in Spandau, in Sonnenburg wusste man, wofür man eingesperrt war, wogegen man sich wehrte, warum man durchhalten musste, wer der Feind war. Und hier?

Wieder der Gefangenenwagen, die dunkle Fahrt, der Innenhof. Die Gänge waren voller Leute, die verängstigt auf den Boden starrten. Alles schien überfüllt. Der Verhörraum war hell. «Ich war froh, endlich aus dem Scheisskeller raus zu sein.» Fünf Vernehmer sassen hinter einem Tisch, darauf ein Brief. Jöris erkannte seine Handschrift, adressiert an die deutsche Botschaft.

Warschawski brüllte nicht. Er sei überführt. Warschawski schob Jöris einen getippten Bogen hin: «,Ich bekenne mich schuldig, von der Gestapo zwecks Spionage und als Verbindungsmann in die Sowjetunion versandt worden zu sein’», begann der Text. Er sei Verbindungsmann der Botschaft zur Spionageorganisation im Ural Maschinostroi gewesen, habe Gelder für Spionage bezogen, Russen und Deutsche gegen die Sowjetmacht aufgehetzt, den faschistischen Aufbau verherrlicht und Photographien von Eisenbahnbauten an die Botschaft geliefert. Unterschreiben! Jöris weigerte sich. «,Anfangs war Jöris sehr loyal gegenüber Partei und Regierung’», las einer der Vernehmer aus dem Verhörprotokoll von Herbert Bester vor. «,Später fing er an mit systematischer Hetze.’» Dann wurde Siring, ein Photograph der französischen Humanité, zitiert: Jöris habe ihn um Photographien aus dem Uralmasch gebeten. Er habe in Diskussionen Sinowjew verteidigt. Schliesslich ein Zitat von Kahlmüller: Jöris habe schon 1935 mit dem Jugoslawen Jwitsch eine faschistische Organisation im Werk aufgezogen. Briefpassagen Kahlmüllers wurden vorgelesen, in denen er die Entfernung von Jöris aus dem Uralmasch forderte, da dieser nur Zersetzung betreibe.

Leugnen hätte keinen Sinn mehr, er sei längst überführt, solle unterschreiben. Jöris schüttelte den Kopf. Er könne sich nur noch retten, meinte Warschawski, wenn er alles gestehe. Jöris schwieg.

Auf einmal setzte Warschawski wie neu an: «Ich solle alles aufschreiben, alle trotzkistischen Aktionen, das ganze Spionagekomplott. Das sei meine letzte Chance.» Wachen stiessen Jöris in einen Nebenraum, ratlos

sass er vor den leeren Bögen. Auf dem Gang hallten schnelle Stiefelschritte, Klinken wurden gedrückt, Milizionäre schrien. Jöris dachte an Felix Halle. «Ich fing an, wie ich in den Jugendverband gekommen war, wie ich in Saalschlachten und auf der Strasse für die Sowjetunion gekämpft hatte, dass ich für die Sache des Kommunismus durch dick und dünn gegangen war.» Lange schrieb er über sein halbes Leben. In Russland sei dann einiges anders gewesen, als ihnen in Deutschland erzählt worden wäre. Das hätte ihn gewundert und er habe manchmal etwas gesagt, das als konterrevolutionäre Agitation aufgefasst worden sei. Aber das sei nicht seine Absicht gewesen. Niemanden habe er aufwiegeln wollen. «Uns ist am Anfang immer gesagt worden: ‚Ihr habt Euch hier in nichts einzumischen‘. Daran habe ich mich strikt gehalten.» Stunden später gab er ab.

«Dann hörte ich erst einmal nichts mehr.» Nach Tagen im Dämmer wurde er aus der Zelle geholt. In einem Waschraum konnte er sich abseifen, seine Kleider kamen zur Entlausung in einen Ofen. Dann ging es die Treppe hoch, eine Zellentür wurde aufgeschlossen. Er traute seinen Augen nicht. Stinkend-heisse Luft schlug ihm entgegen. «In einem Raum von 28-30 qm war ich mit 58 Personen untergebracht», berichtete Jöris später in einem Verhör in Deutschland. Manche waren nur in Unterhosen. Schwitzende Männeroberkörper im Halbdunkel. Vor den Zellenfenstern hingen Blechkästen, die Gesichter waren kaum zu erkennen. «Überall sassen und lagen welche: auf den Pritschen, darunter, in den Gängen. Kreuz und quer.» Ein Starosta, Ältester, schrieb seinen Namen auf ein Holzbrett, gab ihm einen Holzlöffel samt brauner Metallschüssel. Sein Platz war neben einem grossen Bottich mit Deckel, der Latrine. An das andere Zellenende zu kommen war unmöglich. Überall lagen, hockten, standen Männer. Manche waren apathisch, andere schienen wirr, viele suchten ihre Kleidung nach Läusen ab. Ein Dauer-Flüstern lag in der Luft, auf den Gängen schrien Wärter, von den benachbarten Massenzellen drangen Klopfen und Kratzen herüber. Alles verschmolz zu einer unruhigen Geräuschkulisse. Am Boden war kein Platz. Er blieb stehen. Apathisch, ausgemergelt, erschöpft. Als er sich an

das Halbdunkel gewöhnt hatte, erkannte er Gesichter. «Manche waren aus dem Uralmasch: technische Angestellte, Stenographen, Leute von der Roten Hilfe.» In einer Ecke kauerte Gernert neben anderen deutschen Spezialisten. Er glaubte Israelit, den Komsomolzensekretär, zu sehen. Wo war er hier? Was er sah, drang nicht in sein Hirn. Nach Stunden schwellen seine Füße vom Stehen. Als aus den Blechverkleidungen der Fenster immer weniger Licht fiel, krochen die Ersten an ihre Plätze. Er kauerte sich neben den Bottich. «Wenn einer daneben pisste, kriegte ich es ab.» Auf dem Rücken zu liegen, fehlte der Platz, nur auf der Seite, eingeklemmt zwischen der Tonne und einem anderen Häftling. Sich zu drehen war unmöglich. Irgendwo klapperte etwas, jemand schrie, Häftlinge schnarchten, das Zellen-schloss wurde geöffnet, Leute wurden herausgerufen, das Flüstern brach nicht ab, immer Klopfzeichen, er verstand das System nicht.

«Das Gefängnis war so voll, dass sie mit der Brotausgabe morgens gegen drei Uhr anfangen. Einmal in der obersten Etage, ein anderes Mal unten. Wer Pech hatte, bekam die ‚Stalintorte‘, sein Stückchen Brot und die Kelle mit Kaffee, schon mitten in der Nacht.»

Um sechs Uhr ging ein Gong. Die Tür wurde aufgeschlossen, alle drängelten zum Waschraum. «Aus den Hähnen drippelt da was, das reichte nirgendwohin. Das Scheisshaus waren fünf Löcher am Boden, direkt daneben. Es stank bestialisch. Und nach ein paar Minuten trieben sie uns schon wieder zurück.»

Vom Stehen bekam er Herzschmerzen. Man verlegte ihn auf die Krankenstation. Der Oberarzt warf ihn am nächsten Morgen raus: Er simuliere. Am nächsten Tag brach er in der Zelle zusammen. Immer wieder ging die Tür. Einige wurden gerufen, Neue hineingestossen. Dann wurde aufgerückt. Erwin Jöris bekam einen Platz unter einem Bettrost. «Über mir lagen zwei Koreaner, eingesperrt wegen Sabotage an der ostsibirischen Eisenbahn.» Tagsüber sass er auf einer Bettkante und stierte vor sich hin. «Wie bist du hier reingekommen?», frage einer. Es kam ihm so vor, als wenn es nicht seine Geschichte wäre, von der er da tonlos berichtete. Irgendwann sprach er mit Israelit. «Sie warfen ihm vor, konterrevolutionäre Absichten

nicht gemeldet zu haben. Immer wenn ich ihn sah, musste ich daran denken, wie er mich Kabakow vorstellte. Und Israelit meinte nur: ‚Kabakow und Awerbach sind bestimmt auch hier irgendwo’.»

Tatsächlich war Leopold Awerbach, der kahlköpfige Literaturtyrann von einst, schon tot. Zwei Tage vor der Verhaftung von Erwin Jöris hatten NKWD-Henker den 34-Jährigen erschossen. Seine Literaturpolitik war als geschickt ausgeklügelte machiavellistische Verschwörung von Trotzlisten und «faschistischen Agenten» entlarvt worden. In einem letzten Rettungsversuch hatte er noch an Geheimdienstchef Jeschow über dessen Vorgänger geschrieben: «weil ich mich verpflichtet fühle, rückhaltlos und in umfassender Weise Jagodas verabscheuungswürdige Persönlichkeit offenzulegen und alles zu berichten, was ich über seine feindseligen Aktivitäten weiss ..., sodass die Partei dieses Geschwür vollständig ausbrennen und die sowjetische Luft vom Gestank dieses Abschaums reinigen kann.» Jagoda war Awerbachs Schwager gewesen. «Es dürfte kaum einen Schriftsteller gegeben haben», heisst in einer Geschichte der Sowjetliteratur, «der 1937 die Liquidierung Awerbachs bedauerte.» Untergang eines geopferten Täters.

Jöris grübelte ununterbrochen, auch nachts. Draussen konnte man sich überlegen, dass sie einen wohl abschieben würden. Hier drinnen war alles ganz anders. Würde irgendjemand davon erfahren, wenn sie ihn in ein Lager schlepten? Man konnte ihn auch für tot erklären: Selbstmord, ärztliches Attest: «Da konnte ich noch zehnmal einen deutschen Pass haben. Herzversagen, peng.»

Morgens stopfte er das Brot in sich hinein. «Es schmeckte köstlich.» Um zehn hatte er wieder Hunger. «Wenn es mittags Balanda gab, nahm man die Schüssel vors Maul und bald war alles weg.» Auf dem Weg zum Arzt sah er die Kessel in den Gängen: «Einer schmiss eine grosse Kelle Kartoffeln rein, einer gekochten Fisch mit Gräten oder Kraut und einer einen Eimer Wasser. Das wars.» Abends gab es eine kleine Schüssel Brei aus Sago. «Um das Essen war immer Streit. ‚Der kriegt zu viel, ich nur Wasser .. .’ Schrecklich.» «Die Russen bekamen wenigstens manchmal noch Pakete von ihren Verwandten.»

An einem Abend wurde die Zellentür aufgerissen: Vier Soldaten standen im Gang. «Ein Name wurde gebrüllt, ein Häftling rief: ‚sdes!‘, ‚hier!‘ – ‚Sie haben 10 Jahre. Rauskommen mit Sachen‘. Dann der Nächste: ‚Sie haben 5 Jahre. Rauskommen mit Sachern, so ging das weiter. Ohne Verhandlung.› Erwin Jöris dachte an Felix Halle, seine Vorträge zur «Terrorjustiz der kapitalistischen Länder» und zum «freien Rechtsstaat Sowjetunion». «,Die Internationale erkämpft das Menschenrecht sangen wir immer.› Irgendjemand erzählte von den «ausserordentlichen Sitzungen», Sondergerichten, NKWD-Troikas. «,Die blättern die Akten durch, und wenn sie gut geschlafen haben, kannst du Glück haben: fünf Jahre. Sind sie besoffen: 25 Jahre‘.›»

«,Was werden sie mit uns machen?‘› Im endlosen Strom der Gespräche ging es immer um diese Frage. Ungewissheit, verzweifelte Aufregung, Angst standen im Raum. Ein Gulagrückkehrer, dessen Anklage neu aufgerollt wurde, musste Tag und Nacht vom Lager erzählen, immer wieder. Abends stimmten Häftlinge Lieder an: «,Daleko, daleko, do Kolyma‘, ‚Weit, weit nach Kolyma‘ – als wenn sie schon im Lager wären.›» Wurde die Tür aufgerissen, erwartete jeder sein Urteil. Wenn die Verhörten nachts wiederkamen, standen viele auf, drängelten sich zu ihnen: «,Nowosti net?‘, ‚Keine Neuigkeiten?‘›»

Nur ab und zu einmal kam jemand vor ein Militärkollegium. «Immer einen Tag vorher gab es Bescheid: ‚Sie haben morgen Gericht‘. Und wenn der dann weg war und es gab Essen, machte man auch seine Schüssel voll. Niemand durfte das anrühren. Wenn er spät abends nicht zurück war, war klar: Todesurteil. Jede Woche kamen welche nicht wieder.›»

Als Jöris eines Morgens erwachte, waren die Fliesen nass. Blut. Sein Nachbar auf dem Boden, ein ostsibirischer Eisenbahner, angeklagt der Spionage für die Japaner, hatte sich die Pulsadern aufgeschnitten. Geschrei. Häftlinge trommelten gegen die Tür: «,Samoubiitstwo‘, ‚Selbstmord‘. Die Wachen schleiften den leblosen Körper raus. Unter der Pritsche lag ein Zettel: ‚Proschtschu ne obwinit kamera briwat sam dostal‘, ‚Beschuldigen Sie nicht die Zelle, die Rasierklinge habe ich mir selbst besorgt‘.›»

Sechs Wochen nach seiner Verhaftung, am 5. Oktober 1937, kam Jöris' 25. Geburtstag. Zum Verhör war er nicht mehr geholt worden. «Funkstille». Tage und Wochen vergingen. Abends sangen die Russen: «zwei- und dreistimmige Chöre, wie in der Oper, mit herrlichen Stimmen, wunderbar». Er rückte vom Gang auf eine Pritsche. «Das war ein grosses Privileg. Zuerst zwischen zwei Trotteln, immer hatte ich die Füsse von denen vor der Nase, schliesslich direkt an die Kante.» Er wurde nicht mehr verrückt, wenn einer der Russen ein Paket bekam und ein paar Krümel Brot vom Tisch fegte. «Vielleicht verkleinert sich der Magen.»

In den endlosen Zellenstunden lauschte er den Gesprächen um ihn herum. Er erfuhr Lebensgeschichten und begann seine eigene nach drei Jahren Schweigen immer offener zu erzählen. Um ihn herum hockten Arbeiter, Leute aus der Verwaltung, Professoren, Kolchosbauern, Ingenieure, Direktoren, alte Kommunisten aus der Zarenzeit, Offiziere. Dazwischen wenige Ausländer. Viele waren wegen Lappalien angeklagt. Der Student Okolowski hatte nur gemosert: «,Fahnen gibt es jede Menge, aber ein Paar Socken sind nicht zu kriegen' .» Er wolle den Bart wie Trotzki geschnitten haben, hatte einer beim Friseur gesagt. Der Deutsche Donarski war wegen § 58/8, Terror, angeklagt. Er hatte seine Frau, eine Bezirksverordnete, gehohrfeigt.

Immer neue Häftlinge aus allen Teilen der Region kamen, und mit ihnen die unglaublichsten Berichte. Draussen schien eine Verhaftungswelle zu toben, doch das wirkliche Ausmass des Schreckens erschloss sich den Häftlingen nicht. Woche für Woche wurden Tausende und Abertausende im Gebiet von Swerdlowsk verhaftet. Anderthalb Jahre ging dieser Wahnsinn, statistisch umgerechnet wurden jede Woche 800 Menschen in die Gefängnisse geschleppt. 55.000 Urteile sprachen Militärkollegien in dieser Zeit, 39 Prozent davon zum Tode.

Was war los im Land? Schon immer war in Sowjetrussland verhaftet und erschossen worden. Aber 1937 eskalierte das System. 1936 verhaftete man noch 130.000 im ganzen Land. In diesen Herbst- und Wintermonaten waren es schon eine Million. 1936 erschoss man 1.000 der Verurteilten,

nun waren es 350.000. Der Amoklauf, in den die Stalinclique das Land seit dem Sommer trieb, schien kein Ende zu nehmen.

Am Anfang stand die «deutsche Operation», die aber schnell all jene erfasste, die in irgendeiner Beziehung zum Ausland standen, z.B. die Russlanddeutschen. 55.000 wurden in Folge der Operation verhaftet. Eine Ausschaltung vermeintlicher Verräter angesichts des aufziehenden Krieges. Aktion folgte Aktion. Nun gegen Rumänen, Ungarn, Esten, Finnen, Griechen, Iraner und Chinesen. 140.000 Ausländer verschleppte man bei der polnischen Operation in die Gefängnisse, 22.000 bei der lettischen. 350.000 in allen nationalen Operationen zusammen. Am Ende stand der Genickschuss. 80% der Urteile gegen die «fünfte Kolonne im Land» waren Todesstrafen.

Aber die nationalen Operationen waren nur der Auftakt für einen viel grösseren Terror gegen die eigene Bevölkerung. Jede Woche schleppte man 25.000 Menschen in die Gefängnisse, anderthalb Jahre lang, Woche für Woche. 1,5 Millionen waren es am Ende. Jeder Zweite starb als «Konterrevolutionär», 780.000 Erschiessungen sind aktenkundig. Die restlichen Häftlinge kämpften im Gulag um ihr Leben. Zählt man auch die Toten in den Lagern, dann starben zwei Millionen Menschen als Folge dieser 18 Monate.

Wie lässt sich das erklären? Auch die Russlandhistoriker rätseln. Ein rationales Erklärungsangebot verweist auf die anstehenden Wahlen. Ein erstes Mal sollten alle wählen können. In völliger Verkennung der Situation im Lande hatte die Parteiführung an der Idee festgehalten und geriet nun mit dem Näherrücken in Panik. Was folgte, war die Ausrottung derer, die man gegen sich glaubte: enteignete und aus Gefängnissen und Gulag zurückgekehrte Bauern, drangsalierte Geistliche und ehemalige Weissgardisten, Obdachlose und Kriminelle, in die Ecke getriebene Militärs, ausgeschlossene Kommunisten, entmachtete Parteikader und nationale Minderheiten.

Nicht Erklärung, sondern historisches Faktum ist, dass nicht individuelle Schuld, keine Tat, Meinung oder Mitgliedschaft jemand zum Verbrecher machte, sondern eine mögliche Gegnerschaft, die sich einzig am sozialen Stand und der nationalen Zugehörigkeit festmachen liess. Der Terror

wurde stilisiert als «Endlösung» der sozialen Frage, als «Schlussstrich» unter die «Überreste der feindlichen Klasse». Da individuelle Gründe für eine Verhaftung wegfielen, wurden einfach Quoten bestimmt. Ein Verhaftungs- und Erschiessungsoll, aufgelistet nach Sowjetrepubliken, war der Startschuss zu einem Orkan der Gewalt. Allein im August 1937 wurden 150.000 Urteile im Sekundentakt durchgepeitscht, jedes dritte ein Todesurteil. Zwischen Verhaftung und Erschiessung lagen oft nur zwei Tage. Sich radikalisiert und dauernd steigend verschlang der Terror immer wahlloser Menschen. Adelige und Proletarier, Bauern und Intelligenz, Kinder, die ab 12 Jahren zum Tode verurteilt werden konnten, und Greise, Analphabeten und Wissenschaftler, Kommunisten und Unpolitische, Christen und Juden, Letten und Russen, Stützen und Aussenseiter der Gesellschaft. Kaum einer von ihnen wusste, warum er verhaftet oder erschossen wurde.

Die Regionalbeauftragten Überboten sich im Inhaftieren und Ermorden. 6.000 Verhaftungen sollte der Swerdlowsker NKWD-Oberst D. M. Dmitrijew befehlen, 4.000 Menschen erschiessen lassen. Nach nur acht Wochen biederte er sich bei Jeschow mit der Forderung nach höheren Quoten an. Bei der «deutschen Operation» war eine Steigerung schwierig. Nach der ersten Verhaftung gab es keine Deutschen mehr. Kurzerhand liess Dmitrijew 4379 Russen verhaften. 1467 erschoss man in den Erschiessungskellern oder am Rande der Massengräber in den umliegenden Wäldern, dann stürzte er über eine von ihm selber angezettelte Intrige. Als der Amoklauf im November 1938 mit Jeschows Absetzung endete, waren die Anfangsquoten landesweit um das Neunfache Überboten.

Und Jöris? «Was ich da gehört habe ... Für mich waren das nur noch so Strolche wie die Nazis. Einfach menschenverachtend.» Die Wochen verstrichen. Häftlinge kamen und gingen, immer erzählten sie von Verhaftungen, wussten etwas von Freunden, Verwandten. Die Morsezeichen wurden Jöris zu Worten: «Einmal Klopfen: ‚Achtung!‘ Zweimal: Jetzt kommt was.’» Die Buchstaben waren benannt wie im Schachbrett, das erste Klopfen für die Spalte, das zweite für die Reihe. «Unter den Häftlingen gab es solche und solche.» «Manche schwiegen, andere vermuteten fremde Spio-

nagedienste hinter ihrer Verhaftung oder einen Irrtum der NKWD-Männer. Vielleicht spitzelten sie. Andere debattierten «morgens und nachts»: Was bedeutete dieses, was das? Gerüchte von Amnestien, gestürzten NKWD-Chefs, irrtümlichen Verhaftungen wurden endlos gewälzt. «Die deutschen Spezialisten waren hochnäsiger. Wenn die Russen sie verstanden hätten – ihr Gerede vom Pöbel und Russenpack – hätten sie ihnen die Hucke vollgehauen.»

Jöris tastete ab, freundete sich an. «Wenn die Russen Pakete bekamen, schmiss mir schon mal einer was in die Schüssel.» Der Herbst ging. Eisblumen bildeten sich an den Fenstern. Auf dem kurzen täglichen Freigang frohr er mit seinen speckigen Sommersachen. Schon bald blieb er aus Angst, sich zu erkälten, drinnen. «Hier, anziehen! Komm mit!», drängten mich zwei der Russen und drückten mir eine alte Jacke in die Hand. Wirst sonst verrecken, und da freuen sie sich!.» Gierig atmete er die frische Luft im Hof.

Unzählige Geschichten kursierten. Skandale um unfähige und korrupte Parteileute, Erzählungen vom Terror der letzten Jahre, den Hungersnöten und leeren Versprechungen. Der grosse Fünfjahresplan – nichts schien zu klappen. Am Anfang staunte er noch über den Galgenhumor. Aber dann war es wie der Wegzug eines Vorhangs nach den ewigen Entschuldigungen. «Auf der Lenin-Schule hättest du den Staat nicht so kennengelernt wie hier. Dahin hätte man die ‚Arbeiterdelegationen‘ schicken müssen. Die beste Gelegenheit, Theorie und Praxis zu vergleichen. Das war mein eigentliches Semester im grossen ‚Vaterland aller Werktätigen‘.»

«Und dann kamen die Militärs. Das waren Haudegen.» Die Neuen erzählten von den Verhaftungen in der Roten Armee, der Liquidierung des Stabes, der gesamten Garde aus Revolution und Bürgerkrieg.

Die Ausrottungsbilanz nach den Akten: 40.000 erschossene Offiziere, darunter zwei von fünf Marschällen, alle acht Admirale, 60 von 67 Corpskommandanten, 136 von 199 Divisionskommandanten. Die Zerstörung einer Armee als letzter Ort eines Widerstandes.

«Die Kerle liessen sich nichts gefallen. Wenn ihnen was nicht passte, schon flogen die vollen Essensschüsseln gegen die Zellentür.» «Feindliche Stürme durchtoben die Lüfte’, grölten sie die Warschawjanka», das berühm-

teste russische Kampflied, «,drohende Wolken verdunkeln das Licht’, und einer dichtete um: ‚In prunkvollem Schlosse speist der Tyrann’, und alle fielen ein. – Und dann polterten die Wachen gegen die Tür: ‚Kontschaite! Kontschaitek, ‚Aufhören! Aufhören! Schreit nicht wie Hunde!’ – ‚Wir sind eingesperrt wie die Hunde, da können wir auch brüllen wie die Hunde’», schrien sie zurück und sangen sich in Rage. «Das war ein Gebrüll! Und auf einmal fingen die Altkommunisten in der Nachbarzelle mit der Internationale an: ‚Völker hört die Signale, dass der Tag bricht herein, die Internationale von Moskau zu befreien’.»

Zelle 37 Nach fast vier Monaten fuhren NKWD-Männer Jöris mit einem anderen Häftling im geschlossenen Kombi zum Bahnhof. Dezemberkälte. Frierend warteten sie am Ende des Bahnsteigs. Nun wurde er selber verladen. Während sie im vergitterten Gefängniswagen tagelang froren, wählte Russland. 12. Dezember 1937, die ersten Wahlen nach der neuen Verfassung. Erst im Oktober hatte die Kremlführung das Steuer herumgerissen und eine «Einheitsliste» mit Parteileuten und Parteilosern aufgestellt. Als er in Moskau ankam, war die Geschlossenheit von Führung und Volk demonstriert. 90 Millionen hatten gewählt, 90 Prozent die Einheitsliste.

Wieder roch es nach Desinfektionsmittel. Wieder eine Entlausung, wieder eine heillos überfüllte Massenzelle. Die Lubjanka. Ein Dokument von 1956 nennt 118 Zellen, 94 für bis zu vier Häftlinge, der Rest Massenzellen. Er sass in Nummer 37. Am nächsten Tag, dem 14. Dezember 1937, holten Wachleute ihn zum ersten Verhör: «Die zwei Vernehmer waren junge Kerle, jünger als ich. Immer redeten sie mich mit ‚Ernst’ an, und dann amüsierten sie sich über das, was ich geschrieben hatte. Jetzt erzähl doch mal, wie du zu deinen faschistischen Ansichten gekommen bist?» Dann zählten sie alle seine «Verfehlungen» auf. Wieder ging es hin und her. Schliesslich: «‚Okontschanie’, ‚Abschluss. Jetzt gehen deine Sachen vor Gericht’. – Der Ton war so freundlich, dass ich mich hinterher gefragt habe, ob das wirklich Kommunisten waren.»

In der Terrorbehörde war ansonsten wenig Raum für Freundlichkeit. Dafür Personalmangel, den inzwischen schon Komsomolzen ausfüllten. Vermutlich war im Fall von Jöris schon alles klar, die Weisungen längst ergangen.

Das Vegetieren in der Zelle, ohne Platz, ohne Essen, ohne Ruhe erschlug ihn nicht mehr restlos. Die Läuse schienen weniger und die Geschichten führten nun ins ganze Land. Wieder waren unter ihnen Militärs. «Das waren ehrenwerte Menschen. An ihnen orientierte ich mich. Einer hiess Kasarin oder so, ein ganz hohes Parteitier.» Nach seinem Parteiausschluss und einer Eingabe bei Stalin war er vorgeladen worden. «Stalin sagte nur: ‚Oi, oi, oi, das ändern wir, geh mal in Ruhe nach Hause‘ – und in derselben Nacht landete er in der Lubjanka. Mit ihm sprach ich viel. Ich erzählte ihm von meinem Gang zur Botschaft. ‚Da hast du was riskiert, staunte er. Das tat mir gut.›

«Aha, aha, teper smertni kasn’, Jetzt wird Todesurteil vollstreckt, raunten immer einige, wenn nachts ein Motorengeräusch aus dem Hof heraufkam.» Nach dem Abschalten der Motoren lag Schweigen über der Zelle. Ein Lokomotivführer, der begnadigt worden war, musste immer wieder vom Todestrakt erzählen.

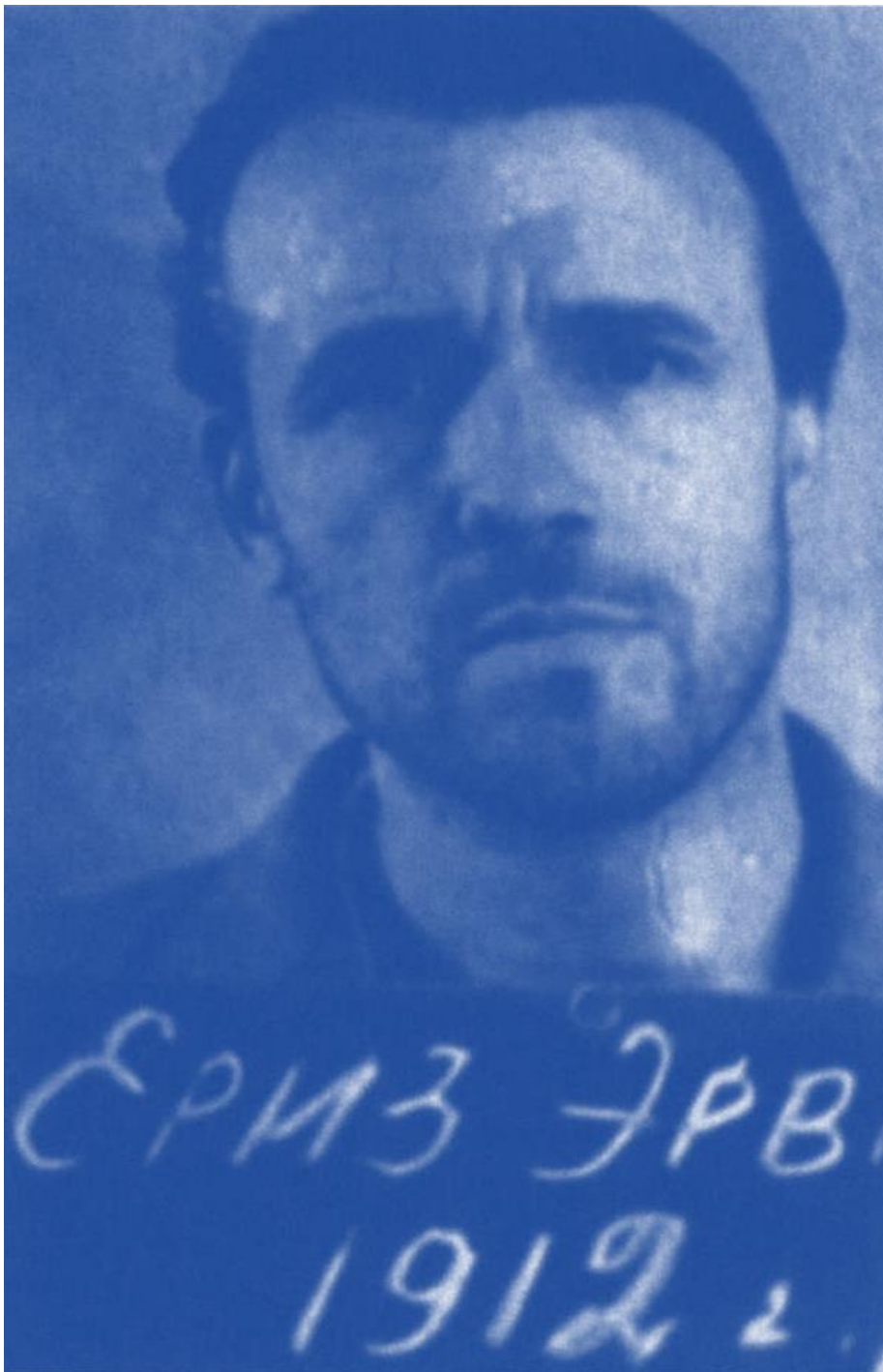
Zwei Wochen nach seiner Einlieferung, am 27. Dezember, wurde Jöris’ Name aufgerufen. «Borgen Sie sich Schlips und anständiges Hemd. Sie werden morgen zum Photographen gebracht’.» Aufregung durchlief die Zelle. «Dich werden sie tatsächlich ausweisen’.» Einer, der im Anzug verhaftet worden war, lieh ihm Jacke und Hemd. In einem Erweiterungsbau wurde fotografiert. Am Abend wurde er geholt.

Das Bild wird Jöris’ weiteren Lebensweg begleiten. Es ist eines der ganz wenigen erhaltenen Bilder von ihm aus dieser Zeit. Gut aussehend, Ende zwanzig, die dunklen Haare schwungvoll nach hinten gebürstet, der Nacken ausrasiert. Die geliehene Jacke. Ein Dreitagebart. Später wird er ausgemergelter aussehen, aber nie mehr mit so einem Schreck, einer solchen Angst in den weit aufgerissenen Augen.

Im ersten Stock wurde eine leere Zelle aufgeschlossen. Nur zwölf Betten mit Decken und Kopfkissen, weiss bezogen. Ungläubig stand er zwischen den Pritschen, wusste nicht, für welche er sich entscheiden sollte.



242 | Abb. 31/32) Haftbild Erwin Jöris, Lubjanka Dezember 1937



Lubjanka 243

«Endlich Ruhe, wie im Himmel.» Und abends das Essen. «Ich hab richtig gefressen. So viel hatte ich seit Monaten nicht bekommen.» Wenn er an die Tür klopfte, bekam er Wasser. Es vergingen ereignislose Tage. «Ich fühlte mich sauwohl.» Dann ging die Türe auf und Ernst Ehlers, Paul Wandel, Josef Angerer, Hermann Breuer und Herrmann Bunke kamen. Stunden später Hugo Neuhaus und Heinrich Sattler. Ein ziemliches Hallo. Am Abend waren alle Betten mit Deutschen aus dem Uralmasch belegt. Nur wenige unter ihnen waren Parteimitglieder gewesen, keiner Politemigrant. Die meisten um die dreissig, Erwin Jöris mit seinen 25 Jahren der Jüngste, Sattler mit 42 der Älteste. In die mageren Gesichter hatten sich die Haftmonate geschrieben. Mit den Erzählungen verflogen die Nachtstunden: Wer war wann verhaftet worden? Und die Vorwürfe? Was machten die Frauen? Ihre Kinder? Paul Wandel hatte vor zwei Jahren Maria Kuznecova geheiratet, Paul Angerer mit Maria Georgievna schon Kinder. Sattlers Frau war bei seiner Verhaftung in der Geburtsabteilung gelegen. Waren sie als Angehörige von Verrätern abgeholt worden?

Mit den Erzählungen ihrer Vernehmungen setzte sich ihnen das konstruierte Wahngelbde einer Uralmasch-Verschwörung zusammen. Nur vier Deutsche waren nicht verhaftet worden: Fritz Kleber, Hans Kahlmüller, Helmut Rückert und Artur Hofmann.

Tage zogen sich hin ohne Verhöre, ohne Kommen und Gehen, dafür mit wässriger Fisch- und Krautsuppe. In ihren Endloserwägungen schwang etwas Optimismus. Es sah so aus, als wenn man sie in guter Verfassung abschieben wollte. Dennoch: «In Gedanken ging ich immer wieder eine Gerichtsverhandlung durch. Ich wollte bei meiner Linie bleiben, nie etwas gegen den Staat unternommen zu haben.»

Jöris wurde mit den Ersten geholt. Lange Flure, Zimmertüren eines Verwaltungstrakts. An einem rot belegten halbrunden Tisch sassen fünf Uniformierte. «Halunken – Menschen kann man ja nicht sagen.» Das Militärkollegium des Obersten Gerichts. «,Wie heissen Sie richtig?» – ‚Erwin Jöris‘. Der Vorsitzende erzählte was von 58/6 Spionage, 58/8 Terror, 58/10 antisowjetische Propaganda und 58/11 Bildung konterrevolutionärer Gruppen.» «,Sie haben die Gastfreundschaft der Sowjetunion zu trotzkistisch-

faschistischen Umtrieben missbraucht und haben unseren Staat zu verlassen. Gegen das Urteil können sie innerhalb von zwei Tagen Beschwerde einlegen'.» Jöris stand auf: «'Ich nehme an.' – Als wenn ich noch einen Tag länger bei denen hätte bleiben wollen ...»

Artikel 58, «konterrevolutionäre Staatsverbrechen», gab es seit 1927. Er hatte 14 Gummi-Paragraphen, meist Gesinnungsstrafatbestände. Millionen Sowjetbürger waren danach verurteilt worden, zumeist von Troikas, die einzig nach Aktenlage urteilten. Nur jeder fünfte Angeklagte gelangte vor eine Kommission. Sie stellte nur eine Frage: Schuldig oder nicht schuldig? Danach wurde im Nebenzimmer das Urteil verhängt: Tod oder Lager. Eine Minuten-Farce ohne Geständnis, Befragung, Verteidigung.

Auch die anderen wurden vom Territorium der UdSSR auf Lebenszeit verwiesen. Es war das gängige Urteil gegenüber Deutschen, und doch Glück. Allein für Moskau und Leningrad sind für diese Monate 550 vollzogene Todesurteile an Deutschen nachweisbar. In deren Urteilsbegründungen stand auch nichts anderes als: «Besuch der deutschen Botschaft» oder «Verdacht der Spionage und Provokation».

Jeschowtschina Die Verhaftungen erlebte Jöris, von den Erschiessungen hörte er nur. Vermutlich hätte er damals nicht für möglich gehalten, was wir heute aus den Akten wissen. Von vielen Schicksalen erfuhr er erst in den 60er- und 70er-Jahren, von manchen erst nach dem Ende der Sowjetunion. Nach Parteifürsten wie Kabakow verschwand die gesamte alte Führungsgarde der Revolutionszeit. Zwei Drittel der 1.200 Delegierten des Februar/März ZK-Plenums von 1937, die so fanatisch sich zum Kampf gegen die Verschwörer bekannt hatten.

Und die deutschen Parteiführer? «Die haben sie bestialisch umgebracht», sagt Jöris heute trocken. Kaum einer, der irgendwie auf seinem politischen Weg eine Rolle gespielt hatte, überlebte. Hermann Remmele, der grosse Lobpreiser des Paradieses der Werktätigen, wurde im März 1939 erschossen. Seine Frau, seine beiden Kinder und die Enkelkinder verschleppte man nach Sibirien. Felix Halle, der Rühmer des sowjetischen

Rechtssystems, war eine Woche vor Jöris' Verhaftung in Butowo, dem NKWD-Erschiessungsplatz in der Nähe Moskaus, hingerichtet worden. Seine Frau Ruth, Verfasserin von Lobeshymnen über die Rolle der Frau in der Sowjetunion, hatte sich vorher umgebracht. Auch sein Vorbild aus Weimarer Tagen, Heinz Neumann, war wenige Tage vor Jöris' Verhaftung – nach sieben Monaten Gefängnis – in einem der Kellergänge der Lubjanka erschossen worden. Neumanns Frau Margarethe irrte im Heer der verzweifelten und ihre Männer suchenden Frauen noch bis im Juni 1938 zwischen den Moskauer Gefängnissen hin und her, bis sie selber in die Lubjanka verschleppt, nach Sibirien deportiert und an die Gestapo ausgeliefert wurde.

Aber nicht nur die Parteiführung, auch Berliner Genossen, die Jöris von früher kannte, kamen im Bluttausch um. So Theodor Beutling, Angestellter der sowjetischen Handelsvertretung in Berlin, dann Leiter der deutschen Sektion der Universität des Westens in Moskau. Tollkühn forderte er noch im Lager: «Ich will in meine deutsche Heimat zurück, die ich erst hier in der Sowjetunion im Gefängnis schätzen gelernt habe.» Er starb im Gulag wie Willi Koska, der Leiter der Roten Hilfe Deutschland, von dem Jöris noch das Geld für die Eltern Toffel eingefordert hatte.

Und Elli Busch aus der Gürtelstrasse? In ihrer Geschichte spiegelt sich das ganze Unglück der Überlebenden. Als Jöris verhaftet wurde, war sie schon aus der KPD ausgeschlossen, ihr Bruder und ihr Vater inhaftiert. Erst die Komintern-Akte erzählt die Geschichte, die Erwin Jöris im Hotel Lux nicht erfahren durfte. Die 24-Jährige hatte den Ostpreussen Delvendahl, der mit seiner Frau nach Moskau gekommen war, an der Universität des Westens bei einem Abendkurs kennen- und lieben gelernt. Delvendahl, der Parteigeschichte unterrichtete, geriet schon im Januar 1935 ins Schussfeld, musste «Fehler» an der Universität eingestehen und ging nach Odessa. Die hochschwangere Elli reiste ihm nach. Es kam zu schmerzhaften Auseinandersetzungen, schliesslich zur Trennung. Delvendahl wurde verhaftet, und Elli Busch sagte gegen ihn aus: Schon früher sei er nicht loyal gewesen. Delvendahl wurde zu zehn Jahren Haft verurteilt. Vermutlich starb er im

Lager. Kurz nach der Verurteilung des einstigen Geliebten brachte Elli Busch ihr gemeinsames Kind zur Welt. Im Zuge des ersten Moskauer Schauprozesses vom August 1936 geriet sie selber in die stalinistischen Mühlen. Ausgeschlossen aus der Partei und damit ohne jede Unterstützung schlug sie sich durch als Kellnerin in Eisenbahnbuffets und als Arbeiterin in kasachischen und usbekischen Sowchosen. Nach dem Krieg wurde sie wegen Veruntreuung sozialistischen Eigentums verhaftet. Dazu reichte oft schon das Pflücken eines Apfels. Nach sieben Jahren Arbeitslager von Sing Ata in Usbekistan kehrte sie 1956 mit den letzten entlassenen Deutschen, zusammen mit ihrer inzwischen 22-jährigen Tochter, dem Kind Delvendahls, nach Berlin zurück. Sie trat der SED bei und arbeitete bis 1969 als «Kaderinstrukteurin» in einem Betrieb. Als ich 2006 mit ihr in Dresden über ihre Lux-Begegnung mit Jöris sprechen wollte, war sie nicht mehr ansprechbar.

Elli Busch' Überleben aber war die Ausnahme. Am Ende waren zwei Drittel der einstigen Komintern-Mitarbeiter in die Gefängnisse und Erschiessungskeller geschleppt worden. So entging auch kaum einer, der bei der Komintern über das Schicksal von Jöris bestimmt hatte, der Verhaftungs- und Ermordungsmaschinerie. Gework S. Alichanow, der Leiter der Kaderabteilung, der die dritte NKWD-Anfrage nach Erwin Jöris beantwortet hatte, war schon im Mai 1937 erschossen worden. Erna Mertens, also Grete Wilde, die Alichanows Antwort ausformuliert hatte, war im Oktober 1937 – zur selben Zeit wie Jöris – wegen «Mitgliedschaft in der rechtstrotzkistischen Antikomintern-Organisation» verhaftet worden und starb vermutlich 1943/44 in einem Lager in Karaganda. Moissei Borissowitsch Tschernomordik, der Stellvertreter von Alichanow, an den der NKWD die erste Anfrage wegen Jöris gerichtete hatte, wurde im September 1937 zum Tode verurteilt. Walter Dittbender, der Leiter der KPD-Überföhrungskommission, der die Unterlagen zu Erwin Jöris sondierte, aus denen man eine im KZ Sonnenburg abgeschlossene Zusammenarbeit mit der Gestapo konstruierte, legt im März 1938 ein «Geständnis» ab. Während seiner KZ-Haft in Sonnenburg sei er von der Gestapo angeworben und als sowjetfeindli-

cher Emigrant zu Terrorzwecken in die Sowjetunion eingeschleust worden. Ein Jahr später wurde er erschossen. «Kademüller» Georg Brückmann, der die Berichte zu Jöris zusammenstellte, wurde im Juni 1938 verhaftet und starb 1942 im Workuta-Petschora-Lager. Wilhelm Schmidt, also Herbert Reck, der Jungkommunist im Moskauer Büro der Jugendinternationale, mit dem Jöris immer korrespondiert hatte, wurde im Oktober 1937 zu fünf Jahren Lagerhaft verurteilt. Dann verliert sich seine Spur.

Dasselbe war mit den NKWD-Offizieren, durch deren Hände die Jöris-Akten gegangen waren. Nach Jeschows Absetzung im August 1938 wiederholte sich, was nach Jagodas Sturz passiert war. Nur jeder zehnte Geheimdienstler entkam. Niedere Ränge landeten im Lager, 21.000 NKWD-Offiziere starben auf den Erschiessungsplätzen, exekutiert von ihren Berufskollegen. Lew Poljatschek, der Empfänger der Komintern-Antwort auf die dritte NKWD-Anfrage, wurde im Oktober 1938 verhaftet und im Februar 1940 als «polnischer Spion» erschossen. Kornilev, der Empfänger der zweiten NKWD-Anfrage, wurde im Februar 1939 wegen «Teilnahme an antisowjetischen Verschwörungen in den NKWD-Organen» verhaftet und überlebte. Das Schicksal des Offiziers Schergin ist nicht zu eruieren.

So alltäglich Jöris das Verhör in der Lubjanka schildert, umso beklemmender muss die Stimmung in den darauffolgenden Monaten gewesen sein. Der Chef des Moskauer NKWD, ab Januar 1938 im Amt, wurde nach vier Monaten degradiert, nach neun erschossen. Sein Nachfolger brachte sich nach drei Wochen um. Dessen Nachfolger wurde nach drei Monaten degradiert, im Januar 1940 erschossen. Sein Nachfolger agierte drei Monate und wurde im Februar 1941 erschossen.

Die Partei und Bewegung, aus der Jöris kam, gab es nach den Monaten des Mordens nicht mehr. Auf knapp 40.000 schätzte die Komintern die Zahl der Politemigranten in der Sowjetunion, die Hälfte davon aus Polen, den baltischen Staaten und Deutschland. In Dokumenten ist von 4.700 anerkannten deutschen Emigranten im Land die Rede, zurückgreifend auf die Parteilisten der KPD. Im April 1938 sollen 70 Prozent von ihnen verhaftet

worden sein. Aber das sind nur die «registrierten» Parteimitglieder. Es waren viel mehr deutsche Antifaschisten in den Fängen des NKWD: Arbeiter, Ingenieure, Techniker, Architekten, Ärzte, Lehrer, Wissenschaftler, Schauspieler, Schriftsteller, Parteifunktionäre und Mitglieder der Komintern. Frauen und Kinder. Die meisten der «einfachen» Parteimitglieder wurden nach Wochen und Monaten abgeschoben und damit an die Gestapo ausgeliefert. Das war – Ironie der Geschichte – für viele die Rettung. Die Parteiführung aber wurde im Gewaltorkan «liquidiert». Stalin ermordete mehr Genossen, die zwischen 1920 und 1933 dem obersten Gremium der KPD angehört hatten, als Hitler. 104 der 142 Politbüro- und ZK-Mitglieder. Führende Kommunisten, die den Schergen des Nationalsozialismus in die Hände fielen, hatten mehr Chancen zu überleben, als die, die sich ins Vaterland der Werktätigen retten können. Ähnlich erging es den anderen kommunistischen Parteien in Westeuropa. «Die Polen haben sie gleich ganz umgebracht.» Von den 4.000 in die Sowjetunion geflohenen Parteimitgliedern entkamen nur 100. Die weissrussische, westukrainische und die polnische KP wurden in Moskau praktisch ausgerottet. 80 Prozent der im grossen Terror dieser Monate ermordeten Kommunisten waren Ausländer. Am Ende war die kommunistische Weltbewegung erwürgt.

Memel-Hotel Sieben Monate Sowjet-Haft – «weder in Spandau noch in Sonnenburg hab’ ich so lange gesessen.» Wochenlang geschah nichts. «Da wurde ich wieder rebellisch und habe gesagt: Jetzt schreiben wir einen Brief an die deutsche Botschaft. Der wird nicht ankommen, aber dann werden die hier hellhörig. Ich schrieb und legte es den anderen vor: ‚Wenn ihr Mut habt, dann unterschreibt‘.»

Manchmal vergass er, was ihn in Deutschland erwartete. «Vielleicht würde helfen, dass ich von mir aus kam.» Wenn er Pech hatte, landete er wieder im KZ. «Und das würde ziemlich anders werden als beim ersten Mal.»

Am 14. Februar 1938 hiess es: «,Hermann Breuer und Erwin Jöris. Nehmen Sie Ihre Sachen‘.» Im «Raben» war nichts zu sehen. «Ich war mir nicht

sicher, ob es nicht doch nach Osten geht.» Dann die Erleichterung bei den wenigen Bahnsteigen des Weissrussischen Bahnhofs.

Der Zug fuhr durch die Nacht. Stolypinski hiessen die Gefängniswagen mit Gittertüren und einer Wache. Jöris flüsterte mit dem älteren Breuer. «Das war ein sympathischer Kerl. Der kannte die Sowjetunion.» Mit 23 Jahren war er eingereist, zusammen mit Kölner Arbeitern. Ein KPD-Mitglied, Mitglied im Arbeiterschachverein. Sieben Jahre hatte er überall als Spezialist gearbeitet und war erst im Februar 1936 in die Gusseisengießerei des Uralmasch gekommen. Immer wieder erzählte er von seiner russischen Freundin, die im Zimmer gewesen war, als sie ihn holten. Sicher hatte sie es aufgeben müssen. Wohin war sie gezogen? Oder war sie auch als Freundin eines «Verräters» verhaftet worden? «Beim Umsteigen in Warschau wollten wir abhauen.»

Hinter den Milchglasscheiben zog der Tag herauf, der Zug verlangsamte, Bremsen quietschten. Zwei Soldaten kamen mit Papieren. «,Wylasitje!’, ,Treten Sie raus!’ Es war kalt, ihr Atem dampfte. Auf einem Bahnschild: «Minsk». Ein Kleintransporter wartete. Ein Gefängnishof, ein Gang, der Schlüssel im Zellenschloss. «Die Türe ging zu, und weg waren wir.»

In dem dunklen Raum drängten sich vielleicht 20 Häftlinge. «Deutsche und Ausländer. Aus Moskau, Kasan, Leningrad, überall. KP-Leute und Spezialisten, Elektriker, Tischler, Ingenieure.» Morgens um drei oder vier Uhr wurden leise zwei von ihnen aufgerufen. «Die waren dann weg.» Häftlinge kamen und gingen. Die geraunten Ängste blieben: Was ist mit der Gestapo an der Grenze? «Einmal kamen Juden. ,Wenn die mich nun ausliefern, meinte einer immer nur, ,dann lande ich im KZ.’» – Der NKWD schob aber letztlich wenige ausländische Juden ab, weil kaum welche Asyl bekommen hatten. Nur 15 Prozent der Emigranten in Russland waren Juden, in anderen Ländern waren es 70 Prozent. Rassische Verfolgung existierte nicht als Aufnahmegrund.

Alle gingen, Jöris und Breuer blieben. Vier Wochen, fünf Wochen, sechs. Keine Abschiebung? Lager? Von der deutschen Besetzung Österreichs bekamen sie nichts mit.

In einer Nacht Anfang April wurden auch sie aufgerufen, zusammen. Jöris war froh. Auf einem gewöhnlichen Lastauto fuhren sie durch die Dunkelheit, «ohne Handschellen, mit sechs Soldaten, alles Mongolen. Der Offizier hockte in der Fahrerkabine.» Die Szene hatte etwas Unwirkliches. Der Zug wartete. Ein gewöhnliches Abteil, sie saßen sich auf den Bänken gegenüber, rechts und links einer der Asiaten, zwei im Gang. «Wie Ehrensalut.» Hinter dem Fenster des stehenden Zuges zog der Morgen auf, Rauchschwaden der Lok trieben vorbei. Die Grenzstation Negoreloje war keine vierzig Kilometer westlich von hier. Jöris dachte an seine Einreise vor vier Jahren. Die Erleichterung, die Freude. «Manche küßten ja damals sogar den Boden. – Und was war ich jetzt froh, endlich aus diesem Irrenhaus rauszukommen.» Der Zug verlangsamte, noch immer stand das Holzgerüst mit dem Sowjetstern, dem Schild: «Hier verlierst Du Deine Ketten».

«Wir bekamen zehn Dollar, links und rechts immer die kleinen Mongolen.» Dann ging es weiter. Kurz hielt der Zug im Niemandsland, bevor er in Stolpze, dem Grenzbahnhof auf polnischer Seite, einlief. «Der Offizier zischte uns an: ‚Mit Ihnen wird das deutsche Proletariat abrechnen.‘» Auf dem Bahnsteig warteten zwei Männer in Anzügen. «‚Sind Sie Jöris und Breuer?‘ – ‚Ja.‘ – ‚Wir sind vom Roten Kreuz, kommen sie mit.‘»

«Wir wussten nicht, was wir davon halten sollten. In Polen herrschte immer noch Pilsudski, der sich um eine Annäherung an Deutschland bemühte.» Die Männer sprachen deutsch, ihr Ton war nicht unfreundlich. Gestapo in Polen?

In einem Pferdewagen wurden sie am Fluss entlang zu einem Holzhaus am Wasser gebracht. Rot-Kreuz-Schwester, ein sauberes Zimmer, eine ausgiebige Wäsche. «Ein Friseur schnitt uns die Haare, und dann wurde rasiert. Wunderbar.» Tische mit Tischtüchern und Tellern. «Wie ein Festessen. Aber es ging nicht lang, da musste sich Breuer übergeben. Das fette Essen waren wir nicht mehr gewöhnt.» Nachmittag, die zwei Männer befragten sie: «Was im Uralmasch hergestellt wird, Panzer oder Lokomoti-

ven, wie viele Leute da arbeiten und, und, und. Da habe ich keine Rücksicht mehr genommen. Aber sie wussten schon alles.»

Abends lag er im Bett und konnte nicht schlafen. Das Essen lag schwer im Magen. Die ungewohnte Stille. Keine verbrauchte Luft, kein Schnarchen, kein Flüstern, nur entfernte Geräusche im Haus. Durch das offene Fenster hörte man den Fluss. Niemand hatte die Zimmertür verschlossen. Die erste Nacht in Freiheit. Von Flucht hatten sie nicht mehr gesprochen. Wenn das Gestapo war, musste er jetzt weg, durchs Fenster, am Ufer entlang. Und dann? Die polnischen Kommunisten im Untergrund würden ihm nicht helfen. Und selbst wenn er über die Grenze käme, wohin dann? «Irgendwie hatte ich die Schnauze voll.» Erschöpft fiel er in einen unruhigen Schlaf.

Was wissen wir über die Abschiebung? 1937 und 1938 waren es jeweils 1.000 Deutsche. Im NS-Staat wurden sie akribisch in der «Studienstelle deutscher Rückkehrer aus der Sowjetunion» erfasst, 70% seien KPD-Sympathisanten. Mit Erwin Jöris passierten im April 1938 258 Deutsche die Grenze: 118 Männer, 99 Frauen, 41 Kinder. Meist in Gruppen. Für Moskau war es die Abschiebung von Agenten an ihre Auftraggeber, für viele Ausgewiesene ihre Auslieferung an die deutsche Hölle. Die Botschaft in Moskau kam – trotz nationalsozialistischer Durchsetzung – auch ihrer Obhutspflicht für die kommunistischen Bürger nach. Man drängte auf Auskunft, aber das Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten gab sich immer ahnungslos. Irgendwann brachte dann doch jemand die Pässe der Verhafteten. Die Botschaft überwies für jeden zehn US-Dollar für die Bahnfahrt durch Polen und avisierte die Gestapo in Deutschland. Und die Polen? Das polnische Rote Kreuz betreute die Entlassenen, der Geheimdienst schöpfte sie ab.

Alle verhafteten Deutschen um Erwin Jöris durchliefen diesen Weg, mit einer Ausnahme: Heinrich Sattler. «Dem war ich im Gefängnis von Swerdlowsk im Gang noch begegnet. Und da schrie er immer nur: ‚Warum? Warum? Warum?‘» Sein Schicksal dokumentieren die Akten: Auch er bekam ein Abschiebeurteil, aber Berlin erkannte ihm die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Also Nicht-Auslieferung. Damit geriet er in die weiteren Säube-

runngswellen. Ende 1938 verurteilte ihn eine Troika zu acht Jahren Lagerhaft. Fünf davon überlebe er in der Eiswüste Workutas, dann wurde er im Zuge der kriegsbedingten Jagd auf alles Deutsche wegen «konterrevolutionärer Agitation» unter den Häftlingen zu weiteren zehn Jahren verurteilt und verendete kurz darauf. Bei der Verhaftung war seine Geliebte schwanger gewesen. Mutter und Tochter mussten in die Verbannung, über ihnen schwebte noch lange das Schicksal der Verwandten von Volksverrättern. Als ich die Enkelin 2009 kennenlernte, wussten sie und die Familie erst seit einigen Jahren vom Schicksal ihres Grossvaters.

Jöris wachte früh auf, draussen rauschte der Fluss. Nebenan bekamen sie ein Frühstück. «Am Nachmittag wurden wir wieder mit dem Pferdewagen zur Bahn gebracht.» Im Anschlusszug nach Berlin war ein Abteil reserviert. Polnische Landschaften zogen vorbei. Sie schienen nicht bewacht. «Wir waren Zivilisten unter Zivilisten.» Das konnte doch nicht die Gestapo gewesen sein? Die vorbeiziehende Landschaft verschwand im Dunkeln. Immer wieder flüsterten sie sich zu: In Warschau in einen Zug Richtung Tschechoslowakei, dann in Prag untertauchen.

Jöris lief durch den Zug. Er war sich nicht sicher, aber in einem Abteil des nächsten Wagens entdeckte er die Herren vom Roten Kreuz, dösend. Noch immer war es dunkel, als der Zug im Warschauer Bahnhof einlief. Sie stiegen aus. Niemand war zu sehen, der Bahnsteig wie leer gefegt. «Wir wussten nicht, was wir machen sollten.» Vor einer kleinen Bierbude stand jemand. Etwas Geld vom Bahnkartenauf hatte Jöris noch. Vielleicht einfach hier stehen bleiben und warten, bis der Zug abfuhr. In Swerdlowsk gab es auch Bier, aber das hier erinnerte an Berlin, die Gürtelstrasse, den Zenner. «,Na, wie schmeckt's?», hörte ich auf einmal hinter mir, und als ich mich umdrehte, stand einer von denen da. Da war alles klar.» Wenn er jetzt floh, konnte er nicht mehr behaupten, dass er sich stellen wollte. Hier würde er nicht wegkommen. Belanglose Sätze fielen, sie tranken aus, stiegen wieder ein. Der Zug fuhr durch Posen, gegen Morgen erreichten sie Neubenschen. Grenzstation. «Zwei SS-Leute in Uniform öffneten das Abteil. ‚Sind sie Erwin Jöris und Hermann Breuer?‘ –

‚Ja.‘ – ‚Kommen sie mit zur Passkontrolle.‘» Am Ende des Ganges standen die zwei Polen. Fast keinem ausgewiesenen Deutschen gelang die Flucht in Polen.

Sie wurden in ein Zimmer im Bahnhofsgebäude geführt. Zwei Frauen in weissen Uniformen und Hütchen mit Hakenkreuz brachten Stullen. Nationalsozialistische Volkswohlfahrt. Plötzlich wurde die Tür zum Nebenraum aufgemacht: Jöris wurde hereingerufen. Ein Mann in Uniform sass hinter einem Tisch, darauf lag eine Akte mit dem Photo von Jöris aus der Lubjanka. «‚Sind Sie das?‘ – ‚Ja.‘» Personalien, sein Pass. Es war Freitag, der 8. April 1938. Am Mittag gehe der Zug, meinte der Uniformierte. Sie könnten sich bis zur Abfahrt im Ort umschauen.

Gemeinsam schlenderten sie aus dem Bahnhofsgebäude, eine Strasse mit wenigen Häusern hinunter. «Wir waren sicher, dass uns jemand verfolgen würde. Immer wieder drehten wir uns um. Aber keiner interessierte sich für uns.» In den russischen Blusen und Hosen, in denen sie vor acht Monaten verhaftet worden waren, liefen sie verwundert durch deutschen Stadtalltag im Vorfrühling. Jöris haderte mit sich, ob er fliehen sollte.

Am Bahnhof warteten schon die SS-Männer. Sie setzten sich ins Nebenabteil. So fuhren sie durch Deutschland. Bald kam Brandenburg, Fürstenwalde. Der Nachmittag neigte sich. «Bevor der Zug in den Schlesischen Bahnhof einlief, stand einer von denen in der Tür: ‚Erst am Alexanderplatz aussteigen‘. Da war klar: Es ging ins Polizeipräsidium.»

Alternativen Nun war Jöris wieder in Berlin. Vier Jahre und drei Monate lag seine Kommandierung zurück. Er war 26 Jahre. Er war zurück und er lebte. Wenn er die Ruhe gehabt hätte, hätte er sich vermutlich immer noch als Kommunist bezeichnet, aber ohne jede Sowjethoffnung. «Was ich da erlebt hatte, war nichts anderes als das, wogegen ich in Deutschland gekämpft hatte.»

Und was war mit den anderen Kommandierten? Vier seiner Kameraden blieben in der Sowjetunion: Fritz Kleber und Hans Kahlmüller, Helmut Rückert und Artur Hofmann. Ihre Namen tauchen nicht im Spionagege-

spinst der Akten auf. Aber sie erlebten Jahre der Angst angesichts von Inhaftierung und Abschiebung, verzweifelter Arbeitssuche und dem Kampf ums Überleben samt ihrer Frauen und kleinen Kinder. Nur Monate später wurden alle – ausser Kahlmüller – verhaftet: Rückert kam 16 Monate in Untersuchungshaft, Kleber ein Jahr, Hofmann elf Monate. Die deutschen Polit-Funktionäre schlossen sie aus der KPD aus, verweigerten ihnen jede Hilfe. Im Juli 1939 wurden sie in einer Sitzung der Kleinen Kommission mit Ulbricht, Dengel und Wehner wieder aufgenommen. «Die gehörten dann auf einmal doch nicht zum faschistischen Untergestrüpp wie wir», konstatiert Jöris heute. Klebers Spur verliert sich, vermutlich fiel er im Krieg aufseiten der Roten Armee. Die anderen kehrten nach dem Krieg im Tross der wenigen überlebenden deutschen Parteileute zurück. Der Aufbau des deutschen Sowjetstaates katapultierte sie in Führungspositionen. Jöris' Kommentar? «Die haben Schläge gekriegt, Arschritte, waren länger in Untersuchungshaft als wir, und haben dann doch für die Verbrecher gearbeitet. Die hatten doch keinen Charakter.»

Und damit hatten sie alle noch Glück. Als Jöris Anfang 1934 nach Moskau gefahren war, brach gerade die Hälfte der Absolventen der Kursabsolventen an der Lenin-Schule, für den er vorgesehen war, zu ihrem Einsatz in Spanien und Deutschland auf. Fast alle wurden sofort verhaftet. Ihre Papiere waren stümperhaft gefälscht, Kontaktadressen nicht überprüft, Einsätze schlampig organisiert. Die Hälfte von ihnen starb in den Gefängnissen und Konzentrationslagern. Zwei Jahre, bis 1936, scherte sich die KPD-Führung nicht um die Opferung ihrer jungen Widerständler, stoppte die sinnlosen Einsätze erst nach dem Parteitag in der Nähe Moskaus und ordnete sie kurz darauf wieder an.

Aber selbst Jöris Nichtdelegierung zum Schulbesuch hätte ihn vor diesem Schicksal nicht bewahrt. Auch sein Vorgänger in Swerdlowsk, Walter Kardolin, der sympathische Leiter des Ausländerclubs mit dem «spitzen Stein», der ihn empfangen hatte und der nach vier Wochen abkommandiert worden war, starb elendig in den Fängen der Gestapo. In Wahrheit hiess er Bruno Dubber und war KJVD-Leiter in Hamburg gewesen. Während dreier



256 (Abb. 33) Rolf Markert, eigentlich Helmut Thiemann, Kaderakte 1946

Monate als Moskauer Praktikant der Jugendinternationale geriet er in den Verdacht, an den linksradikalen Positionen von Heinz Neumann festzuhalten, und wurde zur «Bewährung» nach Swerdlowsk geschickt. Nach der Abkommandierung durchlief er die üblichen Konspirations-Ausbildungswochen in der Nähe von Moskau und schlug sich dann als Instrukteur der Jugendinternationale über die grüne Grenze. Im November 1938 verhaftete die Gestapo den 28-Jährigen in Wien. Sechs Jahre lang, bis 1944, schleppten sie ihn durch die Zuchthäuser von Wien, Berlin-Moabit und Bremen, bis er an Tuberkulose starb.

Ähnlich erging es Gerhard Holzer, bei dessen Fortgang Jöris noch Awerbach über die nicht eingehaltene Konspiration informiert hatte. Holzer hielt sich ein Dreivierteljahr im Untergrund von Berlin, Hamburg und Magdeburg, bevor er gefasst und 22-jährig in Plötzensee hingerichtet wurde. Sein Einsatz war schon wegen seiner auffällig roten Haare nichts als fahrlässig.

Und Holzers Kollege Helmut Thiemann? Zwei Monate nach seiner Ankunft in Deutschland verriet ihn jemand. 20-jährig kam er ins Konzentrationslager Buchenwald und schloss sich dort der illegalen Lagerorganisation der Kommunisten an. Für dessen Aufbau und Schutz ermordete er als Pfleger im Häftlingskrankenbau Mitgefangene. Nach Kriegsende fahndeten die Amerikaner nach ihm. Er tauchte in der Sowjetzone als Rolf Markert unter und baute das Ministerium für Staatssicherheit in Sachsen auf. Am Ende war er Generalmajor des MfS. «Entweder», schrieb er in einem parteiinternen Bericht zu seinen KZ-Morden nach dem Krieg, «wir lehnen diese Arbeit ab und bleiben menschlich zwar sauber oder wir geben die Position auf und werden dadurch indirekt Mörder an unseren eigenen Genossen ... Da unsere Genossen mehr wert waren als alle anderen, mussten wir also einen Schritt gemeinsam mit der SS gehen, und zwar in der Vernichtung von aussichtslos kranken und kollabierenden Menschen ... Im Lager hatten wir eine Zeit lang circa 1.000 freiwillige Wlassow-Leute ... Die russischen Genossen verlangten von uns die Beseitigung derselben. Wir konnten ungefähr 176 Mann vernichten.» 1995 starb Thiemann in Berlin.

Aus dem Osten an die Ostfront

Berlin 1938

Feuerpatschen-Besatzung

«Vorwärts Kameraden, wir müssen zurück»

Elf-Jahre-Bilanz

Berlin 1938

Vernichter und Verräter In den nassen Scheiben der Bahnhofshalle am Alexanderplatz spiegelte sich trübes Licht. Freitag, 8. April 1938, verzeichnen die Gestapo-Akten als Ankunftsdatum. «Überall liefen uniformierte Jugendliche. Gut angezogene Leute, mit ordentlichen Schuhen. Da war nichts vom Niedergang, wie es all die Jahre in der Sowjetunion gepredigt wurde.»

Zwischen dem Berolina- und Alexanderhochhaus der alte Platz. Die beiden Beamten gingen hinter ihm. Regenschwere Luft drückte. Die dunklen Präsidiums-Trutzmauern, die Empfangszelle – alles erinnerte ihn an früher. «Nach vier Jahren kam ich in dasselbe Polizeipräsidium wie 1933, hörte das Quietschen der S-Bahn und musste daran denken: zwei Stationen weiter bist du zu Hause. Da fühlte ich mich sauelend.»

In der Mannschaftszelle im Keller sassen an die 20 Mann. Noch immer gab es zahlreiche Verhaftungen. Die anderen sprachen ihn an. Jöris suchte nach Unverfänglichem. Er sei schon lange verhaftet und werde überführt. «Die meisten waren Kommunisten. Die Sowjetunion war ihre letzte Hoffnung. Ihnen zu erzählen, was wirklich los war, wäre doch Hilfe für das Nazi-Pack gewesen.»

Nachts lag er wach. «Aus einer Hölle in die nächste. Im KZ würde ich ein zweites Mal nicht mit heiligem Siegerkranz empfangen werden.» Wollten sie ihn als Spitzel?

«Am Morgen brüllte der Wärter: ‚Der Mann aus Moskau – zum Verhör.‘ Da war klar, warum sie mich zu Kommunisten gelegt hatten. Bis zur Rückkehr musste ich mir was einfallen lassen. Im Gang blökte der Wärter dann: Jetzt, wo es um die Genickschüsse geht, wollt ihr schnell euer Heimatrecht wiederhaben’.»

Der Gestapo-Hauptsitz lag immer noch in der Prinz-Albrecht-Strasse. Aber das «Ale’.» war zu deren Hauptgefängnis geworden, verhört wurde im ersten Stock in den Räumen der aufgelösten Politischen Polizei. Durchs Fenster sah man die Leute auf dem Platz. «Ich sass auf einem Stuhl in einem Käfig, ohne Handschellen. Ausserhalb ein Tisch mit zwei Beamten in Zivil.» Kriminaloberassistent Krohn, stellte der eine sich vor, und seine Be-

fragung verwirrte. «Ein richtig vollgefressener Berliner mit Thermoskanne aufm Tisch, Frühstücksbrot. Er fragte, hörte zu, grübelte. Und der andere tippte, im Einfingersystem. Das ging endlos.»

Ein unwirklicher Zwischenraum. «Ich hockte im Bärenkäfig wie im Zoo, mit zwei Verfahren wegen Hochverrat am Hals.» Steckbrieflich gesucht wegen einer Sache, die er nicht überblickte. Und wegen Vorbereitung zum Hochverrat nach Paragraph 83 Absatz 2 StGB, wie alle Sowjetemigranten nach der Machtergreifung. «Und die beiden Onkels taten, als wenn es einfach ums Erzählen ginge. Ganz ruhig, hin und her.» Ein Trick? Er kam nur weg, wenn sie glaubten, dass er nichts mehr mit dem Kommunismus am Hut hatte.

Gestapo-Referat II A 3, Studienstelle deutscher Rückkehrer aus der Sowjetunion. In den vier Jahren von 1935 bis zum Hitler-Stalin-Pakt wurden 3.500 Heimkehrer befragt. Spitzelaushebung, Informationsabschöpfung, Erstellung von Fahndungslisten. Die ausführlichen Vernehmungsprotokolle liegen heute im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes. Schlaglichter auf Arbeitssuche und politische Enttäuschung.

Jöris erzählte einen Samstagvormittag lang: vom Einsatz als Berliner Jugendfunktionär, von Sonnenburg, seinen Arbeitshoffnungen in der Sowjetunion, von Swerdlowsk, den schlechten Lebensbedingungen, seinen Beschuldigungen als «faschistischer Hetzer» und verloren gegangenen Botschaftsbriefen. Ein arbeitssuchender Jungkommunist ganz ohne Komintern-Delegierung.

Gegen Mittag sagte Krohn, man werde am Montag weitermachen. Auf der Treppe fielen Jöris die Kommunisten in der Zelle ein. Was sollte er sagen? «Die wollten jetzt natürlich wissen, was mit Moskau ist.» Er gab sich bedeckt. Früher sei er Unterbezirksleiter gewesen, «jetzt an der Grenze geschnappt worden». Ein enttarnter Komintern-Agent. «„Das wird dich den Kopf kosten“, meinte einer. Aber die Fragen hörten auf.» Oben die Verheimlichung der Komintern, unten deren Evozierung.

Er schlief schlecht. «Sonnenburg stand mir vor Augen. Monatelang hatte ich Angst, dass sie mich wegen faschistischer Umtriebe‘ in den Gulag

stecken, und nun wanderte ich wegen antifaschistischer Umtriebe wieder ins KZ.»

Ein endloser, unruhiger Sonntag zwischen Aufrufen, Neuzugängen, Zellenangst. «Immer war Krach. Polizisten liefen rum und blökten.» Gerne hätte er seine Eltern benachrichtigt. Aber was hätte er sagen sollen: Er sei freiwillig in Deutschland? Aus der Sowjetunion ausgewiesen? «Es war besser, sie wussten von nichts.»

Montag, 11. April. «,Was sagen die anderen in der Zelle?», fragte Krohn als Erstes. Die Antwort war heikel, denn die hatten bestimmt einen Zellen-spitzel unten.» Sie würden ihn für einen geschnappten Agenten halten, erzählte er. Was ihm recht sei, dann müsse er sich nicht mit ihnen rumärgern. Krohn nickte. Der andere Beamte mühte sich mit der Schreibmaschine ab. Jöris fuhr fort mit den Erzählungen von seiner Flucht, dem Bettler-Leben, den NKWD-lern vor der Botschaft, Schiffen in Leningrad und dem Botschaftsgeld. «Ich hab alles ganz offen erzählt, so wie es eben war.» Leben und Protokoll gingen in eins, nur ohne Komintern. Krohn nickte amüsiert, Jöris redete sich in Fahrt, erzählte von Haft, Verhören, Verzweiflung und Selbstmordversuch. Er zeigte die Narben an den Unterarmen. «Ich hatte ja keine Uhr, aber es ging bestimmt sieben, acht Stunden. ,Eigentlich habe ich jetzt Feierabends meinte Krohn, ,aber wir machen weiter. Das interessiert mich.»

Jöris schilderte in die gelöste Stimmung den Missmut in der Bevölkerung und den niedrigen Lohn. Im Vergleich zu anderen Rückkehrprotokollen sind seine Auskünfte über andere zurückhaltend. Er nennt die Namen von sechs Leuten, die die sowjetische Staatsbürgerschaft beantragt hätten, aber auch die Hilfe von Artur Hofmanns Frau.

Fritz Kleber erwähnt er nicht. Nur Hans Kahlmüller, ohne Wissen um dessen wirklichen Namen: ein kommunistischer Aktivist und Denunziant beim NKWD. Jöris' späte Rache. «Ich bin von meiner Ausreise in die SU gründlich geheilt», heisst es abschliessend im elfseitigen Protokoll, ritualhaftes Ende fast jeder Vernehmung: «und bin froh, wieder als Deutscher in Deutschland behandelt zu werden. Ich werde mich auch nie wieder zum

Kommunismus bekennen, den ich in der SU nur als Vernichter und Verräter am Volke kennengelernt habe.» Unterschrift Erwin Jöris.

Dass einiges in der Geschichte vom reinen Arbeitsemigranten nicht stimmte, wusste wohl auch Krohn. Jöris' Deckname war lange bekannt. Das sprach für Kominterndelegierung und -Schulung. Aber die Nazis waren sich bei den Rückkehrern wohl ziemlich sicher.

Der Alex lag im Dämmerlicht. Als die Wärter Jöris abführten, sagte Krohn zu ihnen: «,Gebt dem Kameraden noch was zu essen.'» Als er am nächsten Morgen mit dem schwarzen Gefängniswagen überführt wurde, regnete es in Strömen.

Zellen-Himmel Mittwoch, 13. April 1938, 9 Uhr verzeichnet die Gefangenkartei des Moabiter Gefängnisses als Eintrittsdatum. Im angrenzenden Kammergericht war vor sieben Jahren die Pfadfindergeschichte verhandelt worden. Damals hatte er die Strafe nicht absitzen müssen, inzwischen hatte er einiges an Hafterfahrung: Alex, Spandau, Sonnenburg, Swerdlowsk, Lubjanka, Minsk. Nun also doch Untersuchungsanstalt Moabit.

Vom Wannenbad kam er in einen der fünf vierstöckigen Gefängnisflügel. Roter Backstein, Zellen für 1.500 Männer und Frauen, ein überbelegter Grossbetrieb, militärisch organisiert, aber durch die Gestapo. Ein Wachtmeister führte ihn durch die kuppelartige Zentralhalle. Stahllaufstege entlang den hellen Mauern, das Hallen ihrer Metallgitter in den weiten Trakten.

In der Zelle ein eisernes Bettgestell, ein Tisch, ein Schemel, ein Wandregal, ein Wasserklosett, von aussen zu bedienen, alles mit Zentralheizung. Im Wandschrank lagen Ess- und Waschgeschirr, Kleiderbürste und Wischtuch. An der Wand hingen eine Inventarliste und die Auflistung aller Häftlingsrechte und -pflichten. Die Anstaltspläne verzeichnen 4 x 2,35 Meter Zellengrundriss. Er war alleine. Und Erleichtert.

«,Wer Nachkost haben will, Fahne werfen'», rief der Beamte, und Jöris betätigte den Auslöser. Er war ausgehungert und das Essen gut. «Als es dunkel wurde und der Wärter das Licht löschte, schloss er die Türe auf und sagte: ‚Gute Nacht'. Ich dachte, ich werd' nicht mehr.»

Er schaute in die Nacht, öffnete das Fenster, kühle Luft strömte ein. Hinter der Gefängnismauer leuchteten die Zimmer der oberen Wohnungen. Vollmond. Stille. In der Nebenzelle schien niemand zu sein. Er meinte, die ferneren Züge des Lehrter Bahnhofs zu hören. «Ich wusste nicht, ob ich um die Schutzhaft herumgekommen war.» Und doch fühlte er eine Ruhe des Entronnenseins.

Im Halbschlaf wartete er, dass die Türen aufgerissen wurden und jemand brüllte. «Stattdessen wurde um halb sieben dreimal geläutet.» Die Untersuchungshäftlinge stellten sich in ihren Zivilkleidern in die Zellentüren, ein zusammengelegtes Wischtuch musste militärisch exakt gefaltet sein, die Tonkanne für Wasser mit der Tülle nach vorne stehen, daneben die Schippe mit dem selber zusammengefügten Müll. «Alles wie in Sonnenburg.»

«Bei den Russen durftest du nicht einmal eine Nadel haben, und hier bekam jeder ein Messer zum Essen.» Abends wieder Abgabe. Nach dem Frühstück musste man den Fliesenboden polieren, «eine Balla-Balla-Beschäftigung». Papier und Bleistift waren bestellbar, eine Bücherauswahl ging durch die Zellen. «Geschichten, Romane, manchmal Quatsch, aber lange nicht nur nazistische Bücher, auch aus der SPD-Zeit.» Jeden Tag bekam er einen Sack mit Wollresten und ein Arbeitsmesser. Fäden nach Farben sortieren. «Haft-Verschärfung durch die Nationalsozialisten. Es sollte gearbeitet werden. Das war prima. Ein Zeitvertreib und noch ein paar Pfennige Geld.»

Jeden Tag gab es eine halbe Stunde Hofgang, mit Abstand und Gesprächsverbot. Politikunterricht war Pflicht. In 80 strandkorbartigen Isoliersitzen der Gefängniskapelle, ohne Blick auf Neben- oder Vordermann. «Ein Parteionkel von der NSDAP hielt Vorträge: ‚Danzig und das Memelland holen wir wieder ins Deutsche Reich, dann Litauen, Estland, Lettland‘. Der war bloss immer am Erobern – richtig nazistisch doof. Und wenn einer grinste, rief er von oben: ‚Unterlassen Sie das!‘»

Alle Häftlinge im Trakt G waren Politische. «Zentrum, Gewerkschaften, selbst Deutsch-Nationale. Alle zum ersten Mal in Haft. Keine Kommunisten, die waren schon weg.» Er kannte niemand von den anderen und war froh.

«Nach den Massenzellen mit dem Tumult von früh bis spät fühlte ich mich wie im Himmel.» Einkaufs-Mittwoch. Für die Dollars von der Übergabe kreuzte er auf einer Papiertüte Verschiedenes an. «Abends wurde ratsch, ratsch, die Türe aufgeschlossen und ich bekam den vollen Sack. Da sass ich in meinem Bau und hab das Zeug gegessen. Herrlich.» Bei der Entlassungsuntersuchung wird er etliche Kilo mehr wiegen.

Dreierlei Erzählungen Rückblick: Stromkabel hingen mächtig im dunkler werdenden Himmel über den kleinen Datschen. «Kolonie Hochspannung», Berlin-Karlshorst im Juni 1933. Auf dem pfützig-schwarzen Weg standen Räder. In einer der Lauben, die dem Stiefvater von Erich Pallas, einem 20-jährigen Werkzeugmacher, gehörte, sass eine ungleiche Runde. Quer durch die Stadt, von Lichterfelde, waren sie geradelt: Alfred Brunat, Kurt Gögge, beide 17, Kurts Bruder, 20 Jahre, und Theodor Tattermusch, Erwin Jöris' Nachfolger als Unterbezirksleiter. Er fingerte Flugblätter aus einer Aktentasche: «Heraus mit Thälmann, Torgler und allen politischen Gefangenen! Errichtung einer Rätediktatur!» Es gäbe Gerüchte, dass Torgler im Untersuchungsgefängnis Moabit Tag und Nacht gefesselt sei. In seinem tschechischen Singsang redete er von Anzeichen, dass die Naziregierung «in aller Kürze» gestürzt und «die KPD die Regierung übernehmen» werde. Ob er daran glaubte? Wer weiss. Aber jeder von ihnen wusste von neuen «Greueln und Misshandlungen politischer Gefangener durch die Polizei und in den Gefängnissen» zu berichten – so wird es später jedenfalls in den Akten stehen. «Die Kommunistische Jugend muss wieder auferstehen», war die Losung. Sie waren nervös, aber guter Stimmung. Beim letzten nächtlichen Treffen in einem nahen Wäldchen hatte Tattermusch stolz berichtet, dass sich in Mahlsdorf eine Ortsgruppe gebildet habe. Zwar nur aus dem Hilftischler Ernst Kayser und zwei seiner zehn Brüder, aber immerhin. Es gab etwas Mut. Über ihre langgespannt-leisen Diskussionen über Vereinsstrukturen und Mitgliederwerbung entzündete sich bald in allen Nachbarlauben das Licht. Stille lag über dem Areal, als sie einzeln aufbrachen. Der neue Termin war ein Sommerfest in drei Wochen.

Ein halbes Jahr trafen sie sich so, ohne Aktion, ohne Zuwachs. Dann blieb Alfred als Erster aus.

Als Tattermusch und Jöris sich das erste Mal wieder trafen, existierte die Gruppe längst nicht mehr. Jöris war schon vier Monate in Moskau, als Pallas durch einen dummen Zufall verhaftet wurde. In den Verhören wurde er vermutlich misshandelt, gestand. Alle acht, die seit Monaten nichts mehr voneinander gehört hatten, kamen nach Moabit. «Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens und Verbrechen gegen das Parteiverbotsgesetz». In den Vernehmungen schoben sie alles auf den alten Unterbezirksleiter. Der war ja in Moskauer Sicherheit. Am 26. Mai 1934 schickte die Berliner Polizei ihren Funkspruch zur «festnahme des wegen hoch- und landesverrats gesuchten tischlers erwin jöris» in die Welt, rückte aus zur Wohnungsdurchsuchung in der Gürtelstrasse. Im Oktober 1934 fällten die Richter im Moabiter Kammergerichtssaal 175 Abschreckungsurteile: Tattermusch bekam zwei, Pallas ein Jahr und neun Monate; die damals 17-Jährigen sieben Monate.

Das war bei der Rückkehr von Jöris nun vier Jahre her. Die Haftstrafen waren abgesessen in Berlin-Tegel, Plötzensee und im Zentralgefängnis Cottbus. Aber noch immer war die Anklage gegen den «geistigen Urheber und Gründer» im Raum. Der wurde nun durch das Moabiter Gängelabyrinth vom Gefängnis zur Vernehmung ins Gerichtsgebäude eskortiert.

Von den Vorwürfen kannte Jöris nur Andeutungen aus einem Brief seiner Mutter. «Der eine Untersuchungsbeamte fragte, der andere schrieb. Sie waren sachlich. Brüllten nicht. Es ging um illegale Gruppenbildung.» Leider verbrannten die Vernehmungsprotokolle im Krieg. Nur die dicken Prozessakten gegen «Pallas und Konsorten» sind im Berliner Landesarchiv erhalten.

Schnell war klar: Die ersten Treffen des Zirkels waren im Mai, als Erwin Jöris schon in Spandau sass. «Gruppenbildung konnten sie mir also nicht anhängen.» Aber etwas anderes: Tattermusch hatte später ja die Kurierstelle eingefädelt. «Wenn sie das rauskriegten, war ich gleich wieder im KZ.»

Ein brummiger Gefängnisbeamter führte ihn nach der Vernehmung die schmalen Korridore entlang. Durch mattes Glas sah er auf die Gerichtsflure, die die Gänge wie venezianische Brücken überspannten. Gefangenentransfer ohne Öffentlichkeitskontakt im grössten Gerichtsgebäude Europas – bis heute. Der fensterlose Tunnel zum Gefängnis. – vor der Zelle nuschelte der Beamte: «,Wie kann man jetzt noch Hochverrat machen. Gegen den Führer!» Jöris schreckte aus seinen Gedanken. Er habe mit der Sache gar nichts zu tun, sei gerade erst aus Moskau zurückgekommen. Der Beamte schloss langsam die Zelle auf. «,Moskau?»

Es folgten Tage und Wochen einer doppelten Lebenserzählung. «Wie ein Lauffeuer sprach sich unter den Wärtern herum, dass einer aus der Sowjetunion kam. ‚Brauchen Sie noch irgendetwas?‘ – ‚Nein.‘ – ‚Sagen Sie mal, Sie sind doch der aus Russland, oder?‘» Und Erwin Jöris musste erzählen: Verhältnisse, Verhaftung, Gefängnisse. «Und wenn der eine gegangen war, kam der nächste: ‚Na, haben Sie auch alles?‘» In den Langweiletagen tat die Zuhörerschaft, von denen sich mancher sogar auf seinen Zellesschemel setzte, gut. «Ich nahm kein Blatt vor den Mund.» Zur Sowjetunion gab es nichts zu verteidigen. «Aber ich musste verdammt aufpassen, mich nicht zu verplappern.»

Auch im Gerichtsgebäude interessierte man sich bald einmal mehr für seine Rolle als Unterbezirksleiter, statt für die Tattermusch-Pallas-Geschichte. Auf Fortführung einer illegalen Organisation standen fünf Jahre Zuchthaus. «In der Zeit bis zu meiner Haft gab es aber kein formelles Organisationsverbot. Nur Propaganda war nicht erlaubt.» Aber nach Sonnenburg hätte er Kontakt zur illegalen Partei gehabt, oder? Das musste er zugeben. «Wie sollte ich sonst nach Moskau gekommen sein. ‚Wo hatten Sie denn die falschen Papiere zum Grenzübertritt her?‘ – ‚In Prag bekommen‘. – ‚Von wem?‘ – ‚Von Leuten mit Decknamen‘. – ‚Wie sind Sie nach Prag gekommen?‘ – ‚Über die grüne Grenze‘. – ‚Wo?‘ – ‚In Pirna, Königstein‘. – ‚Wie haben Sie das fertiggebracht?‘ – ‚Ja, das war nicht so einfach, aber ich bin durchgekommen. Ich war ja nicht der Einzige. Viele kamen auf diesem Weg‘.»

Die ganze Nacht grübelte er über den Antworten. Machte er Fehler? Bei Krohn war der Grenzübertritt kein Thema gewesen. Nach den Moskauer nun die Moabiter Tage im Brüten über die Lebenserzählung. Sich nicht belasten, zugeben, was klar war, Widersprüche voraussehen, niemanden verraten. «Bei den Verhören in Russland war man ja immer schuldig, und es ging nur darum, zu unterschreiben, was sie sich ausgedacht hatten. In Deutschland war ich solange unschuldig, wie sie mich nicht überführten.» Vier Mal wurde er noch geholt.

«Dann standen sie da. Nach vier Jahren. Das war mir gar nicht recht.» Der breite Tisch des Besucherzimmers erzwang Lautstärke. «,Sie sprechen nicht über Ihre Angelegenheiten», leierte der Beamte am Kopfbende. Gegenüber standen Mutter und Alfred. Sie hatten einen alten Anzug von Waldemar mitgebracht. Der war im Reichsarbeitsdienst, Vater musste arbeiten. Das fragende Gesicht seiner Mutter, ihre Sorge. «,Wo kommst du denn jetzt her?» – ‚Na das wisst ihr doch.‘ – ‚Und wie geht es?‘ – ‚Ist alles gut.‘» Er spürte selber das Abweisende in seinem Schweigen. Aber er konnte nicht anders. «,Brauchst du was?» – ‚Nein, für hier habe ich alles.‘» Woher sie wüssten, dass er in Deutschland sei? Gestern habe einer bei ihnen geklingelt, der mit ihm aus der Sowjetunion gekommen sei. Hermann Breuer.

Nach einer Viertelstunde unterbrach der Beamte. In zehn Tagen könne man wiederkommen. «Das war keine grosse Freude gewesen. Meine Mutter hatte doch unter den ewigen Krawallen und Hausdurchsuchungen gelitten und war froh, dass ich in der Sowjetunion in Sicherheit war. Und plötzlich klingelt es, und einer erzählt: ‚Ihr Junge ist wieder da.‘ Das war doch überhaupt keinem begreiflich zu machen: Nach Deutschland zurückkommen, wo ein Hochverratsprozess gegen einen lief! Bei den Besuchen in Spandau und Sonnenburg wussten wenigstens alle, warum man eingesperrt war. Aber hier war ja nichts klar.»

Tagelang ging ihm die Begegnung nach. Erst später erfuhr er, dass sie mit dem Schlimmsten gerechnet hatten. Nach über einem Jahr ohne Lebenszeichen war Alfred zur russischen Botschaft gefahren.

Einmal, noch einmal, dann wieder. «Die vertrösteten ihn immer, bis es dann hiess: ‚Der existiert in der Sowjetunion gar nicht.‘ Da haben sie gedacht, ich bin tot.»

Morgengabe «Das Arschloch wollte mich verraten.» Nach sieben Wochen, am 8. Juni, kurz nach Pfingsten, lud die «Staatspolizeileitstelle» Jöris wieder vor. Hugo Neuhaus. «Der hat ausgesagt, dass ich in Russland in öffentlichen Versammlungen aufgedreht und gegen den Nationalsozialismus gehetzt habe.» Antifaschistische Propaganda im Ausland war ein schwerwiegender Haftgrund. Noch heute kommt Jöris in Rage über die zerschlagene Vertuschung. Ihm stand seine KZ-Zeit vor Augen. Krohn wartete und sein Kollege spannte Papier in die Schreibmaschine. Protokoll-Nachtrag. «Ich habe mit Neuhaus in Swerdlowsk nicht ein einziges Wort gesprochen, der Neuhaus war in einer ganz anderen Abteilung tätig ... Später habe ich mit Neuhaus in einer Zelle gesessen. Die Mitinsassen hatten in Erfahrung gebracht, dass sie alle durch Neuhaus belastet wurden. Daraufhin haben wir auf ihn eingeredet, dass er eine Erklärung bei der GPU [dem Geheimdienst, ap] abgeben sollte, dass seine Angaben falsch seien ... Vor der Zellentüre rief ich zurück, dass ich mit verschiedenen Leuten bei der Staatspolizei in Berlin abrechnen werde. Neuhaus hat diesen Ausspruch gleich verstanden.» Ausserdem habe Neuhaus von der GPU Lebensmittel erhalten. «Diese Angaben dürften wohl zur Genüge den Charakter des Neuhaus kennzeichnen», schliesst das Protokoll.

Jöris Aussagen stimmen. Neuhaus, ein unpolitischer Dreher, 31 Jahre, für die Düsseldorfer Rheinmetall seit Jahren in der Sowjetunion, verheiratet mit einer Russin, war einer der ersten verhafteten Deutschen, aus dessen Aussagen die NKWD-Vernehmer das Grundgerüst ihrer Uralmasch-Verschwörung zimmerten. «Aktive Residenturmitglieder», also Geheimdienstmitglieder, heisst es in einem seiner Verhörprotokolle, seien: «Paul Karow, Josef Angerer, Otto Bunke, Bucher Berning, Heinrich Heiling. Leiter der Gruppe ist Heinrich Sattler ... Karow wollte Sabotage in der Rüstungszeche und Sprengungen und Brände im Fall eines deutschen Angriffs auf die SU.»

Karow war Neuhaus' alter Freund aus Düsseldorf. Über Seiten gingen die phantastischsten Belastungen seiner Kollegen – aber auch von sich selber. Er gab alles Geforderte sofort zu, scheinbar ohne grosse Erpressung oder lange Verhöre. Wohl ein Mitspieler aus Angst. Seine Berliner Aussagen wären nicht nötig gewesen – auch wenn die Angaben zu seinen Zellengenossen dieses Mal stimmten.

Zurück in Moabit war Jöris kaum zu beruhigen. «Am Nachmittag ging die Türe auf: ‚Ziehen Sie morgen früh ihr Bett ab. Geben Sie alles Geschirr ab. Sie kommen zur Gestapo‘.» In der Nacht war er wieder im KZ. Am Morgen im Präsidium las Krohn umständlich ein Schreiben des Kammergerichts vor. Verfahrensniederschlag wegen Beweismangel. «„Die Justiz hat dich entlassen, nun bist wieder bei der Gestapo. Wir entscheiden jetzt, was mit dir weiter wird.“ Dann ging Krohn zum Telefon. Das Gespräch drehte sich um mich. Am anderen Ende war wohl ein Vorgesetzter in der Prinz-Albrecht-Strasse. Jetzt geht es nach Oranienburg oder sonst wohin, dachte ich.» Dann Krohn laut: «„Also ich bin der Meinung, der muss die Schnauze vollständig voll haben“.» Der Gesprächsabschluss, ein aufgelegter Hörer, Krohns Gang zum Tisch: «„Mensch, hast du Schwein. Du kannst nach Hause gehen“.» Er bekam einen Ausweis als Russlandrückkehrer mit dem Vermerk: Bei Arbeitsvermittlung bevorzugt zu behandeln. Jöris war fassungslos, dankbar. «Das hing alles an Krohn. Alles!»

Aber im Umgang lag eine wohlkalkulierte Berechnung. Dass die meisten Russlandrückkehrer nicht die unpolitischen Arbeitssucher waren, als die sie sich darstellten, war klar. Aber – entgegen dem wahnbesetzten NKWD-Apparat – war die Gestapo-Einschätzung ihrer politischen Gegner erstaunlich realitätsnah, zumindest um 1938. Staatspolizeiberichte dieser Zeit bezeichnen die einstigen Regimegegner nach ihrer Rückkehr als ungefährlich. Ganz nach Hitlers Satz von den deutschen Kommunisten, die nur lang genug «drüben» bleiben mussten, um kuriert zu sein. Wer 1938 aus der Sowjetunion zurückkam, brachte bittere Erfahrungen mit. Und tatsächlich: Viele waren psychisch gebrochen. Die Verfolgung seiner Anhänger und deren Abschiebung an ihren Todfeind war Stalins grösstes propa-

gandistisches Geschenk für Hitler. Auf die Enttäuschungs-Erzählungen der Rückkehrer in ihren Bekanntenkreisen hoffte die Gestapo und verschleppte nur einen Bruchteil der tausendfach Abgeschobenen in die schallisolierten Keller der Prinz-Albrecht-Strasse und die Quälstätten der Konzentrationslager. 1937 waren es nur 20, 1938: 88. Ausgelieferte Juden, KPD-Spitzenfunktionäre, antifaschistische Propagandisten.

Nach dem Hitler-Stalin-Pakt übergab der NKWD noch einmal 500 Deutsche – nun direkt an die Gestapo. Darunter Margarethe Buber-Neumann. Sie kam vom NKWD-Keller direkt ins Konzentrationslager. In ihren Memoiren «Als Gefangene bei Stalin und Hitler» berichtete sie von den Verhören im Polizeipräsidium im März 1940, einem Vernehmer, einst Verkehrspolizist, der alle mit «du» anredete, ihr im Korridor des Alex ein einstündiges Gespräch mit ihrer Schwester ermöglichte und so bieder-ehrlich daherkam, dass sie lange nicht sicher war, ob er sie verhöhnte. Als sie über Schmerzen klagte, fuhren sie zusammen in der U-Bahn zum Zahnarzt. Es war Krohn.

«**Dir wird der Hund was scheissen‘**» «Ich kam aus dem Gefängnis und stand auf der Strasse. Ohne irgendwas.» Vor ihm die Weite des Alexanderplatzes, hinter ihm zehn Gefängnis-Monate. Zwei Strassenbahnen kreuzten sich in der Mitte des Platzes. Er konnte gehen, wohin er wollte. Aber das wusste nur sein Kopf. Nach Massenzellen, Verhören und Lagerangst stand er wieder hier. Ein Dienstag in Berlin, 14. Juni 1938. Alles war sauber, nirgendwo Bauernhemden, die Menschen in guten Kleidern. Das Kaufhaus Tietz hiess Hertie und um den Platz kreisten Autos. «So einen turbulenten Verkehr war ich gar nicht gewöhnt.»

Langsam ging er in Richtung U-Bahn – und wollte nach Lichtenberg. Was würden die alten Genossen sagen? Seine Eltern? Die Brüder? Die Partei war sein Leben gewesen, und nun war er ausgeschlossen. Er hatte für die Sowjetunion gekämpft, gegen die Nazi-Verbrecher. Und nun schob Russland ihn ab. «Dass in Moskau alles anders war, war doch keinem begreiflich zu machen.» Krohn hatte von einem Heim für Russlandrückkehrer in der Fröbelstrasse gesprochen. «Gedacht hat man da viel.»

Dann war es anders. «Zu Hause herrschte Friede, Freude, Eierkuchen.» Familienerleichterung um den verlorenen Sohn. Das erste Treffen war mit den Eltern alleine. Waldemar war im Reichsarbeitsdienst, Alfred hatte vor zwei Jahren geheiratet und wohnte neben dem Kohleplatz. «Meine Mutter konnte gar nicht fassen, was so alles passiert war.» Von Verhaftungen in Russland hatten sie gelesen – und es als Propaganda abgetan. «Sie fragte, aber ich erzählte nicht wirklich. Ich wollte das so allmählich machen.»

Vater Jöris war vor allem froh um den Ersatz für Waldemar. Schon am nächsten Morgen arbeitete er im Laden. Der hatte sich erweitert um einen Kleinlaster mit Ladefläche samt Fahrer und einen Rentner im Büro. Mittags brachte die Mutter ihnen das Essen, abends arbeiteten sie lange. Dann blieb er immer zu Hause. Je weniger Leute er sah, umso besser.

Die ganz Woche waren die Zeitungen voll zur «Weltstadt Germania»: «Heute beginnt der Neubau Berlins», «Nord-Süd-Achse», «Spatenstich im Spreebogen für die weltgrösste Volkshalle». Am Samstagnachmittag nach Ladenschluss machten sich Vater und Sohn auf zum Brandenburger Tor. Statt der Linden gab es nun weisse Säulen mit Adlern. Sie sahen die Rohbauten für die Neue Reichskanzlei, das Reichsluftfahrtsministerium und das Reichsministerium für Volksaufklärung, die umgesetzte Siegestsäule. Sein Vater erzählte vom Bau des «Weltflughafens» Tempelhof. Auf den Strassen kamen ihnen Passanten mit Parteiabzeichen entgegen. Vater Jöris murmelte seine zynischen Kommentare. «Der Alte hat die Nazis immer noch gehasst wie Pech und Schwefel.» Auf dem Heimweg dachte Erwin Jöris an die Baustellen in Moskau. Überall das grosse Städteumpflügen.

Berlin 1938: 4,3 Millionen Einwohner, die drittgrösste Stadt der Welt, nach New York und Tokio; die braune Revolution auf ihrem Gipfel. Nie vorher und nachher war die Zustimmung so gross. Sebastian Haffner schätzt 1939 eine 40-prozentige Nazitreue unter den Deutschen – und 35 Prozent «illoyale». In der einst roten, nun zerrissenen Hauptstadt wird es vielleicht etwas anders gewesen sein.

Wie fühlt sich das an: die Berlin-Stimmung dieser Monate, nach vier Jahren Russland? Friedrichshain war nun Horst-Wessel-Stadt, Hitlers Kon-

terfei prangte auf Briefmarken. Die weltlichen Schulen waren verschwunden und an den Säulen hing Werbung der Hitlerjugend für irgendwelche Heime. «Überall wehten Nazifahnen, und wo man hinspuckte, war ein Hakenkreuz.» Am Funkturm präsentierten sich Autoschauen und 500 PS-«Silberpfeile» röhren über die Avus. Noch klang der Jubel zu den 700-Jahr-Feiern der Stadt nach. Es herrschte Filmmanie in öffentlichen Fernsehstuben und 400 Lichtspielhäusern. In den Zeitungen las man von Flugzeugen und Sport. Braunau hiess ein neuer Wallfahrtsort. Die Welt war zur Olympiade nach Berlin gekommen, der Duce in der Reichshauptstadt stürmisch empfangen worden. Nun ging die Rede vom «neuen Europa». Das Rheinland war wieder militarisiert, Österreich «angeschlossen» und jeden Tag erschienen Drohartikel gegen die Tschechei. Und es wurden Fabriken gebaut. Von den 4,8 Millionen Arbeitslosen bei seinem Weggang gab es nur noch 430.000. Er hätte sofort als Tischler irgendwo anfangen können. «,Wer jetzt arbeiten will', sagte ein Kunde, ,der kann.'»

Und der Widerstand? In der einst röttesten Stadt der Welt – nach Moskau? Die zerklüftete Gegnerschaft war vor allem parteikommunistisch, aber auch christlich, sozialdemokratisch, undogmatisch. Es gab Andeutungen, Gerüchte, Schweigen. Aber Jöris erschloss sich nichts. Schon ein Jahr nach seiner Abreise war die Parteileitung zerschlagen worden. Pieck, Ulbricht und Wehner flohen und pochten vom Ausland aus auf ihre Direktiven, überbracht von Emissären, die reihenweise der Gestapo in die Hände fielen. Hilfe suchend standen sie vor den Türen ausharrender Genossen – und rissen sie mit in den Abgrund. In Moskau hatte Jöris erlebt, wie die Komintern-Irrealität Vorstellungen gebar, wie die von Ulbricht, der noch 1936 zum Streik aufrief. Nun erfuhr er von den Folgen: von Mutigen, die ins Messer gelaufen waren. Sein Bruder erzählte ihm von Alfred Kowalke aus der Boxhagener Strasse 51. «Wir hatten früher immer viel zusammen zu tun gehabt.» Kowalke war fünf Jahre älter als Jöris. Er hatte in einer fahrlässig vorbereiteten Kamikaze-Aktion einen Kurier beherbergt, der aufflog. Kowalke starb im Zuchthaus Görden.

Aber immer wieder ging es um das Verhaftungsinferno vor zwei Jahren und aufsehenerregende Massenprozesse. Wie ein Alb lag die Erinnerung

über den Erzählungen. Wochenlang hatte die Gestapo beobachtet, bevor sie zuschlug. 150 unentwegte Parteileute aus Friedrichshain, 42 aus Lichtenberg und 125 aus dem Prenzlauer Berg flogen auf. Am Ende landeten fast 500 Beschuldigte in Zuchthäusern und Konzentrationslagern. Es war das faktische Ende der Berliner Kommunistischen Partei.

Ein letzter Restwiderstand war näher, als Jöris es je vermutet hätte. Erwin Hübenthal aus dem 3. Stock des Seitenhauses grüsste morgens immer im Treppenhaus, wenn er mit Kappe und Henkelmann aus dem Haus ging. Jöris war sich sicher, dass der 37-Jährige sich von aller Partearbeit zurückgezogen hatte. Aber unter den 600 Beschäftigten der Werkzeugmaschinen-Fabrik Kräger in der Krautstrasse hatte er fünf gewinnen können: Sie hörten Feindsender, versuchten informiert zu sein, malten an Nebenstrassen-Wände: «Die Partei lebt!»

Man schätzt, dass es zur Zeit der Rückkehr von Jöris noch 90 versprengte kommunistische Grüppchen in der Stadt gab. Viele bestanden nur noch aus zwei, drei Aufrechten, die sich schon lange nicht mehr an die Direktiven aus dem Ausland hielten. Mit einem die Diktatur störenden Widerstand war es schon lange vorbei.

Unter den Arbeitermassen, die täglich die Strasse zur Knorr-Bremse hinuntergingen, waren es zehn. Zehn von 7.500. Ähnliche Kleinstzirkel gab es auch in der Herzbergstrasse bei Siemens-Plania, Berliner Stahlbau und Primus Traktoren. Meist waren es Facharbeiter, die nicht mit der Welle der Arbeitslosigkeit in die Partei gespült worden waren, sondern schon länger überzeugte Kommunisten waren. Nach den kopflosen Aktionen der Anfangszeit entwickelten sie eine Konspiration, in die es der Gestapo nicht so leicht fiel einzudringen. Bis Kriegsende gab es noch zwei katastrophale Massenverhaftungen in Berlin, immer ausgehend von Überläufern: Wegen des Denunzianten Hans Kurz flogen 1941 170 Genossen auf. Die Hälfte von ihnen starb in Hinrichtungsstätten, Gefängnissen und Verhörräumen. Und im Juli 1944 starben 90 der allerletzten Wagemutigen, als der Lichtenberger Schuhmacher Ernst Rambow zum Verräter wurde.

Und der geschürte Judenhass? In den Zeitungen finden sich während der Zeit der ersten Berlin-Wochen von Jöris Artikel über Hitler in Graz und

GPU-Funktionäre in überfüllten Sowjetgefängnissen («Die Henker werden gehängt»). Daneben stehen, zwischen Werbungen für Rasierklingen und Salzkuren, unübersehbar-ausführlich die Berichte zu den Einschränkungen gegenüber der jüdischen Bevölkerung: «Welcher Betrieb ist jüdisch?» oder «Juden sind keine Staatsbürger». Das war sogar so im bürgerlichen *Berliner Tageblatt*, das sich noch um einen letzten Spielraum der Berichterstattung bemühte. Wenige Monate später: die Reichskristallnacht und täglich neue «Judengesetze». In den Jöris-Erzählungen bleibt das unerwähnt. Im kommunistischen Parteiweltbild war der Nationalsozialismus einzig Antimarxismus, sein bald mörderischer Rassismus vernachlässigbar.

«Dass ich da war, sprach sich von Anfang an rum wie ein Lauffeuer, als ob das eine Sensation gewesen wäre. ‚Iset doch wahr! Iset doch wahr!‘, ging das immer.» Aber er wich aus. «Na, wieder im Land?», grinste ein SA-Jüngelchen mich an. ‚Hast ja Schwein gehabt, dass wir dich damals nicht gekriegt haben.‘» Immer noch hielt die trügerische Ruhe des «Kampfzeit»-Endes. Wieder musste er zwei Mal die Woche auf dem Polizeirevier antraben, in dem er schon 1934 sich immer hatte melden müssen.

Jöris hielt sich abseits, er mied alles Politische, arbeitete viel. Endlich wieder ein Bett, erträgliches Essen auf Tellern, sich waschen können, lange entbehrte Normalität. Doch auch die Rauheit der Familie. Er bekam einen Anzug. Wenn er ausser Kost und Logis Arbeitslohn wolle, meinte der Vater, müsse er den abbezahlen. 49 Reichsmark. Jöris nahm Fahrstunden bei Peterson, ihrem Nachbarn, bestand die Prüfung und fuhr für den Kohleladen. Nun war er immer unterwegs mit dem Dreirad, zugelassen für eine Tonne Zuladung auf der kleinen Ladefläche. «In Strahlau kamen die Kohlenkähne an, in Rummelsburg die Holzschiffe.» Abends stand er noch lange an der Bandsäge. «Es war schwere Arbeit, aber die Verhältnisse waren normal. Der Alte hatte seine Launen und es gab Krach wie in allen Familien. Ich konnte nicht klagen.» Nach dem Herzklopfen der Weltrevolution stand ihm nicht mehr der Sinn, die Genügsamkeit eines Berliner Sommers reichete.

Aber am Ende liessen sich das Volksgemeinschafts-Gerede und die pausenlosen Selbstbeweihräucherungen doch nicht wirklich überhören. «Es war wie nach einem schlechten Essen.» Vor dem Einschlafen dachte er an die Toten der Strassenkämpfe, die Verhaftungsnächte und Lagerdemütigungen. «Und die Strolche liefen frei rum.» So sicher waren Jöris und alle Gleichgesinnten damals gewesen, dass der ganze Nazi-Schwindel bald aufflog. «Und nun konnte die Hitler-Clique sich halten.» Sie veranstaltete Truppenübungen in Ostbrandenburg, Verdunklungsübungen in Berlin, vergab Rüstungsaufträge über Rüstungsaufträge, annektierte sudetendeutsche Gebiete. Schon war er – wie alle seines Jahrgangs – zur Musterung gerufen worden. «Es war zum Verzweifeln, diese Arschkriecherei mit Daladier und Chamberlain in München. Hitler drückt ihnen ein Stück Papier in die Hand, die erzählen was von Frieden, und Hitler grinste sich halb tot. Am Ende stand Krieg – das sah man doch vom Schiff. Aber die Leute wollten das nicht wahrhaben.»

Er hörte von Denunziationen, Verhaftungen, einem Konzentrationslagerbau nahe Berlin: Sachsenhausen. «,Dir wird der Hund was scheissen’, rutschte ihm in der Wohnung einer alten Kundin heraus, als im Radio eine Hitlerrede lief. «Der krächte was von Rückgabe der Kolonien und dergleichen. ,Aber Herr Jöris, Sie haben sich ja noch immer nicht gebessert’, rief sie entsetzt. Tagelang befürchtete er, sie würde zur Polizei gehen.

Manchmal ging er abends zu Seipke, einer alten SPD-Kneipe, Ecke Scharnweber-ZKronprinzenstrasse. Bierlachen auf gebohnerten Tischen, das metallische Knallen grosser Flaschenkästen, auftrumpfend-alkoholisiertes Bramarbasieren. 35 Pfennige die grosse Molle. Er mochte diese Stimmung, wie früher. Einmal stand spät Grimme, der Dirigent des Bandonium-Vereins, schwankend in der Tür: «,Guckt mal alle her, ich bin der grösste Strolch, noch vor Hitler.’» Stille. Dann Weitergemurmelt. «Wenn jetzt einer petzen geht, wird der ganze Laden ausgehoben», wirbelte es Jöris durch den Kopf. Nichts geschah. Noch nicht. Grimme wurde während des Krieges ins KZ verschleppt.

«,Der hat es gerade nötig. Der Drecksack frisst mindestens für vierzig Mark jeden Tag’, schimpfte die schöne Asta Goldmann vor Jöris’ Laden,

als Arbeitsfront-Führer Robert Ley verkündete, man könne mit elf Mark täglich gut auskommen. Goldmann war Kaiserhof-Kellnerin, wo der grössenwahnsinnige Alkoholiker täglich Hof hielt. «Am nächsten Tag wurde sie abgeholt: zwei Gestapo-Beamte vorne, zwei hinten. Noch auf der Strasse brüllte sie: ‚Ihr Feiglinge. Vier Mann für eine Frau!‘ Drei Monate hörte man nichts. Dann kam sie wieder. Mit weissen Haaren.»

All das perlte an Vater Jöris ab. «Was der sich leistete, hätte ich mir nie erlauben können.» Abonnementverkäufer des *Völkischen Beobachters* warf er raus. «,Ich hol mir meine Zeitung am Kiosk.’» Nachbarinnen, die mit «,Heil Hitler!’» in den Laden kamen, grüsste er ebenso und legte los, sobald sie wieder draussen waren: «,Olle Nazizicke, blöde Sau!’» Immer wieder mahnte der Sohn zur Vorsicht. «Aber der Alte war unbelehrbar.»

Aus dem schweren Wagen stiegen vier Uniformierte, «mit Hakenkreuz am Kragen». Im Laden verlangten sie nach Erwin Jöris. «,Zwei Monate sind sie schon hier und gehören noch keiner unserer Gliederungen an.’» Ja, Arbeitsfront, redete er sich raus. «,Biste verrückt’», schrie ihn der Vater an, als sie weg waren, «,denen würde ich keinen Groschen geben.’ – ‚Du spielst dich hier immer auf’», schrie der Sohn zurück, «,am Ende bin ich dran.’» Verdrehte Welt. Nach einem halben Jahr verfasste die Deutsche Arbeitsfront einen Halbjahres-Bericht zu Erwin Jöris für die Gestapo.

Schweigende Vermutungen, beobachtete Kontakte, überdauerte Partei-bande. «Mein Bruder Alfred gefiel sich mit grossen Einladungen für seine Bandoniumkollegen. Ich ging da nie hin.» Was ihn hier erwartete, brauchte er nicht: die misstrauischen Blicke alter Freunde, ihre abgebrochenen Gespräche, wenn er sich zu ihnen stellte. Er war hier – und nicht in der Sowjetunion. Das sagte ihnen alles. Eine freiwillige Rückkehr von dort schien unvorstellbar. Nun war er wohl ein Abtrünniger, ein Renegat, vielleicht auch ein Überläufer. In den Reihen derer, die wirklich weitermachten, war die Angst vor Spitzeln Todesangst. Sein alter Freund Rudi Hase, «den die Nazis im Columbia-Haus durchgedroschen hatten», meinte nach dem Krieg: «,Wir haben ja nicht gewusst, ob du auf der anderen Seite stehst.’»

«Die Zurückhaltung konnte ich ihnen nicht wirklich übel nehmen. Wenn ich noch dabei gewesen wäre, hätte ich mich auch nicht mit einem wie mir getroffen.»

Eines Tages stand der schmale Kurt Seefeld vor ihm. In der Zwischenzeit war er noch einmal verhaftet worden. Wegen Verbreitung verbotener Druckschriften – «Werktätige Jugend, wie geht es Dir im nationalsozialistischen Deutschland» – steckte man ihn und Erwin Schwarz ein Jahr ins Jugendgefängnis Cottbus. Das war drei Jahre her. Sie redeten. Er solle mitkommen, meinte Seefeld. Alte Freunde würden im Zeltlager sein. Jöris war mulmig bei der Vorstellung.

Es roch nach Sommer, und der Wind vertrieb die letzten Wolken, als sie mit dem Motorrad am späten Samstagnachmittag auf der Landstrasse in Richtung Müggelsee dahinfuhren. Tausende Mal war er früher durch diese Landschaft gefahren. Nichts schien verändert. Erwin Jöris kauert im Seitenwagen. Das letzte Mal hatte er mit den Komsomolzen in Swerdlowsk gebadet. Die Erinnerungen waren wie Bilder aus einer anderen Zeit. «Ich bin mit gemischten Gefühlen angekommen.» Seefeld hatte ihn angekündigt, und schon als die Maschine über den Rasen ausrollte, standen einige auf und gingen auf sie zu. «,Hallo' – ,Hallo.'» Vordergründige Sätze, abwägende Blicke. «Aber wenn sie auf mich so einen Hass gehabt hätten, dann hätten sie gesagt: ,Was will denn der hier?'» Stattdessen fragte Erwin Schwarz: «,In welchem Zelt willst du schlafen?' – Einfach so.»

Über Politik wurde nicht geredet. Als die letzten Sonnenstrahlen das kannelige Wasser in eine flirrende Fläche verwandelten, hatten sie ihn stillschweigend wieder aufgenommen, vertrauend auf die unzähligen Erlebnisse langer Sommer. Am Sonntagabend war es ein bisschen so wie früher. Und wie selbstverständlich sass er am nächsten Wochenende wieder im Seitenwagen von Seefelds Motorrad. Dieses Mal in Richtung Königs Wusterhausen.

Schnell war den anderen klar, dass er über die Dinge immer noch so dachte wie sie. Es gab diese Hoffnung auf so etwas wie Sozialismus. «Politisiert wurde nicht», aber diskutiert und Informationen ausgetauscht. Parteiparolen wären keinem in diesem Rückzugsraum in den Sinn gekommen.

Auf das Zehnfache der Parteireste werden solche Kreise heute geschätzt. «Viele Jungkommunisten waren ja in der Arbeitersportbewegung gewesen. Mit Leichtathletik, Boxen, Ringen, Radfahren, Wandern. Und wie alles gleichgeschaltet wurde, segelten sie automatisch mit rüber in die Nazi-Sachen, aber das waren ja noch die Alten.» Einen der grossen Figuren unter ihnen, den Ringer Werner Seelenbinder, kannte Jöris noch aus Lichtenberg. In solchen Privat-Grüppchen hielten sich die letzten Widerstandsbastionen.

«Und dann wollten sie natürlich wissen, was in Russland los war.» Ein schwieriges Feld. Die Propagandaschlacht um die Sowjetunion tobte. Monate zuvor hatten die Nazis zwei Berichte herausgebracht: «Abrechnung mit Moskau». Eine Broschüre der ehemaligen KPD-Abgeordneten Maria Reese, und «Der verratene Sozialismus. Zehn Jahre als Hoher Staatsbeamter in der Sowjetunion» von Karl Albrecht. Der 500-Seiten-Wälzer erlebte jeden Monat eine Neuauflage mit 10.000 Exemplaren. Auch wenn er vieles genau so erzählen könnte, so eine Schützenhilfe würde er den Nazis nie leisten. «Nie habe ich in der Öffentlichkeit etwas gegen die Sowjetunion gesagt.» Ausserdem war ihm klar, dass er damit bei seinen alten Kameraden sofort in Verdacht geriet. «,Der will uns nur aufhetzen, hiess es dann.» Was tun? Er wollte sich einzig an die Fakten halten. Aber damit war es schnell vorbei. Wenn sie an den Wochenenden über die Felder liefen oder im Wald lagen, kam immer einer auf das Thema zu sprechen. «Na, und dann hab ich erzählt. ,Hier musst du die Klappe halten, und dort musste du sie auch haltens» Er berichtete vom ewigen Befehlston, dem NKWD, den Verhaftungen. «Und die waren erschüttert», und oft fragte er sich, ob sie ihm wirklich glaubten. «Ich sagte immer, ich hätte es mir auch nicht vorstellen können, wenn ich es nicht gesehen hätte», und ins Heute gewendet fügte er an: «Seien wir doch ehrlich – ich hätte es auch nicht geglaubt, wenn es einer erzählt hätte.»

Ketzer-Wahrheit Bald lag Schnee, 16 Grad minus, eine der seltenen weisen Weihnachten stand vor der Tür. Jöris arbeitete viel, seine Tage hatten einen Rhythmus, aber er war nicht froh. Zwischen Polizeibeobachtung und

Ärger über die Nazis sprach sich doch rum, was er aus Moskau erzählte. Jemand trug ihm zu, dass man offen vor ihm warne. Die Erleichterung des Sommers war zu einem Zwischenleben ohne Einsatz, Anerkennung, Freunde geworden.

Ernst Ehlers sah mager und aufgekratzt aus, wie er da auf dem Hof der Kohlehandlung stand. 30 Jahre alt. Er war kurz nach Jöris abgeschoben worden, lebte ein paar Wochen im Rückkehrerheim und war als Schlosser am Charlottenburger Schillertheater untergekommen. Jöris sollte ihn in seiner neuen Wohnung besuchen, Grolmannstrasse 15, er würde ihn zu den anderen mitnehmen. Jöris freute sich, als er am nächsten Sonntag losfuhr. Endlich Leute, denen er nichts über die Uralmasch-Jahre erzählen musste, die alles verstanden.

Zusammen zogen Ehlers und er durch die verschneiten Strassen. «Jetzt leck mich am Arsch!», sagte Lieschen Kuhl, seine einstige Kleiderwäscherin, als sie die Türe öffnete, «haben sie dich laufen lassen, Ernst.» Aus dem Wohnzimmer kam Wilhelm. Noch immer kannte sie nur seinen Decknamen. Kuhls und Becks waren als «Saboteure» ja schon nach dem Zechenbrand-Prozess 1934 ausgewiesen worden. Damit waren ihnen Sowjet-Zellen erspart geblieben. Schnell gerieten sie in einen Erzählfluss der Erinnerungen: von Sauf Touren, Awerbach, den anderen Deutschen, Dom Pilla. Spät lief Jöris, in Gedanken ganz im Ural, durch den Nachtschnee.

Ehlers wusste von Paul Wandel. Seine Adresse: Am Neuen Damm. 1931 war er mit seinen Eltern aus Wien in die Sowjetunion übersiedelt. Maria, Wandels russische Frau, war mit dem Sohn Boris bei seiner Abschiebung zurückgeblieben. Genauso wie Fanni, die Frau von Ehlers. Nach der Verhaftung ihrer Männer hatten sie die Zimmer räumen müssen, sich durchgeschlagen, den Kontakt zu ihren Männern verloren. Die Frauen erfuhren nichts mehr über den Verbleib ihrer Männer.

Noch in hohem Alter suchte Boris Wandel seinen Vater. Eine erfolglose Anfrage von ihm aus dem Jahr 1973 an das Russische Rote Kreuz liegt noch heute in der NKWD-Akte seines Vaters. 2011 traf ich den Sohn von Paul Karow im Keller von Memorial Jekaterinburg, dem ehemaligen Swerdlowsk. Der 70-Jährige war froh, so endlich zu erfahren, dass sein Va-

ter nicht in einem Lager gestorben, sondern lebend nach Düsseldorf gekommen war.

Bei den Rückkehrern aber hielt der Kontakt. «Wir trafen uns und sprachen über die alten Zeiten. Die waren alle von Russland und der KP bedient bis dorthinaus.» Manchmal zogen Ehlers und er zu Kuhls, manchmal zu Alfons und Maria Beck nach Moabit. Die Spätabgeschobenen erzählten den anderen von den Jahren nach deren Abreise: der anschwellenden Spionage- manie, den Verhaftungen, Verhören, der Haft. Die gemeinsame Rückschau tat gut. «Jetzt sind sie ja alle raus'», meinte Beck eines Abends. «Jetzt mach ich es, ich gehe zur Nazipresse und stell die ganze GPU-Bagage bloss.'»

Es wurde Frühling und Hitler liess in die Tschechei einmarschieren. Im Haus in der Gürtelstrasse starb Julius Fränkel. Seit seiner Entlassung aus Plötzensee war er nie mehr gesund geworden. An einem Sonntag brach auf, was schon lange schwelte. Am Vorabend war Alfred mit seiner Frau Elli und den Eltern Jöris bei Emil Albrecht gewesen. «Da kriegten sie wohl was zu hören. Albrecht war vermutlich wieder aktiv geworden, und was ich über die Sowjetunion erzähle, hielt er alles für Lügengeschichten.»

Tatsächlich hat Jöris zu Hause kaum etwas erzählt, seine Eltern aber auch nichts wirklich gefragt. «Und nun waren sie misstrauisch: ‚Warum sind denn die anderen alle noch da?‘ – ‚Na, die sitzen noch und werden sicher auch noch abgeschoben'.» Aber die Verdächtigung war nicht auszuräumen. «Albrecht hatte ihnen eingeredet, ich hätte vermutlich die Gastfreundschaft in Russland missbraucht und sei zu Recht ausgewiesen worden'.» An dem Sonntag hatte es einen handfesten Streit gegeben. Er fühlte sich ohnmächtig, war wütend. Das Misstrauen war am Küchentisch angekommen. Sollte er ins Rückkehrerheim umziehen? Aufgebracht lag er nachts wach. «Wenn Alfred und die Eltern mich in einen neutralen Wanderverein und nicht in die kommunistische Jugendweihe geschickt hätten, wäre ich doch am Ende nicht in Russland gelandet! Sie haben mich reingebracht, und nachher war ich der Blöde.» Monatelanges Schweigen entlud sich nun im offenen Familienstreit. «Das war keine schöne Zeit. Überhaupt nicht.»

Irgendwann erzählte er es Ehlers. Das sei doch kein Problem, er solle sie alle einladen. Mutter Jöris stand Stunden in der Küche und kochte schlesisch. Alle drängten sich um den kleinen Tisch: Ernst Ehlers, Paul Wandel, die Kuhls, Becks, Alfred, Elli, die Eltern, Erwin als Jüngster. Wilhelm Kuhl kam schnell zur Sache. Sowjetunion? Na das waren falsche Versprechungen, stattdessen Verhöre und Verleumdung. Eine Erzählung zog die nächste nach. Die Russlandrückkehrer fielen sich rasch ins Wort, wurden lauter, nickten zu den Berichten der anderen. Ihre Enttäuschung entlud sich immer neu. «Die zogen so vom Leder, wie ich mich das nie getraut hätte. ‚Das GPU-Gesindel; die eigenen Leute bringen sie um, zu Tausenden, lastwagenweise, dieses Verbrecherpack! Arbeitermörder!« Erwin Jöris schwieg. «Ehlers und Kuhl waren in der Partei gewesen. Ich konnte es richtig in den Gesichtern meiner Eltern sehen: Denen haben sie es abgenommen.»

Über Nacht schwand die Skepsis. «Und auf einmal tobte mein Vater, was sie mit den Emigranten in der Sowjetunion gemacht hatten.» Alfred erzählte Emil Albrecht von dem Abend. Es gab Streit. Sie blieben verkracht.

Monate später, 23. August 1939. «Da platzte die Bombe. In allen Zeitungen die Bilder von Ribbentrop in Moskau. ‚Ich weiss, wie sehr das deutsche Volk seinen Führer liebt‘, prostete Stalin. ‚Ich möchte daher auf seine Gesundheit trinken‘. Und Hitler schenkte ihm ein Auto. Ein Affentheater!»

Ein Nichtangriffsvertrag, Hitlers Blankoscheck für einen Krieg gegen Polen. «Es war, als wenn alle Flüsse über Nacht in eine andere Richtung fließen würden», kommentierten später Parteileute den Schock dieser Nachricht. Der «Erzfeind aller Kommunisten» mit dem «Abschaum der Menschheit». Es war nicht zu fassen. «Manche faselten irgendwas: ‚Stalin weiss, was er tut!‘ Aber die meisten schwiegen.» Und Jöris atmete auf. «Endlich wurde ich wieder wach. Und wenn ich ahnte, dass sie noch dabei waren, grinste ich sie an und sagte: ‚Na, darf ich euch zur neuen Freundschaft gratulieren?‘»

Feuerpatschen-Besatzung

Sieger-Bordeaux «Glauben Sie, dass es Krieg geben wird?», fragte die Verkäuferin. «Na, was denn sonst?», brummte Vater Jöris, während er den Kaufvertrag für das Grundstück in Kaulsdorf unterschrieb. Eine krisensichere Kapitalanlage. «Am nächsten Tag war Kurt Seefelds Motorrad beschlagnahmt. Eine Woche später der Tanzsaal auf der Frankfurter Allee geschlossen. Übergeben ans Militär.» Marken für Fleisch, Fett, Zucker wurden eingeführt. Tagelang baute Erwin Jöris auf dem neuen Stück Land eine Laube mit eingetauschten Balken, Fensterrahmen aus Abrisshäusern, Brettern vom Hafen. Allein mit freiem Oberkörper unter dem spätsommerlichen Himmel. Eine schöne Arbeit. Abends stieg er müde in die S-Bahn: «Weisst' schon? Die Wehrmacht ist nach Polen rein», begrüßten sich zwei neben ihm.

Es war eine Woche nach dem Hitler-Stalin-Pakt. Zwei Wochen später fiel die Rote Armee den Polen in den Rücken. Der NKWD übergab seine Gefangenen nun direkt an die Gestapo. «Die Dummen waren die polnischen Kommunisten: Zuerst brachte Stalin die ganze Führung in Moskau um die Ecke – und jetzt die Nazis die Parteimitglieder.»

Bei der Musterung war Jöris gefragt worden: «Zu welcher Waffengattung wollen Sie?» – ‚Zu den Scheinwerfern‘. Das fanden die gar nicht lustig.» Er kam zur Infanterie. ««Besondere Fähigkeiten?» – ‚Keine.‘ – «Auch nicht Russisch?»» Man wusste also über ihn Bescheid. Seitdem bäugte er das Kommen des Postboten. Aber der Herbst ging zu Ende und kein Brief kam. Dafür die Einweihung der Laube. Regen wurde zu Schnee. Die Sowjetunion überfiel Finnland und blieb im Winterkrieg stecken. Der *Völkische Beobachter* lehnte Becks Artikel über Russland ab. Die Bücher des Nibelungenverlages wie «Abrechnung mit Moskau» verschwanden aus den Läden. «Auf einmal lobten die Wochenschauen die sowjetischen Freunde.» Den russisch-deutschen Wirtschaftsabkommen folgten Lieferungen in bisher unbekanntem Dimensionen: Getreide- und Mineralözlüge kamen aus dem Osten, Chrom, Nickel, Kupfer tauschte man gegen Technologie und

Maschinen. Russland mutierte zum Rohstofflieferanten Nazideutschlands, das Handelsvolumen verzehnfachte sich, ersetzte den Überseehandel, den die englische Seeblockade abschnitt. Die deutschen Rohstoffreserven hatten bisher nur für einen Blitzkrieg gereicht, nun waren sie gesichert. Jöris schärft es heute ziemlich zu: «Mit dem Öl von Stalin hat Hitler halb Europa erobert.»

Auch der allerletzte kommunistische Widerstand schien erstorben. «,Du hast recht gehabt'», raunten ihm alte Kollegen zu. «Andere hatten auf einmal ihre grosse Erleuchtung.» Ulbrichts Moskauer Lobeshymnen zum Pakt wurden bekannt. Emil Abrecht, so berichtete Erwins Bruder, «erzählte vom ,genialen Streicht Stalins, vom imperialistischen England und Frankreich' als der wirklichen Gefahr für den Weltfrieden». Mit seiner Anstellung beim Bau der Reichskanzlei hatte er keine Schwierigkeiten. Selbst den Überfall der Wehrmacht auf Norwegen und Dänemark im April 1940 verteidigten die verratenen Gläubigen. «Die waren wie betrunken. Auf einmal war der Krieg der Faschisten das Grösste.»

Wochen zuvor feierte Paul Kynast, Erwin Jöris' alter Spielkamerad, der ihn immer wieder gewarnt hatte, seinen Abschied. Im Hof hingen Lampions, Leierkastenmusik fing sich an den Hauswänden. «Es war wie in den alten Zeiten. Noch immer war er in der SA. ,Ach, Paule', sagte ich zu ihm, ,wenn es so schnell geht wie in Polen, biste bald wieder da.'» Wenige Wochen später war er tot. «,Ihr wart ja politische Feinde'», meinte Pauls Frau Jahre später zu Erwin, «,aber er hat viel auf dich gegeben'.» Mutter Kynast war stolz. Gefallen für Führer und Vaterland. Kurze Zeit später fiel ihr zweiter Sohn Georg.

Anfang Mai 1940 kam der erwartete Brief. Vater Jöris liess alles stehen und liegen und fuhr mit dem Sohn zum Wehramt nach Treptow: Sein Betrieb sei kriegswichtig, der Sohn unabkömmlich. Er könne einen Antrag stellen, hiess es. Aber der Sohn müsse einrücken. In der neuen Hermann-Göring-Kaserne in Reinickendorf hatte auch die Polizeitruppe Wecke, die Wachmannschaft aus Sonnenburg, gelegen, bis sie als Eliteeinheit an die Front geschickt wurde. Abends wurden die Rekruten auf Stroh in den überfüllten Turnhallen untergebracht. «,Na, hab ich doch gleich gesagt'», be-

grüßte der Vater den Sohn in der dunklen Wohnungstür, «,dass du reklamiert wirst'. – ,Nur bis morgen. Die Berliner konnten über Nacht nach Hause'.»

Am nächsten Tag wühlten alle Neuen in einem Uniformhaufen auf dem Hof. Jeder griff irgendwas. «Die Jacken gingen nicht zu, die Stiefel waren zu weit. «Tauschen Sie mal mit dem.'» Stundenlang ging das, bis der Feldwebel aus der Schreibstube kam: «,Im Namen der Kompanie heiße ich Sie willkommen. Hier herrscht ein rauer, aber herzlicher Ton. Wegtreten!'» Da war es wieder: das Pfeifengezitter, das Exerziergeschrei in aller Herrgottsfrühe, die Momente, in denen man sich verdrücken musste, die Schikanen: «,Wie sehen Sie denn aus! Wie ein Schwein! Machen Sie die Uniform in Ordnung!' Man trat ab, machte gar nichts, kam wieder: ,Na also, warum nicht gleich so!'» Altbekannt für Jöris. Mancher in der Truppe wunderte sich, wie selbstverständlich er sich in dem Gepfeife, An- und Abtreten zurecht fand. «Aber von Sonnenburg konnte ich ja niemandem erzählen.»

Wie oft hatte er das ««Zerstampft die faschistischen Heere'» mitbeschworen, wie oft in Reden davor gewarnt, dass die Proletarier wieder zur Schlachtbank geführt werden würden. Und nun war er Teil all dessen – und fühlte sich fast erlöst. Das Militärleben kam ihm nicht unzumutbar vor. Die letzten Jahre hatten ihn anspruchslos gemacht. Dafür gab es hier einen Alltag ohne Gestapo, ohne Geschwätz hinter seinem Rücken, ohne politische Heimatlosigkeit, ohne Angst. «Ich dachte: Mensch, letzten Endes ist es auch nicht schlimm. Polen war erledigt. Und die Franzosen badeten im Rhein», halfen also nicht. Die Armee als Fluchtraum.

Er wurde Sanitätssoldat, die traditionelle Militär-Witzfigur, ignoriert, beneidet, verlacht. Vielleicht war es ein Geschenk seiner Vergangenheit. Die Wehrmachtsführung sicherte sich ab. Einem wie ihm gab man nur Waffen zur Selbstverteidigung und lieber keinen Zersetzungsraum an der Front – oder die Chance überzulaufen. Seine Einheit, die Sanitäts-Ersatz-Abteilung 3, war ein Jahr zuvor aufgestellt worden. Während ihre Knobelbecher auf dem Beton des Exerzierhofs knallten, verschob sich die politische Tektonik Europas im Eilzugtempo: Die Wehrmacht überfiel die neu-

tralen Niederlande und marschierte zwei Tage später in Brüssel ein; in Dünkirchen wurden 350.000 Engländer und Franzosen aus einem Kessel evakuiert.

«Wer hat einen Führerschein?», hallte es bei einem der ersten Appelle über den Platz. Fahrerlaubnisse waren noch selten. Sein ostpreussischer Onkel, ein «alter Militarist», hatte ihm mit auf den Weg gegeben: «Nur ja nicht sagen, was man kann. Du musst immer so tun, als wenn du doof bist.» Er schwieg. Als er später Soldatenkollegen durch Berlin fahren sah, meldete er sich.

«Sie Depp. Sie Waldheini», fluchte der Fahrlehrer und schlug mir mit der Kelle immer auf den Stahlhelm, während ich fuhr.» Heereskraftschule in der Cambrai-Kaserne, Wünsdorf bei Zossen, südöstlich von Berlin. Geburtsort der deutschen Panzerarmeen. Pannenkurse, schnelles Reifenwechseln, Rangieren, zwei- und vierachsige «schwere Karren» in einer Linie. «Zwischen den 32 Stiefelnägeln durfte beim Schuhappell kein Dreck sein. Genauso war's mit den Schraubschlitzen der Radmuttern beim Lkw-Appell. Wenn es danach gegangen wäre, hätten die Deutschen den Krieg schon vor dem Ausbruch gewonnen.»

Er traf auf unpolitische Kollegen. «Mit noch fünf Berliner Rabauken haben wir alle verscheissert.» Sommertag im Militärbad. «Nichtschwimmer links raus.» Da ging ich mit. «Die Kerle können nicht mal Schwimmen, höhnten die Ausbilder und stiessen uns mit dem Fuss von hinten ins Wasser.» Jöris liess sich unter Wasser im Schwimmerbecken regungslos treiben. Gebrüll, Gerenne. «Als gerade einer von denen ins Wasser springen wollte, tauchte ich auf und schwamm zum Beckenrand. Das gab schweres Strafoxerzieren wegen Verhöhnung von Vorgesetzten.» Kasernenalltag als Befreiung.

Mitte Juni marschierte die Wehrmacht in Paris ein. «Was für ein Triumph. Ich ärgerte mich Tag und Nacht. Aber die Welt schwieg und die Russen lieferten das Material.»

Ende Juli wurde er entlassen: zur Bereitstellung. Ein Herbst in der Gürtelstrasse. Achsenzeit würde man diese Monate später nennen. Hitler herrschte über Europa. Ein faschistisches Reich, grösser als das von Napoleon, mit Verbündeten im Süden und im kommunistischen Osten. Die unaufhaltsame Wehrmacht. In vier Jahren Erster Weltkrieg war Frankreich

nicht zu besiegen gewesen. Nun hatte es sechs Wochen gedauert. Der Versailler Vertrag war in Luft aufgelöst, die Neuordnung Europas angesagt. Nur England war noch nicht besiegt.

Es wurde schon wieder kühler, als Jöris einrücken musste. 1. November 1940. Von Reinickendorf ging es über Paris nach Bordeaux, dem deutschen U-Boot-Hafen. Als Einziger der Truppe kam er nach Royan an der Mündung der Garonne. Fahrerstaffel der 3. Kompanie der motorisierten Kriegslazarettabteilung 610, heisst es in seiner Wehrmachtsakte. Von den dazugehörigen zwei Kriegs- und zwei Leichtkranken-Kriegslazaretten lag eines im Hotel Ozeanic. 120 Kompaniesoldaten, untergebracht in Hotelzweierzimmern. Atlantik-Abwehr-Luxus.

Aber die Artillerie neben den Betonbunkern hatte nichts abzuwehren. «Es war wie im tiefsten Frieden.» Die Luftschlacht um England war weit weg. «Selten gab es mal Verwundete von See.» Stattdessen eine Sicht vom Hotel aufs offene Meer und das Mündungsufer der Garonne in der Novembekälte, zurückziehende Ebbe und anflutende Wellen. Der Wind war trocken und kalt, aber nie eisig. Die sich türmenden Sturmwellen und die verwehten Gischtkronen auf dem gefrorenen Sand, das Heulen ums Haus und die aufzustemmende Haustür: «Das war richtig romantisch.»

Der Berliner Jöris war unter lauter Rheinländern gelandet. Das Militär als Bevölkerungsdurchmischer. Und seine Schnauze gefiel. «Der Spezi’, hiess es immer nur.» Seine Lebensdurchgänge merkte man ihm an. Kada-vergehorsam? «Ich hatte ein dickes Fell. Je grösser die das Maul aufrissen, umso mehr hab ich mich amüsiert.» Das fand Anklang.

Kasernen-Tage: Morgens theoretische Ausbildung – Verbände anlegen, Bauchdurchschüsse, abbinden, lagern. Oder auf dem Exerzierplatz am Wasser, wo die Kommandos im Uferwind sich wegtrugen. Maschinengewehr aufbauen, zu dritt handhaben, abbauen. Er wurde zu Fahrten in die Umgebung geschickt oder als Chauffeur einer Offiziersgruppe eingesetzt. Eroberer-Besichtigung bis nach Biarritz an der spanischen Grenze. Abends gab es Ausgang in die umliegenden Dörfer, nachts Wacheschieben.

«Von der Widerstandsbewegung hat man nichts gemerkt, aber als Franzosen abends in der Kneipe laut die Marseillaise sangen, schlugen die deutschen Soldaten sie brutal zusammen.»

Die deutschen Allmachtsphantasien garnierten sich mit preussischem Kasernendrill. «Bei den Essen im grossen Speisesaal mussten alle stehen, geordnet nach Diensträngen, die rechte Hand auf der Stuhllehne, die linke an der Hosennaht. Und dann inspizierte der Kompaniechef. Und erst wenn er sich setzte, durften sich alle setzen. War einer zu spät, mussten alle wieder aufstehen. Wie im Irrenhaus.» Französische Mädchen, aufgereiht an den Wänden, legten das Essen auf. «Und erst, wenn der Oberchef anfang, durften wir auch essen.»

Bordeaux floss. Der neue Siegerwein. «Selbst zum Frühstück wurde ein Glas ausgeschenkt. Wenn welche nicht wollten, tranken ihn andere. Und nachher beim Unterricht haben sie sich gewundert über die Suff-Köpfe.» Schliesslich wurde der Weinausschank eingestellt.

Seine Vergangenheit war kein Thema. Dass seine Vorgesetzten darum wussten, vermutete er. «Feldwebel Lehmann hatte mich auf dem Kieker.» Schon einmal hatte er ihn eines Wachvergehens überführen wollen. Als Jöris nachts im Haus einen Seitenausgang nicht verschlossen fand, postierte er sich dahinter. Langsam öffnete sich die Tür, leise trat Lehmann im Dunkeln ein. Jöris hob den Gewehrlauf, schob ihn durch die Luft, bis er an Lehmanns Hinterkopf stiess: «,Parole!」 Lehmanns Schreck war ihm Genugtuung. An der Weihnachtsfeier klopfte ihm der angetrunkene Feldwebel auf die Schultern: «,Bist in Ordnung. Kommt keiner durch.」 – ,Dabei war mir das scheissegal.»

Zwei Wochen später: Einige wurden nach Bonn abkommandiert, auch Jöris. Alle sprachen von Demobilisierung. Er war niedergeschlagen. «Der Besatzerfimmel musste nicht sein, aber das Leben war erträglich», der militärische Ungeist berechenbar. Nichts zog ihn nach Lichtenberg. Am Morgen nach dem feucht-fröhlichen Abschiedsabend standen die Offiziere in einer Reihe, die abgehenden Soldaten schüttelten jedem die Hand. Das war nun also der Krieg gewesen: ein Hotelwinter an der Atlantikküste.

Feuerpatschen-Erich Mit requirierten, feldgrauen Omnibussen fuhren sie am 18. Januar 1941 über Cognac und Deba nach Paris: Stabsfeldwebel Rajewski, zwei Feldwebel, mehrere Unteroffiziere, 25 Soldaten. Jöris, zwei Flaschen Rum im Wäschebeutel, war inzwischen Obergefreiter. Von Paris ging es zur Standortkommandantur in Bonn. Quartier war im Tanzsaal in der Sternberger Strasse 54. Noch heute wird hier getanzt. Es war gute Stimmung, und sie warteten täglich auf ihre Entlassung.

Aber stattdessen rückten immer mehr Männer ein. 500 Soldaten in Privatquartieren und Schulen. «Wir bekamen neue Klamotten und neue Waffen. Auf einmal sah das gar nicht nach Demobilisierung aus.» Dann sickerte durch: Eine neue motorisierte Kriegslazarettabteilung, diesmal Nummer 603, wurde zusammengestellt. Das Bangen begann. Wie ihre Truppe bei der Neueinteilung zusammenhalten? Stabsfeldwebel Rajewski bewährte sich.

Bonner Kasernentage. Ihre Truppe soff abends im Hinterzimmer einer Stammkneipe Bier und Korn. Tabakrauch. Jöris sass neben Franz Rössler, dem «Tünnes». Und Rössler krächzte schon wieder: «Kameraden, das Lied vom Feuerpatschen-Erich'.» Alle fielen grölend ein: «,Ein dreifach Hoch dem Feuerpatschen-Erich. Hoch, hoch, hoch.'» Seit Erich Weber erzählt hatte, dass er in seinem Kölner Eisenwarengeschäft auch die Klataschen, mit denen man bei Fliegerangriffen das Feuer ausschlug, verkaufte, war er der Feuerpatschen-Erich. «,Wer kommt mit?'», warf Jöris in die Runde, «,ich hab ne Kneipe entdeckt, da gibt's prima Gulasch und Rouladen, ganz billig.» Ein grosses Hallo hob an. «,Unser grosser Entdecker'» Ein paar zogen los. In den kleinen Gassen der Altstadt hallten ihre Lieder. Jöris suchte. Im Hinterhof war der Eingang, die Küche schon zu. Sie quengelten, bis der Wirt sich die Schürze umband. «,Rouladen für alle.'» Bierrunde um Bierrunde, Panzerlieder, das Feuerpatschen-Lied, wilde Geschichten. Als die Essensplatten kamen, war es zum ersten Mal an diesem Abend still, alle assen. «,Das ist wirklich mal was anderes als der Wehrmachtsfrass'», meinte August Baier, ein ehemaliger Omnibusfahrer aus Hannover. Als sie wieder abzogen, blieben sie im Hof stehen. Franz Rössler entdeckte im Dunkeln ein Schild: «Pferdemetzgerei Hoffmann».

«Schaut mal, hier ist .. .' – ‚Spezi, du Aas hast das gewusst'.» Zwei wollten sich auf ihn stürzen, Jöris rannte davon. Sein Lachen hallte in der Tordurchfahrt.

Zum Antreten im Hof am nächsten Morgen kam Jöris zu spät. Rajewski brüllte ihn an: «Was ist, Jöris? Schon wieder gesoffen?» – Jawohl', – ‚Das ist das letzte Mal, sonst bekommen Sie Alkoholverbot' – Jawohl, Herr .. ' – ‚Halt die Fresse mit deinem Jawohl. Du denkst doch bei deinem Jawohl sowieso nur: Leck mich am Arsch' – Jawohl, Herr .. .' Die Truppe fiel fast um vor Lachen.»

«Wir marschierten durch die Strassen und sangen Panzerlieder. ‚Da trifft uns die feindliche Kugel, ruft uns das Schicksal ab, dann ist unser Panzer ein eisernes Grab'. Staunend blieb die Bevölkerung am Strassenrand stehen. Und ich war immer vorne und habe lauter und lauter gesungen. In Bonn fühlte ich mich so befreit nach dem ganzen Schlamassel in Russland und bei der Gestapo. Die Kompanie war eine richtige Clique. Einer konnte sich auf den anderen verlassen.»

Der Kriegsgegner als Panzerliedersänger? Aber sie waren nicht im Krieg, sondern im Soldatenniemandland in deutschen Städten und der 26-Jährige im Strom alter Tage vom Mittendrin-, Beliebt-Sein. Er hatte genug von den sowjetischen und deutschen Gefängnissen, dem Lichtenberger Schweigen, der Einsamkeit. Nun suchte und fand er wieder Bestätigung. «Ich bin noch heute ein bisschen stolz darauf, dass ich unter den Rheinländern so beliebt war.» Seine schönste Militärzeit wird er später die drei Monate in Bonn nennen.

Und wohin würde es gehen? «Sicher nicht Russland. Daran dachte niemand.» Hitlers letzter Gegner war England, aber einen Sieg über die Briten hielt Jöris für unmöglich. «Denen gehörte die Welt: Australien, Kanada, halb Afrika. Die hatten Rohstoffquellen, von denen Hitler abgeschnitten war.»

Dann kam der Aufladebefehl. Arbeit zwischen Güterwagen. Operationseinrichtungen, Desinfektions- und Röntgengeräte, Apotheken, Feldküchen, 18 Lastwagen, ein Anhänger, ein Krad mit Beiwagen, Busse für Krankenschwestern, Zelte, Verbands- und Büromaterial. 1.000 Lazarettbetten, 500 Leute Personal: Chefärzte, Sanitätsoffiziere, Heeresapotheker, Zahn-techniker, Gerätewarte, Irrenpfleger, Diätchwestern, Bademeister, Feld-

köche, Klempner, Wäscher, 16 Kriegspfarrrer und Küster. Eine Kriegslazarett-Abteilung war ein mobiles Krankenhaus. ‚«Hipp, hipp, hurra!»-Rufe zur Abfahrt.

Erwin Jöris war im Güterwagen bei der Kraftfahrzeugstaffel, zusammen mit den Schreibern, Schuhmachern, Tischlern, Köchen. In der Mitte ein Kohleofen mit einer heimlichen Schnapsflasche. Einer spielte Schifferklavier, alle sangen. Der Zug fuhr und fuhr, auch nachts, «ganz schwerelos sozusagen». Ziel unbekannt. Aber Richtung Osten. Morgens hielten sie an österreichischen Bahnhöfen, dann in der Tschechoslowakei. Irgendwann klangen die Stimmen ungarisch. Vielleicht ging es nach Jugoslawien? «Selbst die Kommandeure wussten nichts.» In den Bahnhöfen stand Militärzug neben Militärzug: Panzer, Kanonen, Artillerie. «Dort hätten die Engländer was reinschmeissen müssen. Aber alles war wie im tiefsten Frieden.» Nach zwei Tagen hielt der Zug in Konstanza am Schwarzen Meer. Einquartierung im Palasthotel. Ab sofort gehörten sie zur «Lehrtruppe Rumänien».

Konstanza war klein, 30.000 Einwohner, ins Meer gebaut, mit Molen und Kais, «auf denen sich wunderbar spazieren liess». Wieder Kasernenalltag mit Exerzieren, Langeweile und schneller Soldatenorientierung. Oft bekam er Fahraufträge. Auf der Küstenstrasse nach Warna hatte er den unendlichen Himmel voller zerrissener, weisser Wolken über sich, seitlich das Meer, grünlich nach einem der seltenen Stürme. Gezeiten gab es nicht. Er freute sich auf den Abend, wusste, in welchem Geschäft er gekochten Schinken mit seinem Sold – 12 Mark für zehn Tage – kaufen würde. Später zöge er dann mit den anderen in die verwinkelte Altstadt am Hafen, vorbei an essenden und Bier saufenden deutschen und italienischen Soldaten. «Überall gab es Gelage und Orgien.» Er würde sich freuen über die Stadt ohne Verdunklung, sich mit Franz Rössler über das nächtliche Gebrüll aus den Offizierskasinos mokieren. «Unsere Helden im Suff, sodass die Bevölkerung nicht schlafen konnte.» Er würde an die rumänischen Soldaten in den Kasernen denken. «Theoretisch waren sie Verbündete, faktisch wurden sie wie Vie behandelt. Ohne Ausgang und ohne richtigen Sold.» An einem Nachmittag hatte er gesehen, wie ein rumänischer Offizier seine Soldaten

auf der offenen Strasse mit einer Reitgerte schlug. «Das alles verbitterte die doch.»

Aber der neu berufene «Staatsführer» Ion Antonescu hoffte mit der vorbehaltlosen Unterstützung Hitlers jene Hälfte seines Landes wieder zurückzugewinnen, die man dem noch neutralen Rumänien geraubt hatte: Ein halbes Jahr zuvor hatten die Sowjets in Absprache mit Hitler Bessarabien und die Nordbukowina annektiert. Danach hatte Hitler der Abtretung von Teilen Siebenbürgens an Ungarn zugestimmt. Nun sollten 20.000 deutsche Soldaten die rumänischen Truppen ausbilden – so hiess es. In Tat und Wahrheit ging es aber um die Ölfelder von Ploiesti, zwei Stunden von Bukarest. Einmal musste Jöris etwas dort abholen.

«Da lief die Valuta nur so aus den blank geputzten Hähnen: Petroleum, Benzol, Benzin, Katalyt.» Für das kriegswichtige rumänische Öl gab es deutsche Waffen. Im Schlafsaal lauschten sie den Wehrmachtsberichten von der Eroberung Jugoslawiens und Griechenlands.

Eines Abends hörte er im Hafen russische Stimmen. Aus einem sowjetischen Tanker wurde Öl in deutsche und italienische Züge gepumpt. Den russischen Offizieren in Zivil begegneten sie auch tagsüber in den Strassen. «Kameradschaftlich grüssen», war befohlen worden. «Als ich die sah, dachte ich immer nur an die deutschen Kommunisten in der Lubjanka, und dass wir alle faschistische Verräter sein sollten. Wer war da eigentlich der Verräter?!» Im vorhergehenden Monat, März 1941, hatte Moskau 17.000 Tonnen Mineralöl an Deutschland geliefert, im April waren es nun schon sechsmal mehr. Die 94.000 Tonnen Getreide vom Vormonat hatten sich in wenigen Wochen verdreifacht.

Nach drei Wochen wurde die Truppe nach Bukarest, zum Hauptsitz der deutschen Heeresmission, verlegt und auf die Stadtteile verteilt: Offiziere in Hotels, die Mannschaften in Kasernen. Sie lagen in einem ehemaligen Krankenhaus. «Leute erzählten, dass es einmal ein jüdisches gewesen war.» Alles war geräumt worden. Jöris fuhr im Auftrag von Stabsoffizieren viel durch die Stadt. Bukarest war mit seinen Parks, Alleen, den hellen

Hochhäusern und der verwinkelten Altstadt das «Paris des Ostens». Auch hier zogen sie Abend für Abend los. Seinen Heimaturlaub liess er verfallen.

Nach Wochen gab es Ausgehverbot. Alle Fahrzeuge mussten aufgetankt werden für eine Verdunklungsübung. 21. Juni 1941. Die ganze Nacht lief das Radio im Gang. Militärmusik mit Trompeten in einer Endlosschleife. Erwin Jöris fluchte, wollte schlafen. «Bleiben Sie am Apparat, es folgt eine wichtige Durchsage des Reichsaussenministers!» Sechs Uhr morgens hörte er im Halbschlaf Ribbentrop: Stalin habe den Freundschafts-Pakt gebrochen. «In dem kommenden Kampf ist sich das deutsche Volk bewusst, dass es nicht nur zum Schutz der Heimat antritt, sondern dass es dazu berufen ist, die gesamte Kulturwelt vor den tödlichen Gefahren des Bolschewismus zu retten und den Weg für einen wahren sozialen Aufstieg in Europa freizumachen.» Er ging zu den anderen: «Der Krieg ist da, wir dürfen nach Russland' – ‚Du spinnst'» An Schlaf war nicht mehr zu denken. Er stand am Fenster und versuchte zu begreifen, was er gehört hatte. Wie oft hatte er in Berlin und Swerdlowsk vor diesem Krieg gewarnt. Damals waren sie sich sicher gewesen, dass er einmal stattfinden werde. Aber das waren vergangene Zeiten. Und nun? Innerhalb von Minuten war die grosse Diktatorenfreundschaft zur Maskerade geworden, die Besatzungszeit in einen Krieg ausserhalb jeder Vorstellung gekippt. «Mir gingen immer nur die Bilder der Komsomolzen in Swerdlowsk, der Arbeitskollegen und der Offiziere in den Gefängnissen durch den Kopf. Jetzt sollte ich gegen die kämpfen? Unmöglich.» Er dachte an die tagelangen Reisen in den Ural. «Wer wollte dieses Land besetzen? Den Nachschub organisieren? Ne, Adolf, das ist dein Ende, habe ich gedacht.» In der aufgehenden Sonne beobachtete er Rumänen, die kniend auf den Bürgersteigen beteten, während in der Ferne Geschützdonner zu hören war. Auf einmal bemerkte er seinen Kompaniechef hinter ihm: «Wie sind denn eigentlich die Strassen in Russland?»

Die Verladung dauerte Tage. Güterzug nach Güterzug rollte aus dem Gleisgewirr des Bahnhofs. Ein Standortorchester der Wehrmacht spielte «Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus.» «Alle bekamen beim Abschied feuchte Augen. Vielleicht», dachte Jöris, «siehst du Deutschland nie wieder.»

Die deutsche Blutspur Ihre Fahrt dauerte Wochen. Alle Gleise waren verstopft. Der Nachschub für die kämpfende Truppe belegte die eingleisigen Routen. Auf Nebenstrecken fuhren sie über Tarnopol nach Lemberg. Brandgeruch lag über der Stadt. Sie warteten im Gleisgewirr, Aussteigen verboten. Dann: das Pfeifen der Lok, die schlagenden Puffer, stosshafte Rucken durch die Wagenreihe. Sie rollten ostwärts. Immer ostwärts, langsam, 30 Kilometer in einer Nacht, bis nach Brody. Vor Dubno passierten sie die einstige polnisch-ukrainische Grenze. In Petschanowka, einem Fleck auf freiem Feld, standen sie mehrere Tage und Nächte. Er schob Wache, über ihm im Himmelsdunkel die unzähligen Sterne, immer wieder fielen ihm die Augen zu. Ansonsten hockten sie in ihrem Wagen mit schütterem Stroh am Boden, harten Bänken, Tornisterbergen in den Ecken, Stimmen und Ziehharmonikaklängen, den ewig gleichen Schienen- und Rädergeräuschen. «Wenn man die Waggontüren nicht aufmachte, konnte man den Krieg fast vergessen.» Oft aber kauerten sie in den offenen Türen, rauchten, sahen die Dörfer und Äcker, sangen ihre Lieder in den Fahrtwind. Spät schliefen sie ein und wachten vom Geschaukel früh auf. Es war ein Rollen durch den Sommer der Sonne entgegen. «Wir fuhren in den Krieg. Nach Russland, um zu kämpfen – und alle wollten sich ablenken.» Jöris war niedergeschlagen, ja verzweifelt. Zum ersten Mal fühlte er eine Wand zwischen sich und den anderen: «Ich musste immer an die Russen in Swerdlowsk denken und wie unsinnig dieser Angriff war. Und ich musste schweigen. Es war zum Verrücktwerden.»

Je weiter sie in die Ukraine vorstiessen, umso deutlicher waren die Spuren des Krieges zu sehen. In Berditschew wurde ausgeladen, das ganze Lazarett, alle Wagen, alles Material. Die Front war nicht weit, vielleicht zehn Kilometer. Deutsche Panzerarmeen hatten das Land wie in Frankreich überlaufen. Nun stoppte der Vormarsch im Norden. Hitler befahl den Angriff der Heeresgruppe Süd auf Kiew, das lag 150 Kilometer entfernt. Aber all das wussten sie nicht. Irgendwo vor ihnen rückten Truppen vor, sie zogen mit dem Tross des Kriegslazaretts nach: Ort für Ort. Dazwischen Sonnenblumenfelder und goldgelber Weizen. Das Land wellte sich vor ihren

Augen. «Wir sind gefahren oder gelaufen, je nachdem, wie es das Gelände erlaubte.» Die Fahrzeuge holperten über Bohlen, zugeschüttete Granatrichter und Notbrücken. Manchmal stiessen sie auf zerschossene Panzer, kaputte Kanonen, zerfurchte Felder, Grabkreuze. Die Sonne brannte. Manch einer taumelte. Vereinzelt bombardierten russische Flieger. Aasgeruch lag in der Luft. Auf den Wegen lagen überfahrene Pferde mit aufgeblähten Leibern, schwarz vor Schmeissfliegen. Die Schornsteine verbrannter Häuser ragten in den weiten ukrainischen Himmel. «Einige haben sich einen Spass draus gemacht: ‚Wollen wir denen mal die Bude in die Luft jagen?‘» Mit Phosphorpatronen wurden die Strohdächer der Katen in Brand gesteckt. «Als wenn das kriegswichtige Ziele wären.» Jöris war angeekelt, musste das Gesehene runterschlucken. Er dachte: «Wehe, es kommt mal umgekehrt.»

Der Vormarsch ging schnell. Vor Schitomir stiessen sie auf versprengte Sowjetsoldaten. Schüsse, Gefangennahmen. Wie sie so standen, griff einer der Gefangenen plötzlich seinen Stahlhelm, sprang auf Jöris zu und schmeterte ihm den Helm auf den Schädel. Jöris schlug mit dem Knauf seiner Pistole zurück. «Das Blut lief mir in Strömen in den Kragen und unten raus. Der Typ war im Himmel.» Jöris bekam einen Druckverband.

Der Vormarsch stoppte. Stalin hatte die Verteidigung Kiews angeordnet. Ihre Lazarett-Truppe wurde in das 100 Kilometer südlich gelegene Staro Konstantinow zurückgezogen. Eine russische Garnisonsstadt, mit einer befestigten Durchgangsstrasse und Eisenbahnanschluss. «Ein Drecknest.» Die Soldaten bezogen Quartier in den Turnhallen und Kasernen. Eines ihrer Lazarette kam in die ehemalige sowjetische Kriegsschule. Auch Jöris wurde hier einquartiert.

Am 18. September fiel Kiew in der grössten Kesselschlacht der Geschichte. Fünf Sowjet-Armeen wurden zerschlagen, 600.000 Soldaten gerieten in Gefangenschaft, die Stadt versank im Feuermeer. Unter den deutschen Soldaten herrschte Hochstimmung. «Ich war ganz zerknirscht.» In sechs Wochen, verkündete die deutsche Propaganda, würde man die Sowjetunion niedergerungen, Moskau vor dem Wintereinbruch genommen haben. Die Front rückte nach Osten vor, ihre Abteilung aber blieb, die Lazarette wurden Teil der Besatzungsarmee der Zentralukraine. Noch wäh-

rend die Truppen aus Kiew abzogen, wurden in Babij Jar, einer Schlucht bei der Stadt, zwei Tage lang 35.000 ukrainische Juden exekutiert.

Die Wehrmacht ergriff Besitz von Staro Konstantinow. Eine Stadtkommandantur und gleich noch der Gebietskommissar des Kreisgebietes installierten sich in dem Stadtflecken, in geräumte Häuser quartierten sich Offiziere ein. Schon bald liessen sie Güterwaggons mit Zäunen, Tapeten, Farben, Möbel aus Deutschland kommen. «Die glaubten, sie bleiben ewig hier.» Staro Konstantinow wurde Relaisstation in der Etappe, abseits der grossen Wege, mit durchziehenden Soldaten und zurückgeführten Verwundeten. Wer in die Leichtlazarette kam, sollte wieder an die Front. In den Kriegslazaretten ging es hingegen nur noch um die Transportfähigkeit nach Deutschland. Es gab Gebäude für Inneres, für chirurgische Versorgung und psychiatrische Fälle. Zusammen vierhundert Betten. Schnell füllten sich die Säle. Männer mit verbundenen Köpfen und Armschlingen spazierten durch die Strassen, sassen vor Häusern. Blinde tasteten sich umher. Wer hier ankam, dem hatte man in den Triagen der Feldlazarette hinter der Front noch eine Überlebenschance gegeben.

Aber mit den Kranken hatte Jöris wenig zu tun. Er fuhr seinen Lkw, war zuständig für Abholen, Transportieren, Organisieren. Mit Franz Rössler auf dem Beifahrersitz zog er unter dem endlosen Himmel durch den Spätsommer los, eine Staubfahne hinter sich herziehend. Das französische Beutegewehr mit fünf Schuss unter dem Sitz, irgendwo den Helm, ein Käppi auf dem Kopf. Die weiten Mais- und Weizenfelder kippten von Grünlich in Goldgelb, Kornblumen säumten die Ränder. Auf den Weiden standen grosse Rinder- und Pferdeherden. Dazwischen duckten sich Hütten mit gelbbraunen Strohdächern, davor Gärten mit jungen Kirschbäumen und Kinder ohne Schuhe. Auf den ungepflasterten Strassen ging es nur langsam vorwärts. So schön die Landschaft war, sein Hiersein war ihm unheimlich. «Da hiess es morgens: ‚Jöris, Sie fahren in den Wald vor Proskurow und holen Holz für den Winter‘. Mit Soldaten auf der Ladefläche fuhr ich los und dachte unterwegs: Na, wenn ihr mal mit dem Arsch noch hier seid im Winter.» In den Kasernen von Starokonstantinow und im nahen Kloster waren

Tausende von Kriegsgefangenen interniert. «Immer, wenn ich die gesehen habe, habe ich an die russischen Kollegen gedacht. Den GPU-Leuten hätte ich das gegönnt, aber die einfache Bevölkerung tat mir leid.»

Er musste Gefangene für Hilfsarbeiten abholen. «Die bekamen nur Kartoffelschalen mit Kleie. Unterwegs steckte die ukrainische Bevölkerung ihnen Brot zu.» Jöris und die Wachmannschaft schauten weg. Als sie sie abends wieder abluden, sagten die Russen: «,Spasibo'». Tage später: Auf dem Weg zur Arbeit war ein Flüsschen. «Ob sie sich nicht mal waschen könnten, fragte einer. – Da schwammen sie, und wir hielten die Flinten drauf.» Als Jöris und andere Wagen Wochen später wieder ins Lager fuhren, drängelten sich zerlumpte Jammergestalten direkt zu ihrem Lastwagen. «,Holt uns! Holt uns!'» Ihr ziviles Minimum hatte sich herumgesprochen. «Das war eine ziemlich schwierige Situation. Wehe, irgendein Vorgesetzter hätte das erfahren.» Von den sechs Millionen sowjetischer Kriegsgefangener starb jeder Zweite, die meisten 1941 – verhungert, ausgezehrt, krank. Eine vergessene Ausrottung

Am Anfang staunte Jöris. «Die Leute standen mit Blumen am Strassenrand. Die hofften alle auf Befreiung.» Während der Zwangskollektivierung zehn Jahre zuvor hatten NKWD-Schergen Ukrainer ermordet, verschleppt, ihnen bis zum Saatgut alles genommen, sodass die Bevölkerung ganzer Landstriche verhungerte, vermutlich sieben Millionen. In den zwei Jahren des Hitler-Stalin-Pakts wiederholte sich der Terror im sowjetisch okkupierten Galizien. 400.000 Galizier wurden nach Sibirien und Kasachstan verschleppt, Tausende verhaftet. Es war nur wenige Tage her, dass die fliehenden NKWD-Truppen noch 30.000 ihrer Inhaftierten ermordet hatten und den Menschen die letzte Habe klauten. Die Wehrmacht marschierte in ein Gebiet «verbrannter Erde» ein. Man sah sie als Befreier. «Die Zivilbevölkerung hatte gar nichts und lud die Deutschen noch ein.» An einem der ersten Festtage spielte in Staro Konstantinow ein Wehrmachtsmusikchor auf, in den Gulaschkanonen köchelten Erbsen und Linsen. «Der ganze Platz roch nach Essen. Ukrainer sassen mit deutschen Soldaten zusammen, lachten, sangen. Die verehrten die deutschen Truppen richtig.



298 (Abb. 34) Brotausgabe an russische Kriegsgefangene in Winniza 28. Juli 1941



Feuerpatschen-Besatzung 299

Die 44 Millionen Ukrainer wären für die Hitler Tyrannie bis zum Ural genannt.» Freiwillig meldeten sich Tausende junger Männer für die SS-Division «Galizien» mit der Hoffnung auf eine unabhängige Ukraine. In der Nazi Propaganda vom Jüdischen Bolschewismus» wurden sie dann schnell zu Helfershelfern der Ausrottung.

Die meisten Einwohner der Gegend sprachen ukrainisch. Es ähnelte dem Russischen. Jöris konnte mit den Leuten reden. Immer mehr übersetzte er bei Lieferungen und Behördenkontakten, fuhr zu Radiostationen. «,Fahren Sie auf den Markt und schauen Sie, was Sie kriegen können’, hiess es oft.» Da kauerten alte Bauernweiber mit wettergegerbten Gesichtern, nur noch einen Zahn im Mund, inmitten von allem, was ihre Gärten hergaben: Gemüse, Obst, Beeren, Blumen in allen Farben. Täglich tauschte er für Offiziere, Kameraden, den Küchenchef aus den Wehrmachtsbeständen Säcke, Hefte, Streichhölzer gegen Eier, Gänse, «wunderbare blaue Kartoffeln». Das war illegal. Die Deutschen hatten zur besseren Kontrolle der Wirtschaft die bei den Ukrainern so verhassten Kolchosen nicht aufgelöst. Alles wurde registriert, auch auf dem Markt. Immer wieder gab es Überprüfungen.

«,Heil Hitler!’, kam so ein Nazi in Berditschew aufm Markt an, als ich gerade was kaufen wollte. Braune Mütze, braune Jacke, braune Hose, Hakenkreuz. ,Ihr Soldbuch!’ – ,Wieso? Ihnen muss ich nichts zeigen.’» Vertreter des Gebietskommissars, so Jöris’ Instruktion, waren ihm nicht weisungsberechtigt. Der Mann schrieb das Nummernschild des Lasters auf, während Jöris weiterverhandelte. Wieder im Quartier machte er seinem Vorgesetzten Meldung. «,Da ist so ein ,Nazi’ gekommen .. ‘ – ,Sagen Sie nicht immer ,Nazi’, Sie sprechen wohl immer noch aus der Vergangenheit^» Jöris berichtete weiter. «,Dem müssen Sie nichts zeigen’ – ,Machte ich auch nicht’ – ,Das habe ich von Ihnen auch nicht anders erwartet.’» Die Nummernschilder tauschte Jöris für solche Fahrten immer aus.

In den umliegenden Städtchen gab es Gettos. Die meisten Juden und Kommunisten waren von den Einsatzgruppen schon kurz nach der Eroberung abgeholt und erschossen worden. Neben vielen ukrainischen Dörfern

der Gegend gab es Massengräber. In Wäldern, auf den Feldern, direkt an den Dorfstrassen. In der sowjetischen Ostukraine wurden 1,5 Millionen Juden während der deutschen Besatzung ermordet. Im Gebiet um Lemberg überlebte kaum einer der 400.000 Juden. Den Polizeitrupps, SS-Einheiten, Sonderkommandos fielen im Laufe der Monate die meisten der 150.000 Juden im Distrikt Winniza, Stationierungsregion von Erwin Jöris, zum Opfer, 23.000 allein in der nahen Stadt Kamenez-Podolsk. «Davon habe ich nichts mitbekommen», meint Jöris. Nur schwer kann man sich eine Geheimhaltung vorstellen, aber warum sollte Jöris die Dinge beschönigen?

Später, nach dem Juli 1943, als die Wehrmacht die Massengräber von NKWD-Erschiessungen von 1937/38 fand, fuhr er Offiziere nach Winniza auf einen ehemaligen Rummelplatz. «Da waren fünf oder sechs Gruben, stubengross, mit verwesenen Körpern, Köpfen, Händen, Knöcheln in Stiefeln. Es stank so, dass ich meine Marschverpflegung nicht mehr essen konnte. Man hatte Kleider der Leichen aufgehängt und die Bevölkerung zur Identifizierung aufgerufen. Die Leute waren vor 1940 vermisst, also NKWD-Opfer.» 10.000 politische Gefangene, meist Polen, waren hier ermordet worden. Die Leichenfunde nutzte die NS-Führung zur Propaganda gegen die Sowjetunion. Was die anreisenden Wehrmachtssoldaten nicht wussten: Nur wenige Meter entfernt hatten die deutschen Einsatzgruppen Monate zuvor, im April 1942, 5.000 jüdische Frauen, Alte und Kinder erschlagen, erschossen und verscharrt.

«**Da flog das Aas vom Schlitten**» Es wurde Spätherbst mit rostrotem Laub, vergilbtem Gras, frühen Nebelmeeren und unendlicher Stille. Kinder hüteten Vieh. Wochenlanger Regen flutete die Wege. Die Motoren gurgelten, Laster ähnelten Schiffen in unwägaren Schlammseen. Anfang Oktober wurden die Regentropfen weiss und die Flockenwände so dicht, dass man sich fragte, wie der scharfe Wind noch immer so blasen konnte. Bald lag ein Meter Schnee, die Temperatur sank auf 20 Grad minus. An den zerbrochenen Scheiben der dauerkalten Quartiere bildeten sich Eisrosen. Es wurde der kälteste Winter seit 140 Jahren.

In den Kriegsmeldungen hörten sie von der Belagerung Leningrads, dem Überwintern der deutschen Truppen am Moskauer Stadtrand und Vorstößen zum Öl im Kaukasus. Der Siegeston konnte das Scheitern nicht überdecken. Ein Drittel der deutschen Soldaten war gefangen, tot oder vermisst. Die USA traten in den Krieg ein. Auch in der Wehrmachtsspitze war die Illusion vom Welt-Blitzkrieg nun ausgeträumt. «Ich konnte nicht beurteilen, was da richtig oder falsch war. Aber die Erfolge am Anfang hin oder her. Dass das nicht klappen konnte, war immer klar. Russland war nicht zu besiegen, und zu besetzen schon gar nicht.»

Die Front lag 500 Kilometer weiter östlich im russischen Winter. Jöris war unendlich froh, dass er sich nicht dort zu Fuss, mit Rucksäcken und Zelten, hungernd, verdreckt, mit Angst vor Erfrierungen durchschlagen musste, sondern im Hinterland seinen Laster über eisige Feldwege steuerte. Er war froh, dass er nicht wie die ankommenden Verwundeten irgendwo in einem Schützengraben zwischen Toten und verendeten Tieren hatte liegen müssen. Er war froh, dass er nie einen kämpfenden Soldaten der Roten Armee gesehen hatte, dass er nicht dabei sein musste, beim Einziehen in verbrannte Städte, bei den Vertreibungen der Bauern aus ihren Katen, dem Stehlen ihrer letzten Hühner, und vor allem beim Schiessen und Morden. In der Etappe gab es ein Entkommen vor den Exzessen.

Es wurde Frühling und wieder Sommer. Und wieder Winter. Zwei Jahre harpte er im Windschatten des Krieges aus, in einer überschaubaren Lücke, als Teil einer bunten Besatzungsgesellschaft zwischen Ärzten, Verwaltungsbeamten, ukrainischen Hilfspolizisten, rumänischen und ungarischen Besatzungstruppen. «Vor den Einsatzkommissaren und der SS nahm man sich in Acht.» Seine Kollegen waren deutsche Reserve-Soldaten, im Zivilleben Bäckermeister und Lehrer. Durchschnittsalter 37 Jahre. Keine jugendlichen Fanatiker, ohne Selbstbeweisungswahn an irgendeiner Front. Dafür bestrebt, sich unersetzbar zu machen, und nicht in «Durchkämm-Aktionen» ausgehoben zu werden.

Den Besatzungsalltag bestimmten Routine, Langeweile, Nischenleben. «Man trieb auch Schabernack, soff, erschreckte Offiziere im Wald, die mit

ihren Pistölchen am Arsch spazieren gingen. Ein paar Schüsse, und schon glaubten sie, irgendwo seien Partisanen.» Sie scharwenzelten um die Lazarettschwestern. «In einer Bude der Rot-Kreuz-Schwestern brannte abends Licht. Da hiess es: ‚Ob du die Lampe triffst?‘ Ich legte mit dem Gewehr an, lud durch, zielte, peng war das Licht aus. Die haben getobt.» Aber Jöris hatte einen guten Ruf: orts- und sprachkundig, versiert mit den Fahrzeugen, gewitzt. «Da wurde oft ein Auge zgedrückt, wenn irgendetwas war.»

Dann wurde er Truppführer von 40 Hiwis, russischen Kriegsgefangenen, sogenannten Hilfswilligen. Hunderttausende, vor allem ab 1942, versuchten durch Überlaufen den mörderischen Gefangenenlagern zu entkommen. «Viele von den Deutschen fühlten sich als was Besseres. Aber das waren zähe, unerschrockene Kerle. Wenn sich unsere Leute abmühten, eine Stromleitung abzumontieren, schlugen sie einfach mit der Axt zu: Eine Stichflamme, und das Ding war durch.» Ihr gewitztes Improvisieren, das unbändige Trinken, die russischen Witze, ihre oft einfache Welt – das erinnerte Jöris an Swerdlowks. «Ich lebte gut mit denen zusammen. Die wollten ihr Land befreien, bloss wussten die armen Schweine nicht, dass sie genauso einem Knecht halfen, wie ihrer einer war.» Bei der Vereidigung auf Hitler musste Jöris ihnen den Eid vorlesen.

Staro Konstantinow gehörte nicht zum Generalgouvernement wie die Westukraine, sondern zum Reichskommissariat Ukraine. Das hiess, keine Ansiedlungspolitik, sondern gnadenlose Ausplünderung des «Kolonialgebiets» bis hin zu Hungersnöten unter den «Untermenschen». Es war der Zuständigkeitsbereich des Rassefanatikers Erich Koch. Er liess die Schulen schliessen. «‚Hauptsache, die können die Verkehrsschilder lesen‘, hiess es immer. Vor allem die nachrückenden Parteionkels, die ‚Goldfasane‘, behandelten die Bevölkerung wie Sklaven. Junge Frauen wurden von den Feldern eingefangen und zur Arbeit in Deutschland gezwungen.» Hunderttausende verschleppte man zum «Reichseinsatz». «Eines Tages hing am Rathaus-Balkon ein toter Angestellter, auf dem Rücken ein Schild: ‚Ich habe Partisanen geholfen. Den vorbeigehenden Ukrainern sah man das Entsetzen im Gesicht an.› – «Einmal, als ein Zug in den Bahnhof einfuhr, sprang einer

dieser Schmalspuroffiziere auf die Lokomotive und schlug vor den Augen der ganzen Ukrainer auf den Lokomotivführer ein – nur weil der Zug Verspätung hatte.»

«Dass denen bald die Lust verging mit den Deutschen, war klar. Je länger der Krieg dauerte, umso mehr kippte die Stimmung.» Als Jöris in einem Arbeitsdienstlager ukrainische Jugendliche abholen sollte, «kommandierte die Lagerleiterin, ein Naziweib in brauner Uniform, die Jugendlichen auf dem Hof. Sie mussten sich in Pfützen schmeissen. Nass und verdreckt sollte ich sie dann zu 12 Stunden Arbeit mitnehmen. Und als ich fragte, wozu das gut sein soll, bläkte sie mich an: ‚Die Schweine müssen erst Ordnung lernen.‘ Ein paar Tage später, als ich wieder welche zur Arbeit abholen sollte, waren alle getürmt. Das ganze Lager war zu den Partisanen übergelaufen.»

Die Erzählungen von den Überfällen der Widerstandsgruppe, aber auch den Racheaktionen der Wehrmacht gingen rum. Ganze Dörfer wurden angezündet, oft auch jüdische Siedlungen. «Dann sah ich, wie vielleicht 70 Frauen und Männer, an den Händen gefesselt, von der SS durch die Hauptstrasse zur Erschiessung geführt wurden. ‚Als Abschreckung für die Bevölkerung‘, hiess es.» 3 Millionen nichtjüdische Ukrainer wurden im Herrschaftsbereich Kochs ermordet.

«‚Wir führen einen Krieg gegen eine Weltanschauung^ hiess es immer. Aber dann kann man nicht so hausen. Der Krieg war doch nur zu gewinnen, wenn man die Leute zu Verbündeten machte, sie ihre Regierung selber wählen liess und sie selbstständig sein konnten. Dass die dann als Partisanen mobilmachten, war klar. Es war ihre Heimat. In Deutschland hätte ich das genauso gemacht.»

Die flachen, unbewaldeten Ebenen der Zentralukraine boten wenige Verstecke. Aber die Wälder und Hügel hinter Lemberg, zwischen Tarnopol und Rowno, gehörten bald dem Widerstand. «Überall standen Schilder: ‚Stopp, Bandengefahr, Geleitzugzwang‘» Auf dem Weg zu einem Bekleidungslager hielt Jöris ein Wehrmachtssoldat an: «‚Da gibt’s heute nichts mehr, der letzte Geleitzug ist weg‘ – ‚Wie lange?‘ – ‚Ungefähr eine Dreiviertelstunde‘ – ‚Den hol ich ein, lasst mich durch‘ Als ich den Konvoi einholte, brannte einer der Wagen schon lichterloh.»

Die zwei Pferde trabten durch den Schnee, der Schlitten glitt leicht. Dahinter stapften Jöris und drei der Hiwis in dicken Mänteln, die Kappen tief in die roten Gesichter gezogen. Den Kolchosvorsteher kannte er. Schnell einigten sie sich über den Preis. Die mitgebrachte Flasche Wodka verschwand schnell in einem Schubfach. Während Jöris die Geldscheine aufzählte, luden Hiwis und Stallknechte keuchend die rosa Fleischmasse auf den Schlitten. Das geschlachtete Schwein war ein Monstrum. Der Rückweg zog sich. Es ging langsamer, als sie gedacht hatten. Bald war es dunkel, stockdunkel. Partisanen-Zeit. «Als Erstes hätten sie die Hiwis erschossen.» Jöris bestimmte, in einem Bauernhof zu übernachten. Sie klopfen. In der Stube drängten sich ängstliche Kinder, dazwischen Hühner. Die Pferde kamen in den Stall. Sie legten sich auf den Lehmfußboden, das Knacken des alten Ofens in der Dunkelheit im Ohr. Immer einer von ihnen musste Wache schieben. «Keiner von denen durfte nach draussen. Wenn die den Partisanen was gesagt hätten, wären wir dran gewesen.» Alles blieb still bis in den frühen Morgen. Im fahlen Licht erkannte Jöris eine wackelige Werkzeugbank. Er sprach mit dem Bauern. Ein einfacher Mann. «Im fehlte Messing. ‚Komm mal mit‘, sagte ich zu ihm und ging mit dem Maschinengewehr raus. Als ich mich umdrehte, war er kreidebleich. Zuerst hab’ ich das gar nicht verstanden. Aber dann gemerkt, dass er dachte, ich wolle ihn erschiessen.» Jöris feuerte eine Salve in die Luft und deutete auf die Hülsen im Schnee. «,Da haste Messing‘.» Entsetzt schaute ihn der Mann an, fasste sich langsam «und dann fiel er mir in die Arme, freute sich und wir bekamen Milch mit auf den Weg».

Ab Frühling 1943 konnten sich die Deutschen in der Westukraine nur noch in den Städten einigermassen sicher fühlen. «Wenn man im Zug sass, hatte man immer Angst, das Ding geht gleich hoch. Oder die Partisanen taten so, als handelten sie an den Bahnsteigen, und wenn der Zug losfuhr, schmissen sie eine Handgranate durchs Fenster.» Der Eisenbahnbetrieb war kaum mehr aufrechtzuerhalten. «Die Partisanen sind auch in Wehrmachtsuniform herumgefahren. Da wusstest du nicht mehr, wer Freund oder Feind war.» 1943 verzichtete Jöris auf seinen Heimaturlaub. «Das war mir zu gefährlich.»

Fast ein Jahr lang hatte die UPA, die Ukrainische Befreiungsarmee, einst gegründet gegen die sowjetische Besatzung nach dem Ersten Weltkrieg, auf die Deutschen als Verbündete gehofft. Als endgültig klar war, dass man es mit dem gleichen Eroberungs-Terror zu tun hatte, zogen sie sich in die Wälder zurück. Ein Untergrundstaat mit 30.000 jungen Widerständlern, viele zwischen 17 und 26 Jahren, befeuert von den Verlustmeldungen der Deutschen.

Ende 1943 formierten sich dann auch kommunistische Partisanenverbände in der Westukraine, vielleicht 25.000 Mann, unterstützt von Moskau. Beide bekriegten die Wehrmacht, aber sich auch gegenseitig. Unendlich brutal ging es um die zukünftige Macht. «Stalin rief gleich am Kriegsanfang zu Partisanenarbeit auf, und die Kommunisten rekrutierten sich aus Parteileuten, die vorbereitet worden waren, sich überrollen zu lassen und Sabotage zu machen. Und das haben sie meisterhaft gemacht. In einer Nacht flog eine ganze Bahnstrecke in die Luft, dann Munitionszüge, Straßen, Brücken. Da ging nichts mehr. In manche Wälder traute sich gar keine Wehrmacht mehr rein. Der deutsche Rückzug hing auch damit zusammen.» 50.000 Wehrmachtssoldaten sollen bei Partisanenanschlägen gestorben sein.

«Vorwärts Kameraden, wir müssen zurück!»

Vergaser-Blasen «Der Rückzug begann mit der Niederlage bei Stalingrad im Februar 1943. Ab da ging die Front immer zurück.» Im Frühling waren die russischen Flieger wieder da. Im Sommer riss der Heereswurm westwärts nicht mehr ab. Dazwischen wurden Pferde-, Rinder- und Ziegenherden westwärts getrieben. «Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde mitgenommen. Das war schlimm.» Der Herbst liess den Rückzugs- und Raubtross im Schlamm versacken. Im Novemberschnee eroberte die Rote Armee Kiew zurück. Rumpelnd trafen die Lastwagen mit den Verwundeten ein. Tag und Nacht amputierten die Chirurgen. SS-Männer der Leibstandarte zogen zur erneuten Eroberung Kiews vorbei. Jöris Einheit war der 4. Panzerarmee angegliedert worden. Im Januar stiess die 1. Ukrainische Front in 14 Tagen bis Schitomir vor. Eine Million Soldaten. Nach zweieinhalb Jahren Etappe war die Front wieder da.

Jöris fuhr Wagenladung um Wagenladung 100 Kilometer in den Süden. Fluchtartig wurden die Lazarette nach Gorodok verlegt. Ein Ort ohne befestigte Strassen, nur mit Eisenbahnanschluss. Als er Flugzeuglärm hörte, rannte er auf einen Kirchhügel. «Na endlich kommen Stukas zur Abwehr», dachte er, blickte in den Westhimmel und erkannte die russischen Kampfflieger im Tiefflug von Osten erst, als sie über ihm waren. Im Matsch einer Mauernische der Kirche kam er wieder zu sich. «Wenn die einen Bombenteppich geschmissen hätten, wäre das für mich Himmelfahrt gewesen.» 600 Flieger unterstützten den russischen Vorstoss.

Im Schneechaos zwischen Angst, hektischem Rückzug, Krankenhausaufbau und Verwundetenstöhnen wurde er vier Wochen später – Anfang März 1944 – nach Staro Konstantinow zurückgeschickt. Mit Feuerwehrleuten sollte er eine zurückgelassene Wasserpumpe bergen. Der Winter war der mildeste seit Menschengedenken. Panzerfahrzeuge hatten tiefe Rillen in die auftauenden Wege gegraben. Jöris versuchte, den Laster aus den Rinnen und Furchen zu halten. Vergeblich. Wie eine Schildkröte schoben sie sich

dem Flüchtlingsstrom entgegen. Neben ihm sass Unteroffizier Hotmann, ein Zahlmeister aus dem Sudetenland. Auf der Ladefläche froren sieben Soldaten.

«Je näher wir kamen, umso leerer wurden die Strassen. Es war unheimlich.» Sie stiessen in ein militärisches Niemandsland vor. Das Garnisonsstädtchen war zur Geisterstadt erstorben. «Es war totenstill. Nur manchmal sah man jemand am Fenster.» Vor dem ehemaligen Hauptlazarettgebäude stoppte Jöris. Die Pumpe war in einer Versenkung im Garten, der Zugang vom Keller aus. In das Hallen ihrer hastig angesetzten Schraubenschlüssel mischten sich auf einmal dumpfe Artillerieeinschläge jenseits der Eisenplatte über ihnen. Hotmann verstummte. Ihnen würde keine Zeit bleiben. Sie beschliessen, wenigstens die Pumpe zu zerstören. Keuchend liefen sie in den Garten, hoben den schweren Deckel, gedämpft hörten sie die Explosionen ihrer Stielgranaten. Rumpelnd fuhren sie durch die leere Stadt zur Hauptstrasse. «Auf der Kreuzung sperrte ein Offizier den Verkehr ab.»

Ausfahrt verboten. Rückzug der 1. Panzerarmee. Ein Treck ohne Ende. «Das konnte Tage gehen.» Sie fuhren zurück in die ehemalige Schule. Bald war es dunkel. Durch die Nacht hörten sie die Panzerkolonnen. Vor Kälte war an Schlaf nicht zu denken. Im Morgengrauen durchstöberte Jöris die leeren Gänge nach Essbarem. Plötzlich stiess er auf drei seiner Hiwis. «Sie sahen abgekämpft aus. Einer hob ein Gewehr. Ich sagte immer wieder, ich würde sie nicht verraten. Sie taten mir leid. Wenn sie den Russen in der Wehrmachtsuniform in die Hände fielen, würden die sie sofort erschies- sen.»

Der Tag zog sich hin, eine fiebrig kalte Stille lag über allem, nur entfernt dröhnten die Panzermotoren. Wo standen die Russen? Die Partisanen? Nach einer zweiten Nacht entschlossen sie sich im Morgengrauen aufzubrechen. Mit ihrer aufgesteckten Rot-Kreuz-Fahne fuhren sie durch den Schneematsch zur Strassensperre. Jöris stieg aus. «,Hauptmann, ich hab Auftrag, fürs Lazarett Zucker in der Fabrik dahinten zu holen'.» Sofort stoppte der Hauptmann den Wehrmachtstross, sie kreuzten. Ausserhalb des Städtchens schlitterten sie in grossem Bogen über vereiste Feldwege, bis sie wieder auf die Hauptstrasse stiessen. Sie fädelten sich in den Treck ein und passierten bald einmal den Hauptmann.

Bei Tieffliegerangriffen stoppte der ganze Tross, alle warfen sich in die Strassengräben. Völlig verdreht kam die Jöris-Truppe nachts im 50 Kilometer entfernten Proskurow (dem heutigen Chmelniczki) an. Bei einer Landstrassenkreuzung im Dunkeln gab es kein Vor und Zurück mehr. Ein Panzer riss ihre Stosstange ab. Es fing an zu schneien. Frierend flüchteten sie in ein Haus. Alle Verpflegungslager waren geplündert. Sie tranken geschmolzenen Schnee. Nach zwei Tagen wurde die Stadt aus der Luft bombardiert, noch immer war die Strasse zu. «Dem Offizier Hotmann flatterten die Stiefel an die Beene.» Lind wohl nicht nur ihm. Jöris schlug vor, sich auf Nebenstrassen zum Lazarett durchzuschlagen, eine Order als Verwundeten-Transport vorzugaukeln. «,Nur Gehfähige, für Liegende haben wir keine Vorrichtungen'.» Sie melden sich beim Eingang. Bald halfen sie unrasierten Männern mit dreckigen Verbänden in dicken Wehrmächtsmänteln auf die Ladefläche. Die Rot-Kreuz-Fahne blieb aufgesteckt. «Ein Leutnant mit Armverwundung stand auf dem Trittbrett und schrie immer: ‚Rechts ran! Rechts ran.‘ So kamen wir aus der Stadt.»

Die Strasse führte nach Kamenez-Podolsk. Russische Tiefflieger flogen immer wieder den Tross ab und feuerten. «Das war kein Rückzug mehr, sondern eine Flucht.» Auf einmal ruckelte ihr Motor. Vergaser verstopft. «Es gab Modelle, bei denen man mit einem Hebel durchspülen konnte. Nicht beim Opel Tatra.» Wieder kamen Tiefflieger. «Wie die Hornissen, immer hoch und runter von allen Seiten, peng, peng, immer drauf.» Vor ihnen lag ein Hügel, dahinter wäre Deckung. Fieberhaft riss Jöris die Motorhaube auf, schraubte die Filterhalterung ab, füllte Benzin in eine Kanne, schrie einen Soldaten an, er solle sich auf den Kotflügel setzen und schütten. Mit heulendem Vollgas rumpelten sie den Hügel rauf, rollten runter. Jöris schraubte den Vergaser auf, herrschte den neben ihm zitternden Hotmann an: «,Wehe du verlierst die Düse.‘» Er blies. «Nur nicht spucken, sonst gibt es sofort wieder Blasen.» Vorsichtig schraubte er sie wieder ein, schob die Feststellklemmen in Position, zündete – einmal, zweimal, der Motor sprang an.

Am Bahnhof von Jarmolinzy, einer Station auf freiem Feld, mussten sie lange warten, bis die Verwundeten in einen der überfüllten Züge zusteigen

konnten. Als sie verdreckt, verhungert, am Ende wieder in Gorodok ankamen, war alles im Aufbruch. Eine Woche waren sie unterwegs gewesen. Jöris schälte sich noch aus den nassen Klamotten, bevor er vor Erschöpfung auf eine Pritsche fiel. Irgendwann weckte ihn ein Soldat: «„Zum Chef.“» Oberstleutnant Sigg war ein Österreicher. «„Ich hab von Unteroffizier Hotmann gehört, was los war. Ich schlage Sie fürs Kriegsverdienstkreuz erster Klasse wegen der Rettung von 18 Verwundeten vor.“» Ein achtspeitziges Malteserkreuz mit Hakenkreuz, 140.000 Mal für Leistungen ohne Kampfhandlungen vergeben. Der Militärgegner Jöris hatte nun als Einziger seiner Kompanie das Kriegsverdienstkreuz. «Das war mir so egal.»

Stunden später heulten Sirenen im Dunkeln. Jöris schreckte hoch. Abwehrfeuer bellte, die Russen vor Jarmolinzy. Resträumung. «Viele Motoren sprangen bei der Kälte nicht mehr an, die mussten wir auch noch anschleppen und kamen erst am Schluss weg. Wenigstens kriegte ich nichts ab.» Am 21. März eroberten die Russen Proskurow, fünf Tage später Kamenez-Podolski. Die 1. Deutsche Panzerarmee wurde eingekesselt.

Krebslauf Wehrmachts-Landkarten von 1942, Ukraine, «Nur zum Dienstgebrauch». Ein akribisches Verzeichnis der befestigten, unterhaltenen und schlechten Strassen, mit Bahnstationen, eingleisigen Schienensträngen, Sümpfen und Brotfabriken. Basismaterial für deutsche Weltmachtsphantasien, Ausgangspunkt Ost. «Vorläufige Ausgabe». Mit ihrer Hilfe setzen sich die Jöris'schen Erzählungen von Vormärschen, Einquartierungen und Rückzügen in eine geographische Logik um, mit Bahnanschlüssen, Distanzen, Kreuzungen, Einwohnerzahlen. Wolhynien-Podolien – die recherchierende Erschliessung einer Gegend auf der Erzählfolie vom deutschen Besatzungsalltag, mit dem inneren Bild der Weite des ukrainischen Himmels, zwischen Reisewunsch und der Gewissheit, dass nach Krieg und Vernichtung nichts mehr sich so finden wird wie einst. 714 Städte und 28.000 Dörfer verwüstete die Wehrmacht im Rückzug aus dem Osten. Fünf Millionen Menschen ermordeten sie, zehn Millionen machten sie obdachlos, 30 Mil-

lionen Stück geraubtes Vieh trieb sie vor sich her. Auch Jöris musste Telefonmasten sprengen.

«Vorwärts Kameraden, wir müssen zurück!» wurde zum geflügelten Wort der Landser.» Aus der Heeresgruppe Süd wurde die Heeresgruppe Nordukraine «Und immer Fliegerangriffe. Nur in den Wäldern war Ruhe.» Wochen ohne Waschen, Ausruhen, festes Quartier. Dann die Grenze zu Polen, Galizien. «In Przemysl fragten uns die Etappensoldaten ganz erstaunt: ‚Wie seht ihr denn aus?‘» Noch war der Rückzugskrieg hier nicht angekommen. Das Hauptlazarett wurde in einem ehemaligen Krankenhaus eingerichtet. Den Kopfsteinpflaster-Strassen waren die vergangenen Schrecken nicht anzusehen. Drei Jahre zuvor hatte es hier eine grosse jüdische Gemeinde gegeben. Drei Jahrzehnte zuvor waren Russen und Deutsch-Österreicher in den Ausblutungsschlachten um die massigen Forts der Stadt gefallen. Jöris musste zu einer Propagandaveranstaltung antreten. «Nach dem schrecklichen Rückzug die dusseligen Reden vom Endsieg – da kriegte man das Kotzen.»

Der Frontkrieg hatte Jöris eingeholt, seine Stimmung war auf dem Nullpunkt. Es war nur eine Frage der Zeit, dann würde auch hier losgehen, was sie die letzten Wochen erlebt hatten. Zeitweise stöpselte er in der Telefonzentrale Verbindungen. «Im Papierkorb versteckte ich eine Flasche Pflaumenschnaps und soff vor lauter Wut.» Bei einem Fahrauftrag schrie ihn der neue Spiess an: «Können Sie überhaupt fahren vor lauter Alkohol?» Jöris fuhr. «Der fliegt aus der Fahrzeugstaffel!», beschwerte sich der Spiess. «Wir können keine Säufer gebrauchend» Die rheinischen Kameraden verteidigten Jöris: «Auf den ist hundertprozentig Verlass.» Im Juni 1944 wurde Jöris zur 1. Kompanie der Kriegslazarettabteilung nach Lemberg zurückbeordert. Fahrer fehlten. «Jöris!», sagte Oberstleutnant Sieg, als er sich abmeldete. «Seit Bonn sind wir zusammen. Ich hol Sie wieder.»

Die Versetzung war ein Schlag für Jöris. Statt zurück, ging es wieder in den Osten. Die Soldaten der neuen Kompanie waren Schlesier. «Lerche, Lerche, Bürzelfressen, spottete ich immer.» Unter ihnen blieb er isoliert. «Immer hiess es: ‚Das kann der Neue machen‘ – und dann wurde man als

Erster in allen gefährlichen Dreck reingeschoben.» Die Kompanie kam zum Aufbau neuer Verteidigungsstellungen entlang der Weichsel nach Sandomierz.

Weit spannte sich die einzige Brücke über den morgendlichen Fluss. «Ich sollte Wache schieben, mit anderen.» Sein Kopf fühlte sich schwer an. Auf dem mittelalterlichen Marktplatz «gab es billige Flaschen mit Radawasser, von dem man nicht wusste, was drin war. Oft trank ich abends, um mich zu betäuben.» Die frische Luft tat gut, Mittagshitze kündigte sich an. Träge floss unter ihnen die Weichsel. Er blickte in das weite Flusstal. Auf der anderen Seite lagen Sandbänke, von Trauerweiden bestanden. Von dort würden die Russen kommen. Eigentlich konnte es sich nur noch um Tage handeln. Dann war hier die Hölle los.

«Die Brücke war der einzige Übergang weit und breit.» Aus dem Strom der Militär- und Zivildfahrzeuge löste sich ein Kradfahrer und rollte zu ihnen. «Wisst ihr schon? Attentat auf Hitler.» Das Motorgeknatter übertönte das allseitige Schweigen. Aber Jöris jubelte innerlich. «Am liebsten wäre ich die Brücke lang gelaufen und hätte immer gerufen: ‚Gott sei Dank, das Aas ist weg.‘» Den ganzen Tag über arbeitete es fieberhaft in seinem Kopf. «Das Schlimmste war, dass man mit keinem sprechen konnte.» Abends trank er wenig. Im Gang stellte ihn ein Fähnrich. «Jöris, Sie haben doch nicht etwa vor Freude gesoffen.» Die ganze Nacht über lag er wach: «Vielleicht gab es Frieden. Aus, Schluss, Hurra.» Am Morgen dann Hitlers Stimme im Radio. Jöris war wie betäubt.

Mit einem Unteroffizier und drei Leuten wurde er nach Lemberg zurückbeordert. In Grodek, ein paar Orte vor ihrem Ziel, war Schluss. Die Russen hatten die Stadt tags zuvor, am 27. Juli, erobert. Für die Nacht gesellten sie sich in einer einsamen Scheune zu einem wilden Haufen Versprengter. Der Landser neben ihm erzählte, dass morgen alle Soldaten zur Rückeroberung der Stadt eingesetzt würden. Jöris fasste schnell seinen Entschluss: Er würde sich nicht verheizen lassen. Rauchend schlenderte er in den lauen Sommerabend, schien irgendwann unter den ersten Bäumen des nahen Waldes auszutreten. «Wer versprengt war, sollte sich bei der nächsten Truppe melden, hiess es immer.» Er lief die halbe Nacht in Rich-

tung Przemysl zu seiner alten Truppe. «Morgens nahm mich ein Lastwagen mit. Gegen Mittag kam ich an. Die haben sich gefreut, mich zu sehen.»

Lemberg war in der Lemberg-Sandomierz-Operation der Roten Armee gefallen. Während der Monate Juli und August hatten die Russen einen 400 Kilometer breiten Frontabschnitt 350 Kilometer nach Westen vorgeschoben. Bei der nächsten Operation würden sie in Przemysl sein. Wochen später erfuhr Jöris, dass die Heeresgruppe Südukraine in einer grossen Kesselschlacht südlich von Kischinew, nahe der rumänischen Grenze, praktisch vernichtet worden war. 150.000 Deutsche waren gefallen. Darunter 21 seiner alten Kameraden. Auch Franz Rössler. «Der Tünnes, mit dem ich seit Frankreich immer zusammen war. Da hab ich mir gesagt: Hoffentlich bist du auch bald dran.»

Jöris wurde wieder zu den aus Sandomierz zurückgezogenen Schlesiern nach Wloszczowa 30 Kilometer östlich von Tschenschow beordert. Ein Flecken in der Landschaft, «sieben Häuser und 10 Spitzbuben». Sie bildeten das Feldlazarett 28 in der Sanitätsabteilung 523. Täglich brachte man Frischverwundete mit schweren Kopfverletzungen, weggerissener Kopfhaut, Durchschüssen, zertrümmerten Gliedern. «Die Ärzte begutachteten sie im Freien in aufgereihten Feldbetten. Wo sie den Kopf schüttelten, war nichts mehr zu machen.»

Immer warteten sie, aber die russische Front stand still. Es wurde Herbst, Schnee fiel. Aus der Heeresgruppe Nordukraine war die Heeresgruppe A geworden. Jöris konnte sogar auf Heimaturlaub. Schon war Berlin bombardiert worden. Er ging ungern in Uniform durch die Strassen, sah nicht ein, wieso «mich die SA-Schläger, diese Heimatkrieger, auch noch grüssten». «,Obergefreiter, wenn Sie Ihre Hände suchen, die haben Sie in der Tasche!’,», raunte ihn ein Fähnrich auf der Strasse an. Jöris sah ihm den Besuch der Kriegsakademie an der Uniform an. «,Und wenn Sie die Front suchen, Herr Fähnrich – die ist im Osten.’»

«Mein Bruder Alfred hatte Glück: Sein Betrieb reklamierte ihn als Elektriker, und er kam weg.» Am Abend feierten sie dessen Geburtstag. «Da waren lauter alte Kommunisten, die es geschafft hatten, nicht eingezogen zu

werden. Auch Emil Albrecht. Sie hatten gute Stimmung. Das Ende der Nazis war schon zu ahnen, und schon wieder formierten sie sich.» Es wurde getrunken, geraucht. Ein Wort gab das andere. Natürlich ging es um den Krieg. Keiner hier war je irgendwo als Soldat gewesen. «Die sprachen immer von ‚Ihr, ihr, ihr!‘, womit sie mich und die Nazis meinten.» – «,Euch werden die Russen es noch zeigen‘, höhnten sie.» Der Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion hatte den Schock des Hitler-Stalin-Paktes vergessen lassen. Jöris kochte. «,Warum musste ich denn in den Krieg nach Russland? Weil eure Moskaulumpen das alles ermöglicht haben!‘» Erboast ging er. Aufgebracht stieg er am nächsten Morgen in den Zug nach Osten.

Dort wurde er Oberstleutnant Sydow als Fahrer zugeteilt. Sydow, ein Stettiner, sollte als Propagandaoffizier in den umliegenden Truppenstützpunkten den Kampfwillen stärken. Aber Sydow glaubte schon lange nicht mehr, was er öffentlich verkündete. «,Na, wie hab ich’s heute wieder gemacht?‘, fragte er mich immer im Auto und lachte über seine Endsieg-Phrasen.»

Die Landschaft ertrank im Schnee. Am 15. Januar 1945 setzte die russische Grossoffensive ein, die schon so lange erwartet worden war. Durch das Dorf Wloszczowa wälzte sich das Rückzugschaos. «Alle wollten nur fliehen.» Kompaniechef Kaul, ein schlesischer Gutsbesitzer mit Segelflügelohren, liess 18 Mann antreten. «Er müsse neue Stellungen beziehen, aber wir sollten zur Verteidigung bleiben. Mit Handschlag gratulierte er jedem, noch mehr fürs Vaterland tun zu dürfen.» Am liebsten hätte Jöris vor ihm ausgespuckt.

Es wurde eine furchtbare Nacht. Sie lagen in MG-Stellungen. Es war schon dunkel, als die ersten russischen Voraustruppen den Dorfrand erreichten. Maschinengewehrgarben schlugen in Hauswände, irgendwo donnerte Artillerie, sie warfen überall Eiergranaten über Hofmauern, simulierten Truppenstärke. Dann war Stille. Überall stand fluchtartig verlassenes Kriegsgerät in der Nacht, man hörte die Verwundeten stöhnten, Angst lag in den dunkeln Seitenstrassen. Zitternd robbten sie matschige Strassen zu einem alten Wehrmachtsbus. Jöris kroch hinein, schaltete ihn kurz und hol-

pernd fuhren sie durch die Dunkelheit nach Westen aus dem Dorf, ohne zu wissen, ob die Rote Armee nicht längst die Siedlung umstellt hatte. Sie hatten Glück.

In Tschenschow kam er zu Sydow in ein Quartier im Westen der Stadt, das St.-Barbara-Kloster, in der Nähe der Schwarzen Madonna. Zwei Tage nach ihrer Flucht stand er mit Sydow am Aufgabeschalter des Bahnhofs – «Manche Offiziere wollten tatsächlich noch Pakete aufgeben» – da gingen die Sirenen. «Durch die Lautsprecher hallte: ‚Alle Angehörigen der Wehrmacht, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften gehören sofort der Bahnhofsfestung Tschenschow an. Niemand verlässt das Gelände‘. Das war der blanke Irrsinn, der ganze Bahnhof war voller Lazarettzüge.» Überall herrschte Panik. Schon waren russische Panzer auf einer Brücke über die Schienen zu sehen. Sydow und er rannten zu ihrem Lkw, einem französischen Beutefahrzeug. Jöris fuhr rückwärts gegen den Zaun, durch die Lücke kamen sie aus dem Gelände. «Kein Mensch war auf der Strasse, und immer das Schiessen der Panzer.» Er fuhr im Schrittempo, hinter jeder Ecke konnten schon die Russen stehen. «Ich wunderte mich, wieso der Wagen immer schwerfälliger wurde. Als wir im Klosterhof ausstiegen, war die ganze Ladefläche voller Soldaten. Wo man sich noch halten konnte, hing einer.»

Am 16. Januar 1945 überlief die Sowjetarmee Tschenschow. Der Stab sollte evakuiert werden. «Für den Bus fehlte ein Fahrer. Das war meine Chance. Ich fuhr und hinten hockten die ganzen hohen Tiere. Die Scheiben waren völlig vereist. Links und rechts mussten welche auf dem Kotflügel sitzen und immer mit Salzbeuteln wischen. ‚Mehr in der Mitte‘, ‚mehr links‘, ‚mehr rechts« Ich bin bald wahnsinnig geworden.» Jöris fuhr und fuhr. «Ich hab noch nie so viele Panzerfäuste und Gewehre auf der Strasse liegen sehen.» Sie kamen an eine SS-Strassensperre, die alle Flüchtenden zurückschickte. «Keiner durfte aus der Stadt, und selber hauten sie dann ab – die kampferprobte SS!» Ihr Bus konnte passieren. Es wurde dunkel, Jöris war am Ende seiner Kräfte, aber es sollte nicht angehalten werden. «Die wollten weg, um jeden Preis. Neben mir sass ein Major, der schob mir immer was zu essen in den Mund.»

Ein Loch aus dem Kessel Jöris kam wieder in die Sanitätseinheit. Seine langen Rückzugs-Erzählungen von März 1944 bis zum Sommer 1945 wiederholen immer dasselbe Schema: Flucht, Stellungsbezug, Warten, Entkommen. Ein einziges grosses Durchkommen im Kriegssirrsinn mit Instinkt und Glück. «Manchmal fragte man sich, wie man das überlebt hat.»

Ihr Tross erreichte Schlesien: Striegau, Schweidnitz, Wansen. Auf den matschig-vereisten Strassen schleppten sich Frauen mit Leiterwagen, Pferden, Alten. Kinder sassen auf Gepäckbergen, hungrnd, apathisch. Die Strassengräben waren voller Koffer. Dazwischen hupten Wehrmachtlaster. Panzerräumkommandos drängten alle in den Schnee. «Schreckliche Szenen waren da, einfach schrecklich.» Sie kamen durch Breslau, setzten über die Oder, passierten Bautzen. Jöris wurde zum Stabsobergefreiten ernannt, dem vierthöchsten von fünf Mannschaftsgraden. Anfang März bezogen sie in Lübben, unweit Berlin, Quartier. Das Spreestädtchen hatte fünftausend Einwohner, ein Schloss, eine Altstadt, ein Geflecht dunkler Fliesse, der kleinen Wasserarme. Das Lazarett wurde im Gymnasium an der Berliner Chaussee im Norden eingerichtet. Den imposanten Bau, gekrönt von einem Türmchen und goldener Kugel, kannte Jöris aus Jugendbewegungstagen.

Es war ein kurzes Aufatmen, aber Jöris war froh. Endlich ausruhen, sich waschen, eine Heeresküche, eine ruhige Abend-Zigarette. Eine Frühlingsidylle im Wald-Venedig, während der Wahnsinn im Anzug war. Lübben, Kreuzungspunkt von Landstrassen und Bahnlinien, sollte zur Festung ausgebaut werden, «als Hauptbollwerk im Schutzring um die Reichshauptstadt». Die Spreewaldbahn, die «Bimmelguste», schloss in weitem Bogen das Städtchen im Osten und Süden ein. Ihr Bahndamm sollte zur «Hauptkampflinie» befestigt werden. Die Bevölkerung wurde zur Schanzarbeit gezwungen. Innerlich kopfschüttelnd beobachtete Jöris die tägliche Hektik. «Als die Verstärkungstruppen aus den Bahnwagen sprangen, dachte ich nur: Die sollten doch lieber gleich wegbleiben.» Die 1.000-Mann-Verteidigung bestand aus alten Volkssturmmännern und Luftwaffenkindern. «Und die Kommandeure kamen direkt von der Kriegsschule, Nazis von der

Heimatfront, Etappenschweine, die keine Ahnung hatten.» Auf dem Frauenberg wurde Artillerie stationiert, «als wenn die auf einen Berg gehört hätte», die Laufgräben im sandigen Boden tarnte man sorgfältig mit Tannenzweigen, «wo bei der ersten Panzergranate nichts mehr stand», auf den Strassen wurden mühsam Panzersperren errichtet, «als wenn die Russen nicht durch die Bauerngärten fahren würden». – «Die Einwohner, die armen Schweine, standen im Rinnstein, als wir vorbeimarschierten. Und ich hörte einen sagen: ‚Man kriegt direkt wieder Mut.‘ Die hatten überhaupt keine Ahnung, was da auf sie zurollte.»

Ein endloser Strom von Flüchtlingen und Landsern ergoss sich über die Spreebrücke in den Stadtkern. Er brach auch nachts nicht ab. Alle Übergänge wurden vermint. Auf dem Markt, umfasst von stattlichen Fachwerkhäusern, mussten die Soldaten Aufstellung nehmen, vor ihnen das Paul-Gerhardt-Denkmal, über ihnen der Turm der mächtigen Backsteinkirche, nun ein Soldatenquartier. «Ein Obernazi hielt eine Ansprache.» Vermutlich der kommissarische NSDAP-Kreisleiter Wegemann.

Eine Spezialwelle musste aus einem Berliner Werk geholt werden. Man schickte Jöris. Nach zwei Stunden Zugfahrt stieg er am Bahnhof Papestrasse, dem heutigen Südkreuz, aus. Lautsprecherdurchsagen hallten über die Gleise, wegen Bahnausfällen. Er schlug sich durch die Stadt. Überall kam er an Ruinen, zerbombten Häusern und Schutthaufen vorbei. Nie hätte er das für möglich gehalten. Aber die Hauptstadt lebte seit zwei Jahren im Luftkrieg: 400.000 Obdachlose hausten in Turnhallen, Schulen und U-Bahn-Schächten, 12.000 waren umgekommen. Seit sieben Wochen flogen britische Moskitos jede Nacht ihre Angriffe.

Erst spät erreichte er das Werk. Mit der Welle in der Hand lief er durch dunkle Strassen, nirgendwo gab es Licht. Alle Fenster waren abgedichtet. An manchen Strassenlaternen glimmte Phosphorfarbe. Er musste sehen, ob ihr Haus noch stand. Er war schon nicht mehr weit von der Gürtelstrasse entfernt, als Sirenen losheulten. Er rannte, bald war er in der Strasse. Bomben schlugen entfernt ein. Im Treppenhaus war alles dunkel. Er hastete die

Treppenstufen hoch. Die Haustür stand auf. Durch ein Loch in der Decke sah er in den Nachthimmel. Auf dem Boden lag Schutt. Niemand war da. Die Fenster waren ohne Glas. In der Ferne brannte es. Es kam ihm vor wie eine Vision seiner Kindheit. «Als Kind stand ich öfters nachts am Wohnzimmerfenster und schaute zu, wie sie in einer Rummelsburger Fabrik Gas abbrannten. Einmal erwischte mich mein Bruder, wie ich im Schlaf immer rausstarrte. ‚Siehst du denn nicht, wie hier alles brennt?‘, hätte ich immer gesagt. Und nun stand ich wieder am kaputten Fenster und die Laubensiedlung hinter dem Bahndamm brannte tatsächlich lichterloh.»

Beim Hasten durch die menschenleeren Strassen überraschte ihn die zweite Angriffswelle. Er wollte zum Kohleladen. Am Himmel brummte es, leise vibrierte der Boden. Das Jaulen und Pfeifen der Bomben, dumpfe Detonationen, das Bellen der Flak. Immer ging ihm durch den Kopf, ob die Eltern wohl noch lebten. «In der Atzpodienstrasse flüchtete ich mich in die Garageneinfahrt der Kohlehandlung. Alles war zu. Plötzlich gab es einen höllischen Krach. Die beiden Eckhäuser gegenüber, Nr. 49 und 50, sackten in sich zusammen.» Volltreffer.

Durch die Staubwolke floh er über Trümmer auf die Frankfurter Allee. Hitze zog durch die Strassenschluchten. Über die Warschauer Strasse lief er zum Görlitzer Bahnhof. Stunden wartete er auf den ersten Regionalzug. Erschöpft kam er im Morgengrauen in Lübben an. Unterdessen barg man den «Farbenfritzen Farwig» aus den Trümmern seines Malergeschäfts, ohne Kopf. Es war die Nacht vom 26. zum 27. Februar mit den schwersten Angriffen des Krieges auf Lichtenberg und Friedrichshain: 1.600 Tonnen Sprengbomben und ebenso viele Brandbomben gingen auf die beiden Stadtteile nieder. 27 Menschen starben. Was mit seinen Eltern war, wusste Jöris nicht.

Wochen vergingen. Die Strassen waren voller Flüchtlinge. Wenn er mit dem Lkw Verwundete transportierte, sah er in den Wäldern, abseits der Chausseen und in kleinen Ortschaften, rastende Soldaten. Zehntausende. Die an der Oder zusammengebrochene 9. Armee und Teile der 4. Panzerarmee wurden zum Befreiungsmarsch gegen Berlin zusammengezogen.

«Wenn ich rumfuhr, rechnete ich jeden Moment damit, dass die Russen aus den Wäldern kommen. Einer der Volkssturmmänner, die mit ihren klapprigen Rädern immer auf Beobachtungsfahrten ausschwärmten, hatte schon gemeldet, er habe Fahrzeuge vom ‚Iwan‘ am Waldrand gesehen.»

Als Jöris am 20. April müde aufstand, bauten Landser Tische im Freien auf. Was los sei, fragte er. Führergeburtstag. «Ich dachte, ich spinne. Denen hätte ich ein paar Artilleriegeschosse in ihre Feier gewünscht.» Aber zum Feiern blieb keine Zeit mehr: Um 9.00 Uhr heulten die Sirenen. Zivilisten sollten aus den Häusern, Flüchtlinge aus den Kellern. Das Städtchen wurde zur Festung erklärt.

Sie kamen von Süden. Damit hatte niemand gerechnet. Zuerst peitschten nur irgendwo einzelne Schüsse. «Ich musste zum Spreebahndamm.» Als Jöris dort ankam, herrschte wieder Ruhe. Die frühe Klarheit eines Frühlingstages lag in der Luft. Nichts passierte. Er verkroch sich ins Bahnhofsgebäude. «Ich wollte nur kurz eine halbe Stunde schlafen. Aber ich war kaum weggekippt, da schlug ein Geschoss durch beide Wände und explodierte auf den Schienen.» T 34-Panzer gingen in Stellung. Hinter dem Damm lagen alle, die man zusammengezogen hatte. Schusswechsel und Feuerpausen gingen dahin. Es war nur ein Abtasten der Russen, wenn es wirklich losgehen würde, war hier nichts mehr zu halten. «In der Dunkelheit zogen wir uns zurück. Wie alle gelaufen sind. Da gab es keine vorbereiteten Stellungen oder Schützengräben mehr, nur Ecken zum Hinlegen.» Bang warteten überall die Männer. Um Mitternacht fiel kein Schuss mehr. Nur im Westen der Stadt war der Himmel glutrot, die Feuerwehr war abgezogen und die Holzdachstühle brannten lichterloh.

Der Kampfkommandant war einer dieser Endsiegverbrecher, die mit der Verweigerung der Übergabe ihre Städte in den Abgrund rissen. In den frühen Morgenstunden ging es los: Die russische Artillerie schoss den Ort sturmreif. Überall hämmerten Maschinengewehre, Soldaten hasteten herum, schleppten Lasten, führten Verwundete weg, Kommandos hallten. «Ich stand hinter einer Hausecke mit drei anderen, eine Panzerfaust in der Hand. Neben uns schlug eine Granate ein. Ich wurde in den Hausflur ge-

schleudert.» Benommen befühlte Jöris seine Glieder. Scheinbar waren es nur Prellungen. «Der neben mir gestanden hatte, war tot.»

Angriffe wechselten mit Feuerpausen, ständig zitterten die Hauswände. Immer mehr Soldaten flohen. Sieben Tage lang lag über allem das ferne Brummen der T 3 4-Motoren. Danach blieb nichts von der Altstadt mehr stehen. 500 Menschen starben.

Teile seiner Einheit hatten das Lazarett schon nach Königs Wusterhausen verlegt. Auch Jöris floh nach drei Tagen mit einem Ford V8. Auf der Ausfallstrasse kamen ihm Tiefflieger entgegen. Hastig kroch er in eine Röhre im Strassengraben. Die Geschosse entzündeten das trockene Gras. Er fuhr an zersprengten Gruppen, noch geordneten Verbänden und flüchtenden Zivilisten vorbei. Alle strömten Richtung Halbe, nicht wissend, dass sie längst in einem riesigen Umfassungskessel der Roten Armee gefangen waren.

In Schlepzig, 10 Kilometer nördlich von Lübben, traf er einige seiner Sanitätsleute. Nachts hockten sie in einer völlig überfüllten Scheune und sahen in der Ferne den Kirchturm von Lübben brennen. Am nächsten Morgen war der Himmel voller Flieger. Über 6.000 Maschinen setzten die Russen ein. Seine Truppe sollte sich am Storkower See sammeln, im Westen des Kessels. Als Jöris ankam, sah er einen mobilen Sender der SS. «Wenn die Russen das wüssten, dann können wir uns hier auf einen Bombenteppich gefasst machen, habe ich mir gedacht und war froh, als sie mich mit Verwundeten ins Lazarett nach Königs Wusterhausen schickten.»

Links und rechts der geraden Landstrasse glänzten die Kiefernstämme rot in der Sonne. Dahinter glitzerten Seen. «Zwei Sanitätskraftwagen mit Schwerverwundeten waren ohne Benzin liegen geblieben. Und die wurden mir angehängt.» Mit dem schlingernden Wagenzug schob er sich an liegen gebliebenen Wehrmachtsküchen und hinkenden Alten vorbei. Auf einmal kam ihnen das Dröhnen von Tieffliegern entgegen.

«Halt! Haltk, schrien die im Wagen. Aber das war genau das Falsche. Man musste Vollgas geben.» Die Wagen schlingerten, die Verletzten flohen durcheinander, Schüsse durchschlugen das Dach, zwei Steckschüsse,

die Schreie hörten nicht auf. Endlich hielt er vor dem Lazarett an der Orts-
grenze nach Königs Wusterhausen. Sanitäter luden die Verwundeten ab.

«Als ich zurückfahren wollte, kamen mir Soldaten entgegen: ‚Die Stras-
se ist zu.‘» Die Rote Armee lag in Wildau, dem nächsten Dorf in Richtung
Berlin. 24. April 1945. Kesselzug. «Alle Versprengten mussten sich in
einer Auffangstelle melden. Ich bekam eine Panzerfaust und ein Gewehr.»
Man plante einen Ausbruch bei Mittenwalde, 10 Kilometer entfernt im We-
sten, und dann eine Vereinigung mit der zwölften Armee zum Entsatzan-
griff auf Berlin. «Wir warteten abmarschbereit, aber nichts passierte. Dann
hiess es: ‚Einigeln.‘»

Sie lagen hinter dem Bahndamm Berlin-Görlitz, vor ihnen der Eisen-
bahntunnel, durch den die Russen kommen mussten. Auf dem Berg ragten
Sendemasten in den Himmel. «‚Hier spricht der Reichssender Königs
Wusterhausen‘», hiess es immer. Jöris kannte die Ansage. Ort der Geburts-
stunde des deutschen Rundfunks. Hinter ihnen auf den Feldern standen die
neuen Sendemasten wie abgemagerte Ötürme. Stahlgitter, 70, 100, 210
Meter hoch.

Die Steine des Bahndamms drückten in den hungrigen Magen, aber es
gab Sicherheit. «Aber das täuschte: Der Schotter war gefährlich. Wenn et-
was aufschlug, schmiss es die Steine mit aller Gewalt hoch.» Über allem
lag Sommerstille. Wie oft war er auf dem Weg zum Hölzernen See hier
durchgefahren? «Jede Strasse, jedes Haus kannte ich.» Den Zeesener See,
den Todnitz, den Pätzer Vorder- und Hintersee, den grossen und kleinen
Tontlich, den Krüpel-, Krummen- und Krimnicksee. Er wusste, wo die
Waldwege sich schlängelten, wo sie endeten. «‚Ich erschiesse jeden, der
den Platz verlässt‘», hatte ein SS-Offizier ihnen gedroht. In den Seitenstras-
sen standen Landjäger.

Erwin Jöris startete auf den Tunnelausgang. Er musste an die Zeltlager-
Nächte denken. «Damals haben wir hoch und heilig geschworen, nie wieder
in einen Krieg zu ziehen, die Sowjetunion vor jedem Angriff zu verteidigen.
Und nun lag ich hier in einer verdreckten Wehrmachtsuniform und hatte
Angst, von der Roten Armee erschossen zu werden.»

Dann schlugen auf einmal Artilleriegeschosse ein. Granatsplitter
schwirrten umher. Maschinengewehre bellten in der Tunnelröhre, aber nie-

mand war zu sehen. «Auf einmal schwoll mein Unterschenkel an, und mein Fuss wurde leicht. Zuerst kümmerte ich mich gar nicht drum. Dann wurde mir unheimlich.» Irgendwann kroch er zurück, humpelte den Gleisen entlang zum Lazarett. Er ging durch das Tor in der Umfassungsmauer, durch das er noch vor wenigen Stunden die Verletzten gefahren hatte. Im Hauptraum lagen Hunderte. Zwischen Schweigen und Schreien lagen Männer mit Kopf- und Bauchschüssen, manche nur noch mit Armstümpfen. «Es stank grauenhaft. Als Verbandszeug gab es nur noch Klosettpapier.» Irgendjemand schnitt seinen Stiefel auf. Ein Granatsplitter, so viel realisierte er noch. Die Wunde wurde genäht. «Ich wollte nicht liegenbleiben. ‚Verband genügt‘. Nicht in dieser Hölle. Wenn die Russen kamen, kassierten sie alle Verwundeten. Draussen konnte man noch abhauen.» Er schlief im Garten. Die ganze Nacht war Artilleriefeuer aus Richtung Halbe zu hören.

Auch am nächsten Morgen. Ständig wurden Verletzte gebracht und Tote aus den Lazarettäumen gezogen. «Einer lag leblos neben dem anderen.» Im Stroh eines entladenen Sanitätszuges suchte er nach etwas Essbarem. Soldaten verdrückten sich in die Wälder. «Wo du hingucktest, überall lagen SA-Uniformen.»

In der Nacht rollte ein deutscher Panzer vor das Tor. Er schoss in Richtung der Russen. «Das war der reine Wahnsinn. Die Abschüsse lenkten das Feuer direkt auf das Lazarett.» Aber eine Erwiderung blieb aus. Um vier Uhr morgens, es war der 26. April: «Auf einmal herrschte eine Stille wie im tiefsten Frieden. Ein Offizier verschwand mit einem weissen Lappen an einem Stock.» Es dauerte lange, bis er aus dem Dunkel zurückkam. Rechts und links Russische Soldaten mit vorgehaltener Maschinenpistole. Jöris zog sich in einen hinteren Raum zurück. «Ich rechnete damit, dass sie uns erschossen. ‚Raus, raus, raus, raus‘, brüllte jemand auf Russisch. ‚Hände hoch‘. Es gab nicht einmal einen Schlag mit einem Gewehrkolben, nur Gebrüll. ‚Gittler kaputt. Krieg kaputt!‘» Die Gehfähigen mussten sich aufstellen, 800 Männer, ein Elendshaufen. Ein russischer Offizier hielt eine Ansprache: «‚Sie sind Gefangene der 62. ukrainischen Armee‘.»

Durch das Tor sah er Sowjetsoldaten auf der Strasse in Richtung Halbe ziehen. «Für mich war der Krieg aus.»

Restglück 2001, Ortsbesichtigung in Königs Wusterhausen. Das Gelände ist abgesperrt. Die Scheiben des graubraunen Gebäudes sind zersplittert. Büsche überwuchern die Plattenwege eines verwilderter Parks. Erwin Jöris erklärt, wo die Toten lagen. Vor dem Haus verläuft die Bundesstrasse 179 in Richtung Halbe, damals Adolf-Hitler-Strasse. Einst war es die Villa von Johann Schütte, dem technischen Direktor der Luftschiffswerft Schütte-Lanz. Auf seinem riesigen, weiter westlich gelegenen Industriegelände wurde der erste monumentale Zeppelin gebaut. Im Kaminraum soll er mit Hermann Göring und Ernst Udet über die Produktion von Flugzeugen und Luftschiffen für den Krieg verhandelt haben. Erst bei Kriegsende wurde die Villa zum Wehrmachtslazarett. Nun verfällt sie.

In den grünenden Bäumen, dem spiegelnden Dunkel der Seen, der autoleeren Landstrasse ist die letzte Kesselschlacht des Zweiten Weltkriegs, die grösste auf deutschem Boden, nicht mehr vorstellbar.

Vermutlich hat der Reichssender Königs Wusterhausen Erwin Jöris das Leben gerettet. Die Sowjets wollten die Sendeanlagen unzerstört haben. Erst als sie sie eingenommen hatten, zogen sie den Kessel zu. Bei Halbe versuchte die Wehrmacht schliesslich einen Ausbruch. 120.000 Soldaten kämpften sich aus dem Kessel. Mit dem Elbe-Übertritt gelangten sie in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Ebenso viele aber wurden gefangen genommen und nach Sibirien verschleppt. 70.000 starben in dem Inferno: 30.000 Wehrmachtssoldaten, 10.000 Zivilisten, 10.000 sowjetische Zwangsarbeiter und 20.000 Rotarmisten. 26.000 Tote sind auf dem Waldfriedhof Halbe, dem grössten deutschen Soldatenfriedhof, bestattet. Ein deutsches Stalingrad. Nur Autominuten vom ehemaligen Kriegslazarett der Villa Schütte ist der Wald ein Massengrab.

Elf-Jahre-Bilanz

Heringsfahrt mit angezogenen Beinen Der Gefangenenzug schleppte sich durch Königs Wusterhausen. In den Vorgärten lagen Leichen. Am Straßenrand standen englische, belgische, französische Zwangsarbeiter. 10.000 von ihnen waren in der Gegend befreit worden. «Jetzt seid iiiiihr dran’, schrien welche.» «Die Kommandos übernahmen Leute vom Nationalkomitee Freies Deutschland», Überläufer, geschult zu «antifaschistischen Frontpropagandisten». «Sie brüllten rum wie Sieger, mussten sich vor den Russen beweisen, bespuckten, traten, bepöbelten uns. Wir seien ‚Faschistenschweine’.»

Im nahen Niederlehme brachte man die Gefangenen abends unter. Rotarmisten traten die Türen der Häuser ein. Ihre Bewohner waren in die Wälder geflohen. Nach dem Abzählen stellte man eine Wache vor jedes Haus. Jöris sackte im Hausflur zusammen. Nachts erwachte er hungrig, eingezwängt zwischen schlafenden Landsern. Am Morgen hiess es antreten: Ausländer links raus. «Auf einmal waren die Schlesier und Ostpreussen Polen, die Lothringer wurden zu Franzosen. Und alle schimpften auf uns Berliner. Wir hätten im Sportpalast geschrien.»

Dann trottete der Gefangenenzug zu einer Sammelstelle. Wieder übernahmen sie in einem verwüsteten Haus. Anfänglich dachte Jöris an Flucht. «Aber es sprach sich rum, dass sie alle, die sich in die Wälder verdrückt hatten, wieder einfinden. Mit ihnen machten sie kurzen Prozess. Sie stachen mit Bajonetten in jeden Strohhaufen.»

«Es war ein wunderbarer Sommertag. Die Sonne strahlte. Schon blühte der Flieder. Vögel sangen.» In schwarzgrauen 10er-Reihen wankten sie auf der Autobahn in Richtung Osten. «Zigtausende.» Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten in abgerissenen Uniformen, offenen Jacken, nur im Hemd. Die Kochgeschirre schlugen an den Gürteln. Die Schreie der russische Reiter. Dreckige Verbände. Jeder allein. Viele im Schock. Alle im Schleichschritt. Was war in Berlin?

Jöris’ Bein schmerzte. Der Hunger nagte. Die Schritte wurden immer schwerer. «Zuerst dachte ich: Am Boden liegenbleiben, bis alle weg sind,

und dann abhauen. Aber das lief unter Fluchtgefahr. Wer liegen blieb, wurde erschossen. Da sagte ich mir immer: Nur nicht schlappmachen!»

Auf einmal bog der Tross von der Strasse ab nach Fürstenwalde. «Kein Haus stand mehr.» Auch hier eine Irrsinns-Festung. «Aus den Trümmern ragten Beine, sogar ein Kopf.» Sie hielten auf freiem Feld. Ohne Verpflegung. Es wurde kühl. Jöris fror. Sein Fuss tat weh. Vorsichtig löste er den Papier-Verband, wickelte ihn neu. Vor Hunger konnte er nicht schlafen.

Durch den Morgen peitschen Gewehrsalven. «,Wstat! Wstat!', ,Aufstehen!» Beim Aufrichten wurde ihm schwarz vor Augen. Kaum kam er in den Schritt. Die russischen Hiwis drückten sich in die Zugmitte. Sowjetsoldaten standen rechts und links am Wegrand. «Wer russisch aussah, den winkten sie raus. Kopfschuss, direkt an der Strasse.» Es wurde ein langer, heisser Tag. Der Fuss hämmerte. «Viele kippten um vor Hunger.» Er sah die Grabsteine eines Friedhofs in der Ferne. «Die haben es hinter sich, ging es mir durch den Kopf. Hätte mich doch die Granate erwischt.» Sein Mund war ausgetrocknet. Lange würde er das nicht durchstehen. Bei einer Rast drängelten sich alle auf den Grünstreifen in der Mitte. Sofort kippte er weg. «Fünf Minuten, und man hatte das Gefühl, ewig geschlafen zu haben.»

Wieder Schüsse zum Aufbruch. Nach wenigen Schritten war er wieder unendlich müde. Im Eindunkeln, nach 30 Kilometern Tagesmarsch, meinte er Frankfurt/Oder zu sehen. Wieder bogen sie auf ein Feld ab. «Die Russen knallten Pferde ab und schnitten das Fleisch in Stücke.» Und Kochgeschirr? «Da hörte dann das Deutschtum auf. Jeder gegen jeden.» Mit Gewalt schnappte er sich die Büchse einer Gasmaske, sammelte Holz, irgendwo gab es einen Bach. «Bald brannten auf dem ganzen Feld kleine Feuer. Aussen rum standen überall Wachen.» Im Halbdunkeln sah er, wie jemand einen Pferdemenagen in eine Grube schmiss. «Wir rissen ihn auf, drehten ihn links um, schüttelten ihn wie Bettfedern. Geklopft, zerhackt, gekocht.» Das erste Essen nach vier Tagen.

Am nächsten Morgen zogen sie durch die regenmassen Gassen Frankfurts. Brandgeruch lag über dem zerbombten Stadtkern der alten Garnisonsstadt. Endkampfruinen von sowjetischen Soldaten in Brand gesetzt. Häuser

wurden ausgeräumt. «Bettdecken flogen aus den Fenstern. Auf den Bürgersteigen standen zig verbeulte Nähmaschinen.» Die Gefangenen wurden in Baracken eingeteilt, vermutlich im Kriegsgefangenenlager 69 in der ehemaligen Hornkaserne. Registriert wurde an wackligen Tischen. Einteilung in Hundertschaften mit je einem deutschen Feldwebel oder Offizier als Verantwortlichem.

Jöris wurde zum ersten Mal verarztet. «Die Fusslappen in den Infanteriestiefeln waren immer noch nass vom Wasser in den Schützengräben, wochenlang hatte man sich nicht mehr waschen können.» Der Fuss war schwarz angelaufen. Endlich gab es einen neuen Verband.

Sie blieben drei, vier Tage in der lauten Kaserne. Es gab eine Kelle Wasser zum Waschen und Hungerportionen zum Essen. Auf dem Hof erblickte er ehemalige Kameraden. Menschenströme zogen draussen am Areal vorbei. In den Trümmern war ein millionenfacher Kreuzungspunkt zwischen nachrückenden Rotarmisten, Flüchtlingen aus dem Osten, rückkehrenden sowjetischen Kriegsgefangenen und Wehrmachtssoldaten auf ihrem Weg in den Gulag. In den Kasernen und Rest-Häusern richtete man Quarantäne-, Seuchen-, Durchgangs- und Lazarettlager ein. 1,3 Millionen deutsche Kriegsgefangene gingen in diesen Tagen durch russische Sammelpunkte, Aufnahme- und Frontlager. Ebenso viele wie in den letzten fünf Monaten zusammen. Darunter waren nun mehr als die Hälfte, genau 800.000, Nicht-Deutsche, vielfach Rumänen und Ungarn.

An einem Morgen gingen sie in 20 Hundertschaften zur Oder. Beim Überqueren der wankenden Holzbrücke sahen sie die verstrudelten Steinpoller der alten Brücke. Deutsche Rückzugssprengungen. Wieder waren es Tage ohne Essen, ohne Ziel. Oft entlang von Feldern. «Manche Russen drehten sich weg, und wer konnte, klaute eine Zuckerrübe.» Nachts auf einem Acker beobachtete Jöris, wie Kosaken ihre Pferde fütterten. «Ich schlich mich zum Trog, füllte die Manteltaschen mit der Hirse und kochte sie auf dem Feuer.»

Die Nächte waren kühler, als die Tage versprochen. Die Schmerzen, das Ziehen im Magen, die Erschöpfung der Fluchtmonate, Angst und Ungewissheit zogen sich zu einer allgemeinen Apathie zusammen. Manch einer brach in Weinkrämpfe aus, Weltbilder implodierten und schürten doch

noch die Angst vor dem Kommenden. Was hatten die NS-Propagandajahre nicht alles über die russischen Gefangenenlager verlauten lassen? Für Jöris war es kein Marsch ins Ungewisse. Land, Leute, die Sprache – das kannte er. Ja, irgendwo war er froh. «Seit 12 Jahren habe ich ja immer gehofft, dass die Verbrecher einmal weg sind.» Und russische Kriegsgefangenschaft? «Daran hatte ich in der Ukraine nie gedacht.» Und auf einmal ging ihm durch den Kopf, was passieren würde, wenn seine Ausweisung als «faschistischer Spion» durchsickern würde?

Zielenzig war halb zerstört, ein 6.000-Seelen-Städtchen, 40 Kilometer östlich der Oder. Heute Sulęcín. Sie lagerten in den Baracken der Hindenburgkaserne auf einem Hügel. Plötzlich kam einer auf ihn zu. «Haare schneidend» Mit russischer Pelerine, darunter eine deutsche Uniform. Er griff nach Jöris, ein festgehaltener Arm. Jöris schlug zu, «direkt in die Visage, mitten auf dem Kasernenhof». Russische Soldaten rannten zusammen, schleppten ihn über den Hof und stiessen ihn in einen dunklen Kellerraum. «Da waren mir die Nerven durchgebrannt. Mit einem Russen wäre ich mitgegangen, aber nicht mit so einem Antifa-Fritzen.» Er tastete die Wände ab. Ein Jutesack, etwas Rundes. Kartoffeln. «Die wischte ich an der Uniform ab und stopfte sie rein.»

Am nächsten Tag war seine Hundertschaft weg. «Es war schwierig, sich in eine neue einzufinden. Wieder ein ganz fremder Haufen.» Zwischen Tagesmärschen, Nachtfeldern, Hunger-Rationen und der Kostbarkeit einer halben Zigarette legten sie 120 Kilometer in zwei Wochen zurück.

In Neubenschen, heute Zbąszynek, der Grenzstation zu Polen, stand Güterzug neben Güterzug. Hinter Lokomotivendampf sah man kahle Soldatenköpfe über die offenen Waggonwände ragen. «Wir warteten und warteten, zusammengepfercht in der prallen Sonne. Irgendwann kamen die Herren Offiziere, ihre Wehrmächtmäntel über dem Arm, vom Frühstück – und riefen ihre lauten Kommandos. Das war die ‚grosse Gleichheit‘ in der Sowjetunion.»

Es ging nach Osten, mehrere Tage. «Oft standen wir auf Abstellgleisen. Die Hitze brütete.» Grossmäuler zettelten Streit an. «Kein Wasser war das

Schlimmste. Aber wenn einer ohnmächtig wurde, fiel er nicht um.» In Jöris' Bein pulste das Blut. Die Knochen taten weh. Einmal hielt der Zug auf einem Nebengleis. «Brote wurden in die Menge geschmissen, sofort entstanden Schlägereien. Kameras surrten: ‚Sich prügelnde Deutsche‘ fürs polnische Kino.» Dann öffneten die Mannschaften die Seitentüren: Raus-treten! Wer umfiel, blieb liegen. Im Kolonnenzug trieb man sie die Gleise entlang. Dann die ersten zerstörten Häuser: Posen.

«Der Einmarsch war ein Fest für die Götter. Kirchenglocken läuteten, Kameras liefen, und die Eisenbahnbrücken standen voller Polacken. Es hagelte Schottersteine. Da konnteste nur froh sein, wenn du nichts abbekamst. Die Kosaken galoppierten die Böschung hoch und vertrieben die schimpfenden Polen mit ihren Säbeln. Ziemlich brutal. Aber ich verstand ihre Wut. Manche wussten nicht mehr, was sie taten, waren richtig hysterisch. Eben der Krieg.» Posen – Hauptstadt des «Reichsgaus Wartheland». In sechs Tyranneijahren hatten die Deutschen Hunderttausende der Einwohner vertrieben, Zehntausende in den umliegenden Konzentrationslagern ermordet, ihre Häuser in Schutt und Asche gelegt.

In den Wehrmachtsbaracken gab es fließendes Wasser. «Aber nur Gesichtabspülen ging, von Wäsche konnte keine Rede sein.» Erstbefragungen. «,Waren Sie in einer Partei?’ – Auf einmal war keiner mehr ein Nazi, und schon immer dagegen.» Personalakten wurden ausgefüllt, dann zur Hauptuntersuchung. «Man kniff den Leuten in den Hintern: Wo noch was war, hiess es ‚Moskwa‘, sonst ‚na lewo‘, ‚links raus.‘» Und schon ging es wieder zum Bahnhof.

Jöris lag mit 50 anderen in einem geschlossenen Viehwaggon. Platz wäre wohl für zwanzig gewesen. «Wie im Regal. Eine fahrende Sprottenkiste.» Heringe mit angezogenen Beinen. Es war dunkel und heiss. Ein schräges Brett lief in ein viereckiges Loch im Boden. «Die Leute schissen da drauf, dann mit einem Schieber raus. Viele hatten die Scheisserei. Das kam von den ungewaschenen Rüben auf den Feldern. Der ganze Boden war voll. Es stank wie die Pest.» An einer Station wurde die Tür aufgerissen, das Licht blendete. Brot flog durch die Luft, landete auf dem Boden. «Ich hab' vor Ekel nichts davon essen können.» An Haltepunkten gab es ein

Austreten. Alle wankten raus, entleerten sich unter den Augen der Wachen. Gierig zog Jöris die Sommerluft ein. Irgendeiner von ihnen lief zu weit. Zur Strafe bekamen sie alle nichts zu essen. «Als sich die Türen schlossen, verdroschen sie ihn schrecklich.» So ging das Wochen, halb tot zwischen Gestank, Hitze, Hunger und Schmerzen. An den Stationen wurden die Toten rausgeschleift.

Dennoch: Es waren andere Zeiten als im Winter 1943/44, als fast jeder Zweite in sowjetischer Kriegsgefangenschaft umkam. Nun war die Todesrate auf 20 Prozent gesunken. Insgesamt starben **eine Million** der 3,5 Millionen Wehrmachtssoldaten in Sowjetgefangenschaft, jeder Dritte. Von den fünf Millionen Kriegsgefangenen der Alliierten waren es **100.000**. (+ Rheinwiesen)

Irgendwann war Ausladung. «Wir wussten nicht wo.» Sie torkelten über verschlammte Waldwege. Im Liegen hatten sie das Laufen verlernt. An den Stiefeln wuchsen die Lehmklumpen, immer breiter und schwerer. «Eine Mistgegend.» Auf einer Lichtung dann: Stacheldrahtzäune, schräge Holztürme, Wächter mit Gewehren. Die Unterkünfte: Erdgruben, 15 mal 30 Meter, gedeckt mit Schindeln und ausgestochenen Grasnarben. Links und rechts durchgehende Doppel-Holzpritschen. «Wie bei den Arbeitern im Uralmasch.» Von den anderen Kriegsgefangenen erfuhren sie: Sie waren in Schaliko, 150 Kilometer vor Moskau. Schaliko war eines der westlichsten der 4.000 GUPVI-Lager, Abkürzung für den Gulag der Kriegsgefangenen. «Da war eine rein deutsche Administration: Lagerkommandant, Lagerarzt, Küchenchef – alles Wehrmachtssoldaten.» Alle, egal ob Offizier oder Soldat, waren hohlwangig, mit grossen Kahlköpfen, tiefen Augen, eitrigen Nackenekzemen und einem Durchschnittsgewicht unter 50 Kilogramm. Jöris kannte niemand. Der Empfang war frostig. «Einige sassen schon seit '42 oder '43 hier. ‚Kriegsverlängerer‘ zischten sie immer, als wenn wir schuld wären, dass sie schon so lange hier waren. Zwischen den Neuen und den Alten war die Stimmung schrecklich.»

Abends lag er eingepfercht zwischen 200 anderen «wie Ware im Kaufhaus». Alle schliefen in ihren Klamotten, die Jacken als Kopfkissen. «Es gab keine Decken. Aber es war warm wie in einem Stall. Die Scheisserei

ging weiter. Die Fenster im Dach und die Türen mussten offenbleiben, sonst wäre man an dem Gestank verreckt.» Die harten Bretter. Dann: «Wanzen über Wanzen, die nachts aus der feuchten Erde über uns herausfielen. Alle kratzten sich ständig. Wenn man eine knackte, stank es unausstehlich.» Morgens wuschen sie sich im Freien, aber es gab kaum Wasser.

Dann rückten sie aus zur Arbeit. In einer Ziegelei musste er glühende Ziegel aus dem Ofen in einer Schubkarre im Eiltempo über einen Laufsteg karren und ausgeladen. «Immer hin und her, immer im Laufschrift. Rein, raus, rein, raus. Die Deutschen jagten uns, brüllten herum, schikanierten, wo sie nur konnten.»

Gegessen wurde in einer Baracke mit langen Holztischen und Bänken. Die Stimmung war gereizt. «Alle hatten ständig Hunger. Wir mussten gemeinsam anstehen, der Brigadier war verantwortlich, dass keiner sich noch mal was holte. Es gab schwarzes, dunkles Brot, zur Hälfte aus Wasser.» Jöris zwängte sich zwischen Landser auf eine Holzbank, legte seine Scheibe auf den Tisch, schaute zurück zur Tür. «Als ich mich umdrehte, war der Kanten weg.» Manche blickten in ihre Näpfe, andere standen schon auf. Das Brot war verschwunden. «Ein schrecklicher Tag. Das bisschen Mittagssuppe, die Kascha am Abend waren wie nichts. Nie mehr habe ich ab da mein Brot aus den Händen gegeben.»

Nachts schliefen sie in den nassen Uniformen. Zusammengezwängte Wracks. Viele jammerten, hatten Durchfall, klagten über Magenschmerzen, bekamen Schwächeanfälle. Jöris tat sein Bein weh.

Die Tage vergingen. Es pochte in seinem Bein. Die Alten schikanierten die Neuen, wo sie nur konnten. «Wenn man sich über etwas aufregte, hiess es immer nur: ‚Du bist nicht zum Vergnügen hier.‘» Jöris kochte vor Wut. «Der Nationalsozialismus war zusammengebrochen und noch immer musste ich mich von diesen Nazis rumkommandieren lassen.» Von der «NS-Volksgemeinschaft» blieben Brotklau, Schikane und schreiende Wehrmachts-Offiziere, die ihr Schäfchen ins Trockene brachten. «Eine russische Lagerkommandantur wäre mir tausend Mal lieber gewesen.» Besonders einer, «ein brüllendes Schwein», trieb an, «als wenn er der Ober-Sieger wäre».

Wochen später erkannten ihn Neuankömmlinge als ehemals hohen SS-Offizier. Nach einer Meldung war er am nächsten Morgen weg. «Vermutlich erschossen.» Was Jöris nicht wusste: Die sowjetischen Lagerverwaltungen setzten immer wieder auf die Organisationserfahrung alter Nazis.

Unter den Verzweifelten keimte ständig die Phantasie vom Krieg des Westens gegen die Russen. «Auf einmal waren die USA für alles gut. ‚Wann kommt denn der Amerikaner?‘», fragte einer weinerlich im Dämmer ihres Erdlochs. «Für den Amerikaner bist du nichts’», antwortete Jöris ins Dunkel, «Goebbels und Hitler haben euch den Mist erzählt und ihr habt es noch geglaubt’.»

Sein Fuss schwoll so dick an, dass er nicht mehr laufen konnte. Krankenstation, Befund: Mit der Arbeit aussetzen. Drei Wochen lag er hier, aber das Bein besserte sich nicht. Dann hörte er bei einer Untersuchung den russischen Oberarzt Anweisung erteilte: Versehrtenlager.

Am nächsten Tag humpelte er mit einer kleinen Gruppe zum Bahnhof Schaliko. Sie hockten auf dem Bahnsteig in der Sonne. Auf einer Bank saßen ihre Bewacher. Ein Ungar, der wohl einmal auf deutscher Seite gekämpft hatte, hetzte gegen die Wehrmachtssoldaten auf Russisch. «Ach halt doch deine Schnauze’, fiel ihm einer der Russen ins Wort. ‚Du bist doch genauso ein Faschist. Die haben für ihr Vaterland gekämpft und du?’ – ‚Bravo’, rutschte mir auf Russisch raus.» Der Zug fuhr ein, «eine Bimmelbahn». Sie saßen in einem abgetrennten Abteil Richtung Osten. «Auf einmal stand der Russe von vorhin neben mir. ‚Dai rukix, ‚Gib Deine Hände!’ Und ich bekam ein Häuflein Tabak. – Ich staunte nur, da war kein Hass.»

Als der Zug hielt, stiegen sie aus. Auf einem zerbeulten Schild las er: Moschaisk. Sofort waren die Bilder wieder da: sein erster Moskauer Winter, Elli Busch und ihr Komintern-Freund. Wie sie hier durch den hohen Schnee liefen. Staunend sah er sich um. «Überall standen noch eingerammte Eisenpfähle zur Befestigung.» Bis hierher waren die deutschen Truppen gekommen. Im Winter 1941. Dann wurden sie zurückgeschlagen. Elf Jahre waren seit seiner Ankunft vergangen. Ihr Traum vom Aufbau der

Sowjetunion. Und nun? 20 Millionen Tote, 25 Millionen Obdachlose, 1.700 zerstörte Städte, 70.000 niedergebrannte Dörfer. Wie hatten sie gegen diesen Krieg gekämpft.

Pilze, Weisskohl, Wasserbeine Sie liefen zu einem kleinen Waldlager mit 1.000 «Plennis», wie die Gefangenen sich nannten. Nur Kranke. In den eingefallenen Gesichtern waren Ausschläge, Furunkel, trockene Lippen. Viele hatten Schweissausbrüche beim Essen und blaue Flecken vom Liegen auf den Knochen. «Es gab auch Leute mit einem Knacks, verrückt über den Krieg.» Und es gab Kategorien. «Nicht wie die Deutschen, wo keine Rücksicht genommen wurde.» «Erstens: Dystrophie – die Halbverhungerten, wirklich Abgewrackte». Mit schwachem Kreislauf, Elends-Verdauung, dünnen Knochen, Drüsenproblemen. «Die nannte man Strohficker. Sie mussten nicht arbeiten und bekamen ein bisschen mehr Verpflegung.» Zweitens: «O.K.», russisch «Genesungskompanie», «mit leichten Lagerarbeiten und nachmittags einer Butterbrotsschnitte zusätzlich». Und «Obschtschije» – voll verwendungsfähig. Das war ich.»

Es gab Brigaden für Lagerarbeiten, den Strassenbau in der zerstörten Stadt oder Verladung am Bahnhof. «Am liebsten hätte ich in der Tischlerei gearbeitet. Aber da war Cliquenwirtschaft. Ich kam wie die meisten in den Wald.» Haupteinsatzort Hunderttausender deutscher Kriegsgefangener. Seine Brigade hiess Stamm, nach dem Brigadier. Zwanzig Mann, Infanteristen und Artilleristen, ein paar Sudetendeutsche. «Stamm war bei der Organisation Todt zuständig für Eisenbahnlinien und Strassenbau in Russland gewesen. Hitler wollte ja Autobahnen bis zum Ural bauen», höhnt Jöris im Interview.

Arbeitsbeginn 7 Uhr. Endlos gingen die Zählappelle – die Gefangenenamen auf Brettern, wegen des Papiermangels. Singend marschierten sie durchs Lagertor, an der Seite ihre sechs Bewacher mit vorgehaltenem Gewehr. Dann ging es den ganzen Tag: Stämme anschlagen, Keile setzen, die Fallrichtung der Bäume festlegen, Kronen abhauen, entästen. Ihre Stiefel gehörten schon dem Wachpersonal. In den Holzpantinen war man haltlos auf dem lehmigen Waldboden. «Manchmal, wenn wir die Stämme auf den



(Abb. 35) Sowjetisches Kriegsgefangenenlager
(Waldlager Pankova bei Wologda)

Buckel nahmen, immer zu sechst, rutschten wir alle aus.» Auf einem Gestell wurde gesägt. «Das habe ich lieber gemacht als schleppen.» Einer oben stehend, Jöris unten, die Riesenzähne der Schrotsäge ratschten Stunde um Stunde in der Waldstille. «Es ging lange, bis so ein Stamm durch war. Aber es gab einen halben Hering Verpflegungszulage.» Das Holz kam zum Bahnhof: «Die Bretter aus Stamm- und Mittelholz lieferten sie in eine Furnierfabrik. Das Zupfholz als Stützpfiler in Bergwerksgruben.» Elf Stunden, jeden Tag. Keine ungefährliche Arbeit. «Ohne einen Waldarbeiter und Förster in der Brigade hätte es sicher mehr Unfälle gegeben.» Ein 24-Stunden-Kollektiv: Arbeiten, essen, schlafen – immer zusammen. «Aber die Truppe war in Ordnung. Alle zogen am gleichen Strang.»

«Niemand versuchte zu fliehen. Die Bewacher hätten gleich geknallt.» Aber sie trieben auch nicht an. Dafür sorgte schon das Normensystem. Von der Erfüllung hing das Essen aller ab. 3.000 Kilokalorien rechnet man als Tagesration bei Schwerarbeit, sie bekamen 1.000. Immer Hunger. In den Arbeitspausen suchten sie Brombeeren, im Sichtfeld der schweigenden Aufseher. Auch Pilze. «Die wurden abgerissen, und rein ins Maul.» Erst später erfuhr er, dass es hier auch giftige gab, die tödlich sein konnten. Auf dem Hin- und Rückweg liefen sie an Möhren- und Weisskohl-Feldern vorbei. «Aber das war Diebstahl am sozialistischen Eigentum. Für eine aufgehobene Zwiebel kam einer über Nacht in ein Erdloch und musste tagsüber ohne Essen in den Wald. Ich hab's trotzdem versucht.»

Sie waren eine Truppe von Skelett-Arbeitern. Hunger verändert, liess Erwachsene kindisch, egoistisch, ewig gereizt, verantwortungslos werden. Sich auf etwas zu konzentrieren, an etwas zu erinnern wurde immer schwieriger. Sie versanken im Autismus. Wem Brot gestohlen wurde, der erholte sich zwei Wochen nicht. «Um Leute zu überführen, streute man Pulver eines Kopierstifts auf eine Schnitte. Als am Abend einer eine blaue Schnauze hatte, gab das Prügel, bis der nicht mehr aus den Augen sehen konnte.»

«Einmal wurde einer aus unserer Truppe zur Aushilfe in die Bäckerei kommandiert. Ein Traumjob. Zwei Tage später war er tot. Darmverschluss. Er hatte das warme Brot einfach runtergeschluckt, damit ihm keiner

was wegnimmt.» – «In der Küche lag ein grosser Berg Corned Beef-Büchsen, vielleicht von den Amerikanern. Aber davon bekam keiner was. Die Küchenbullen waren Parasiten. Wenn jemand was monierte, kamen sie gleich raus und hauten zu.»

Alles Essen war wässrig, vitaminlos, ohne Nährwert. «Es gab Suppen, meist mit Brennesseln, die mit Lkws direkt vom Feld gebracht wurden, selten ein oder zwei zerstampfte Kartoffeln als Zulage.» Und 600 Gramm Brot. «Wir schütteten noch mehr Wasser in die Brühe, taten Krümelsalz aufs Brot. Das schmeckte wie Schmalz. Aber davon bekam man Durst, musste noch mehr trinken, die Knochen schwollen auf, man bekam dicke Pfoten.»

Die Folge war feuchte statt trockene Dystrophie: schwammige Gesässmuskeln, aufgetriebene Bäuche, Wasserbeine. Jöris' Wunde brach auf. Er humpelte zum Lagerarzt, einem deutschen Stabsarzt. «Ohne einen Blick auf das Bein raunzte er: ‚Du bist nicht zu Besuch hier. Über Nacht hochlegen.‘» Aber Jöris konnte vor Schmerz nicht mehr schlafen. Am Abend des nächsten Tages humpelte er ins Ambulatorium. Dort galt Zutritt nur mit Einweisung. «‚Oi, oi, oi, uschassno‘, schrecklich, schrecklich‘, sagte die russische Offiziers-Ärztin und holte mit der Pinzette Splitter aus der Wunde.» Die Vene war beim Nähen in Königs Wusterhausen zu sehr abgebunden worden. Das gab einen Blutstau, und nun Wundaufbruch. Er bekam einen Platz auf den Dielen, einen Holzkloben unter den Fuss. «Als am nächsten Tag der Stabsarzt kam, brüllt er los: ‚Wie kommen Sie denn hierher? Sie haben sich bei mir zu melden‘. – ‚Von Ihnen lasse ich mir gar nichts sagen. Sie sind genauso ein Gefangener wie ich.‘»

Nach fünf Tagen ging die Schwellung zurück. Er musste wieder arbeiten. Schwitzende Wald-Wochen. Die Wunde brach wieder auf, erneut kamen Splitter raus. «Beim Stehen war es schrecklich, der ganze Unterschenkel puckerte, besonders bei den Zählappellen.» Immer wieder konnte er vor Schmerzen nicht aufstehen. Dann meldete ihn der Barackenälteste krank. Im Ambulatorium entschied ein Arzt, es gab einen Vermerk für die Torwache. Bald musste er wieder raus. Woche für Woche ging das so. Er sah Kranke sterben. «Beerdigt wurde immer mit dem Gesicht nach unten.»

Die Hitze der Sommertage stand zwischen den Baracken. An Abenden ohne Polit-Programm konnte man bis zum 22.00-Uhr-Gong durchs Lager laufen. «Aber die Leute waren schon vorher so fertig, dass sie längst auf ihren Holzpritschen schnarchten.» Oft sass er noch an der Aussenwand ihrer Erdhütte und dachte an Lichtenberg, Die Frankfurter Allee. Die Eltern, seine Brüder. Hatten sie überlebt? Wohnten sie wieder in der Gürtelstrasse? Hielten sie ihn für tot? Eine Erinnerung wuchs aus der nächsten: die Eckkneipe gegenüber, Mollenausschank, Mutters schlesisches Essen, Bratwürste. Eine Kinoreklame, Kaufhausauslagen, ein Tanzsaal, die Kräne am Rummelsburger Hafen. Matratzenbetten, aufstehen, ein sauberes Hemd, normal arbeiten, richtig essen. Vielleicht brauchte man ja jetzt in Berlin Tischler. Dann könnte er das erste Mal in seinem Beruf arbeiten. In diesen Tagen hatte er Geburtstag. 33 Jahre. Andere hatten da Kinder, eine Wohnung, einen Haushalt. Wann würde er wohl zurückkönnen?

Die Baumkronen färbten sich. Er belauschte Wärtergespräche. «Die Gefangenen hätten wenigstens ihre Essensportionen sicher. – Und das stimmte. Die Zivilbevölkerung hungerte ja noch mehr in ihren zerstörten Hütten. Wie die Deutschen die Kriegsgefangenen in der Ukraine, so liessen uns die Russen nicht verrecken. Die hatten keine Medikamente, aber im Ambulatorium taten die Ärzte alles, was sie konnten.»

Stoisch nahm Jöris alles hin: «Was wollte man. Deutschland hatte den Krieg angefangen. Nun mussten wir das ausbaden.» Umso mehr regten ihn die Befehls-Deutschen auf. «Am schlimmsten waren die Antifa-Schüler.» Verantwortlich für politische Umerziehung mit Vorträgen, Versammlungen, Kultur. Wie Jöris einst im Uralmasch. Die Antifa-Männer waren oft erst Anfang zwanzig, geschult in Kurzlehrgängen, mit eigenen, besseren Baracken, vorgesehen für Stellen im kommunistischen Nachkriegs-Deutschland. «Manche kamen aus der Hitlerjugend. Aber die waren bei ihrer Gefangennahme natürlich schon immer bei den Kommunisten oder in einer Nebenorganisation gewesen. Und wenn einem abends die Augen zu-

fielen, sassen diese vollgefressenen Rotzjungs, knapp aus dem Ei gekrochen, da, und wollten uns Marxismus-Leninismus erklären.»

Aber mit seiner Vergangenheit wollte er hier keine Aufmerksamkeit. Nur einmal platzte ihm der Kragen. «,Österreich', erklärte einer der Jünglinge», selber wohl Österreicher, «,wird sich niemals mehr von Deutschland in einen Krieg führen lassens» – Jöris sah die Zeitungsbilder noch vor sich, all die jubelnden Wiener. «Vielleicht habe er das nicht ganz mitbekommen'», liess Jöris sich in der Diskussion hinreissen, «,aber der Erste Weltkrieg fing an, als der österreichische Thronfolger erschossen wurde. Und der Zweite wäre den Deutschen vielleicht erspart geblieben, wenn die Österreicher ihren blöden Hitler behalten hätten'.» Gemurmel ging durch den Raum.

Tage später, am Rande eines Fussballspiels, klopfte ihm ein deutscher Major auf die Schulter: «Jöris, seien Sie ein bisschen vorsichtiger. Man spricht von Ihnen'.» Am nächsten Abend wurde er zum Politoffizier gerufen. Ob er die «Adolf-Hitler-Schule» besucht habe, fragte ihn der Dolmetscher. Jöris stellte sich erstaunt. «Wenn du Armleuchter wüsstest, dachte ich nur, dass ich auf der Lenin-Schule war. Dann faselten sie was von ‚Faschist', Verbrechen. Schliesslich konnte ich gehen.» Seinen Lebensweg behielt er für sich. Manchmal erzählte er von einem, der ihm erzählte – und erzählte dann von sich.

Dann fielen die ersten Flocken, die Wälder schneiten ein. Seit dem Rückzug aus Staro Konstantinow wusch er sich im Winter mit Schnee. Alles wurde unendlich hart. Der Frost-Boden, das Rutschen, die klammen Hände, die Kälte bis auf die Knochen, die stinkenden Klamotten, die über Nacht nicht trocken wurden. Die Schritte im Schnee, der Fuss. Immer Lazarett. Den Tag durchstehen.

«Dann wurde beim Essen mein Name aufgerufen: ‚In der Banja, dem Bad, melden'.» Die erste Dusche seit über einem Jahr. Er bekam alte, aber saubere Wehrmachtsklamotten. Es war wie eine Wiedergeburt. Wirklich Entlassung? «Bei den Russen wusste man nie.» Am Abend sickerte es durch. Berliner drängten sich um ihn. Er solle ihre Familien benachrichtigen. Immer wieder sagte er sich die Adressen auf. In der Nacht konnte er nicht schlafen. Was war in Berlin? «Ich sehnte mich nach Hause.» Wie oft hatte er von zu Hause geträumt.

In den Güterwaggons lag Stroh. «Aber es war sauber. Die Klamotten sollten ja nicht wieder versauen.» Während der Fahrt hörten sie aus einem der hinteren Wagen Schreie. «Beim ersten Halt erfuhren wir, dass die Küchenbullen zusammengeschlagen worden waren. Die Wachen mussten sie rausnehmen.»

Draussen lag Schnee. Jöris war froh, dass er dem Lager-Winter entkommen war. Zum ersten Mal hatte er genug Brot bekommen, sodass er satt war. Für andere war es schon zu spät. 70.000 Männer, drei Viertel krank, kamen in dieser Frühabschiebung Arbeitsunfähiger als erste Kriegsgefangene aus dem Osten zurück. Den Heimweg dieser Krankenkarawane überstanden viele nicht mehr. Die Seitenstreifen der Gleise Moskau-Berlin, 1660 Kilometer, wurden in diesen Wochen zum grossen Kriegsgefangenenfriedhof.

«Der Eisenbahnverkehr war ja noch gar nicht richtig im Gange.» Zehn Tage fuhren sie auf der Hauptverbindungsline. Im Schrittempo über Holzbrücken, hielten Tage auf toten Gleisen. In Brest-Litowsk mussten alle Waggons auf die schmalere Spurbreite umgerüstet werden. Ein Nadelöhr. Von der anderen Seite stauten sich die Demontagezüge auf 100 Kilometer. 400.000 Eisenbahnwaggons mit Schrauben, Hölzern, Honig, Schränken und Hosen kamen aus Deutschland. Irgendwann ging es über die Weichsel. Ein deutscher Eisenbahner, der den Zug begleitete, riet, nur ja in die Westzone weiterzufahren. Stundenlang erörterten sie das. «An Bahnhöfen wollten Polen etwas verkaufen, andere bettelten.» Einige der Soldaten kamen aus den Städten. Das Deutschland, aus dem sie in den Krieg gezogen waren, gab es nicht mehr. Mit der Grenzverschiebung war jeder fünfte Rückkehrer «heimatlos» geworden.

Die Behelfsbrücke über die Oder durften nur Demontagezüge befahren. Ihr Zug bog ab Richtung Küstrin. Ankunftsaufrührung ergriff alle. Der Wind fuhr kalt in die offene Wagentüre, aber sie wollten sehen: Brandenburg, die Dörfer um Berlin, Bahnhof Lichtenberg. «Dann durften wir aussteigen, aber nicht auf die Strasse.» Zwischen den Zügen standen sie in Gruppen: Alte und Kranke, ausgemergelt, frierend, mit verschlierten Verbänden, in abgewetzten Wehrmachtsuniformen. «Wir sahen aus wie die ärmsten Bettler.»

Neben den Gleisen lag der Friedhof. Jöris rief eine Frau an: «Kennen Sie die Atzpodienstrasse? Jöris vom Kohlenplatz?» Sie nickte. «Können Sie Bescheid sagen, dass der Sohn am Bahnhof ist?» Schnell lief sie los.

Winterkälte lag über den Gleisen. Dahinter vierstöckige Häuser, unzerstörte. Lichtenberg schien weniger zerbombt, als er angenommen hatte. Von Weitem schon sah er Alfred, ihn suchend in der Menge. «In Zeitungspapier brachte er ein Stück trockenes Brot.» Wiedersehen nach drei Jahren. «Wir haben überhaupt nicht gewusst, ob du noch lebst.» Erwin kaute. Waldemar sei noch in Kriegsgefangenschaft in Italien, die Wohnung in der Gürtelstrasse kaputt. «Vielleicht noch eine Woche», meinte Erwin Jöris, «dann bin ich entlassen. Und dann bin ich endlich die ollen Klamotten los.’ – ,Was willst du denn anziehen? Die Russen haben alles mitgenommen. Jede Hose, jedes Hemd.’»

Ein Pfiff, einsteigen. Es ging über Köpenick, Friedrichshagen, Erkner aus Berlin heraus. «Die Begegnung war wie ein Keulenschlag. Alle meine Hoffnungen waren mit einem Schlag zerstört.» Nun näherten sie sich Frankfurt/Oder von Westen. Wieder das Gefangenlager Nr. 69. Nebenan war die Hornkaserne voller russischer Soldaten, die in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten waren. Viele hatten die deutschen Lager gar nicht überlebt. Aber für Stalin waren das alles Kollaborateure. 80 Prozent der Rückkehrer verschleppte der NKWD direkt in den Gulag.

«Wir bekamen einen vierteiligen Entlassungsschein. Englisch, Französisch, Russisch und Deutsch. Um uns anzumelden.» Zu Fuss ging es ins Kriegsgefangenenlager Gronenfelde. Drei Kilometer. Die erbärmlichen Baracken standen in einem Gleisdreieck. Vor Monaten hausten hier noch Zwangsarbeiter. Nun Rückkehrer. Man war nicht vorbereitet auf die Ersten der zwei Millionen, die nachkommen sollten. «Und dann, eines Morgens: Entlassung. Einfach so. Wir konnten gehen, nach acht Monaten.» Ein kalter Januartag 1946. Krieg und Gefangenschaft waren vorbei. Ein freier Mann am Frankfurter Verladebahnhof. «Mit Holzpantinen, Militärklamotten, einem Blechnapf, einem Löffel in der Brusttasche und einem Militärkäppi auf dem Kopf.»

Deutsche Kulisse im Sowjet-Theater

Fata Morgana

Machtdurchschlag

Karlshorster Geschichten

Tribunalaufführung

Fata Morgana

Dachboden-Wannen Wie nach Berlin kommen? «Es fuhren nur Güterzüge.» In der Kälte und dem Geschrei des Verladebahnhofs drängte sich eine graue, vermummte Menge: Flüchtlingsfrauen mit Säuglingen, erschöpfte Alte, Kinder in Soldatenmänteln, rückkehrende Kriegsgefangene, kahlköpfige Zwangsarbeiter, Displaced persons. Dazwischen rauchende Russen in Uniform. Überall in den Stadtrümmern an der Oder sah man in Katastrophen-Gesichter. Flucht in den Westen, Rückkehr in den Osten. «Das war ein einziges grosses Hin und Her.» Der Dampf der Loks zog über die Gleise. Die Gegenspuren waren als Reparationsleistung demontiert worden. Die Züge stauten sich. Jöris hatte einen Schuh in einem Graben gefunden. Langsam rollte ein Güterzug ein, bremste quietschend. Die Menschen stolperten über die Schottersteine. Im Ausrollen stemmten sich Frauen in die offenen Waggontüren, zogen Kinder und unförmige Säcke nach, rutschten apathisch ins Wagendunkel zusammen.

Erwin Jöris drückte sich an ihnen vorbei und hockte sich in eine Ecke. Auf dem Dach waren dumpf Schritte zu hören. Er hatte nichts, nur was er am Leibe trug. Aber in der Manteltasche die Entlassungspapiere. Seine Gedanken wanderten nach Berlin. Berlin bedeutete Neuanfang. Es würde schwer werden. Aber die Nazis, NKWD-Keller, der Krieg, all die Gefängnisse und Lager, 12 Jahre lang – endlich war es vorbei. Er würde sich etwas aufbauen. – Puffer schlugen aneinander, Räder ratterten. Da stiegen Uniformierte in die Waggonöffnung, riefen sich französische Sätze zu. Entlassene Kriegsgefangene. «Sofort versuchten sie den Flüchtlingen ihre Klammotten wegzureissen, aber die klammerten alles fest. Da schlugen die Franzosen ihnen ins Gesicht. Es gab Gerangel, Geschrei und am Schluss standen die Frauen heulend da, ohne alles.» Ungläubig verfolgte Jöris die Szene, spürte, wie seine Hoffnungen schwanden. «Das fängt ja gut an.»

Am Bahnhof Köpenick hielt der Zug, «stand einfach still». Gegen Abend zog Jöris zu Fuss weiter, über den Hultschiner Damm, dann durch Mahlsdorf. Panzersperren zogen sich über die Felder. Das Bein tat weh. «Ich war erschöpft, abgerissen, unrasiert. Und als ich mit meinem Holz-

und dem Lederschuh stehen blieb, kam eine Frau vorbei und brach von einem Brot ein Stück ab – wie für einen Bettler.» Ihre Laube stand noch. Er kletterte über den Zaun. «Die Tür war noch nicht mal verschlossen.» Innen gähnende Leere. Er legte sich auf den Boden, war hungrig, fror. Gerne hätte er geraucht. Draussen wurde es dunkel. Er hörte seinen Atem. Seit Jahren schlief er zum ersten Mal wieder alleine in einem Raum. Frei. «Ein merkwürdiges Gefühl.»

Am nächsten Morgen lag Raureif auf den Feldern. Er humpelte in Richtung Berlin. Ein überfüllter Bus überholte ihn, hielt kurz, fuhr langsam wieder an. Jöris lief. Auf der Plattform standen russische Soldaten. «Einer streckte die Hand aus und zog mich hoch.» Jöris mit Wehrmachtsuniform, Kappe und einer «Blehbüchse auf dem Buckel». Ihm war mulmig zwischen den Russen zumute. «„Nu, nawojewalsja“, „Na, hast du ausgekämpft?“», kam es von hinten. Erwin antwortete auf Russisch. Staunen. «„Wo kommst du her?“» Einer hielt ihm eine Zigarette hin. Sprüche, Lachen. «So fuhr ich mit Russen in Berlin ein.»

Der Bahnhof Lichtenberg, die Frankfurter Allee. Links waren Werkstätten, Lagerplätze, kleine Ställe gewesen. Rechts eine durchgehende Bebauung mit Geschäften. Geblieben waren Mauerreste, weggebrochene Etagenböden, halbe Zimmereinrichtungen. Auf dem Bürgersteig lagen Schienen für Loren voller Schutt. Ein Schwein grunzte auf einem Balkon. Ein Kind mit Soldatenkappe lehnte in einem Kellereingang. Frauen trugen Eimer vorbei. Ein alter Mann sass auf Ziegeln und löffelte aus einem Blechtopf.

«„Herr Jöris, sind Sie das?“» Er stutzte. Es war eine Nachbarin aus der Gürtelstrasse. Ihr Mann war damals sehr schnell Parteigenosse geworden. «„Ja, zurück aus der Gefangenschaft. Und Ihr Mann? Der musste wohl nicht an die Front?“» Konsterniert lief sie weiter. «Das war die erste Begegnung.»

Die Lorengleise bogen in die Atzpodienstrasse. Er dachte an die Nacht, als die Eckhäuser zusammengestürzt waren. Am Ende der Strasse schienen viele Häuser ausgebrannt. Er ging über den Kohleplatz. Ein Kettenhund kläffte. Jöris öffnete die verzogene Schuppentür. «Da sass der Vater. Er sah krank aus.»



344 (Abb, 36) Enttrümmerung der Frankfurter Allee im August 1946



Fata Morgana 345

Waldemar Jöris war Anfang sechzig. Sie hatten den Sohn erwartet. Schon in die Begrüssung flossen die Klagen des Vaters: «,In der Wohnung ist nur ein Raum heile geblieben, kein Wasser, kein Gas. Wir wissen nicht, wo wir das Essen hernehmen sollen'.» Schnell merkte der Sohn: für seine Heimkehrer-Hoffnung war kein Platz. «,Ich werde euch nicht auf die Pelle rücken. Ich fahr zu Kameraden im Westen'. ,Nein, nein, du schläfst bei uns. Ich brauche ja jemanden im Geschäft.»

Die neue Wohnung lag direkt neben dem Kohleplatz im dreigeschossigen Wohnhaus der Jahrhundertwende. «Das Vorderhaus war weggebombt.» Seitenflügel unter dem Dach, rechts. Er klopfte. Die Mutter öffnete. Sie war alt geworden. In ihrem Gesicht die Freude nach einem Jahr Ungewissheit, ob er überhaupt noch lebte. Es war dunkel, Pappe klemmte zwischen den Fensterrahmen, der Ofen bollerte. In einer Ecke stand ein altes Bett. «,Du schläfst auf der Couch'.» Vom Haushalt in der Gürtelstrasse war nichts übrig geblieben. Sie schnitt eine Scheibe Brot ab, schob sie ihm rüber. Der Tisch wackelte. Dann erzählte sie von der «Hungerkarte», 400 Gramm Brot, von leeren Läden, dem Anstehen, Schwarzmarkt-Mühen. «,Von den Zuteilungen kannst du nicht leben'.» Zwei Scheiben Brot, etwas Margarine, ein Löffel Milchsuppe und zwei kleine Kartoffeln, 1.300 Kalorien pro Tag. Aber das war mehr als in der britischen und französischen Zone.

Seit 1941 gab es alles auf Marken: Lebensmittel, Kleider, Kohlen. Nun waren die letzten Vorratsreste aufgebraucht, 4 von 5 Deutschen taumelten zwischen Schwindelanfällen und Magenkrämpfen. «Die hatten kaum mehr als wir im Lager.»

Am Abend kam der Vater. Zum Abendessen gab es in Wasser geriebene Kartoffeln, Salz, eine Schnitte trockenes Brot. «Das war alles.» Die Eltern erzählten von den Bombennächten. Von 29 Grossangriffen. Alfred amtierte als Luftschutzwart. «,Wenn ich es nicht mehr in die U-Bahn-Station geschafft habe'», so die Mutter, «,lief ich auf den Friedhof und hielt mich an einer Bank'.» Eine Bombe sei in den Zwischengang der U-Bahnstation eingeschlagen und 2.000 Menschen wären in Panik geraten. Sie erzählte von den russischen Panzern auf der Frankfurter Allee, der Stalinorgel in Höhe

der Alfredstrasse, dem Widerhallen der Abschüsse im U-Bahnschacht, den Rückschüssen der SS vom Flakbunker Friedrichshain. Ein Tag, eine Nacht, dann schob sich die Kampflinie in die Innenstadt weiter. Dort ging es zehn Tage lang Strassenzug um Strassenzug. Sie erzählten von ihrer Kleiderrettung aus der alten Wohnung in die Betondecken-Garage des Ladens und dem russischen Sonderkommando, das die Kleiderschränke einfach auf den Laster der Kohlehandlung geladen hatte und davongefahren war. In das Schweigen des Sohnes häuften sich die Geschichten von geplünderten Wohnungen, vergewaltigten Frauen, der Schadenfreude über ängstliche Nazis. Tante Marie war bettlägerig geworden und hatte Mutter Jöris angefleht: Lasst die Hitlerbüste verschwinden! «Da hab ich das Ding vom Schrank genommen und ihr einen Hammer gegeben: ‚Deinen Hitler erschlägst mal schön alleine.‘» Erwin Jöris löffelte die Wasserbrühe. Sein erstes Berlinessen. Ein zerplatzter Traum.

Nachts kam Regen. Die Mutter stellte Eimer auf. «Dam, dam, dam – tropfte es überall.» Im Morgengrauen weckte ihn der Vater. Sie stiegen in den Dachstock. Überall standen volle Wannen, «der ganze Boden schwamm». Keuchend schleppten sie die Tröge in den Hof. Später konnte er im fahlen Frühsonnenlicht nicht mehr eingeschlafen. Die ganze Nacht hatte er gefroren. «In der Kriegsgefangenschaft haste mit so was nicht zu tun gehabt.» Am Morgen nuschte der Vater etwas vom Im-Laden-Anfängen. «Beim Arbeitsamt kommste nur zu den Russen.» Tatsächlich: Die sowjetische Kommandantur zog jeden Monat Tausende zu Aufräumarbeiten heran. «Da war keine Rede von Ausruhen, das Bein kurieren, mal richtig essen. Keine Frage nach dem Krieg, dem Lager – kein Wort.»

Ein winterlicher Sonntag. Der hagere Sohn lief frierend in verschlissener Wehrmachtuniform durch Lichtenberg. Der Vater hatte alte Schuhe ausgekramt. Damit gab es nun einen Erkundungsgang durch eine Jugendlandschaft. «In der Tasdorfer- und der Wartenbergstrasse stand kein Haus mehr. Überall klopften Frauen Steine.» 40.000 Trümmerfrauen rackerten zu diesem Zeitpunkt noch in Berlin für ein mageres Zusatzbrot. Eine Ruine wurde gesprengt: «Es gab einen Knall, alles sackte zusammen. Nur die

Aussenmauern blieben stehen.» Die Parterre-Fenster wurden mit Steinen zugestapelt. Der übliche Schnellabbruch ohne Räumung. Und die Gürtelstrasse? Ihr Haus stand noch. Auch das rechts und links, aber keine der Scheiben war noch ganz. «Die Häuser mit den Nummern 28 bis 33 und 39 und 40 waren Schutthaufen. In der ganzen Gürtelstrasse gingen 35 Häuser zu Bruch.» An der Nummer 24 fand er kein «Lutzmann» am Klingelschild. Auch nicht die Tante von Rudi Hase. Jöris humpelte zur Kronprinzenstrasse 26. Kein Namensschild mit «Toffel», keines mit «Schwarz», die Familie von Erwin und Freddy. Er bog in die Dossestrasse. Der Schriftzug Hollkarö war verblasst, aber das Haus stand noch. Das Haus des Jugendheims war zusammengesackt. Lichtenberger Trümmerstatistik: Jedes zehnte Haus war ein Ruinenfeld, jedes vierte schwer zerstört, jedes zweite leicht. «Lichtenberg ging noch.»

Jöris hatte die Adressen der Zurückgebliebenen von Moschaisk sich immer wieder aufgesagt. 20 Pfennig kostete die U-Bahn-Karte. Gleiswechsel in der Samariterstrasse. Am Strausberger Platz humpelte er die Treppen hoch. «Nur Ruinen. Die Häuser wie ausgeschlachtet.» Abgerissene Wände ragten in den hellen Himmel, Armierungseisen hingen im Nichts, Zwischenböden schienen einzustürzen, geschippte Schlängelwege zogen sich durch die Ziegellandschaft. «Alles war still, nur ein Hund bellte in die Kälte. Kein Mensch war zu sehen. Es war gespenstisch. Soweit ich sehen konnte, war kein Haus mehr bewohnbar. Das war alles ein einziger Schutthaufen – wie in den russischen Städten.»

Er nahm den Bus, vorbei an den verkohlten Fassaden des Stadtschlosses. Hinter dem Brandenburger Tor leuchtete zwischen den letzten Baumstümpfen des Tiergartens ein weisser Sockel mit einer russischen Soldatenfigur. Er sah den ausgebrannten Reichstag, die Säulen und Wände von Einschüssen übersät, der Vorplatz voller Krater. Auch in Charlottenburg schien es nichts anderes mehr zu geben als Geröllhalden, Notfriedhöfe, gesprengte Brücken und Abraumberge. «Zerschossene Panzer lagen rum.» Die dünne Luft roch nach Moder, kalter Asche und Verwesung. 50.000 Bomben-Tonnen, 50.000 Tote, drei Mal ein Waggonzug voller Trümmer

in der Länge Berlin-Moskau. «Die Stadt war total in den Binsen. Total. Einfach nur Geröll. Nie hätte ich das gedacht. Das war nie mehr aufzubauen – da war ich sicher.» Berlin: die 4,4-Millionen-Metropole mit einst 1,5 Millionen Wohnungen. Zwei Millionen ihrer Einwohner waren im Krieg evakuiert worden, ebenso viele Menschen nach Kriegsende in sie wieder eingezogen. Aber nur jede zweite Wohnung existierte noch. Von der Reichshauptstadt war eine überbevölkerte Ruinenlandschaft im Kältewinter geblieben.

Auf dem Klingelschild stand «Esch». Eine kleine Frau öffnete. In einem dunklen Zimmer berichtete er von ihrem Mann. Er sei gesund, würde sicher bald entlassen. Er erzählte vom Lageralltag, aber nichts vom Winter. Er könne nicht so lange bleiben, müsse noch bei der Familie von Brigadier Stamm vorbei. Sein Ausgemergeltsein wird für sich gesprochen haben. Bei zwei Adressen stand das Haus nicht mehr. Eine Nachbarin wusste nichts.

Es dunkelte schon, als er durch die überfüllten Gänge der Charite irrte. Er solle morgen wiederkommen. Zu viele Leute mit Erfrierungen. In der kalten Dunkelheit der Ruinenstrassen hörte er die Schritte der Entgegenkommenden, noch bevor er sie sah. Benommen lag er nachts auf der Couch. «Da fährt man aus einer Stadt weg, in der man alles kennt. Und wenn man wiederkommt, gibt es die Stadt nicht mehr. Die Häuser, die Bäume, die Parks, die Läden – alles weg. Auch die Nazis waren weg. Aber womit hatte man so einen Trümmerhaufen verdient?» Zwei Tage später zog er auf den Dachboden.

Schales Glück Er war früh in der Charité. «Ein Professor Löhe entfernte die Splitter und riet mir, alle vier Tage im Krankenhaus in Lichtenberg mein Bein zu zeigen – wegen der Thrombosegefahr. Auf jeden Fall müsse ich eine elastische Binde besorgen.» Am Nachmittag ging Erwin Jöris sich anmelden. Die Bezirksverwaltung war vom stolzen Rathaus ins ehemalige Finanzamt Ecke Normannen- / Magdalenenstrasse umgezogen. Im nüchternen, viergeschossigen Bau verschanzten sich zuletzt der Lichtenberger NS-Kampfkommantand und die Standgerichte. «Ein weitläufiges Haus mit langen Gängen.» Nun reihten sich Menschenschlangen vor den Bürotüren. Da-

hinter Notämter für Zuteilung, Bewirtschaftung, Zuzug, Arbeits- und Wohnungsfragen. Auf Hinweisschildern las Jöris etwas von Rückkehrbewilligungen, Kennkarten, Krankenzulagemarken, Feststellung des Versehrtengrades etc. Er wartete lange inmitten der Amtswirnis des gesellschaftlichen Niemandslands. Viele Sachbearbeiter kamen ihm noch aus der kommunistischen oder sozialdemokratischen Jugend bekannt vor. Einer erklärte, dass er in der falschen Schlange stand. Jöris beantragte Essenskarten der dritten Kategorie. Eins war für Schwerstarbeiter und Funktionäre, zwei für Schwerarbeiter, 3. Arbeiter, 4. Angestellte, 5. Kinder, 6. Schwerbehinderte und 7. ehemalige NSDAP-Mitglieder. Nach dem Anstehen für Zuzugsberechtigung und eine Wohnraumzuteilung war er froh, wieder draussen zu stehen.

«Erwin?» fragte jemand aus einem Wagenfenster. «Mensch, lebst du noch?» Fast hätte er ihn unter der dicken Mütze nicht erkannt: Kurt Seefeld. «Er war Fahrer bei den Russen geworden.» Er müsse nur schnell etwas bei der Kommandantur abliefern. Erwin solle einsteigen. Sie fuhren über den Platz, bogen in die Schottstrasse. Seefeld verschwand. Während er wartete, kamen die Erinnerungen: die Nachmittage im Pfadfinderheim, der Prozess in Moabit, ihr Friedhofsversteck, die Treffen am See nach Moskau. Nun wachten vor dem Eingang, Nummer 6, russische Soldaten. Er kannte die Strasse noch, als hier die Lauben der «Friedenskolonie» standen.

Kurt sprang in den Wagen. Während er fuhr, fasste er die Jahre schnell zusammen: Polen, Holland, Belgien. Dann Frankreich und Russland. Ende Januar stahl er sich in der Steiermark von der Truppe weg, nach Kriegsende schlug er sich bis Berlin durch. Er sei immer noch mit Herta verheiratet, einst eine Junggenossin aus Marzahn. Erwin kannte sie. Er freute sich. «Es war schön, sich nach all den Jahren wiederzusehen.»

«Was ist mit den anderen?» fragte er. Tattamusch hatte ein Jahr vor Kriegsende noch geheiratet und war kurz darauf in Polen gefallen. «Rudi Hase ist wohl noch in russischer Kriegsgefangenschaft.» Und Erwin Schwarz? «Wurde schwer verwundet, hat geheiratet, ist wohl wieder ausgezogen und lebt irgendwo hinter dem Ku'damm.» Jöris' Bein schmerzte, er war froh, dass Seefeld ihn zum Kohleplatz fuhr.

Als er ausstieg, meinte Kurt: «Besorg dir einen Antrag auf Parteimitgliedschaft. Viele sind wieder dabei. – Und komm uns am Prenzlauer Berg besuchen. Herta wird sich freuen!»

Es waren kalte Tage der Neuorientierung. Adressen und Schicksale einsammeln, Klingelschilder absuchen und krakelige Kreideanschriften entziffern. Viele Erkundigungen nach der Restmenge einer untergegangenen Zeit gingen beim Kohleverkauf. Gefallen? Kriegsgefangenschaft? Von den Nazis ermordet? Und all die, «die '33 in Ruhestand gegangen waren» – wer war wieder politisch? «Der Krieg hatte alles durcheinandergebracht. Vor allem der Krieg.»

Erwin Jöris sah schnell, dass das Geschäft für den Vater zu viel war. «Es gab weit und breit nur seinen Kohleladen, mit 900 Kunden. Alle anderen waren ausgebombt.» Kohlen und Kartoffeln gegen Marken. Es war Winter, und oft fehlte der Nachschub. Die Leute froren. «Dann kamen 200 Zentner auf einen Schlag, und der ganze Bezirk stand vor der Tür. Die Arbeitslosen konnten sofort kommen. Für die Leute mit Stellen gab es abends nichts mehr.» Sie mussten Geschimpfe und Streit über sich ergehen lassen. «Und wenn man für den einen etwas beiseitelegte, kam schon der Nächste: ‚Wieso haben Sie denn nichts für mich?‘ Es war zum Davonlaufen!» Abends schleppte er sich müde in die Ecke des Dachbodens und kroch hungrig unter die eiskalte Decke.

Seine Humpelgänge ins Lichtenberger Krankenhaus brachten keine Besserung. Eine elastische Binde war auf dem Schwarzmarkt nicht aufzutreiben. Immer wieder staute sich das Blut und die Wade schwellte an. Einmal platzte bei einer Fahrt im Lastwagen die frische Narbe, ohne dass er es merkte, auf. «Das Blut rann nur so runter und der ganze Wagen war voll.» Im Schuppen der Rotkreuzstelle am Bahnhof arbeitete ein alter Genosse. «‚Zigeuner‘ nannten wir ihn früher, weil er wild und schwarz aussah.» Er behandelte die Wunde mit einem Desinfektionsstift. Jöris sollte wiederkommen und vorerst aufhören zu arbeiten. Wieder zu Hause legte er den Fuss auf den alten Ofen. Als seine Mutter abgekämpft und halb erfroren vom Schwarzmarkt kam, unkte sie giftig: «‚Pass auf, dass das Ding vor lauter Hochlegen nicht umfällt‘.» Alle zwei Tage fuhr er nun bei der Sanitätsstelle

vorbei. Der Desinfektionsstift half. Aber der Fuss blieb geschwollen. Die Vene war zu eng.

Es waren Monate des Zwischendurchs im Brachland einer ungewissen Zukunft, die so offen nicht war. Von den Sowjets eingesetzte Obleute für Häuser, Strassen und Blöcke versuchten, den Trümmeralltag zu organisieren: verteilten Lebensmittelkarten, leiteten Anweisungen weiter, kontrollierten. In die rohe Zeit der Kälte und des Hungers mischte sich eine Sprachlosigkeit über die Massenvergewaltigungen – allein in Berlin wohl an die 90.000 – und die Ohnmacht angesichts der Plünderungen und fortgesetzten Demontagen. 150.000 Kartenbezieher waren in Lichtenberg registriert, und fast ebenso viele Flüchtlinge. Es gab Monate, in denen auf 2.300 Geburten 20.000 Sterbefälle kamen. An den Bahnhöfen warteten die Mütter und Frauen vergeblich auf ihre Söhne und Männer. Überall begegneten einem Kriegskrüppel. Noch immer lief Erwin Jöris in Militärklamotten herum – und erfuhr nur nebenbei von sieben verschwiegenen Kleiderkoffern, die Alfred durch die Bombardierungen gerettet hatte. Irma, die Frau seines jüngeren Bruders, gab ihm später eine Cord-Hose von Waldemar.

An einem Sonntag besuchte er Seefelds. Die Isländische Strasse hatte überlebt, nur ein Haus war zerstört. Schon im Treppenaufgang hörte er Kindergeschrei. Hertas blonde Haare, ihr Lachen in der provisorischen Tür – wie an den Gruppenabenden. Lothar war schon sieben. Karl hatte ihn all die Jahre nur im Fronturlaub gesehen. Sie besaßen zwei Zimmer, ein Luxus. Erwin fühlte sich wohl in der kleinen Küche. Warum er keinen OdF-Antrag gestellt habe? «Opfer des Faschismus». Das würde ihm helfen, beim Wohnen, mit den Essenkarten, der Medizin. Manche hätten 450 Reichsmark bekommen. Jöris zögerte. «,Das steht dir zu'», insistierte Seefeld, «,du warst in Spandau, in Sonnenburg, in der Emigration'. – ,Ich war nicht in der Emigration, ich wurde kommandiert'. – ,Ja, aber das ist das deutsche Volk dir nach all dem schuldig'.» 20.000 besaßen damals in Berlin den roten OdF-Ausweis.

Seefeld erzählte von der letzten grossen Verhaftungswelle in Lichtenberg im August 1944. 90 waren aufgefliegen, viele hingerichtet.



(Abb. 37) Herta Seefeld mit Sohn Lothar (sitzend), dahinter Kurt Seefeld 353 mit Pullunder, Mutter Seefeld mit Gitarre, Franz Seefeld letzte Reihe mit weissem Hemd, daneben Kurt Glum, Berlin ca. 1942

Die Asche von einigen war erst vor einigen Tagen auf dem Zentralfriedhof beerdigt worden. In den Ausschüssen seien ehemalige Häftlinge und im Magistrat Ottomar Geschke zuständig für die Sozialverwaltung. Mit Geschke hatte Jöris in Spandau und Sonnenburg gesessen. Zwölf Jahre, so Seefeld, hätten die Nazis ihn durch ihre Lager geschleift. Er drängte. «Drei Leute müssen deine Angaben bestätigen: Frag Erwin Hübenthal, der weiss doch alles von dir, und er ist Bürgermeister in Friedrichsfelde. Einen Dritten finden wir noch.» Hübenthals Widerstands-Zelle war bis zum Schluss nicht aufgefliegen.

Auf dem Zentralfriedhof Friedrichsfelde war die Erde gefroren. Jöris suchte die Namen in den neueren Gräberzeilen ab. Er fand Julius Fränkel aus ihrem Haus. Lind Vater Toffel. Zwischen den Gräbern kam ihm ein Mann entgegen. Bruno Baum. Er sah hager aus. Erwin sprach ihn an. Baum erkannte ihn. Schnell waren sie bei ihrem Treffen am Müggelsee, Jöris' Order nach Moskau. «War wohl schwierig?» fragte Baum, ohne eine Antwort zu erwarten. Auch er war für ein Jahr an der Lenin-Schule in Moskau gewesen – und nach seiner Rückschleusung schnell verhaftet worden. Nicht anders war es Fritz Grosse, dem zweiten Mann am Müggelsee, ergangen. Über zehn Jahre quälten die Nazis beide durch Zuchthäuser und KZs. Baum, den Erich Honecker in Gerichts-Verhandlungen schwer belastet hatte, kam im April 1943 nach Auschwitz. Dass er überlebte, grenzte an ein Wunder. Nun war er in der KPD-Landesleitung. Grosse arbeitete im Aussenministerium. Jöris meint sich an Baums Abschiedssatz auf dem Friedhof zu erinnern: «Hast dich ja ganz schön danebenbenommen. Pass auf dich auf.»

Mutter Toffel fand er in Biesdorf, Wuhlestrasse 2. Sie war verzweifelt. Ja, die Zeiten seien schrecklich gewesen. Immer Hausdurchsuchungen. Schliesslich hätten sie ihren Mann mitgenommen und in Plötzensee inhaftiert. Mit einem richtigen Verfolgungswahn sei er zurückgekommen. Sie wisse nicht, wie es weitergehen solle. Sie sei gerade an einem Antrag. «Gestorben in völliger geistiger Umnachtung», stand dort. Und immer war Lutzmann bei den Verfolgern. Aber auch der dicke Kahn, der Metzger, und sein Sohn; und Walter Sange, der ein paar Häuser weiter wohnte und schon

1931 in die Partei eingetreten war. Säuberlich hatte Mutter Toffel ihre Namen und die von anderen Nazis der Kronprinzenstrasse im Antrag aufgelistet. Erwin solle ihre Angaben bestätigen.

Jöris erfuhr von weiteren Toten, den Schicksalen der Inhaftierten. Eine frühe Partei-Broschüre enthält eine Auflistung für Lichtenberg: 23 Hingegerichtete, 20 Ermordete, 13 gestorben an den Haftfolgen, 134 KZ-Strafen mit 288 Haftjahren, 130 Zuchthäusler mit 409 Jahren, 159 Gefängnisinsassen mit 227 Jahren. Er hörte die Geschichten – und fühlte sich schuldig. Was waren da die Monate in Spandau und Sonnenburg, der Hunger, das Pochen im Bein, die stechende Kälte, die Alpträume von Lager und Krieg. Er war davongekommen. Andere waren auf der Strecke geblieben. Was hiess da Opfer des Faschismus? Er stellte keinen Antrag.

Verhinderter Aufbruch Mit dem Frühling 1946 kamen Hoffnungen, politisches Erwachen und Anmeldezeiten für die wiedererstandenen Parteien. Auch für die KPD. Die einstige Partei der wenigen Mitglieder und vielen Wähler schwoll nun an. Wo vor 1933 100.000 Genossen organisiert gewesen waren – auf dem SBZ-Gebiet – waren es nun sechs Mal so viele. Der Bonus des Widerstands, die Unterstützung der Sowjets, das Desaster der alten Parteien, die Zurückhaltung mit Brachialrhetorik – vieles trug dazu bei. Unter den Neumitgliedern war auch Erwin Jöris. Diese Parteimitgliedschaft war kein Thema späterer Interviews, aber den OdF-Antrag von Mutter Toffel unterschrieb er schon am 22. Januar 1946 mit «Erwin Jöris, KPD Gruppe Hubertusstrasse-Atzpodienstrasse».

Auf einer Archivliste finden sich die von der sowjetischen Kommandantur am 7. Mai 1945 eingesetzten Lichtenberger Stadträte. Zuerst Bürgermeister Franz Stimmig. Jöris' Kommentar: «,Der war schon vor 1933 stellvertretender Bürgermeister, Sozialdemokrat'.» Zu seinem Vertreter Karl Kowalke: «,Ein Stadtrat schon vor den Nazis, Kommunist, Besitzer des Verlags der ‚Roten Fahne‘. Mit seinem Sohn Alfred habe ich viel gemacht. Er wurde im Zuchthaus Brandenburg-Görden hingerichtet'.» Und Max Dübel, Leiter des Sozialamtes: «Der war schon vor '33 Armenvorsteher und Bezirksverordneter.

Mit ihm war ich in Sonnenburg.» Zu Georg Noack, nun Leiter des Arbeitsamts: «Mit dem hatte ich in der legalen Zeit viel zu tun.» Paul Wolff, Abteilung Personalpolitik und Verwaltung: «Der war auch in Sonnenburg.» Wolff agierte nun auch als erster Sekretär der KP-Lichtenberg. Sein Vertreter war Wilhelm Beutling. Jener Beutling, der sich schon 1930 als KPD-Obmann bei Jöris' Delegierung nach Moskau für ihn verbürgte. «Der imponierte mir. Grundehrlich. Der konnte nicht lange schweigen.» Fast mit jedem in den Lichtenberger Regierungs- und Parteiämtern war Jöris durch alte Kämpfe, Lager und Haft verbunden. Lichtenberg, die KPD nach 1945 – das war nicht Moskau, sondern Deutschland. Ihr Deutschland, ihre Hoffnung.

Aber das Fundament war morsch: Noch bis im Juli 1945 – also sechs Monate zuvor – hatten die Stalin-Emissionäre um Ulbricht keine 200 Meter entfernt vom Jöris'schen Kohleladen ihr Hauptquartier aufgeschlagen gehabt. Vom Parterre eines unscheinbaren Mietshauses, Prinzenallee 80, heute Einbeckerstrasse 41, agierten zehn handverlesene Strippenzieher in die Millionenstadt hinein. Zupackende Befehlsempfänger, denen Selbstverleugnung zur zweiten Natur geworden war. Übriggebliebene der Moskauer Überlebensjahre, innerlich zurechtgestutzt durch das Schweigen zu den nächtlichen Verhaftungen, Lagerstrafen und Hinrichtungen ihrer Parteigenossen, Freunde und Mütter. In einem neunwöchigen Kraftakt – bis zum Eintreffen der Amerikaner – schlugen sie Schneisen für die Monate zuvor festgelegte Kreml-Strategie: Hinter dem Schein eines gleichberechtigten Aufbaus sollten die «Vernichtung der Sozialdemokratie» und die kommunistische Machtergreifung betrieben werden.

Die Moskauer brachten ihre Leute in den zwanzig Bezirksverwaltungen und dem Berliner Magistrat in Stellung. Im kalkulierten Machtschacher des Nachkriegschaos besetzten sie die Ämter für Personalfragen und Volksbildung, bestimmten Polizeivorsteher und stellvertretende Bürgermeister, ganz nach der inzwischen allseits bekannten Devise Ulbrichts: «Es muss demokratisch aussehen, aber wir müssen alles in der Hand haben».

Vor der Haustür der inoffiziellen Machtzentrale mutierte Lichtenberg dabei zum Experimentierfeld für deren städtische Gesamtstrategie. In der unzerstörten Klein-Wohnung Max Dübels in der Magdalenenstrasse inszenierten sie den Bezirks-Anfang. Zumindest den parteioffiziellen. Hier erklärte Arthur Pieck, der Sohn Wilhelm Piecks, einer Runde von Lichtenberger Genossen die grossen Linien der Zukunft. Für ihr Einspuren im Alltag war Gustav Gundelach, 57 Jahre, Spanienkämpfer, im Krieg am deutschen Volkssender in Moskau, zuständig. Viel später wird er Sekretär der KPD-Bundestagsfraktion in Bonn werden. Nach dem Partei-Verbot auch im Untergrund.

Gundelach bestimmte die Organisations- und Politischen Leiter, drängte auf Aussonderungen, massregelte jede Eigenständigkeit. In Rundschreiben erfuhren die Parteizirkel nun ihre Parolen, Diskussionsthemen, ja den Wochentag ihrer Zellabende. Gundelach spann seine Intrigen so lange, bis Lichtenbergs Altbürgermeister Stimmig nach einem Monat aus dem Amt gedrängt wurde. 12 Jahre zuvor hatten dies schon einmal die Nazis vorge-macht. Als Nachfolger installierten die heimlichen Machtverwalter einen unfähigen Christdemokraten. Ein erfahrener sozialdemokratischer Organisa-tor wie Stimmig konnte ihnen zu gefährlich werden.

Auf Anschlägen, die in den Lichtenberger Ruinen klebten, wurde auf-gerufen, sich für die frei gewordenen Polizeistellen zu melden. Über die Neuanstellungen entschied der Chef der Polizeiinspektion: Erich Mielke. «Kein politischer Typ, einfach ein Rowdy», charakterisiert ihn Jöris, der Mielke noch aus ihren KJVD-Tagen kannte. Für dessen jugendliche Ge-waltdisposition, die in den geheimen Militärschulungen ausserhalb Mos-kaus noch weiter auf Rücksichtslosigkeit und Eliminierung eingeeptscht worden war, bot sich nun ein spezieller Karriereraum: zuerst in der KPD, wo er zuständig war für Polizeifragen, dann ab Herbst 1946 in der «Deut-schen Verwaltung des Inneren» – der neuen Oberbehörde für die Polizei in der SBZ. Aber es ging ihm nicht um Ordnungspolizei, sondern den Aufbau eines Geheimapparats. Zielsetzung: «Liquidierung der faschistischen Über-reste ... durch physische Liquidierung», wie er behördenintern dumpf-ag-

gressiv dozierte. Heimlich baute der kommunistische Führungszirkel das Kommissariat 5 der Kriminalpolizei zur politischen Geheimpolizei um und unterlief so das Geheimdienst-Verbot des Kontrollrats. Unter dem Deckmantel der Nazi-Verfolgung machte Mielke Teile der «Verwaltung des Inneren» zum Instrument innerparteilicher Überwachung und der Ausmerzung jeglicher Opposition. Die Moskauer Säuberungserfahrungen setzte der Angst einflössende Zudiener zügig in deutsche Praxis um – auch gegen seine NKWD-Herren, die auch ihre Erfahrungen mit deutschen Geheimdiensten gemacht hatten.

In dem bald geschaffenen Freiraum für Schwerkriminelles inszenierte sich Mielke auch äusserlich in deutscher Verfolgungstradition: in schwarzer Uniform mit Dienst- und Schäferhund «Rolf». Auch nach seinem Amtswechsel blieb Mielke, der inzwischen in Wilhelmsruh wohnte, mit Lichtenberg über die Parteigruppe der Polizeiinspektion verbunden. «Da hiess es immer nur», so Jöris, «der ‚Mieike‘ ist jetzt in der K 5.»

Und der Polizistenmord vom Bülowplatz 1931? Mielke vertuschte, wo es nur ging, doch das Berliner Landgericht betrieb Nachforschungen, forderte seine Verhaftung. Darauf liessen die sowjetischen Freunde die angeforderten Akten verschwinden. Erst 1990 fand die Staatsanwaltschaft sie im Keller von Mielkes Wandlitzer Spiesser-Residenz.

Politisch-ideologisch gaben sich die Parteistrategen moderat. Und während die SPD Radikales propagierte, schrieb die KP-Führung rhetorische Mässigung vor: «Antifaschistisch-demokratischer Anfang» solle es heissen. Dagegen liefen die Partei-Heisssporne mit ihren roten Armbinden, den Sowjetsternen auf klapprigen Autos und ihrer Forderung nach Bewaffnung gegen die Konterrevolution Sturm. Desgleichen die Arbeiter in den quirligen antifaschistischen Ausschüssen und Zirkeln. Glücklicherweise, überlebt zu haben, waren sie nun voller Hoffnung auf einen Neuanfang. Aber wo die Machteroberungs-Strategie der stalinistischen Moskau-Riege gefährdet schien, kannte sie kein Pardon: 200 Ausschüsse löste man schon in den Berliner Anfangsmonaten auf.

Und Erwin Jöris? «Russland war kein Vorbild mehr. Aber dass es in Deutschland nun einen Weg gegen den Krieg, gegen die Ausbeutung, gegen die Nazis geben würde, hab ich gehofft.» Das entsprach einer breiten öffentlichen Meinung. In der *Berliner Zeitung* – keinem Parteiblatt, aber vom Kommunisten und Moskaurückkehrer Rudolf Herrnstadt gut gemacht – war in diesen Tagen vom aufgeteilten Grossgrundbesitz in der SBZ, der Prüfung der Grossbanken und Kartelle und dem einträchtigen Zusammenwirken der Alliierten zu lesen. Da stand wenig über die Sowjetunion, dafür täglich etwas zu den Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozessen, zur «Verbrecherorganisation SA», zu Himmler, Rosenberg, Koch und Göring.

Aber es ging auch in grossen Artikeln um den Überfall der Wehrmacht auf Polen, den Mord an 6 Millionen Juden, um Prozesse in Brjansk, Leningrad und Dachau, die Ergreifung von Kriegsverbrechern, um Hunderttausende Tote in der Ukraine und verhungerte russische Kriegsgefangene. «Auch die Wehrmacht war beteiligt.» – Wahrheiten, denen man sich eigentlich nicht so einfach entziehen konnte. Aber Jöris' Aufmerksamkeit galt den überall aufgehängten «Bekanntmachungen» der Entnazifizierungskommission mit Verhandlungsterminen, Namen, Geburtsdaten, Adressen. Man solle sich melden, wenn man Angaben machen könne, dass die Antragsteller mehr «als nur nominelle Teilnehmer an den Tätigkeiten der NSDAP gewesen» seien. 33.000 solcher Anzeigen gab es bis 1948 in ganz Berlin.

Aus der Schreckensbilanz verfestigte sich ein allgemeines «Nie wieder!», die Mahnung zu radikalem Neubeginn. «Alles lag in Trümmern. Wenn das überhaupt je wieder aufzubauen war, dann doch nur mit einer mächtigen Arbeiterbewegung», dachte sich Jöris. «Nun musste doch endlich was Neues kommen. Jetzt oder nie.»

Da war er sich mit vielen der verfolgten Sozialdemokraten und Kommunisten einig: Erst die Spaltung der Arbeiterbewegung hatte den Nazis zur Macht verholfen. «Was sollten zwei Parteien? Das war alles nur zu schaffen mit einer grossen Bewegung.» Aber wie die Vereinigung herbeiführen? Vielen Kommunisten war der gemeinsame Programmentwurf zu lasch: Verwirklichung der bürgerlichen Revolutionsforderungen von 1848. Dafür hat-

ten sie nicht zwölf Jahre Diktatur überstanden. Und die Sozialdemokraten? «Da gab es welche, die waren Feuer und Flamme. Andere, wie ein SPD-ler von der Laubenkolonie, mit dem ich in Sonnenburg gesessen hatte, wetterten in Vorträgen dagegen.»

In der Lichtenberger SPD waren zwei Drittel für die Vereinigung. Aber man wollte eine Berliner Mitgliederbefragung, eine Urabstimmung. Und dann die Parität bei der Besetzung der Haus- und Strassenobleute, der Bezirksverwalter und Stadträte, die «Beseitigung des überwiegenden Einflusses der Emigranten in den Organen der KPD» und den «Verzicht der KPD, Sozialdemokraten durch Denunziation bei Behörden zu beseitigen». Klare Worte. Man hatte seine Erfahrungen mit KPD-Politik gemacht. Vor und nach dem Krieg.

Wahlen standen an, und nur ein SPD-Fussvolk hätte den Moskau-Strategen ihre Macht-Mehrheit gesichert. Eine SPD-Urabstimmung konnte dabei alles über den Haufen werfen. Also verbot die Sowjet-Kommandantur, in Absprache mit den deutschen Führungs-Genossen, die Befragung in der ganzen SBZ und im Ostteil der Stadt. Umso klarer war das Wahl-Ergebnis in Westberlin: 62% der Sozialdemokraten stimmten für eine Zusammenarbeit, 82% gegen die sofortige Vereinigung. Angesichts der kommenden Wahl blieb den KP-Strategen nur eine Vereinigung gegen die SPD-Mehrheit. Im April 1946 inszenierten sie mit gutgläubigen Sozialdemokraten einen Pseudo-Zusammenschluss zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Dieses Hinweggehen bestätigte vielen Sozialdemokraten ihre alten Befürchtungen. In Lichtenberg traten 70% der 4.500 SPD-Mitglieder, die noch kurz zuvor mehrheitlich für ein Zusammengehen gewesen waren, der Neugründung nicht bei. Vier Wochen später wählte die sozialdemokratische Parteibasis der drei Westzonen den charismatischen, von KZ-Haft gezeichneten Kurt Schuhmacher zum Parteivorsitzenden. Der sprach umjubelt in hämmernden Reden von den «rotlackierten Faschisten» im Osten. 100.000 Sozialdemokraten mussten bald fliehen, 20.000 verloren ihre Stellen, 5.000 wurden in die Speziallager verschleppt, 400 starben. Die stalinhörige KPD-Führung hatte ein zweites Mal im 20. Jahrhundert einen Zusammenschluss der deutschen Arbeiterbewegung verhindert.

«Die KPD-Mitglieder rutschten mit der Vereinigung einfach in die SED.» Vor dem Krieg waren sie in Lichtenberg 1.000 Partei-Kommunisten gewesen, nun sechs Mal so viele SED-Mitglieder. 100 Wohnbezirks- und 50 Betriebsgruppen hatten sich gebildet. Aus der Kaderpartei war die mitgliederstärkste SBZ-Partei geworden. Ihr Präsident: Wilhelm Pieck. Erwin Jöris erinnerte sich noch an die Begegnung im Hotel Lux. «Man kannte ihn kaum wieder, weil er nun so seine Wampe vor sich herschleppte.»

Nominelle Nazis Nach der Zwangsvereinigung im April gab es im Oktober 1946 die Wahlen. Die ersten freien Urnengänge seit 1933. Und im Osten auch die letzten. Für Stadt-, Bezirksverordnetenversammlungen und Landtage. Ein Fiasko für die SED. In Berlin wählte jeder Zweite sozialdemokratisch. Die SED bekam noch nach der CDU, weit abgeschlagen, nur 20 Prozent der Stimmen. Im städtischen Ostsektor nur ein mageres Drittel – trotz Kommandanturhilfe. Damit waren die Strippenzieher-Verhältnisse, von den nachrückenden Alliierten ein Jahr unangetastet, schlagartig beendet: Im 130-köpfigen städtischen Magistrat gab es nun nur noch 26 SED-Abgeordnete, unter den 19 Mitgliedern der Stadt-Leitung noch drei. Und in Lichtenberg? 44.000 Wähler stimmten für die SPD, 30.000 für die SED, 20.000 für die CDU, 8.000 für die LDPD.

Alle Taktik-Rhetorik der SED hatte nichts geholfen. «,Wir sind die *nationalste* Partien, wir *Sozialisten*, – nicht Kommunisten», erklärt Jöris die damalige Programmlinie. «,Die *besten* Deutschen!» Ganz auf die nationale Masche. Als wenn die nicht immer für ein Rätedeutschland gekämpft hätten. Auf einmal waren sie für die parlamentarische Demokratie. Erst einmal die Revolution von 1848 vollenden. Aber wenn ich sage *erst*, dann muss doch noch was dahinter kommen. Was, das sagte keiner. Aber das war so, wie wir es in Moskau gelernt hatten. Sich demokratisch tarnen. Aber die KPD war nie demokratisch und schon gar nicht national. Sie war immer ein Transmissionsriemen des sowjetischen Aussenministeriums.»

Aber das sind heutige Einschätzungen von Jöris. Damals sah er das vermutlich anders.

In den Wahlergebnissen spiegelte sich, wofür die SED in der Bevölkerung stand: eine «Russenpartei» im Dunstkreis von Beschlagnahmungen, Demontagen, Vergewaltigungen, verschwundenen Nachbarn und nicht zurückgekehrten Kriegsgefangenen. Die Sowjetunion sprach von drei Millionen. Aber es gab keine Lebenszeichen von ihnen. Dabei musste es für die SED doch ein Leichtes sei, bei den «Freunden» Auskünfte zu bekommen. Von der erneuten Entlassung 120.000 Nichtarbeitsfähiger vor den Oktoberwahlen hatte sich die Moskauer Führung Wählerzuwachs erhofft. Vergeblich. Angesichts von acht Millionen Internierten im Westen, die mehrheitlich zurückgekehrt waren, erscheint das klar.

Jöris aber schwankte einen Sommer lang in seiner Haltung zur Partei. Er beobachtete, hoffte, trat ein für das, was er für ihre alte Sache hielt. «Erwin Jöris? Der war aktiv, immer mit dem Mund voran», erzählt Lothar Seefeld 2008, fast 70-jährig, im Interview. Der Sohn Kurt Seefelds. «Das hat man auch als Kind gleich gemerkt.» «Am Anfang war das alles nicht so leicht zu durchschauen. Eben geschickt gemacht», sagt Jöris heute und meint die Politik der SED-Führung von Moskaus Gnaden. Damals war er ein Alt-Genosse zwischen Propaganda-Versprechen, Hintergrundschachzügen und Aufbruchidealismus.

Was ihn jedoch früh erbitterte, war der SED-Umgang mit den Feinden von gestern, den PGs, den nationalsozialistischen «Parteigenossen». Vor der Katastrophen-Wahl hatte der Parteivorstand den «nominellen NSDAP-Mitgliedern», die sich loyal verhielten, «Unterstützung» zugesichert. Ein Stalin-Entscheid zur Goodwill-Sicherung. Die sowjetische Besatzungsmacht war die erste mit solch einem Schritt. Jöris schäumte vor Wut. Alte Kollegen höhnten beim Kohlekauf: «Die SED: der grosse Freund der kleinen Nazis.» «Aber nach den Oktober-Wahlen wurde es noch schlimmer, als die Bevölkerung sah, was von denen gespielt wurde. Und dann suchte die SED noch mehr nach neuen Verbündeten bei den ehemaligen Nazianhängern.» Es brodelte in der Partei. Egal, um welches Thema es bei Versammlungen ging, die erste Diskussionsmeldung steuerte immer auf die «Nazi-frage» zu. «Und die neuen Parteifritzen», meint Erwin Jöris, «stauchten al-

le Kritiker zusammen. Sie verstünden nichts von der neuen Zeit. – Klar,» schränkt er ein, «viele traten nur in die NSDAP ein wegen des Studiums, des Geschäfts oder des Berufs. Das waren keine Nazis.» Aber dass «Leute, die 1933 Jagd auf Kommunisten oder Sozialdemokraten gemacht hatten, ungeschoren davorkamen, das war nicht zu verstehen».

Ende September 1946 erinnerte man in einer grossen Gedenkveranstaltung im Lustgarten an die Opfer des Faschismus. Tage später setzte sich Jöris im Laden an die alte Schreibmaschine. Spalte für Spalte füllte er aus. Unter «Bemerkungen»: «Ich stelle keinen Antrag auf irgendeine Unterstützung, sondern melde mich pflichtgemäss, um mitzuarbeiten für die Opfer des Faschismus ... Beiliegender Bericht soll dazu beitragen, diejenigen auszumerken, die 1933 die Bluthunde von Lichtenberg waren.» Leider ist der Bericht nicht erhalten. Ermittlungsbehörden stützten sich auf solche OdF-Eingaben. Den Antrag beglaubigten Kurt Seefeld, Klara Toffel und Fritz Dannenberg – auch einer der alten Mitkämpfer aus der Jugendbewegung. Den geforderten, ausführlichen Lebenslauf lieferte Jöris nicht. Swerdlowsk und die Lubjanka blieben unerwähnt.

Zwei Wochen später, am 13. November 1946, lud ihn der «Bezirksausschuss der Faschismusopfer» am Stadtpark 4 vor. Jöris ging nicht hin. Einen Monat später, am 11. Dezember, zog er seinen Antrag zurück. In seiner Begründung schrieb er ausweichend, es sei ihm nicht möglich, seine Bürgen zum Termin zusammenzubekommen. Ausserdem: «Als ich den Antrag stellte, war ich mir nicht bewusst, dass ich mit meinen paar Monaten Haft ein Waisenknabe bin gegen alle die, die 8 bis 12 Jahre gesessen haben.» Er habe den Antrag nicht aus materiellen Gründen gestellt, «sondern aus kämpferischen. Ich wollte behilflich sein an der Aufdeckung und Verfolgung faschistischer Verbrechen aus dem Jahr 1933. Und alle, die damals unseren KJVD Lichtenberg verfolgten und uns Funktionäre verhafteten, habe ich in Verbindung mit anderen Organen wegbringen lassen. Viele habe ich gesucht in ganz Berlin, gefunden und verschwinden lassen. Ohne viele Worte davon zu machen. Habe also meine Pflicht übernommen. Meine Arbeit ist jetzt in der SED. Sollte ich von dieser sonst wo eingesetzt

werden, ich werde jede Aufgabe erfüllen. Ich kann aber nicht verlangen, dass man mich anerkennt wegen meinem Jahr Haft, welches ja jeder, der kämpfte, auf sich nehmen musste, ohne Entschädigung zu verlangen. Denn wer seinen Kopf verloren hat, der kann auch nicht entschädigt werden. Mit sozialistischem Gruss.»

An den ganzen Vorgang kann sich Erwin Jöris nicht mehr erinnern. Nur daran, dass er keinen Antrag stellen wollte. Und warum? «Da wurde ja nicht nur gefragt: ‚Wann warst du in Spandau, wann in Sonnenburg?‘ Sondern auch: ‚Wie lange warst du in Russland? Warum bist du wiedergekommen. Was war da los?‘»

Und was muss man sich vorstellen, wenn er von der Suche nach ehemaligen Nazis in Berlin, ihrer Übergabe an die «Organe», ihrem Verschwinden schreibt? Anzeigen und Verhaftungen gehörten zu diesen Monaten. Aber Anfang 1946 waren stadtteilbekannte Nazis längst nach Westdeutschland geflohen oder verhaftet. Jöris auf der Suche nach Lichtenberger SA-Leuten im Westen des Trümmer-Berlins? Wen hätte er da suchen sollen?

Max Niemann, den ersten Führer des Sturms 35? Der war im Krieg Standartenführer geworden, dann Etat-Verwalter bei der Deutschen Arbeitsfront, 1942 Gebietskommissar für Personalfragen im Stab des Generalkommissars des Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete. Über seinen Verbleib lässt sich nirgendwo etwas finden. Auch nicht in den Häftlingskarteien der Speziallager. Vermutlich ist er gefallen.

Und Lutzmann? Er war schon 1939 an die Krummhübler Strasse 1 in Rummelsburg gezogen, hatte geheiratet und wohl mehrere Kinder. Im Berliner Telefonbuch ist er seit 1939 als Reichsangestellter eingetragen. Mit Telefon. Eine Seltenheit. «Nach 1945 stand sein Name nicht mehr am Namensschild. Gesehen habe ich ihn nicht. Frau Fränkel aus dem Haus aber hat ihn angezeigt. Ich nehme an, dass er eingesperrt wurde», erzählt Jöris in einem Interview. Tatsächlich geriet Lutzmann schon im August 1945 in Berlin in russische Gefangenschaft. Er war 1940 eingezogen worden und zuletzt – wie Jöris – Kraftfahrer einer Krankentransporteinheit in der General-Pape-Strasse gewesen. Sieben Jahre lang habe er Lager vom sibirischen

Stalinsk bis Kiew durchlaufen, gab er nach dem Krieg an. Im Juni 1952 kehrte er nach Lichtenberg zurück und floh 4 Wochen später. Er liess sich in Ennepetal im Ruhrgebiet nieder und stellte drei Jahre später einen Antrag auf Kriegsgefangenenentschädigung. Was er in seinem Antrag aber verschwie, war die Tatsache, dass er nicht als Kriegsgefangener, sondern als «Blockleiter» verhaftet worden war, zuerst ins Speziallager Sachsenhausen gekommen und erst ein Jahr später, am 30. Januar 1947, ins Gulaglager von Kemerowo in Zentralsibirien weiterdeportiert worden war. Vermutlich hat er im Westen tatsächlich eine Haftentschädigung bekommen. Auf jeden Fall hätte Jöris ihn nicht verhaften lassen können, da Lutzmann längst in Sachsenhausen inhaftiert war.

Fast scheint es so, als wenn er mit dem Hinweis auf seine Anzeigen das Motiv seines Antrags als erledigt darstellen wollte, um sich unauffällig aus dem Verfahren zu ziehen. In der Korrespondenz zwischen Bezirks- und Hauptausschuss wird denn auch die «sehr gute Haltung des Kameraden» gelobt.

Die Wochen vergingen. Der Herbst über der Trümmerstadt kündigte schon den Hungerwinter an. In den Zeitungen tauchten Namen von aus Russland entlassenen Kriegsgefangenen auf. Tausende suchten die täglichen Listen ab, auch Jöris. Er stiess auf Brigadeführer Stamm unter den 40.000 kranken, arbeitsunfähigen Rückkehrern der dritten Freilassung, der so schnell keine mehr folgte. Er fand seine Adresse raus, besuchte ihn. Er war der Einzige, den er aus dem Lager je wiedertraf.

Aber die alten Polit-Rechnungen, der städtische Machtpoker und Berlin als internationaler Brennpunkt – das waren für die allermeisten Ruinenbewohner nur Nebenerscheinungen im Überlebenskampf. Weihnachten bei 15 Grad minus und kaputten Scheiben. «Der schöne Tiergarten sah grauenhaft aus. Nirgendwo war mehr ein Park oder Baum in der Stadt. Alles abgeholzt.» Die Menschen wurden wieder unförmig, weil sie alles, was sie hatten, übereinander trugen. Schulen, Kinos, Theater schlossen wegen Kohlemangels. Jeder vierte Betrieb. Menschen verhungerten und erfroren in ihren Wohnungen. Nur jede zweite war winterfest. Die 25 Wärmehallen

von Lichtenberg waren überfüllt, die Krankenhausgänge voller Erfrierungsopfer. Es war der kälteste Winter seit 1893. Eines Morgens war der Wachhund des Kohleplatzes weg. «Vermutlich der versoffene Klempner von gegenüber. Immer wenn er Suppengrün wollte, hatte er wieder einen Hund mit dem Hammer erschlagen.»

«Eines Tages lag der Alte oben und röchelte nur noch.» Gemeint war Vater Jöris. Die Diagnose des Arztes aus der Nachbarschaft, nachts, im flackernden Lampenschein: Rippenfell- und Lungenentzündung. Tausendfach wurde so etwas täglich in Berlin registriert. «Wir setzten ihn auf einen Handwagen, denn Krankenwagen fahren nicht wegen Benzinmangel, und dann ging es im Dunkeln über das Stuckerpflaster durch die Trümmer zum Krankenhaus. ‚Sehr kritisch‘», meinte der Arzt. Am Morgen stand der Sohn alleine in der Kohlehandlung. Es wurden lange Arbeitstage. «Abends hatte man sich gerade eine Stunde hingelegt, da brüllte es vom Hof hoch: ‚Der vom Bahnhof ist mit den Kohlen da.‘» Er griff ein Stück Brot mit Zwiebel, humpelte die Treppen runter, schippte durch Dunkelheit und Kälte bis zum Sonnenaufgang. Dann kochte ihm die Mutter eine dünne Kartoffelsuppe, bevor er sich kurz hinlegte. «Und schon ging es wieder weiter bis in die Nacht.»

Er heuerte einen pensionierten Eisenbahner an. Statt Lohn gab er ihm Kohle. Aber die Kohlen waren zugeteilt, mussten den ausgegebenen Marken entsprechen, was kontrolliert wurde. Auf einen Sandhaufen warf er Kohlengrus. «Es klappte. Die Kontrolleure rechneten ihn als Kohlehaufen ab.» In den nächsten Tagen verschob er auf dem Schwarzmarkt weitere schwarze Riegel gegen warme Altkleider und eine elastische Binde. Ein Viertel dessen, was es nur auf Karten gab, wurde hier gehandelt. 85% der Berliner Bevölkerung waren beteiligt. Vier Wochen schwebte Vater Jöris zwischen Leben und Tod. Dann kam er durch.

Im Frühling 1947 drehte Jöris senior wieder seine Dinger im Laden. «Die Abteilung Strafsachen erwischte ihn mehr als einmal.» Es kamen Vorladungen zum Amt. «,Geh’ du hin’», meinte er zu Sohn Erwin, der die SED-Beamten noch aus dem Jugendverband kannte. «,Kommt dein Vater

nicht?' – ‚Der liegt schon wieder'. – ‚Hast du was davon?' – ‚Natürlich.' – ‚Also, sieh mal zu, dass er ein bisschen mehr Ordnung hat.'»

SED-Bombel und SED-Zweifel Unter dem Frühlingshimmel des Jahres 1947 quietschten noch immer die Schutt-Loren, als wenn sie einen kärglichen Sommer ankündigen wollten. Jöris drückte sich in die überfüllten Züge quer durch Brandenburg, Richtung Oderbruch. Hamsterfahrten. 12.000 Zentner Kartoffeln verschoben sich in diesem Sommer in Rucksäcken und Taschen durch die SBZ. Jeden Tag. Die Familie hoffte noch auf das Gemüse aus ihrer Laube. Der Vater schickte den Sohn zur Reparatur der Hütte. Mit vier Kartoffeln als Tagesration. Aus der Nachbarslaube winkte Edith Neumann. Sie waren gleich alt. ««Kommen Sie doch rüber.'» Jöris kam und staunte: «Da lagen Fleischdosen, Säcke voller Reis, an den Wänden hingen harte Würste. Alles angeschrieben: ‚Vom Pfarrer Soundso, am Soundsovieltem. Alles von der Schweizerspende für Kinder.» Edith, Sekretärin bei Probst Heinrich Grüber, brutzelte harte Mettwurst mit Bratkartoffeln. Erwin ass wie lange nicht mehr. «Dann stand Edith auf und kippte den Rest ins Feuer. Vor meinen Augen. In einer Zeit, als alle hunger-ten!»

Drei Tage später robbte er nachts zwischen den Beeten von Hütte zu Hütte, öffnete die Holztüre mit einem Nachschlüssel, packte Lebensmittel in einen Sack. Am nächsten Tag jammerte ihm Edith Neumann vor, Einbrecher seien da gewesen. Scheinheilig riet er, zur Polizei zu gehen. «Konnte sie natürlich nicht, war alles abgezweigt. – Ja, und am Abend verteilte ich in der S-Bahn wunderbare Kekse an lachende Kinder. – War ja 'ne Kinderspende!»

Der Herbst kam. Ein alter Adler-Favorit mit Anhänger wurde angeschafft. Nun schippte er nachts Kohlen, füllte Kartoffelsäcke, lud morgens alles auf, fuhr den ganzen Tag aus und hackte Holz bis in die späte Nacht. Wieder war er Fahrer, nun im Dauereinsatz. Es waren schmutzige Arbeitstage, und samstags freute er sich auf den Gang ins städtische Bad. Das konnte günstiger nicht liegen: vier Häuser weiter in der Atzpodienstrasse. «Eine herrliche Schwimmanstalt.» In neuer Sachlichkeits-Architektur mit Brausen, Wannen, einem Frauen- und Männerbad, Dreimetersprungtür-

men, Sauna, ja einem Sonnenbad auf der Dachterrasse. Überrest sozialen Wohnungsbaus der Zwischenkriegszeit. – Heute ein verfallendes Architekturdenkmal.

Der Vater liess für ihn einen Anbau im Hof mauern. «Aber es brach jemand ein, klaute all die Klamotten, die ich vom Schwarzmarkt hatte, und ich stand wieder mit nichts da.»

Zu Hause blieb es beim Desinteresse und Nicht-Nachfragen zu den vergangenen Jahren des Sohnes. Das Bein heilte nicht aus, aber Rücksichtnahme erschien den Eltern ein Luxus für andere Zeiten. Vater Jöris vereinbarte mit vier Gemüsehändlern deren Fahrten. «Da musste ich um halb vier morgens in die Markthalle. Von der Bezahlung sah er nichts.» Stattdessen zynische Bemerkungen: «,Der Herr Sohn liegt mal wieder mit anderen am Strand.’ – Ich war müde und verhungert, und immer hatte der Vater irgendwas.» Streit war an der Tagesordnung. «,Was mauilst du eigentlich?’», gab der Sohn zurück. «,Bin ich dir hier im Wege? Dann mach deinen Scheiss doch alleine’.»

Aber am Ende fügte er sich in die Zeit, in der vieles ein Geben und Nehmen war. Ein nächtliches Frühstück in der Markthalle, eine zusätzliche Gemüse-Kiste vom Händler, ein Fläschchen Schnaps für Benzinkarten auf dem Amt. «Im Kohlehafen musstest eine Schachtel Stella-Zigaretten liegenlassen. Dann fuhr der Kranführer vorsichtig rein und machte die Schaufel langsam auf. Aber das war den Eltern nicht klarzumachen. ,Wenn der Erwin das Geschäft übernimmt, hiess es immer, ,dann kommt er zu nischt’.»

Vater und Mutter Jöris fieberten um die Gunst der Stunde. «Er wurde Rentner und hätte nicht mehr zu arbeiten brauchen. Aber der Laden war eine Goldgrube und jeden Abend zählten sie ihr Geld. Mir aber gaben sie nichts. Sie hatten ihre Wohnung, ihr Auskommen, ihre Anschaffungen – und ich hatte einen Dreck. Und als ich wegen dem Bein wieder nicht arbeiten konnte, klebte der Alte prompt die Krankenkassen-Marken für diese Tage nicht.»

Von einem Tischler erfuhr der Sohn vom Auftrag für ein Geheimfach im Ladenschrank. Eines Abends schaute er nach. «Lauter Pakete mit 100-Mark-Scheinen in Zeitungspapier.» Er nahm sich Scheine. «Was blieb mir anderes übrig? Gegeben hätten sie mir nie was.»

Und die Hoffnungen auf einen politischen Neuanfang? Die schwanden bei Erwin Jöris. In der *Berliner Zeitung* ~~Xaxxteten~~ die Überschriften nun: «Facharbeiter wollen in die UdSSR», «10 Jahre Sowjetverfassung», «Die Neugestaltung Moskaus», «Die Sowjetunion – ein Land ohne Klassenjustiz». Das kannte er. An freien Abenden drängte er mit in die Versammlungen, hörte die Geschichten alter Freunde. Erwin Schwarz stöberte er in Wilmersdorf auf. Kalischerstrasse 26. Im Hintergrund der Wohnung Käthe Schwarz mit dem zweijährigen Wolfgang. Der früher so stämmige Erwin Schwarz war blass geworden. Er ging an Krücken. Knieschuss im Polenfeldzug, gleich am Anfang. Nach langem Krankenhausaufenthalt hatte man ihn ausgemustert. Später hatte er nur knapp überlebt. In einer Bombennacht war er verschüttet worden. Die Russen hatten Vater Schwarz in den ersten Nachkriegswochen abgeholt. Seitdem war er verschollen. «Der war ein strammer Deutschnationaler, aber kein Nazi, sonst hätte er doch nie beide Söhne zu den Kommunisten gelassen.» Erwin Jöris erinnert sich nicht mehr an ihre Gespräche, aber es ging sicherlich auch um sowjetische Besatzungspolitik. Schwarz war froh, dass er im Westteil der Stadt wohnte.

Noch im Dezember 1946 bestätigte Jöris für ihn einen OdF-Antrag mit: «Verantwortlich: Erwin Jöris, Atzpodienstrasse 1, Mitglied der SED, Stadtbezirk Lichtenberg Süd». Ein halbes Jahr später, im Mai 1947, schien Jöris Unterstützung in eigener Sache für geraten. Auf jeden Fall schickte er Erwin Schwarz – und nicht einen seiner drei angegebenen Zeugen – zu einer Vorladung des Bezirksausschusses wegen Jöris' OdF-Antrags. Schwarz bestätigte alle Angaben gegenüber den drei Beisitzern. Aber Jöris selber blieb aus. Auch beim dritten Aufgebot vier Monate später. «Da der Antragsteller trotz mehrmaligen Vorladens nicht erscheint», notierte die Kommission, «betrachten wir den Antrag als erledigt.»

Anders als bei Erwin Schwarz war es bei Kurt Seefeld. «Kurt hatte Hoffnungen auf die Besatzungszone. Da mied ich die Themen.» Dafür floss russischer Wodka, «obwohl er oft Magenschmerzen hatte und schwer krank war.» Und dann die Nachricht: Krankenhaus, Magendurchbruch. Erwin tröstete Herta, nahm den 8-jährigen Lothar mit in die Klinik. Anfang September

1947 starb Kurt Seefeld. 33 Jahre. «Für den Sarg verschob ich einen Sack Kartoffeln auf dem Schwarzmarkt, ansonsten wurde man in der Tüte beerdigt. Auf dem Zentralfriedhof war es fast wie früher. Alle Überlebenden der Gruppe Zentrum kamen» – wie bei den Beerdigungen von Rudi Toffel, Gustav Zahnke, Georg Karkowski. Nur Erwin Schwarz und Rudi Hase fehlten.

In den Wochen nach Kurt Seefelds Tod verzweifelte Herta. Sie schaffte die Akkord-Arbeit als Näherin nicht mehr und zog in die Pettenkofenstrasse 11 zu ihren Eltern. Zwei Monate später stellte sie einen Antrag als Witwe eines Opfers des Faschismus. Erwin Jöris verfasste eine Bestätigung zu allen Angaben – diesmal ohne Hinweis auf seine SED-Mitgliedschaft und ohne «sozialistischen Gruss». Der Antrag wurde abgelehnt.

Der sich formierende Staat schusterte sich seine zerrissene Gesellschaft unter dem antifaschistischen Gründungsmythos zusammen. Keine Fragen zu den nach 1933 übergelaufenen Kommunisten, zum Verrat, zum Hitler-Stalin-Pakt, zum Versagen der Parteiführung, zu den «Roten Kapos» in den Konzentrationslagern. Zur Staatsidentität wurde die Verklärung von Widerstand und heroischem Leiden in jenen Jahren, die in Tat und Wahrheit wenig Raum für ein moralisches Bestehen gelassen hatten.

Auf der Strasse begegnete ihm Erich Wichmann. Sie kannten sich aus der weltlichen Schule, waren beide 1928 in den KJVD eingetreten. Wichmann war ein grosser Sportler gewesen, befreundet mit dem Ringer Werner Seelenbinder. Auch Erwin Jöris hatte Seelenbinder noch gekannt. 1936 war er bei den Olympischen Spielen Vierter geworden. Die Nazis hatten ihn später mit dem Fallbeil hingerichtet. Bei einem ihrer Treffen erzählte Erich zuerst zögerlich, dann immer aufgebracht davon. Nach der Gleichschaltung hatte die KPD-Leitung sie beauftragt, im Nazisportverein «Record» eine Zelle zu bilden. Im Februar 1942 gingen sie hoch. Verraten. Im Gefängnishof des Zuchthauses Brandenburg-Görden sah Wichmann Seelenbinder zum letzten Mal. Damals habe er erzählt, dass jemand ihm vor der Verhaftung gedroht habe: «,Wenn ihr mit der Illegalenarbeit hier im Sport-

club weitermacht, lass ich euch hochgehen.'» Das war Klaus Schütze gewesen, damals in der Lichtenberger Bezirksverwaltung, nun Dezernent für Ernährung. Wichmann habe ihn nach der Befreiung sofort beim Parteigericht verklagt, aber während des Prozesses seien «Zeugen» aufgeboten worden, die – da war sich Wichmann sicher – Schütze mit Nahrungsmitteln bestach. Wichmann sei verurteilt worden, über die Angelegenheit zu schweigen. Jöris staunte: «Und du hältst dich daran?» – ‚Ja, was soll ich machen?‘»

Die Akten zu dem Prozess sind nicht mehr ausfindig zu machen. Zum Stichwort Werner Seelenbinder beinhalten die Archive nur Aufnahmen der Werner-Seelenbinder-Halle, in der die SED ihre Parteitage feierte, in Erinnerung an den mythischen Kämpfer, der den Faschisten zum Opfer fiel. Inzwischen ist sie abgerissen.

Andere ehemalige Jungkommunisten, nun arbeitslos, traf er im Schwimmbad. «Komm wieder zu den Versammlungen. Wir brauchen so'ne Leute wie dich. Die Nazis kommen rein, und wir müssen die überstimmen'.» Im August 1947 erliess die Sowjetische Militäradministration den Befehl Nr. 201 – Abschluss der Entnazifizierung. Wieder als erste Besatzungsmacht. Nun ging es nicht mehr nur um «Unterstützung», sondern «nominelle» Nazis bekamen ihr aktives und passives Wahlrecht wieder. «Und nun lief mancher von den Alten auch noch mit dem SED-Parteibombel rum. Wenn man auf öffentliche Dienststellen kam, sassen sie da oder standen als Kandidaten auf Einheitslisten. – So wie die Kommunisten Nazis geworden waren, wurden nun die Nazis Kommunisten.»

Ende 1950 waren knapp 200.000 ehemalige Offiziere, NSDAP-Mitglieder oder Angehörige einer ihrer Formationen in der SED. Sie wurde zur Partei mit dem höchsten Anteil ehemaliger NSDAP-Genossen. Mehr als acht Prozent. Von der wohlwollenden Aufnahme erhoffte man sich Loyalität für den Staatsaufbau. Die einstigen Opfer des Faschismus, die sich daran stiessen, galten als Störenfriede.

Auch Jöris konnte sich mit dieser Pragmatik nie anfreunden. «Und während die einen umworben wurden, beschuldigte man andere als ‚Trotzkisten‘, ‚Sektierer‘, ‚Ultralinke‘.» Und das war die Mehrheit der alten Kommunisten. Sie waren Jahre im Untergrund auf sich gestellt gewesen, ohne

Parteiführung, ohne Indoktrination von absurden Parteitagsbeschlüssen. Der Befehlston der Moskauer Apparatschiks, die schon lange keinen Kontakt mehr zur Parteibasis hatten, kam bei ihnen schlecht an. «Wer hatte denn die ganze Zeit durchgehalten? Diese Fritzen sassen doch im sicheren Moskau.»

218 jener Sowjetunion-Emigranten sollen bis 1947 in die Sowjetische Zone gekommen sein, die meisten nach Berlin. Teils ehrliche Kämpfer, hatte man sie über die Jahre zu missbrauchten Erfüllungsgehilfen gemacht. Nun bildeten sie das Grundferment einer neuen sowjetisch-deutschen Kommandokaste, durchsetzt mit stalinistischen Alles-Wissern, die schnell hohe und höchste Posten besetzten. Mit ihren herablassenden Antworten, ihren Phrasen, der rüden, auf Unterwerfung geeichten Art und den gross-spürigen Lebensgewohnheiten, kopiert bei den «Freunden» in der sowjetischen Militärverwaltung, stiessen sie viele vor den Kopf. Die Sowjetische Militärverwaltung rügte die «Sektierer» der alten KPD, und der säuberungserprobte Ulbricht war eilfertig wie eh und je.

«Als sie dann noch die, die so viel Dreck am Stecken hatten, in die Partei aufnahmen, da hatte mancher die Schnauze voll und wandte sich ab.» 1947 gab es monatlich an die 50 Parteiaustritte in Lichtenberg.

«Von der Sowjetunion lernen, heisst siegen lernen.» Aber was war in der Sowjetunion gewesen? Was war mit den grossen Säuberungen, mit all den deutschen Genossen, die nicht mehr zurückgekommen waren? Inmitten des Aufbaus, den Verheissungen der neuen Zeit, war nichts darüber zu erfahren. Von der Parteispitze hatten nur drei Männer die Sowjetunion überlebt: Wilhelm Florin, Wilhelm Pieck und Walter Ulbricht. Dieser Politbürorest sang im Chor der anderen Rückkehrer propagandistische Loblieder oder schwieg – aus Verdrängung, der Karrieren wegen, oder aus Scham über den eigenen Verrat, ohne den diese Jahre nicht zu überleben gewesen waren. Mit jenen, die später noch aus den Lagern zurückkamen, mutierten sie zu «Menschen ohne Vergangenheit», «Lästigen Zeugen» einer «Verschwörung des Schweigens», dessen Traumagrund zum Politikfundament des neuen Staates wurde.

«Langsam sahen die alten KPD-Leute, welches Spiel Pieck und Ulbricht da trieben und erinnerten sich. Leute, die nach meiner Rückkehr aus Sowjetrußland einen Bogen um mich gemacht hatten, wollten plötzlich reden. ‚Du, was hältst du denn davon?‘ Aber Jöris wehrte ab. «,Darüber spreche ich nicht.‘» Doch ganz so sprachlos war er nicht. «Sie rückten mir richtig auf die Pelle. Manchmal war die ganze Bude voll. Und da wurde geredet und geredet. Na, und ich erzählte von Moskau. Oder ich stichelte über den Zusammenschluss von SPD und KPD. ‚Hoffentlich werden auf der einen Seite nicht immer weniger, dass die andern nachher alleine sind.‘» – «Und als alle gegangen waren, fragte ich mich oft: ‚Mensch, hast du nicht zu viel gesagt?‘»

Jöris war bekannt für sein lockeres Mundwerk. «Wir hatten kein Telefon. Daher musste ich öfters zu Heinrich. Das war ein Geschäftsmann, dem das Grundstück des Kohlengeschäfts gehörte, ein Schornsteinmauerer. Wenn ich hinkam, sagte ich zu den Sekretärinnen: ‚Na, Genossinnen, ich komme direkt von der Kreisleitung und will mal telefonieren.‘»

Bald war es nicht nur die Berliner Schnauze, die sich Luft machte, sondern auch die harte Arbeit, der Hunger, die Stimmung in der Familie, die politische Enttäuschung. Schnell geriet er in Auseinandersetzungen. Bei Speckmann, in der Eisdiele von gegenüber, sprach ihn die Frau von Stadtrat Paul Wolff an. Es ging um ein SED-Volksbegehren. «Wer im Westen einkauft, ist ein Lump!», hatte Jöris sie ein paar Tage zuvor in einer Versammlung wettern hören – und dann in einer Kreuzberger Markthalle gesehen. «,Ach, die Menschen verstehen doch nicht, worum es da geht!», versuchte er sie loszuwerden. «Wenn die Menschen mal begreifen!», ereiferte sie sich, «*was* notwendig ist, werden sie auch *das* begreifen! – Wenn die *wirklich* mal begreifen!», rutschte ihm raus, «,dann ist es schon zu spät.‘»

So etwas passierte ihm immer öfter. «Als ich mal mit dem Sohn eines SED-Mannes redete, fing der vom Sieg über die Nazis an, und was das jetzt für ein grosser Neuanfang wäre. Der hörte gar nicht mehr auf. Und irgendwann langte es mir: ‚Na, schau dich doch mal um, was hat sich denn hier geändert?‘»

Das sprach sich rum. «,Mensch, mit dir sehe ich schwarz’», meinte der Sohn des ehemaligen Kohलगrosshändlers Rausch aus der Pfarrstrasse. Sie kannten sich aus der Schule. «,Wenn man dich so sprechen hört – das darf gar keiner von denen hören. Da bist du gleich futsch’.» Auch sein Vater, einst unter den Nazis so gar nicht kleinlaut, warnte ihn: «,Hast du keine Angst, wenn du so redest?’ – ,Einer muss ja reden, wenn ihr alle die Schnauze haltet’.»

Bei den Interviews zu dieser Zeit überkamen mich Zweifel, ob das Sallopp-Offensive nicht eine nachträgliche Zurechtlegung von Jöris war. 2008 traf ich den 87-jährigen Hans Lange. Erwin Jöris, eine Frau und er seien die Einzigen aus der Atzpodienstrasse, die noch lebten, erzählte er mir in seinem Plattenbau-Wohnzimmer. Damals war er 25, seine Familie wohnten schräg gegenüber vom Kohleladen und er kannte den mittleren Jöris gut. Ohne jede Vorgabe meinerseits erzählte er als Erstes: «Der Erwin – das war ein Haudegen. Ein Draufgänger, der den Mund nicht halten konnte. Der schimpfte über alles. So sehr, dass ich mal zu ihm sagte: Pass auf, sonst holen sie dich noch ab.» Und seine Antwort? «Ich lass mir von niemand den Mund verbieten.»

Und im Hause Jöris? Bruder Alfred hoffte mehr denn je auf die SED. Da war er sich mit den Eltern einig. Gegenüber Erwin breitete sich ein Misstrauen aus. «Wenn ich raufgekommen bin, wurden alle still. Da wusste ich, die zogen wieder über mich her.» Auf einmal stand wieder im Raum, was nie wirklich zwischen ihnen geklärt worden war: Vielleicht war Erwin doch selber schuld an seiner Verhaftung in Moskau? Auch in anderen Familien gab es diesen Zwiespalt. Immer wieder wurden ausgewiesene Emigranten von Verwandten denunziert. Die Eltern, Alfred und seine Frau trafen sich wieder regelmässig mit Emil Albrecht und dessen Frau Rose. Albrecht war wieder Kassierer bei der KPD Friedrichshain geworden und nun aktiv in der SED. «Einmal stand ich vor einer Zeitungsbude am Schlesischen Bahnhof. Ich wusste nicht, dass es Albrechts Laden war, und las die Schlagzeilen des *Neuen Deutschland*. Da lehnte er in der Ladentür und meinte: ,Kannst ruhig eine kaufen’. Und ich sagte unvorsichtigerweise: ,Behalt deinen Roten Völkischen Beobachten, und ging weiter.»

Kontinentalriss 1948: Berlin driftete auseinander. Im Westen gab es Care-Pakete, die Währungsreform, über Nacht volle Läden und viel Räucherfisch. Im Osten einen zweiten Senat, leere Ladenregale, die Ostmark und die Ami-Zigarette als Tauscheinheit. «Meine Mutter ging los und kam mit grossen Taschen wieder.» Müdes im Osten, vibrierend Neues im Westen. Ab Juni das Tag- und Nachtbrummen der Rosinenbomber im An- und Abflug von Tempelhof, Tegel und Gatow. Im Zwei-Minuten-Takt Nahrungsmittel und Medikamente statt Bomben. «Im Osten hiess es: ‚Die können doch auch hier einkaufen‘. Dabei gab es gar nichts. Und die Amerikaner sicherten ihren Stützpunkt.»

Totalentzweigung einstiger Alliiertes. Im Westen die grösste nichtkriegerische Luftfahrtoperation der Geschichte. Tausend Landungen in 24 Stunden. Im Osten die grössten Reparationsleistungen im 20. Jahrhundert. Allein in Sachsen wurde mehr Industrie demontiert als in den drei Westzonen zusammen. «Beim Kraftwerk Rummelsburg transportierten sie fünf Turbinen ab. Und später kam als grosse Gabe der befreundeten Sowjetunion eine zurück.» 30% der Industriekapazität von 1944 gingen so verloren. 14 Millionen Dollar im Wert von 1938 – das war viel und doch immer noch lächerlich im Vergleich zu den 128 Milliarden Dollar Kriegsschäden der Sowjetunion.

Im Westen Oberbürgermeister Ernst Reuter: «Schaut auf diese Stadt!» Im Osten Friedrich Ebert, Reichspräsidenten-Sohn und Spandau-Mitgefangener von Erwin Jöris, der vom bolschewistischen Bekenntnis redete.

Und politisch? «Sie liessen die Maske fallen. Statt der Bilder von Marx und Bebel hingen nun Lenin und Stalin am Parteigebäude. Und vom Parteivorstand blieb nichts übrig. Abgehauen, verschleppt, weggedrängt. Alles wie vermutet. Ich hätte nur nicht gedacht, dass es so schnell geht.»

Tatsächlich hielten sich von den 14 ZK-Mitgliedern nur vier. Die anderen wurden «entlarvt», degradiert, aus der Partei ausgestossen. «Im Januar 1949 hiess es dann gross: die ‚Partei neuen Typs‘». Ulbricht sprach vom

neuen 7:2 Verhältnis zwischen KPD und SPD und nötigen «Parteisäuberungen». «Ein paar blieben übrig in der Parteileitung. Und der Rest war auf dem Weg nach Sibirien.»

Karrieristen bestimmten das Feld. Jöris hörte Reden, las Aufrufe und ärgerte sich auf Versammlungen. «Viele, die vorher immer gekniffen hatten, wurden auf einmal frech. Wenn sie keinen Widerstand geleistet haben, war das o.k. Aber dann mussten sie auch nachher nicht so das Maul aufreissen.»

Und die anderen Parteien? «Die spielten alle auf der SED-Pauke. Wenn man den *Morgen* von der LDP oder eine Zeitung von den anderen Parteien las, konnte man auch gleich das *Neue Deutschland* nehmen.»

Das Verstaatlichungsprogramm wurde in Riesenschritten umgesetzt. Die grossen Höfe enteignet. Das hatten sie im KJVD und der KPD jahrelang gefordert. Aber die Ernten der neuen Kleinbauern waren mager. Auch die Baubranche und die Fabriken in «sozialistischer Hand» lagen flach. Und noch immer brummt die Silbervögel, als der erste Laden der staatlichen Handelsorganisation, der HO, in der Frankfurter Allee öffnete. Einkauf ohne Karten, für hohe, aber niedrigere Preise als auf dem Schwarzmarkt, eine Möglichkeit für wenige. Alles Private, egal ob Verlage, Geschäfte, Gaststätten, kleine Werkstätten, bekamen Preisvorschriften, magerer Warenteilungen und höhere Steuern. Es kam, was kommen sollte: das Ende zahlloser Kleinunternehmen in Handel und Gewerbe mit anschließender Übernahme durch die HO. Als im Mai 1949 nach 200.000 Flügen der Himmel über Berlin schwieg, war jeder dritte kleine Laden «sozialistisch». «Ehemalige Besitzer konnten als Verwalter bleiben. ‚Ab heute sind Sie Angestellter. Das Geschäft übernehmen wir‘, hiess das immer. Aber als Verwalter im Kohleladen habe ich mich nicht gesehen.»

Machtdurchschlag

Das Ende der Unruhe Im strömenden Regen stand sie im Frühling 1947 an der Strassenbahnhaltestelle. Ob er sie mitnehmen könne?, hatte er damals aus dem Fenster seines klapprigen Lastwagens gefragt. Nass war sie in die Führerkabine geklettert. Schwarze Haare, auffallende Wangenknochen, eine Arbeitsschürze über dem ausgebleichenen Kleid. Sie müsse nach Marzahn, Gärtnerarbeit beim Bauern Filter. Ein Gespräch über den Motorenlärm und den Regen. Wohnen, Arbeit, Andeutungen der eigenen Geschichte. «Als sie hörte, dass ich Möbelschreiner war, erzählte sie was von einem kaputten Tisch in ihrer Wohnung.» An einem der nächsten Abende stand er vor der Zimmertür, Ecke Wagner-/Siegfriedstrasse, eine Querstrasse vom Kohleladen entfernt. Im trüben Lichtschein sassen da zwei Kinder. Sie plauderten, und nachher reparierte er den wackeligen Tisch, an dem sie gesessen hatten. Zum Abschied: Man könne doch mal ins Kino gehen. Das war keine leere Floskel. Beide wollten. Kurz darauf sassen sie in den zerschissenen Sitzen. Welcher Film es war, weiss Erwin Jöris nicht mehr. Aber für beide war es der erste Kinobesuch seit Jahren. Für Erwin vielleicht sogar das erste Mal seit Moskau 1934.

Gerda Schütze 32 Jahre, Erwin Jöris 35. Sie war Flüchtling, wie so viele im damaligen Berlin. Von einem stattlichen Hof mit 100 Morgen Land direkt an der Warthe bei Landsberg, dem heutigen Gorzów Wielkopolski, östlich von Küstrin. Den hatte sie früher selber geführt. Der Vater war vor und die Mutter während des Krieges gestorben. Auch die Schwester. Deren fünf Kinder wurden ab da ihre. Zusammen mit dem Stiefvater kümmerte sie sich um Kühe, Schweine, zwei Pferde, den Gemüsegarten, die Heuernte, das Obst. Harte Arbeit. Dann kam die russische Armee und machte den Hof zu einem regionalen Stützpunkt. Alle im Dorf und auf dem Hof wurden vertrieben, nur Gerda sollte als Köchin Weiterarbeiten. Sie bestand darauf, dass die zwei Jüngsten bei ihr blieben, Wilfried und Dietmar. «Das Haus war voller einquartierter Soldaten, das war kein Ort für eine junge Frau», erzählt sie im Interview. Kochen für alle. Um Mitternacht ins Bett, um vier



378 (Abb. 38) die 28-jährige Gerda Schütze, 1944

Uhr morgens Brot backen. War etwas mit dem Essen, lag «Sabotage» in der Luft. Ein halbes Jahr später zogen die Russen über die verschneite Strasse ab. Dafür kamen umgesiedelte Polen. Auch Gerda Schulze packte. Da blieb nicht viel. Oben auf dem Schlitten sassen die beiden Jungen, ein letzter Blick auf den grossen Hof. Nur «Pfiffi», der Hund, kam mit. In Berlin war sie eine der 1,5 Millionen angeschwemmten Flüchtlinge. Verängstigt, erschöpft, fast erfroren im Kältewinter 1946/47. Ihre Geschichte interessierte nicht. Jeder Vierte hatte die gleiche. Sie kam in eines der 59 Durchgangslager, in eines der 50.000 Notbetten. Wohin nun? Die Zuzugsbedingungen waren rigide. Auch Frauen, Kinder und Alte mussten weiter. 12 Millionen waren auf der Flucht. Jeder Dritte von ihnen blieb in der «Zone». Gerda hatte Glück. Sie bekam ein Zimmer in der Wohnung eines geflüchteten Nazis zugewiesen. In jedem Raum hauste eine Flüchtlingsfamilie. In der Strasse konnte das Blumengeschäft Schneider eine Aushilfe brauchen. Bauer Filter jemanden in der Gärtnerei. Sie verstand etwas von Blumen und Gemüse.

Wie ist eine Liebe im Frühling 1947 in Trümmerberlin? Die Auskünfte von Erwin Jöris sind karg. «Sie war von auswärts gekommen, hatte nichts, ich hatte nichts. Und so was passt immer zusammen.» Nichts haben, aufeinander hoffen. Doch zuerst waren da wohl die schmunzelnden Blicke ihrer Kolleginnen, wenn er Gemüse brachte und immer länger blieb. Ein erster Spaziergang an der Spree. Die wackligen Stühle im Zenner. Gab es schon wieder Ruderboote? Ihr Lachen im Sonnenuntergang. Seine kleinen Geschenke vom Schwarzmarkt. Die Sorgen wegen der Kinder. Ihr Schreck, wenn er von seinem Bein erzählte. Seine Cordhose, die alten Schuhe, das von der Kriegsgefangenschaft gezeichnete Gesicht. Ein kantiger Mann, ein grosser, einer zum Anlehnen. Ohne Geschichten von früher, ohne Politik, davon erzählte er nicht. Aber mit Witz, Sprüchen, einer Sachlichkeit, hinter der er sich vielleicht auch ein wenig verbarg. Ein Frühling auf neuem Terrain.

Aber auch hier stiess er auf Familien-Widerstand. Mutter Jöris wollte die Nachbarstocher der Laube, Edith Neumann. «,Wenn du die heiratest, kann der Zaun weg.’ – ‚Ich heirate kein Grundstück’.» Und Gerda? «,Was

willste denn mit der, die hat doch nichts'. – ,Vergiss mal nicht, dass du auch nur mit einem Persilkasten aus den Masuren gekommen bist.'»

Nie wurde in Berlin so schnell geheiratet wie 1948. Nicht vorher, nicht nachher. 20.000 Hochzeiten. Genauso schnell wurde aber auch geschieden: 15.363 Mal. Die hastig geschlossenen Kriegsehen überdauerten den Frieden nicht.

Auch Jöris war entschlossen. Aber in den kleinen Kemenaten war kein Leben zu zweit möglich. Eine Nachbarin bot ihm eine Wohnung in ihrem Haus an. Die Aussenwand müsse man hochziehen. Sie war weggebombt. Dann könnten sie zur Miete wohnen. «Wir brauchten 1.000 Reichsmark.» Gespräche mit dem Vater, Verhandlungen, Bitten. Aber der blieb hart. «Ich repariere doch nicht die Häuser von anderen'.» Und die Mutter? «,Dann habt ihr ja eine Wohnung mit Balkon'.»

Waldemar war Anfang des Jahres 1949 aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft in Italien zurückgekehrt. Mit Irma wohnte er nun an der Ecke Frankfurter Allee/Samariterstrasse. Ihnen halfen die Eltern – so zumindest erlebte es der Bruder. Der hauste noch immer in seiner kleinen Bude. Gerda mit den Kindern in einer «Kochstube» auf der Frankfurter Allee. Die hatte er besorgt.

Zwei Jahre. Zwei Jahre abendliche Gespräche über Zukunft, Heiraten, eine gemeinsame Existenz. Vielleicht Familie. Dann wurde ein Zimmer gegenüber dem Kohleplatz frei. Erwin drängte, Gerda zögerte. Und die Kinder?

Der 16. August 1949 war ein sonniger Tag. Das kriegsbeschädigte Rathaus war wieder in Funktion, mit der Abteilung Standesamt. Erwin hatte in den Räumen 1932 einmal eine Versammlung «gesprengt». Nun wurde nichts gesprengt, sondern zugehört. Ein kurzer Text. Und schon waren sie verheiratet. «Keine Feier, nichts. Nur nachher ein Photo.» «Ich hatte einen abgeschnittenen Mantel von einem Onkel als Jacke an.»

«Also zogen wir zusammen in die Atzpodienstrasse Nr. 48.» Ein grosses Zimmer, im zweiten Stock, zur Untermiete beim 80-jährigen Schneider Blume. «Nette, hilfsbedürftige Leute. Ich heizte ihre Zimmer mit Kohlen.» Die ganze Wohnung kostete 44 Mark Miete. Sie zahlten 40 Mark für das



(Abb. 39) Hochzeit Erwin und Gerda Jöris, Rathaus Lichtenberg,
16. August 1949

Zimmer. «Was sollte man machen?» Aus dem Fenster sah er auf den Kohlenplatz, zum Wohnungsaufgang der Eltern, daneben, gleich beim Schwimmbad, war Alfreds und Ellis Wohnung. Für die Kinder blieb nur das Waisenhaus in Rummelsburg. Eine schwere Entscheidung für Gerda.

«Mein Vater lockte sie ins Geschäft mit der Aussicht, dass wir den Laden und das Grundstück in Kaulsdorf erben würden.» Die Brüder wollten das Geschäft nicht. «Er wickelte sie ein, versprach ihr alles», und liess sie im Glauben, ihren Lohn bekäme Erwin. «Eines Tages sagte sie zu mir: ‚Kannst du mir mal was von meinem Geld geben?’ – ‚Wieso *dein* Geld?’ – ‚Ja, wie viel gibt er dir denn für mich?’ – ‚Frag ihn mal!’ Gar nichts gab der.»

Aber der Laden war eine Hoffnung, der Boden für eine Existenz. Und so packte sie zu, war hilfsbereit, nahm Anteil, ertrug die Zurückhaltung der Mutter und die Stimmungen des Vaters. «Nie verkrachte sie sich mit ihm. Sie war nicht der Typ dazu. Das war auch ein bisschen meine Schuld. Ich habe ihr den ganzen Krach nicht erzählt. Nur manchmal hat sie sich gewundert, dass ich so missgestimmt war.»

Es sind keine Erzählzeiten. Zähne zusammenbeissen und durch. Dennoch: Das Ausgemergelte verschwand aus Erwin Jöris' Gesicht. Von Monat zu Monat schien er jünger zu werden. Sein Bein tat nur noch selten weh. Abends nähte sie Kleider für die Kinder. Am Sonntag holte er die beiden aus dem Waisenhaus. Wenn der Vater aufhörte, würden sie sich eine eigene Existenz aufbauen.

Er werde Waldemar den Lastwagen geben, erklärte Vater Jöris eines Tages. Der wolle ein Fuhrunternehmen aufmachen. Das war der letzte Tropfen in einem übervollen Fass. Erwin Jöris explodierte. «Ich arbeitete bis tief in die Nacht, wurde zu nichts gefragt und sollte nun noch die Kohlen mit dem Leiterwagen ausfahren. Alles habe ich ihm vom Tisch gefegt. Bin zu Gerda oben in die Bude gegangen. ‚Ich hab Schluss gemacht. Der soll mich jetzt kreuzweise’.» Am nächsten Tag fuhr er nach Berlin rein und liess sich den ganzen Tag nicht sehen. Erst als es dunkel war, kam er wieder und war am nächsten Tag direkt wieder weg. Gerda redete auf ihn ein. «‚Mach doch keinen Quatsch. Ihr seid alle beide nervös’.» Sie redete und redete. Und

dann stand der Vater nachts vor der Wohnungstür. «Die Lastwagensache machte er rückgängig. Aber grün waren wir uns nicht mehr. Das war vorbei.»

Was der Sohn nicht wusste: Nie hätte er den Laden bekommen. Schon Anfang 1949 hatte Vater Jöris in seinem Testament festgehalten: «,Im Falle meines Todes erbt meine Frau alles.’»

Staatsverdrängung Zwei Monate nach der Hochzeit, im Oktober 1949, wurde die Deutsche Demokratische Republik gegründet. Ein Nicht-Ereignis in den vielen Interviews mit Erwin Jöris. Die Moskauer Führung hatte die Hoffnung aufgegeben, ihren Einfluss auf ganz Deutschland auszudehnen.

Die Silvesternacht 1949/50 feierte die Familie in der Wohnung von Waldemar und Irma. Ein Eckhaus an der Trümmerallee, die eine Woche zuvor in Stalinallee umbenannt worden war. Jöris stand in der kalten Nacht auf dem Balkon. Hinter ihm Geschirrkloppern, bescheidene Vorbereitungen. Im Dunkeln Ruinengrundstücke, ein riesiger Trümmerberg. Auf der anderen Strassenseite hatte Rudi Toffel gelegen. 1931. Erschossen bei einer Demonstration gegen einen Krieg, der nun schon vier Jahre zurücklag. «Man sah die Löcher noch.» Die Einschüsse im Hauseingang waren von damals. Zwei Stockwerke höher feierten sie. Auf einmal stand Alfred hinter ihm. «,Und? Was wünschst du dir für das nächste Jahr?’ – ‚Dass die Verbrecherbande hier endgültig verschwindet’. – ‚Mit dir sehe ich schwarz’.»

Aber nicht die Regierung, sondern die Leute verschwanden. Weinend stand die Frau von Schornsteinmaurer Heinrich im Kohleladen. Ihr Mann sei zum Mittagessen gegangen und seitdem verschwunden. Tagelang lief sie zu den Behörden, wartete vor Gefängniseingängen – bis sie ihn fand. Mit Heinrich hatte sich Erwin oft unterhalten. «Der war unpolitisch.» Als er kurze Zeit später freigelassen wurde, stand am Abend schon ein alter Möbelwagen vor der Tür. Am nächsten Tag waren sie weg. «Abgehauen in den Westen.»

Frau Schulzig, die Nachbarin auf ihrem Stock, hatte nicht so viel Glück. 1947 war ihr Mann, «Rangiermeister» am Bahnhof Lichtenberg und früher NSDAP-Mitglied, in die Sowjetische Kommandantur in der Schottstrasse

bestellt worden. Seitdem war er verschwunden. «Immer wieder fing sie damit an. ‚Ich weiss nicht, wo er ist. Ich weiss es nicht.‘» Erwin versuchte zu trösten, sprach Mut zu. «Aber er tauchte nicht mehr auf.»

Auf dem Amt traf er den gross gewachsenen Herbert Langer, seinen Schulfreund von der weltlichen Schule, nun Schalterbeamter. Sie waren zusammen in der KPD gewesen. Früher war Jöris oft bei der Familie in der Möllendorffstrasse 31 zu Gast gewesen. Als er Herbert nach seinem Vater fragte, sagte der nur: «‚Verschwunden.‘»

1946 verschwanden 3439 Berliner unter ungeklärten Umständen, 1947 2586. Meist waren es Verhaftungen und Entführungen in den Osten. Befragt dazu, meinte Hans Lange 2008: «Man bekam es mit, aber es war kein Thema.» Sowjetische Geheimniskrämerei, Angst, Wut, Lähmung. Und Jöris? «Die Leute hatten sich daran gewöhnt, dass es passierte. Alle schwiegen. ‚Man müsse sich vorsehen‘, wurde getuschelt. Wenn ich mich aufregte, hiess es nur: ‚Kümmere dich doch nicht drum.‘»

Über das Wohin gab es viele Gerüchte. Aufbauarbeiten im Osten, Lager, Erschiessungen. Wohl auch Gefängnis. Zwei Strassen weiter, zwischen Magdalenen- und Alfredstrasse, fuhren immer sowjetische Kastenwagen in den Hof der alten Haftanstalt neben dem königlichen Amtsgericht. Bis 1945 waren hier Jugendliche und Frauen inhaftiert. Nun waren die Zellenfenster mit hohen Stahlblenden abgedeckt. Im daneben liegenden Wohnhaus sah man russische Offiziere ein- und ausgehen. Jenes Nebenhause, über das Erich Honecker im März 1945 hatte fliehen können – und sich merkwürdigerweise später wieder stellte.

Und die Lager? «Eine Tante erzählte von einem Verwandten in Weesow, auf halbem Weg nach Frankfurt Oder. Dort sollte es eines geben.» Mehr wusste Jöris damals nicht.

Das ist erstaunlich, weil die Lager in Westberlin ein ständiges, öffentliches Thema waren. Das «Internierungslager Nr. 7» in Weesow existierte damals schon lange nicht mehr. In den fünf Monaten nach dem Krieg war es ein Stacheldrahtzaun um ein paar Höfe, samt vier Wachtürmen. 15.000 Häftlinge schleuste man hier durch. In Zeitzeugenberichten ist von Mas-

sengräbern die Rede. Weesow war eines von insgesamt elf «Speziallagern», wie sie im Dienstjargon des NKWD/MWD hiessen. Zu dieser Zeit existierten noch die letzten drei, standen jedoch auch vor der Schliessung. Errichtet wurden sie unmittelbar nach Kriegsende, teilweise auf dem Gelände ehemaliger Konzentrationslager. Die Häftlinge: Zivilisten, ehemalige Wehrmachtsangehörige, NSDAP-Mitglieder, «Amtswalter der NSDAP», beschuldigt der Verbrechen gegen die Menschlichkeit oder Kriegsverbrechen, «möglicherweise gefährliche Deutsche» – oft auch Opfer von Denunziationen. Der Zweck: Sicherungsverwahrung, abgestützt durch die Direktive Nr. 38 des Alliierten Kontrollrates und des Potsdamer Abkommens, wonach zur Entnazifizierung und Entmilitarisierung Lager errichtet werden durften – Lager, die es auch bei den Westalliierten gab. Nur im Osten wurde daraus bald ein Instrument der Diktatur-Durchsetzung. «Klassenfeinde» isolieren, tatsächlichen und phantasierten Widerstand brechen. «Bürgerliche Eliten» sollten ausgeschaltet werden: Staatsbeamte, Verwaltungsangestellte, Richter, Polizeiangehörige, Rechtsanwälte, Lehrer, Journalisten, Ärzte, Wissenschaftler und Intellektuelle, Unternehmer, Fabrikanten und Junker». Darunter waren auch Leute, die schon vor 1945 in Lagern gelitten hatten. 150.000 Häftlinge kamen in diesen deutschen Ableger des sowjetischen Gulags, die meisten ohne Urteil, also auch ohne Schuldprüfung. Im offiziellen Abschlussbericht der «Abteilung Speziallager» von 1950 ist von 42.889 Toten die Rede: 36 Prozent. Hunger, Krankheit, katastrophale Verhältnisse. Als die russische Militäradministration 1948 einen Arbeits-Ersatz für 20.000 entlassene deutsche Kriegsgefangene aus der Sowjetunion suchte, fand sie in allen Speziallagern nur 4.000 Arbeitsfähige zur Deportation. Ein Drittel aller Häftlinge wurde entlassen. Oft «nominelle» Nazis. Opponenten des neuen Regimes blieben. 25.000 der Inhaftierten wurden nach Russland deportiert. 28.000 im Herbst 1948 in die grossen Internierungslager Bautzen, Sachsenhausen und Buchenwald konzentriert. Als im Februar 1950 auch diese Lager geschlossen wurden, kam die Hälfte der Überlebenden frei. Die anderen kamen in DDR-Gefängnisse.

«Genosse Jöris, ich muss eine Charakteristik über Sie schreiben'», sprach ihn der SED-Strassenzellenleiter der Atzpodienstrasse, ein Kunde, an. Die ehrenamtlichen Haus-, Strassen- und Blockvertrauensleute, einst Trümmerverwaltung, waren längst zum Garanten für die «mittelbare politische Durchdringung» der Bevölkerung mutiert. Die Alliierten hatten das System schon im August 1945 verboten. Es erinnerte zu sehr an die «Nazimethoden». «Aber Sie kennen mich doch gar nicht.' – ‚Hab' mich erkundigt. Sie sind ein überdurchschnittlicher Mensch.'» Jöris Ruf schien nicht schlecht zu sein, aber in der Politführung war man auf ihn aufmerksam geworden.

Frühling 1950: Jemand wusste, dass Rudi Hase in Charlottenburg sein sollte. Jöris machte sich auf die Suche. Ihre erste Begegnung war im Nieselregen vor dem Zoo. Ein Händedruck vor dem kaputten Eingang. Abtastende Blicke. Zwischen notdürftig reparierten Gehegen Gespräche über Schicksale. Weltbilder in Nebensätzen. Enttäuschte Hoffnungen zwischen Löwen, zwei Hyänen, dem Flusspferdbullen «Knautschke». «Wir haben ja nicht gewusst, was mit dir ist, als du 1938 wiederkamst. Aber du hast recht gehabt.'» Es war keine späte Genugtuung mehr für Jöris. Zum Abschied: «Komm doch rüber. Was kriegst du da drüben noch rum?'

Von den Häusern der Kollegen aus Swerdlowsk standen nur noch Ruinen. Er fragte sich durch – und fand den alten Wilhelm Kuhl in einem Park, Zeitungen verkaufen. Sein Anzug war abgerissen. «Aber er war wie früher, schrie über die Wege und wollte gleich auf dem Gehsteig tanzen.» Sie saßen in einer stickigen Moabiter Kneipe und waren in Swerdlowsk. Ihre Wodkatouren, Awerbach, die Feste. Erinnerung an das Abendessen bei den Eltern Jöris, der Krieg – und nun die «Zone». «Der sprach über Stalin, als wenn er nie KPD-Mitglied gewesen wäre.» Erwin besuchte ihn wieder. Siemensstrasse 5. Mutter Kuhl kochte. Andere Sowjetunionrückkehrer kamen vorbei. Sie setzten ihre unsicheren Wissensfragmente zu Lebenswegen zusammen. Von Rudolf John hatte jemand gehört, dass die Russen ihn wieder verhaftet hätten. Das beschäftigte Jöris: der weiche John, der Konstrukteur, der leidenschaftliche Sportler. Sie waren noch gemeinsam in der Lubjanka

gegessen. Die Runde erinnerte sich an Johns russische Frau, Lubow, und den kleinen Rudolf. Ob sie in den Westen nachgekommen waren? Lebten sie in der Stadt? Genaues wusste keiner.

Tatsächlich war John am 14. Juni 1946 in Köpenick vom NKWD abgeholt worden. Vier Monate war er in unzähligen Verhören im Gefängnis an der Neuen Schönholzer Strasse 34 in Berlin-Pankow traktiert worden, aber die Vernehmer hatten nichts Gerichtsverwertbares aus ihm herausprügeln können. Ohne Urteil kam er nach Sachsenhausen. Drei Überlebensjahre. Am 17. Januar 1950 war er freigelassen worden. Die Anklage gegen den alten Sowjetunionfahrer lässt sich nicht mehr eruieren.

Sie, die sie da zusammensassen in einem heißen Berliner Sommer, trugen zusammen, was sie über die sowjetische Besatzungspolitik erfahren hatten. Und alles bestätigte sie. Im Ton des Entkommens erinnerten sie sich an ihre Verhaftungen, die Verhöre und Massenzellen. Geschichten wurden herumgereicht. Jöris fehlte der West-Hintergrund, er kannte vieles nur vom Hörensagen, manches erinnerte ihn an den alten Propaganda-Krieg. Dennoch: Es war ein anderes Sprechen als das Geflüster drüben. Gerade noch Hort des Faschismus' war Westberlin nun eine vorgeschobene Garnison der Freiheit, eine Insel im roten Meer. Hier gab es fast täglich Artikel zu den Moskauer Gefängnissen, Berichte zu den «Sowjet-KZs», «Wie Heinrich George starb», zur Auflösung der letzten Speziallager: «Statt KZ nun Deportation und Zuchthaus.» Die aus Sachsenhausen Entlassenen traten in Veranstaltungen der «Vereinigung der Opfer des Stalinismus» auf, die Ost-Büros der CDU, FPD und SPD veranstalteten Protestkundgebungen, die «Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit» lancierte ihre «Schweigen ist Mord»-Kampagne. Fast täglich kam im RIAS – «eine freie Stimme der freien Welt» – die Sendung: «Berlin spricht zur Zone». Auf dem «Kongress für Kulturelle Freiheit» referierten in diesem Sommer, im Juni 1950, Ignatio Silone, Arthur Koestler, Melvin Lasky, Eugen Kogon. Auch Margarethe Buber-Neumann, die Jöris noch in Moskau auf der Suche nach ihrem Mann getroffen hatte, war in der Stadt, immer begleitet von einem Personenschützer, den ihr Ernst Reuter stellte. In den Nachrichten war die Rede von

Verhaftungen, Entführungen, Hinrichtungen und Schauprozessen. Die alten Verschwörungsgeschichten mit neuen Namen: Laszlo Rajk und Noel Field, nur dieses Mal aus den jungen Einheitsparteien Osteuropas.

Der Kalte Krieg hatte längst begonnen, die Alliierten waren zu Todfeinden geworden. Und schon entlud sich die Konfrontation. Kaum waren in den russischen, osteuropäischen und deutschen Städten die Strassen befahrbar, legten Bomber wieder alles in Schutt und Asche. Nun in Korea. Mit der Neuausrichtung der Welt hatten sich die Verhältnisse rasend gewendet. Die, die Westberlin gerade noch in eine Trümmerwüste gebombt hatten, waren über Nacht zu seinem Garanten geworden. Die Besieger der Hauptstadt des Faschismus lobten nun deren antikommunistischen Durchhaltewillen. In deren widerständiger Stimmung lag vieles: das Wissen um die gerade überwundene deutsche Diktatur, ein «Nie wieder!», aber auch ein Hinwegsehen über die eigene, deutsche Vergangenheit – und ein Raum für die Erfahrungen der Sowjetunionrückkehrer. Immer wieder war Jöris nun zu Besuch in Westberlin.

An einem klaren Sommermorgen war er gerade die Treppe der U-Bahn hinaufgestiegen, als ihn ein Volkspolizist ansprach. Er soll seinen Ausweis zeigen. «Als ich ihn rausholte, bemerkte ich auf einmal Kahlmüller.» Die beiden kannten sich nur unter ihren Decknamen. «Gleich beschimpfte er mich, faselte was von faschistischer Tätigkeit, ‚Trotzkismus‘ und ‚Partei-feind.‘ – Ich schrie ihn an: ‚Dass du überhaupt noch geradeaus gucken kannst! Du hast doch die Leute ins Gefängnis gebracht. Ehrliche Kommunisten. Du alte, dreckige Mist-Sau!‘ – Dass wir uns nicht eine geballert haben, war Zufall.»

Wütend suchte Jöris das Weite. In der Nacht konnte er nicht schlafen. Er wusste nichts von Kahlmüller, weder seinen richtigen Namen noch seine Funktion. Aber er konnte Polizisten anweisen und kannte nun seinen richtigen Namen. «‚Noch im Gefängnis hast du deine faschistische Tätigkeit fortgesetzt und die anderen aufgehetzt. Wir sind vollständig informiert‘», hatte er gesagt. Was war damit gemeint? Woher konnte er das wissen? Hatte ihn der NKWD damals tatsächlich nicht abgeholt?

Tatsächlich war Kahlmüller, als Einziger von ihnen, am Ende nicht inhaftiert worden war. Als man ihn im August 1937 ausweisen wollte, intervenierte die Kaderabteilung. Auf seinen Spitzeldienst wollte man nicht verzichten. Für die NKWD-Abteilung des Uralmasch hatte er Charakteristika geliefert, «partei-feindliche Zentren» aufgedeckt und Arbeitskollegen als «Trotzkisten» angeschwärzt. Aber als Lohn gab es keine Sicherheit, sondern Arbeitslosigkeit, viele Stellenwechsel und immer die Angst vor einer Ausweisung wegen Kontakten zu vermeintlichen «Partei-feinden». Er arbeitete mal in einem Kugellagerwerk in Moskau, dann einer Schlosserei im Gebiet Tschkalowsk, schliesslich im Bergbau, während Katja sich mit der kleinen Tochter in Usbekistan durchschlug und 1940 den Sohn Walter zur Welt brachte. Für Kahlmüller gab es Rügen und keinerlei Unterstützung der Kaderabteilung, bis der NKWD ihn 1943 zur Verteidigung Leningrads holte. «Spezialaufgaben». Er wurde als Fallschirmspringer hinter den deutschen Linien in Estland und Finnland eingesetzt. Ein Todeseinsatz. Verwundet kehrte er 1944 nach Moskau zurück, nach einem Indoktrinationsjahr an der deutschen Parteischule machte man ihn zum Seminarlehrer am Objekt 12, einer Spezialschule in der Nähe von Moskau.

Beide, Jöris und er, kehrten zur selben Zeit aus Russland zurück: der eine als Kriegsgefangener, der andere in der ersten, kleinen Lehrtruppe der Parteihochschule Liebenwalde, weit im Osten von Berlin – nun unter seinem richtigen Namen Kurt Schneidewind. Mit Katja und den Kindern zog er in eine der enteigneten Wohnungen im «Städtchen», einem Sperrbezirk für SED-Funktionäre in Niederschönhausen. Krank, aber unermüdlich strampelte er sich ab in Werbeaktionen, Unterschriftensammlungen, Wahlen zum Volkskongress, war Stadtteil-Referent, Leiter eines Zirkels zur Geschichte der KPdSU, Teilnehmer beim S-Bahn-Aufbau. Anfang 1947, am Ende des ersten Parteilehrgangs, machte man ihn zum Funktionär in der frisch gegründeten Abteilung Parteischulung, Schritt für Schritt erklimmte er nun die Hierarchieleiter bis hin zum stellvertretenden Chef der Abteilung Parteipropaganda. Vom stattlichen ZK-Sitz der Nachkriegsjahre, Wallstrasse 76-79, aus betrieb er nun die Ausbildung von Kadern und den Auf-

bau des verzweigten SED-Schulungssystems. Ein 100-Prozentiger, zuständig für die flächendeckende Implementierung des «sozialistischen Bewusstseins». Nicht weit von dem Haus war der Zusammenstoss mit Erwin Jöris gewesen. Schneidewind betrieb gerade eine Intrige gegen seinen Chef, den gleichaltrigen Kurt Hager, um selber Abteilungsleiter zu werden. In einem der vielen Lebensläufe aus dieser Zeit schrieb er zu Swerdlowsk: «Gerade hier erhielten wir eine Lektion über die schädliche Tätigkeit der Trotzlisten, Bucharinleuten und deutschen Agenten, wobei wir den Sowjetischen Organen halfen, die deutschen Agenten unter den Sozialisten zu entlarven und festzunehmen.»

Und Jöris? Ihm ging die nächsten Tage immer im Kopf herum: «Was machst du jetzt? Wahrscheinlich lässt der dich hochgehen.» Nie waren ihm bisher Fluchtgedanken gekommen. Anderthalb Millionen hatten Ostdeutschland schon verlassen. Dennoch zögerte er. Wieso?

«Das haben mich viele gefragt. Aber die können sich nicht in die Situation reindenken. Ich hatte so viel Dreck schon hinter mir, dass ich dachte, wenn du jetzt gehst, bist du wieder ein Nichts, musst wieder in einer Turnhalle oder sonst wo pennen. Wir hatten keine eigene Wohnung, aber eine Bleibe, ein eigenes Bett. Gerda hatte alles bei der Flucht verloren. Ich konnte ihr doch nicht zumuten, wieder von vorne anzufangen. Sie hatte so grosse Hoffnung auf den Kohleladen, auf das Grundstück in Kaulsdorf.»

Es war Spätherbst geworden. Auf der Strasse traf er den Schwager seines Onkels. Er hiess Stigemann, war in der SED-Kreisleitung. Sie kannten sich aus der «Kampfzeit», mochten sich, sprachen offen. «Einmal sagte ich zu ihm: ‚So, nun sind ja alle Nazis von Lichtenberg in der SED. Schade, dass Goebbels tot ist. Der hätte noch einen guten Kreisleiter abgegeben‘. Da lachte der Stigemann und meinte: ‚Sei bloss vorsichtig^‘»

Nun fragte ihn Stigemann: «‚Hast du Schwierigkeiten mit der Polizei?‘ – ‚Wieso?‘ – ‚Die haben sich nach dir erkundigt‘. – ‚Wer?‘ – Waren die anderen‘. – ‚Was für andere?‘ – ‚Na, die Russen. Die Kreisleitung soll sich in den Wohngebieten, wo du warst, nach dir erkundigen ... Halt den Mund, dass ich es dir gesagt habe‘.»

Danach standen die Zeichen für Jöris auf Sturm. «Wenn ich auf dem Hof Holz hackte, bin ich den Gedanken nicht losgeworden, dass hier was Schreckliches passiert. Immer sah ich die Lumpen vor mir.» Eines Abends zerschlug ein Stein eine der Fensterscheiben ihres Zimmers. «Im zweiten Stock. Ein dicker Brocken. Das brauchte Kraft. Männerkraft.» Es erschien ihm als Warnung. Er schlief schlecht. «Ich hatte immer das Gefühl, dass da was kommt. Oft war ich im Traum schon im Lager.»

Er legte ein Paket Pfeffer auf den Gasometer neben der Tür. Morgens um fünf klingelte es. «,Wer is da? – ,Aufmachen, Polizei!’» Jöris zögerte, griff den Pfefferbeutel, riss die Tür auf. Draussen stand sein Schwager Paul Deppeimann, ein Halbbruder Gerdas. Im Lederanzug. Er war über Nacht mit dem Motorrad aus Düsseldorf gekommen.

Jöris wurde fast schwarz vor Augen. «,Du hast Glück, dass du den Pfeffer nicht aufs Maul bekommen hast.’ – ,Wieso? Erwartest du wat?’» Flüsternd sprachen sie im Zimmer. «,Kann ich nicht mal zwei Wochen bei dir untertauchen?’» Der Schwager grinste: «,Du spinnst doch.’»

Die Gespräche mit Gerda waren schwer. «,Ich kann nicht bleiben, wir müssen rüber nach’m Westen.’» Und der Kohleladen? Allein konnte der Vater ihn nicht weiterführen. Lange redeten sie. Es war Dezember, Weihnachten stand vor der Tür. Da gab es viel zu tun. «An Heiligabend wollten wir es allen sagen und dann nach Silvester gehen.»

Karlshorster Geschichten

«**Zu sitzen, ohne zu schreien**» Dienstag, 19. Dezember 1950, ein bedeckter grauer Tag: «Ich hackte den ganzen Vormittag Holz, weil die Maschine kaputt war. Riesige Berge. Dann nahm ich Kienholz mit, um es hinter den Kachelofen zu stecken. An Weihnachten sollte es gut riechen. Ich ging rüber. Gerda hatte gekocht. Später wollte sie beim Bauern Fleisch für Weihnachten kaufen. Als es klingelte, machte sie auf. ‚Da sind zwei Herren, die wollen dich sprechen’.» Irmer kannte er von der Kartenstelle in der Rittergutstrasse. «,Tag, Genosse. Du sollst mal ins Parteilokal kommen’.» Magdalenenstrasse 9, das SED-Büro für Lichtenberg-Süd. Es wäre was zu klären. «,Um drei Uhr muss ich wieder bei der Arbeit sein’. – ‚Um drei Uhr bist du wieder hier’.»

«Wir stiegen die Treppe runter.» In der garagenförmigen Durchfahrt ging das zweiflügelige Tor zur Strasse, das weinrote zum Hinterhof. «Ich wunderte mich noch, dass die Strassentüren abgeschlossen waren. Wir mussten durch den Hinterausgang. Und da standen sie dann.» Zwei in Ledermänteln mit gezogenen Pistolen. Auf dem Trümmergrundstück eine schwarze Limousine. «,Poschli!’, ‚Mitkommen!’ – Wieder aus. Wieder in deren Pfoten. Ab nach Sibirien.» Ein ärztlicher Gutachter für Haftfolgeschäden schreibt von «TBC» oder «Sibirien» in den Erzählungen ehemaliger Häftlinge als Stellvertreterbegriffe für Todesangst.

2003: Noch immer knarren die Treppenstufen. Nun aber belegt mit blank gebohnertem Linoleum. Der Verputz ist aufgestemmt. Graffiti an den Wänden der Hofdurchfahrt. Auf den gesprungenen Fussbodenkacheln – wohl denen von damals – erzählt Erwin Jöris von seiner Verhaftung.

«Im Auto sassen sie links und rechts von mir. Mit Pistole in der Hand: ‚Sie müssen nicht fürchten. Wir sind kein Gestapo’.» Unterschrift im Haftprotokoll: Nikitin und Stepanow. Die Limousine fuhr die Frankfurter Allee stadtauswärts, bog in die Treskow Allee. Erwin Jöris überlegte, das Lenkrad rumzureissen. «Dann bist du vielleicht tot. Aber die mit.» Im Über-

gang zur Waldow Allee, am Anfang von Karlshorst, steuerte der Fahrer links in eine Einfahrt. Eine alte Polizeidienststelle.

Ein Haus voller uniformierter Russen. Die offizielle Eröffnung: Er sei verhaftet. Die Deutschen verschwanden. Jöris sass auf einem Stuhl im Parterre. Vor dem Fenster sah er die Fussgänger. «Wie sind Sie aus der Kriegsgefangenschaft gekommen?»

Ein zweistöckiger Bau direkt an der Strasse. Mit blätternden Fenster- rahmen im Jahr 2003. Noch immer unscheinbar und hässlich. Ein Schild verweist auf neue Firmen im Hinterhof. 400 solcher Orte soll es in der SBZ und späteren DDR gegeben haben. «GPU-Keller» im Volksmund. Mit Haft- und Folterzellen. Erste Verhörräume für Tausende. In den zwei Monaten nach Kriegsende auch in Westberlin.

Das Gefühl dieser Stunden «könne man nicht schildern. Zu sitzen, ohne zu schreien, ohne dass einer weiss, wo du bist.» Verzweiflungsattacken, Gedankenstürze, Selbstvorwürfe. Immer wieder schoss ihm durch den Kopf: «SA-Keller, Spandau, KZ, Lubjanka, Moabit, Kriegsgefangenschaft – hört das denn nie auf?» Wie Gerda informieren? Ihre gemeinsamen Pläne – alles dahin. Warum war er nicht in den Westen gegangen? Was würden sie in der Wohnung finden? Nichts. Da war nichts. «Aber die schieben einem irgendetwas unter. Wie die Gestapo.» Wer hatte ihn angeschwärzt? Ihn beobachtet? Der deutsche Irmer murmelte während der Verhaftung nur: «Wird schon nicht so schlimm werden ...» Der andere, «ein Langer», schwieg. Ihre Stellen in der Rittergutstrasse waren Deckgeschichten. Volkspolizisten in Zivil oder Stasi-Leute. Zuarbeiter der «Freunde», benötigt und verachtet. «Die machten die ganze Vorarbeit, beobachteten, sammelten. Und dann wurden sie vorgeschickt. Und irgendwoher mussten sie ja auch den Schlüssel für das Haustor gehabt haben – Schweinehunde.»

Gedankenschübe über Stunden. Dazwischen ohnmächtige Selbstaufforderungen: «Jetzt musst du alle Sinne zusammenhalten, durchhalten.»

Die Deutschen kamen wieder. Das Untersuchungsprotokoll von diesem Tag verzeichnet: «Nichts gefunden, nichts mitgenommen.» Die Russen ga-

ben den Deutschen Zigaretten. «Und sie machten noch einen Diener: «Spasibo, bolschoje spasibo’, ‚Danke, grossen Dank.’ – Armselige Kreaturen!»

Für die sich aufbauende Staatssicherheit spitzelten, denunzierten und provozierten Ende 1950 2.700 «Geheime Mitarbeiter». Daneben hatten sich 3084 Deutsche direkt bei den russischen Tschekisten verpflichtet. Später im «Feindesland», meist Kommunisten, viele eifertig wetteifernd, die «Freunde» mit Informationen als Loyalitätsbeweise zu versorgen, an deren Ende Verhaftung um Verhaftung stand.

Ein dunkler Himmel lag schon über der kalten Stadt, als sie Jöris wegfuhr. Immer nach Norden, immer die Siegfriedstrasse. Hohenschönhausen. «Militärstädtchen», keine fünf Kilometer Luftlinie von der Atzpodienstrasse entfernt. «Schranke hoch, Schranke runter, weiter, wieder Schranke hoch und runter.»

Dann die Genslerstrasse. Das Rattern auf dem Kopfsteinpflaster, eine hölzerne Umzäunung aus Barackenwänden, der Schein greller Lampen, eingemummte Wachen auf hölzernen Türmen.

Die Limousine rollte durch das Haupttor, hielt links neben einem zwei-stöckigen Backsteinbau. Die Dezemberkälte beim Aussteigen, eine schmale Kellertreppe, das matte Tageslicht am Abendhimmel, ein grell erleuchteter Keller, menschenleere Gänge, Rohre an der Decke, graue Zellentüren. Ein Teppich schluckte ihre Schritte. Eine der Türen wurde aufgeschlossen und hinter ihm wieder zugeschlagen. Ein Verlies, ohne Fenster, feucht, mit einer Luft zum Schneiden. Drei sassen auf den Kanten von Holzpritschen und starrten ihn an. «Abgemagert und bleichweiss, wie Leichen.» Es stank entsetzlich. Neben der Tür stand ein Fäkalienkübel. Kein Aussengeräusch war zu hören. Eine grelle Glühbirne brannte hinter dem Eisengitter über der Tür – sie sollte nie verlöschen. Eine schall- und lichtisolierte Welt. Das Ende von Tag und Nacht. Lebendig begraben. Später erfuhr er, wie die Häftlinge den Ort nannten: «Das U-Boot».

Die deutsche Geschichte eines Gebäudes: Die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt baute bei Kriegsbeginn eine Grossküche auf dem Gelände eines Fleischmaschinenfabrikanten. Ein roter Backsteinbau. 30.000 Mahlzeiten für «bedürftige Volksgenossen» wurden hier täglich gekocht, wähl-

rend die Zwangsarbeiter in den Baracken der umliegenden Industrieareale hungerten und bei Luftangriffen nicht in den massiven Küchenkeller durften. Viele von ihnen starben im Bombenhagel in den Splittergräben.

Noch während Hitler im Führerbunker delirierend beriet, wie sich am besten umzubringen sei, machten Operativgruppen des NKWD Gelände und Umgebung zur Sperrzone. «Speziallager Nr. 3». In den Küchenhallen und Ostarbeiter-Baracken hausten schon bald 4.200 kahl geschorene Häftlinge. 20.000 Internierte in anderthalb Jahren, zumeist aus dem Grossraum Berlin. 3.000 Leichen sollen in den Bombentrichtern des nördlich angrenzenden Geländes verscharrt worden sein.

Ende 1946 wurde das Lager aufgelöst. Die Verwaltung der Speziallager aber blieb auf dem Gelände. Häftlinge mussten Keller-Zellen mauern, Geheimdienstoffiziere gaben die Anweisungen für die Installation von Marterräumen. Aus dem Lager wurde ein Untersuchungsgefängnis mit russischen Abläufen. Die Lubjanka klonte sich auf deutschem Boden.

«In der Zelle hockten die drei mit den Klamotten, die sie bei ihrer Verhaftung an hatten.» Ihm war nicht zum Reden zumute. Die Enge, die Luft, das Schweigen. Es war nicht vorstellbar, dass man in diesem Kerkerpfersch Tage würde verbringen müssen. Um 22.00 Uhr ging ein Ton durch die Gänge, wie das Schlagen an einen Eimer. Hinlegen! Das alte Heu in den Matratzen stank. Die Decken waren löchrig. Die Schnürsenkel hatten sie ihm abgenommen. Die Hände auf der Decke, das Gesicht im gnadenlosen Lichtstrahl. «Alle drei, vier Minuten ging der Spion. Wenn man nicht richtig lag, donnerten sie gegen die Tür.» Es stank und war heiss. «Luft kam nur durch ein kleines Röhrchen oben in der Wand, aber minimal.» Er bekam Beklemmungen.

Über das schwere Atmen der anderen rasten seine Gedanken. Ihr Ziel? Er kann sich nicht mehr erinnern – irgendwo im Schock zwischen Herausgerissensein und Selbstzerfleischung. Die Anfangsstunden, die erste Nacht, die ersten Tage. Keine Befragung, keine Anwürfe, keine Folter. Nur die eigene Selbstzermarterung: Was war in den letzten Wochen? Was könnten die Vorwürfe sein? Was waren rettende Antworten? «Zum Verhör gerufen



396 (Abb. 40) Aussenzaun des Sperrgebiets um das Untersuchungsgefängnis Hohenschönhausen, 1956



Karlshorster Geschichten 397

wurde ich nicht. Die übliche Zermürbungstaktik – wie in der Lubjanka.» Eine Beschreibung in der Rückschau, in der sich der Schrecken kaschiert.

Natürlich schützte das Wissen. Aber die Verzweiflung eines zusammengebrochenen Lebensplans blieb, ja die Todesangst. Er versuchte zu kämpfen und dämmerte doch durch den Tag. Am Morgen nach der Verhaftung wurden seine Personalien aufgenommen. Stempelkissen, jeder Finger, beide Hände. Das Häftlingsphoto gab es schon, wieder jenes 1937 in der Lubjanka aufgenommene. Eine Kopie war von Moskau zur Berliner Gestapo gewandert, und nun lag das Original aus Moskau mit den Akten beim Berliner NKWD.

Unter der Rubrik: «Soziale Herkunft?» findet sich die Antwort: «Händler». «Unterdrückung durch die faschistische Regierung?» – Eintrag: «Nein.»

Auch sonst waren die Tage wie in der Lubjanka: das Aufstehen um sechs, das Treiben ins «Scheisshaus», die Wassertropfen-Wäsche, «die Arschbackenbrühe» als Kaffee in den Essschüsseln, das glitschige Brot, die «Fusslappen» gekochter Weisskohlblätter, die «Handvoll Sago» am Abend und der ständige Hunger.

Sogar das Liege-Verbot konnten sie hier im Gegensatz zu den überfüllten Zellen in Moskau durchsetzen. Nicht hinlegen, nicht die Augen schliessen, nicht an die Wand lehnen. «,Nix schlaffen!’, bummerte es sofort an die Tür.» Sonst gab es Eiszelle. Man sass und wartete, wartete, wartete. Bettkanten-Tage. Nie wurde die Zelle gelüftet. Die Tür blieb immer geschlossen. Auch wenn sie im Waschraum waren. «Abends war man todmüde – nur vom Sitzen.»

Im Gespräch mit den anderen hielt er sich zurück. «Vielleicht war einer Spitzel.» Auch Frager kamen schnell in den Verdacht. Aber das heranrückende Weihnachten liess Erinnerungen, Hoffnungen, Wehmut aufkommen. «Da wurden die ganz weich.» Misstrauen wich. Lebensgeschichten setzten sich über erwarteten Stunden zusammen.

Einer hiess Püschel. «Ein stiller Junge.» Von einem Bauernhof an der Ostsee. Weshalb die Russen ihn geholt hatten, war kein Thema. An den zweiten Häftling kann sich Jöris nicht mehr erinnern, umso mehr an den dritten. Horst Niemetz. Ende 20. In seinen langen Erzählungen schien manches unwahrscheinlich. «Vielleicht hatte er schon eine Knastmauke.» Nach

seinen Ausführungen war er als Redakteur einer Frankfurter Zeitung aus Westberlin verschleppt worden. Die Zigarette eines Russen in einer Reinnickendorf-Kneipe war vergiftet gewesen. Ein Auto zum Krankenhaus fuhr vor und lud ihn im Innenhof von Hohenschönhausen aus. Eines von mindestens 800 Entführungsopfern. Zählt man die Verhafteten im Sommer 1945 im Westteil der Stadt dazu, geht es um mehrere Tausend.

«In die Hände von geisteskranken Kopfjägern» Am ersten Weihnachtsfeiertag, sechs Tage nach seiner Verschleppung, stand ein Wachmann in der Tür zu ihrem Loch und deutete auf Jöris. Namen sollte man in den Nachbarzellen nicht hören. Raustreten. Mit dem Gesicht gegen die Wand. Abtasten nach Waffen. Zwei Uniformierte führten ihn aus dem Keller nach oben. «Ins Zimmer 41.» Auf dem Tisch lagen Akten. Vorarbeit des Lichtenberger NKWD. Sie hatten sich die Akten aus Moskau kommenlassen. Erwin Jöris wurde wieder zu Ernst Blindenberg. Der Haftbefehl lag wohl schon länger auf Halde, unterschrieben vom NKWD-Leiter Lichtenbergs, Oberstleutnant Portnoy, genehmigt vom Generalmajor Grigori Alexandrowitsch Melinikow, dem stellvertretenden Bevollmächtigten des NKWD in Deutschland, einem fleissigen Ausbauer des ostdeutschen Agentennetzes in Ostdeutschland. Nur das Datum musste – nach gängigem System – von Hand eingetragen werden. Beschluss, Genehmigung, mittägliche Verhaftung – alles am selben Tag.

«Sprechen Sie Russisch?» Jöris schüttelte den Kopf.

«Die Anklage hat drei Teile», erklärte ein Uniformierter in knarrendem Russisch den Umstehenden: «Seine Spionage für die Botschaft. Dann seine Kontakte mit der Gestapo nach seiner Rückkehr. Und seine Verbindung nach Westberlin.» In Jöris rutschten die Spekulationen der Tage und Nächte in sich zusammen. «Nicht schon wieder der ganze Mist.»

Der Uniformierte ging. Mirsojan, Oberleutnant der Justiz, Militärstaatsanwalt der Berliner Garnison. Mit den Anweisungen unterschrieb er auch noch den Beschluss zur Wohnungsdurchsuchung, Nr. 803, 11 Tage später.

«Nun erzählen Sie mal von ihren Verbrechern, begann ein NKWD-Offizier.» Der Übersetzer suchte nach den richtigen Worten. Da war sie wieder, die Mühle. «Die Nazis werfen dir was vor. Und die Russen wollen immer, dass du dich selber beschuldigst – das ist der Unterschied’.» Im Sprechen erinnerte er sich an seine Antwortschleifen vor 13 Jahren in Moskau. Hunderte Male war das gegangen. Die Minuten zerrannen über Fragen, seinen Antworten, den ungenauen Übersetzungen, dem verdrehten Protokollieren. Auftakt zur Endlosgeschichte. Benommen brachten sie ihn am Abend in den Zellen-Keller. Abgekämpft, ohnmächtig, ahnend, was da kam. Die Fragen der anderen ignorierte er.

Laut klang der lange Schlüssel nachts im Schloss. «Das Verhör ging bis drei Uhr morgens.» Dieselben Fragen, dieselben Antworten, die zerrinnende Zeit. Zurück in die Zelle. Drei Stunden Schlaf. Dann Wecken. «Den ganzen Tag war man todmüde, in der schlechten Luft. Und dann das Essen.» Nachts kamen sie wieder.

Nacht für Nacht ging das so. «Manchmal liess er mich kommen und las in einem Roman. Stundenlang. Und ich kippte fast vom Schemel. ‚Du wirst so lange hier sitzen, bis wir alles wissen’.» Wenn der Vernehmer müde wurde, löste ihn jemand ab.

«Das Wecken, wenn du gerade eingeschlafen warst, war das Schlimmste.» In seinem Kopf drehte sich alles. Sein Bein schwoll an. Hochlegen durfte er es nicht. Den Stützstrumpf hatten sie ihm weggerissen.

Der Untersuchungsführer hiess Morosow. Erst nach Tagen wurden seine Fragen konkreter: «Weswegen wurden Sie in Sonnenburg entlassen? Wer gab Ihnen die Spionageaufträge? Wann sind Sie zum Faschismus übergelaufen?’» Wieder kam die erzwungene Aussage von Herbert Bester, «ich hätte ihn zum Fliehen überreden wollen», wieder der Vorwurf systematischer Hetze gegen die Sowjetunion. Wieder sein Brief an die Deutsche Botschaft. «Kennen Sie den?’ – ‚Scheint meiner zu sein’. – ‚Tschitai!’, ‚Lies!’» Wieder der Beweis für Spionageaufträge.

Dann die Fortsetzung zum Moskauer Verschwörungswahn vom faschistischen zum kapitalistischen Agenten: «Wie sind Sie aus der Kriegsge-

fangenschaft herausgekommen? Wer war Ihr Auftraggeber gegen die SED und DDR im Westen?» Irgendwann ging es um Paul Deppeimann, auf der Suche nach dem vermeintlichen Agentenführer.

Jöris versuchte, sich an die Vorwärtsstrategie zu klammern. Felix Halle. Zugeben, was klar ist. Begründen. «Einmal habe ich davon gesprochen, dass es in Russland wie bei den Hottentotten war. ‚H‘ haben die Russen ja nicht, daher suchte der Übersetzer vergeblich im Lexikon unter Gottentotten. ‚Was soll das heissen?‘ – ‚Ein Stamm im Urwald‘. Da war was los.»

«„So hab ich das nicht gesagt“», rutschte es Jöris einmal raus, als der Übersetzer Irova eine Aussage verdrehte. Morosow stutzte und schrie: «„Dieser Schweinehund spricht doch russisch“. Ab da waren alle Verhöre auf Russisch, ohne Dolmetscher.» Manchmal sassen nun zwei, drei, vier Vernehmer am Tisch und bombardierten ihn mit Fragen. «Kreuzverhöre.»

Dann ein Photo: «„Kennen Sie den?“ – ‚Nein.‘» Auf dem Bild war Wilhelm Kuhl. «„Na und hier?“» Auf dem Bild war Jöris mit Kuhl, bei einer Verabschiedung Ecke Siemens-/Beusselstrasse. «Das Bild war schon etwas älter. Sie spitzelten also schon länger hinter mir her. Wie bei der Gestapo 1933.»

Kuhl interessierte Morosow. Warum, war nicht klar. «„Wenn Sie uns helfen, dass wir Kuhl im Osten ergreifen können, lassen wir Sie frei.“» Wie ernst das war, wurde nicht klar. «Das erzählten die doch einfach.» Jöris weigerte sich. Morosow kam nie mehr darauf zu sprechen.

Zwischen den Verhören das Grübeln, das fieberhafte Suchen, die still geschlagenen Rededuelle, die Habacht-Stellung im Ungewissen. Die Zermürbung, die Last des Hungers, das Dumpfe der Müdigkeit – lange war das nicht auszuhalten.

Dann eine Gegenüberstellung. «Ich sah ihn kurz beim Reinkommen, und es gab ein Hin und Her von Zimmer zu Zimmer.» Dazwischen eine Wand, nur die Tür offen. «„Während du Dreckskerl dich mit Faschisten arrangiert hast, ist der Fritz Kleber als Partisan gefallen“», schrie Schneidewind.

Eines Tages war im Vernehmerzimmer eine Frau. Auf der Couch sass Mirsojan, der Militärstaatsanwalt. Sie führte das Gespräch, scheinbar eine Deutsche. «,Was wir jetzt sprechen, wird nicht protokolliert – ,Ich möchte aber, dass alles protokolliert wird.’ – ,Sie sind ein Sonderfall. Wir wollen uns nur mal mit Ihnen unterhalten’. – ,Ach, Sie wollen wohl feststellen, wie weit ich im Kopf noch in Ordnung bin?’ – ,Ich bin keine Psychologin’.

Dann fingen sie an: ,Faktisch sind Sie durch das Zentralkomitee in die Sowjetunion gekommen, aber praktisch über die Gestapo’.» Jöris kochte. «Auf diesen Quatsch konnte ich schon gar nicht mehr antworten.» Die Fragen ärgerten ihn immer mehr. Dann setzte der Staatsanwalt in russischem Deutsch an: «Warum nahmen Sie sich Hitler zum Vorbild? Die Deutschen haben doch auch einen Goethe, einen Schiller, einen August Bebel. Warum gerade Adolf Hitler?’ – ,Da müsste ich ja schon 1927, als ich zur Jugendweihe ging, Adolf Hitler als mein Vorbild gehabt haben. Da hab ich Hitler noch gar nicht gekannt. Und wissen Sie was: August Bebel hat mal gesagt, guckt euren Führern nicht aufs Maul, sondern auf die Finger. Und genau das hab ich getan’. Da kriegte die Olle *so* einen Kopf.» – «,Als Sie 1938 die Sowjetunion verlassen haben, hatten Sie da feindliche Gefühle gegenüber dem sowjetischen Volk?’ – ,Wenn Sie das sowjetische Volk so achten würden, wie ich es getan habe, dann wären die Gefängnisse da nicht so überfüllt’. – ,Das sind alles genau solche Volksfeinde wie Sie’, brüllte sie rum und fuchtelte mit ihren Pfoten in der Luft: ,Mit Ihnen wird das deutsche Proletariat noch abrechnen’.»

Der Standardsatz liess Jöris die ganze Nacht nicht los. «Vielleicht steht die Sache gar nicht so schlecht, und die Russen wollen mich an die Deutschen abschieben.»

Jöris glaubte in der Frau die «Rote Hilde», Hilde Benjamin, die Vizepräsidentin des Obersten DDR-Gerichts, erkannt zu haben, berüchtigt als Beraterin und als Vorsitzende, bei Schauprozessen Terrorurteile verkündend. Möglich wäre der Beisitz, über die Akten lässt er sich nicht bestätigen.

Sicher ist, dass er Glück hatte. «Nicht alle in der Wachmannschaft waren hundertprozentige Kommunisten. Das waren Soldaten. Mancher gab dir einen Tritt in den Arsch, ein anderer führte mich mit lächelnder Miene rauf und sagte: ‚Nun schwinde denen da oben mal wieder was vor.‘ Und wenn sie mich runterholten: ‚Na, was sagt der Olle?‘»

Es ging um «Beweismaterial» für ein Urteil, das längst feststand. Wenn nötig, mit Folter. Ganz offiziell, wie in der Sowjetunion. Stehen bis zum Zusammenbruch, Fausthiebe, Stiefeltritte in alle Körperteile, Schläge mit Gummiknüppeln, Lederpeitschen, Eisenstangen, Stahllinealen, Kabelenden, Platzwunden ohne Behandlung, ausgeschlagene Zähne, Prügelorgien bis zur Ohnmacht, Steh- und Wasserzellen – alles findet sich in Häftlingsberichten aus Hohenschönhausen. «Ich entkleidete mich im Baderaum», heisst es bei Josef Schölmerich, einem Arzt, der kurz zuvor im U-Boot einsass. «Schuhe, Strümpfe, Anzug und das Unterhemd werden vom Posten in die Ecke unter das Waschbecken geschleudert. Nur die Unterhose bleibt. ‚Dawai!‘ Der Karzer ist etwa einen Meter breit, drei Meter lang und zwei Meter hoch, ein Sarg, grell erleuchtet von mehrhundertkerzigen Glühbirnen. Oberhalb einer vergitterten Öffnung in der Decke surrt der Ventilator, der die Kaltluft des Kellers in einem ununterbrochenen Strom nach oben saugt ... Ich beginne zu frösteln. Man muss sich bewegen. Ich gehe auf und ab: drei Schritte vor, drei Schritte zurück. Um mich zu erwärmen, reibe ich die Haut meiner Arme und meiner Brust. Alles ist vergeblich. Es ist unmöglich, nicht zu frieren. Nach einer Stunde schon sind die Fusssohlen ohne Empfindung ... Von Tag zu Tag nehmen meine körperlichen Beschwerden zu. Die Beine schwellen an, die Haut spannt sich prall über riesige Ödeme. Zeitweise bin ich an der Grenze des Bewusstseins. Ich höre die Geräusche im Gefängnis wie in einem fernen Film.» Um der Folter zu entkommen, ritzte er sich mit einem Nagel die Pulsadern auf.

Auch Erwin Jöris wurde die Wasserzelle, in der man Stunden, Tage und Nächte im kalten Wasser stand, beim Verhörang gezeigt. Immer wieder. Aber Morosow ordnete sie nie an. «Und so ging alles weiter.»



404 (Abb. 41) Untersuchungsführer Walentin Wassiljewitsch Morosow, ca. 1954

Hauptmann Walentin Wassiljewitsch Morosow. 26 Jahre, nach hinten gekämmte dunkelblonde Haare, ein kantiges und doch jungenhaftes Gesicht. Er war gelernter technischer Zeichner, war ein Jahr Student der NKWD-Schule in Moskau gewesen, bevor er 20-jährig mit der vorrückenden Front nach Berlin gekommen und direkt in Hohenschönhausen eingesetzt worden war. Über die Jahre hatte er das grosse Sterben des Speziallagers miterlebt und sich im Laufe der Zeit zum Oberuntersuchungsführer der Abteilung OS des MGB – wie der NKWD nun hiess – der Sowjetunion in Deutschland hochgearbeitet. Jöris war ihm ausgeliefert. Völlig. Erleichterung, Folter, Vernehmung bis zum Zusammenbruch – alles konnte er anordnen. Aber Jöris meinte im Wechselbad der stundenlangen Verhöre etwas anderes zu spüren. «Wenn ich dem erzählte, wie wir in Deutschland von den KPD-Führern betrogen worden sind und was ich in Russland alles gesehen habe, dann sass er manchmal da, nickte leicht mit dem Kopf, klopfte mit dem Bleistiftende auf den Tisch und sagte nur: ‚Da, da, da‘, ‚Ja, ja, ja.‘ Es schien mir fast, als wenn ihn das interessierte, ja er sich amüsierte. Als wenn er sagen wollte: ‚Na ja, hättest du mal lieber die Schnauze gehalten‘.»

Das war eine grosse Ausnahme. «In die Hände von geisteskranken Kopffägern gefallen zu sein», kam es Josef Schölmerich angesichts des Weltbildes seiner russischen Vernehmer vor. Diese Offiziere, die oft mit dem Krieg das erste Mal im Ausland waren, agierten in der Tradition des Säuberungsterrors der 30er-Jahre, angeheizt von Stalins Paranoiasystem. Gegen die Heimtücke ostdeutscher Saboteure mit nationalsozialistischem Hintergrund im Dienst englischer oder amerikanischer Agenten – so das gängige Feindbild – wappneten sich viele mit dem Vorsatz noch grösserer tschekistischer Wachsamkeit – also totaler Realitätsverweigerung.

Zwischen Morosow und Jöris gab es den einen oder anderen Schlagabtausch, aber die Verhöre eskalierten nicht. «In einem Rechtsstaat steht eigentlich immer erst am Ende einer Untersuchung fest, ob man schuldig ist», meinte Jöris einmal. «Was bilden Sie sich ein, sich hier solche Frechheiten rauszunehmen’. – ‚Unsere Rechte vor Gericht haben wir auf der Parteischule gelernt‘.»

«Einmal sagte er zu mir: ‚Wenn sich schon der RIAS für Sie interessiert, dann müssen Sie doch mit denen etwas zu tun haben’.» Da wusste Jöris, dass seine Verhaftung im Radio bekanntgegeben worden war.

Vielleicht war es Taktik, vielleicht war Jöris aber auch im tristen Verhöralltag ein besonderer Häftling mit einer besonderen Akte aus Widerstand, Parteigeschichte, Konzentrationslager, Lux und Lubjanka – vielleicht Morosows ehemaligem Arbeitsort. Ein «Insider». «Manchmal war mir Morosow sogar sympathisch. Er schien kein Kommunist. Auf jeden Fall ist er mit mir ziemlich korrekt umgegangen. Er musste eben seine Norm erfüllen, die Akten fertigmachen.» Hoffnungsschimmer im Ausweglosen. Und die Beurteilung aus einem 50-Jahre-Rückblick.

Hotels, Drehorgel, Besuche Tage, Wochen, schliesslich Monate gingen so. Fensterlosigkeit, Dauerlicht, das Abhandenkommen von Zeit und Ort, der modrige Gestank und die katastrophale Hygiene. Bald war es weniger der albraumartige Schrecken als die endlose Langeweile in hungriger Total-Übermüdung mit den Dauerschleifen der Selbstvorwürfe und Spekulationen. Die Anspannung ewiger Nachtverhöre und die nagende Ungewissheit. Der Körper wurde schwächer. Demoralisierung und Aussichtslosigkeit unterhöhlten den Widerstandswillen. «Es gab keinen Grund, verzweifelt zu sein. Aber ich hatte die Schnauze voll. Ich kann das gar nicht so beschreiben. Man war immer zufrieden, wenn ein Tag vorbei war, und sehnte sich danach, dass sie mal sagten: ‚Ihre Akten sind abgeschlossen^ – ganz gleich, was da drinstand.»

Um die Langeweile zu überwinden, unterhielt man sich in den Zellen «über Politik oder sonst irgendwas». Jöris kam in eine neue Rolle. «Ich erklärte den anderen, wie sie sich verhalten sollen. Auf dem Gang hörte ich dann auf Russisch: ‚Der hält schon wieder Vorträge’.»

Dann ging das Licht aus. Sie hockten im Dunkeln. Die Luft war stickig. Es war unheimlich. Nach Stunden schloss ein Wärter die Tür auf. Die Stromleitung sei defekt. Er stellte ein Talglicht in den Lüftungsschacht.

«Da waren die anderen erleichtert. Aber mir war klar, dass es nur darum ging, dass noch mehr Sauerstoff verbraucht wurde und wir vor Müdigkeit schneller unterschrieben. Das sagte ich den anderen. Beim nächsten Verhör fauchte mich Morosow an: ‚Ob ich meine faschistische Tätigkeit da unten wieder fortsetze?‘ Also war klar: Einer plauderte. Und als der, den ich vermutete, oben war, warnte ich die anderen. ‚Na, was hast du oben gequaselt?‘, empfing ich ihn.»

Nach wenigen Tagen wurde Jöris verlegt. Der übliche Zellenwechsel zur Unterbrechung von Kontakten und reger Spitzeldurchschleusung.

Mit den Wechseln hörte er andere Haftgeschichten: «Da konnte man oft nur einen Lachkrampf kriegen.» Er traf auf den Leierkastenmann der Frankfurter Allee. «Als die HO die Geschäfte übernahm, machte er keck ein Schild auf seine Drehorgel: ‚Heute letzter Tag. Morgen übernimmt mich der Konsum‘. Weg war er.» – «Dann war da noch Lachmann aus Weissensee. Er hatte einen ehemaligen Kollegen im Westen besucht. Als er zurück vom Treffen erzählte, meinte einer: ‚Der denkt wohl nicht mehr an uns im Osten‘ – ‚Nein, nein‘, meinte Lachmann. ‚Der hat sich nach allem, was ihr so macht, erkundigt‘. Er wurde wegen Wirtschaftsspionage denunziert.» – «Und einer hatte ein Hotel auf Usedom, das der ‚Freie Deutsche Gewerkschaftsbund‘ haben wollte. Aber er wollte es nicht hergeben. Eines Tages kam ein angeblicher Gast zu ihm. ‚Wo kann man denn schön spazieren?‘ Der Wirt zeigte ihm Wege, aber dort solle er nicht langgehen. Da läge russisches Militär. Tage später wurde der Wirt verhaftet: ‚Verrat militärischer Geheimnisse‘. Der «Gast» war vom NKWD gewesen.»

Der Wirt starb später in der Gefangenschaft – ein Vorläufer von vielen anderen, deren 640 Hotels, Pensionen, Gaststätten, Wohnhäuser und Betriebe zwei Jahre später in der «Aktion Rose» an der Ostseeküste und auf Rügen «kalt» enteignet wurden.

Krankenhaus-Parkett Nach drei Monaten, im März 1951, wurde Jöris verlegt. In einer Einmannzelle des Kastenwagens, ein Besenschrank, ohne Fenster. «Und da wurden wir zu dritt reingestopft. Einer sass, einer auf dem Schoss, einer stehend. Draussen stand ‚Skoraja pomoschtsch‘, ‚Erste Hilfe‘, und ein rotes Kreuz.»

Sie fuhren nicht lange. Nach solchen Verlegungen wussten NKWD-Häftlinge oft nicht, wo sie waren. Das war beabsichtigt. Für Erwin Jöris war klar: im ehemaligen Diakonissenmutterhaus «Königin Elisabethen Hospital». «Bei den Verhören konnte man aus dem Fenster schauen. ‚Tui ne znajesch, gde tui nachodischsja?‘, ‚Weisst Du nicht, wo du Dich befindest?‘», meinte ein Vernehmer damals zu ihm. «‚Klar, da draussen ist ja die Trabrennbahn, hier unten die Treskow Allee.‘ – ‚Mensch, der kommt ja von hier.‘»

Es war eine Ablösungszeit. Die Sowjetische Militäradministration räumte ihr Karlshorster Areal. In der einstigen nationalsozialistischen Heerespionierschule I, wo Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel die deutsche Kapitulation unterschrieben hatte, war das sowjetische Offizierskinoleben vorbei. Dafür zog die oberste Repressionsführung von Hohenschönhausen ins Karlshorster St. Antonius-Krankenhaus. 90 Offiziere, 18 Dolmetscher, 20 Mitarbeiter sollen es gewesen sein. Wieder waren im Keller die Zellen. Und die Stasi-Männer machten Hohenschönhausen zu ihrem zentralen Untersuchungsgefängnis in Ostdeutschland, dem in keiner Karte verzeichneten Haft- und Leidensort Tausender bis 1990.

Diese Wachablösung brachte Übergangsorte mit sich. Das Königin Elisabethen Hospital gehörte dazu. «Zwischen den Kellerpfeilern waren provisorische Wände eingezogen. Kein Fenster, Regale als Betten.»

Ihre Zelle war völlig überfüllt. «Einer klopfte an die Tür, bis der ‚Djeschurni‘, ‚der Wachhabende‘, kam: ‚Wir sind zu viele hier.‘» Jöris wurde rausgeholt. Das überraschte ihn selber. «Sie brachten mich in eine andere Zelle, oh Gott, oh Gott, mit zwei Spinnern. Die hatten für die Amerikaner oder Engländer vor russischen Kasernen Autonummern aufgeschrieben. Keine Politischen, für Geld. Die weinten und jammerten den ganzen Tag.»

Die Bedingungen waren härter. Sie bekamen kaum mehr Essen. «Bald war man mager bis dorthinaus und hundemüde.» «Auf einem gebohnerten Parkettboden ist man mit den Herren bis in die kleinen Vernehmerzimmer gelaufen. Die Verhöre waren schlimmer als in Hohenschönhausen. Die wollten es ganz genau wissen.»

Nicht Morosow, nur Mirsojan, der Militärstaatsanwalt, stand nun immer schweigend dabei. «Manchmal öffnete er eine Schreibtischschublade und spuckte in einen Napf.» Ein Vorwurf war hinzugekommen: «predatelstwo antifaschistow», Verrat von Antifaschisten nach der Rückkehr aus der Sowjetunion 1938.

«Wer von den mittleren und unteren Funktionären hat mit Ihnen in der Weimarer Zeit verkehrt?» Er bekam Papier, schrieb Namen auf. Vermutlich wurden die Leute verhört.

Letztlich ging es aber nur noch um eins: «,Raspischitjes, poshaluista!, ,Unterschreiben Sie bitte!», wurde zum Dauersatz. Er las die russischen Protokolle und korrigierte: ‚«Das stimmt nicht, das stimmt nicht’ – ‚Du kannst ruhig unterschreiben, du kommst sowieso nach Sibirien’.»

Ausgebrannt von den Vernehmungen, ging es dann in der Zelle weiter. Alle waren körperlich, mit den stundenlangen Verhören, bei Tag und Nacht, am Ende ihrer Kräfte. Dauer-Hunger, Anspannung, Angst. Halluzinationen. «Und die hörten nicht auf zu jammern. Oder sie phantasierten: ‚Ah, jetzt so ein Kotelett! Und Bratkartoffeln. Jetzt ist Sonntag, jetzt hätte ich ein Stück Kuchen gegessen mit meiner Frau.’»

«Ich kann nicht beschreiben, wie schrecklich das war. Eine richtige Tortur. Die liessen sich nicht aufrichten. Und nach den Verhören kamen sie mit Zigaretten runter. Da wusste man schon Bescheid.» Jöris geriet immer wieder ausser sich: «,Mensch, haltet doch endlich eure blöde Schnauze. Denkt an was anderes und nicht ans Fressen’. Ich hätte ihnen mit dem Stiefel in die Schnauze hauen können. Tag und Nacht mit denen: Ich musste mir richtig Mühe geben, dass ich nicht durchdrehte.»

Das Urteil stand fest. Jöris machte sich da nichts vor. Aber er unterschrieb jedes Protokolls nur mit: «,Ich bestätige, dass ich es gelesen habe.

Erwin Jöris.' Damit sie nichts dazwischen schreiben konnten, machte ich einen Strich.» Und tatsächlich werteten die sowjetischen Pseudojuristen das nicht als Schuldanerkennung.

«,Wenn du nicht unterschreibst, kommst du vor *kein* Gericht, hast *keinen* Verteidiger. Deine Akten gehen nach Moskau und du wirst am Schreibtisch verurteilt'.» Troika-Urteile. Das kannte Jöris. Von ihnen war viel in den Moskauer Zellen die Rede gewesen. Drei aus Militär, Justiz und Partei sprachen «Fernurteile» nach Aktenlage, offiziell OSSO, «osoboje so-weschtschanije», Besondere Konferenz, zuständig für «Personen, die als sozialgefährlich anzusehen sind». – «Je nachdem, wie viel sie in der Nacht gesoffen hatten, entschieden sie: 25 Jahre, 20, 10 oder Todesurteil.» 1934 waren die Troikas eingeführt worden. Nur hielt man den Schein eines juristischen Verfahrens bei den Säuberungs-Millionen aufrecht. Urteile als Verwaltungsentscheidungen, «Formalitäten», wie sie selbst in Sowjetkreisen genannt wurden. Gerichtsverfahren gab es nur noch in Schauprozessen. «,Die Troika in Moskau wird dich verurteilen'», drohten sie immer wieder. «,Und deine Schnauze wird dir in Sibirien zufrieren.'» Jöris unterschrieb nicht.

Dann wurden die Akten geschlossen. «Ich, der diensthabende Untersuchungsführer Leutnant Morosow», tippte der am 4. April 1951 in Russisch in seine Schreibmaschine, «habe das Material in der Strafsache zur Beschuldigung von Erwin Jöris, geb. 1912, verheiratet, Mitglied der SED, durchgesehen und befunden:

«Es wurde festgestellt, dass Jöris ein Agent der Gestapo war, von 1934 an in der Sowjetunion lebte und im Dienste der deutschen Aufklärung Spionagearbeiten durchführte. Als er aus der Sowjetunion ausgewiesen wurde, beschäftigte sich Jöris 1938 mit schädlicher Untergrundtätigkeit in der kommunistischen Jugendorganisation Deutschlands ... Nach der gerichtlichen Verkündung ist er zur Absitzung der Strafen in ein Sonderlager zu überführen.» Die ganze Vernehmer-Hierarchie zeichnete ab: der Unterabteilungsleiter Oberleutnant Wassili Michailowitsch Gorkin, der Leiter der Untersuchungsabteilung Major Iwan Romanowitsch Mosenzew und zwei

Tage später der Bevollmächtigte des MGB der UdSSR in Deutschland, Oberst Semjon Prochorowitsch Dawidow.

Die Anklageschrift bekam Jöris nur vorgelesen, nie ausgehändigt. «Nach ein paar Tagen wurde sie noch ergänzt. Sie hätten meine militärische Laufbahn ‚geprüft‘ und festgestellt, dass ich ein Kriegsverbrecher bin, also das Gesetz Nr. 10 zur Anwendung kommt.»

Das Kontrollratgesetz Nr. 10 vom Dezember 1945 berechtigte die Besatzungsbehörden, innerhalb ihrer Zonen Verbrechen gegen den Frieden, Kriegsverbrechen oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu verfolgen. Erwin Jöris wurde wegen «Abschnitt d» angeklagt: «Zugehörigkeit zu gewissen Kategorien von Verbrechervereinigungen oder Organisationen, deren verbrecherischer Charakter vom Internationalen Gerichtshof festgestellt worden ist». Was das sein sollte, war den Geheimdienstanklägern wohl selber nicht klar – die Wehrmacht war vom Gerichtshof nicht als verbrecherische Organisation eingestuft worden. Von seinen vermeintlichen Nachkriegsaktivitäten war dagegen keine Rede mehr – scheinbar hatte man zu wenig zusammenbekommen.

Einen Monat, nachdem Morosow seine «Ergebnisse» nach Moskau geschickt hatte, unterschrieb man dort das Urteil. Eine Abweichung von den NKWD-Vorgaben wäre undenkbar gewesen. Dabei war eine getippte Anweisung schon viel. Meist stand nur das Strafmaß, das das Gericht dann sprach, auf einem Zettel aus dem Geheimdienst. Ermittlung, Genehmigungen, Beschlüsse, Vernehmungen, Anklage und Urteil – die papieraufwendige Inszenierung einer Total-Farce. Rechtsstaatssimulation.

Tribunalaufführung

Ein bekanntes Gefängnis Was das Kunstgewerbeschulhaus an der Prinz-Albrecht-Strasse 8 im nationalsozialistischen Berlin war, wurde nach dem Krieg der neobarocke Bau in der Magdalenenstrasse 14. Zentrum des Terrors. In den Kellern des Gefängnisses aus der Kaiserzeit mit seinen Massiv-Erkern, Fensterflächen und repräsentativen Sims fanden 1945/46 Hunderte von Erschiessungen statt. In den wenigen Akten, die in Moskau zu Lichtenberg vorhanden sind, tauchen immer wieder Listen mit 40 bis 80 Namen auf. «Ausgeschieden».

35.000 deutsche Zivilisten standen vor sowjetischen Militärtribunalen. Viele von ihnen gingen durch die Magdalenenstrasse. Auch die Entführten aus Westberlin. Wartestation nach der «Untersuchung», vor Tribunal und Urteil, dann Speziallager, Zuchthaus, Gulag oder Erschiessung. Freisprüche hatten Wunderstatus.

«Damit wir nicht sehen, wo wir hinkommen, fuhr der Haftwagen dicht an einen Seiteneingang. Aber ich habe sofort gewusst, wo ich bin.» In die Lichtenberger Haftanstalt zwischen Magdalenen- und Alfredstrasse, in die die sowjetischen Kastenwagen immer fuhren. Jöris kam hin, wo er schon als Kind vorbeigelaufen war. «Vor dem Eingang sass immer ein Alter mit Krummpfeife, den wir neckten.» – Inspektor Henke mit Gehilfe Eicke, zuständig für hundert Männer mit Kurzstrafen.

Die Sowjet-Administration presste über 600 Häftlinge in die alten Zellen. Das war während der grossen Verhaftungswellen. Mittlerweile waren die Parterre- und Dachtrakte leer. Die Häftlinge kamen in die Zellen im ersten Stock. Hohlwangig und eingefallen. Monate im künstlichen Kellerlicht wichen Tagen im Stahlblenden-Halbdunkel.

10. April 1951 steht als Überführungsdatum in der Lagerakte. «Das Essen wurde besser, viel besser. Mittwochs gab es einen Hering zusätzlich. Ich nahm ihn wie ein Seehund: Kopf, Schwanz, Gräten – alles rein. Weg war er. Vitamine habe ich mir gesagt. Nachts wurde das Licht gelöscht. Endlich konnte man wieder schlafen. Kein Poltern mehr an der Zellentür.»

Der Ton der Wärter war ruhig, die Stimmung unaufgeregt. Täglich gab es Hofgang. «Ja sogar eine Gefängnisbibliothek mit russischen Büchern.»

Es war wie ein Aufwachen nach Monaten. Ein Wiederankommen in der Zeit. Tage, Nächte, Momente ohne Hunger, ohne die Trance-Müdigkeit, ohne Verhöre, ohne Angst vor Folter. Erlösung angesichts der durchgestandenen Wochen und Monate. «Ist das immer so ruhig hier?», wunderten sich Neuzugänge aus DDR-Zuchthäusern. «Bei den Deutschen», erzählten sie, «musst du vor jedem jungen Schnösel strammstehen und ihn mit ‚Herr‘ anreden. Sonst ist der Teufel los.» Viele kamen aus Bautzen – nach einer Rebellion gegen die Haftbedingungen.

In der Magdalenenstrasse musste niemand mehr gebrochen werden. Die Schicksale waren zugeschrieben. Alles sollte ruhig ablaufen. Doch in das erlösende Aufwachen griff die Angst. «Ich wusste nicht, was kommt. Aber ich erwartete das Schlimmste.»

Im Trott der Zellentage wussten die Häftlinge, dass die Todesstrafe Anfang 1950 – nach drei Jahren Unterbrechung – wieder eingeführt worden war. Das Militärtribunal der Magdalenenstrasse, Nr. 48240, fällte seitdem – rechnet man es um – jeden Tag ein Todesurteil.

Jöris lieh in der Bibliothek «Onkel Wanja» aus. In der Endlosigkeit ihrer Tage las er Tschechows Stück vom Landhaus als Gefängnis, voll traurigen Lebens, vor. «Die anderen sassen um mich. Und das half. Seelisch.»

In den Zweier-, Dreier- und Viererzellen kamen und gingen die Häftlinge. «Einmal war da ein Dicker. Und ich fragte mich immer: Wo hast du den schon mal gesehen? Den ersten Tag sprachen wir nicht. Wir wollten sehen, wer der andere ist.» Aber in Jöris arbeitete es. Unruhig lief der Neue auf und ab, erzählte was vom Speziallager, von der Polizeiabteilung Wecke.

«Ach», sagte Jöris, «Oberleutnant Siegmund und SS-Sturmführer Breuning – ‚Ja!‘, schrie er gleich los, ‚Du warst wohl auch dabei?‘ – ‚Ja.‘ – ‚Und wo warste?‘ – ‚In Sonnenburg. Wo du auch warst‘. Da guckte er, ‚Du warst in Sonnenburg?‘ – ‚Ja, in Sonnenburg.

– Als Häftling‘.»

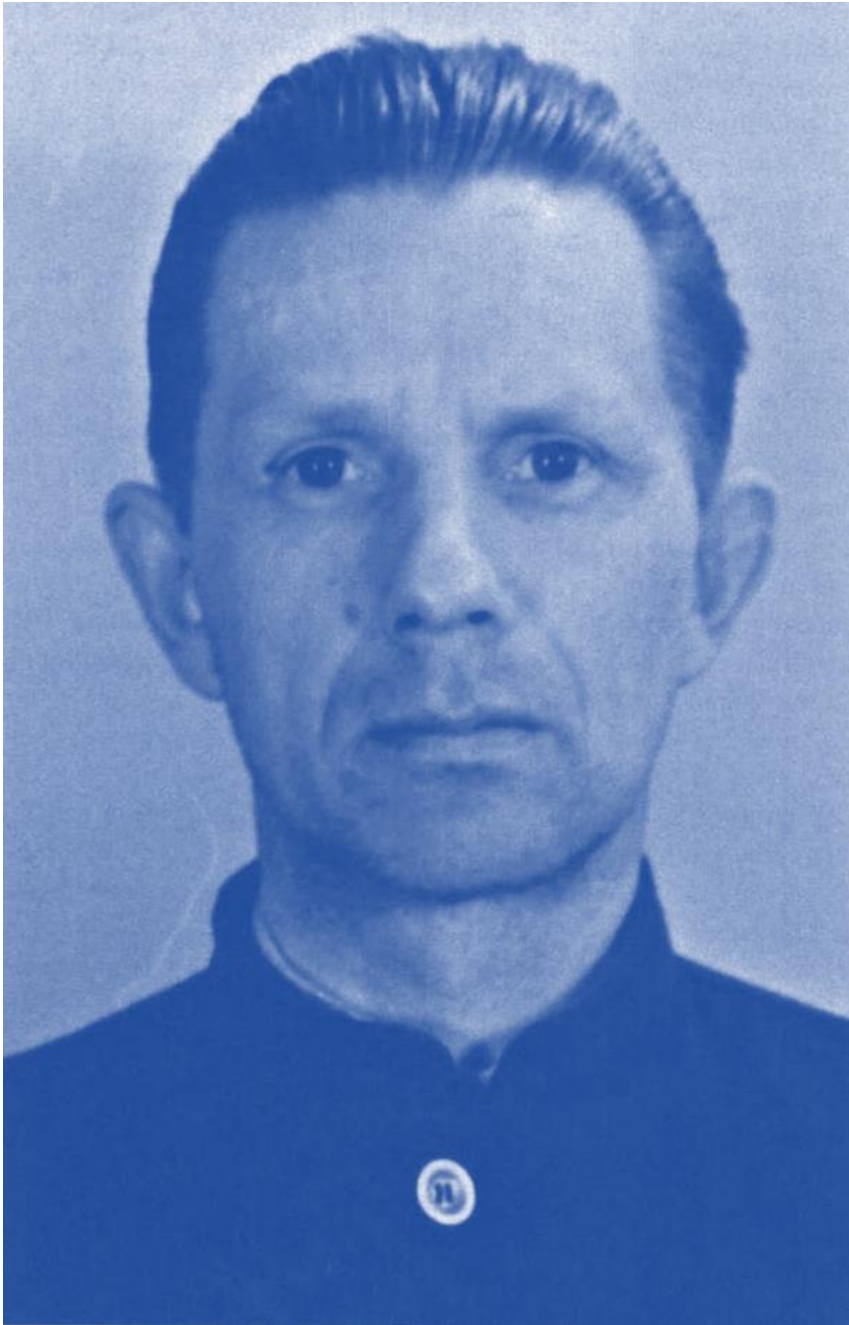
Der Neue schwieg. Jöris rutschte von seiner Pritsche, hob halb den Arm: «,Das hiess: An die Mauer! Marsch, Marsch! Und das: Hinlegen! Und das: Aufstehen! Das konntest du so schön machen’.»

Während Jöris stand, fielen ihm die Bilder ein, wie der Dicke in Uniform zu faul war, die Kommandos zu schreien. Er schikanierte sie mit den lässigen Gesten seiner pummeligen Hände. «Bulldogge». So nannten sie ihn. Er war dünner geworden. Aber er sah noch immer so aus.

Die anderen starrten Jöris an. «,Na, nun weisst du, wie es mir damals erging’.» Der andere schwieg. «,Und jetzt sitzen wir beide bei den Russen’.» Jöris schüttelte den Kopf, setzte sich auf die Pritsche, konnte es nicht fassen. – «Und dann mussten wir alle lachen.»

Sie sprachen. Erst zögernd, dann immer offener. Über die Spannungen zwischen der SA und SS, über die Häftlinge. Und auch über die Geschichte des anderen: Gendarmerie in Berlin, dann Wecke, «Schutzpolizei» in Russland, schwer verwundet, gefangen, verurteilt zu lebenslänglich mit Zwangsarbeit. Anderthalb Jahre war er im Zuchthaus Brandenburg-Görden gewesen, nun sass er hier und sollte vielleicht nach Sibirien.

Wuntschik – an so einen Namen meinte sich Jöris zu erinnern. Tatsächlich wartete der Wecke-Mann Walter Wonschick damals in Lichtenberg auf seine Überführung. NSDAP- und SMT-Akten dokumentieren seinen Lebensweg. Er war zwei Jahre älter als Jöris, stammte aus Graudenz, war in Berlin aufgewachsen, hatte Bäcker gelernt, sich 1929 zur Schutzpolizei, dann zur berittenen Polizei gemeldet. Hoch zu Pferd hätte er Jöris durch die Berliner Strassen getrieben haben können. 1933 war er zur Polizeiabteilung Wecke gekommen. Es gelang ihm, seine Zeit als KZ-Aufseher gegenüber den sowjetischen Vernehmern zu verheimlichen, ebenso seine SS-Mitgliedschaft. Aber SS-Polizei-Reiter-Abteilung in Polen und ab 1941 in der Sowjetunion – das hiess Gettoabsperrung, KZ-Bewachung, Exekutionen. Ohne jedes Schuldgefühl, ja vielleicht aus Dreistigkeit, war er nach dem Krieg von Hamburg, wo er im Spital gelegen hatte, nach Ostberlin gegangen. In Niederschönhausen nahm er eine Stelle als Bäcker an, trat sofort in die SPD ein und war ein gutes Jahr nach seinen letzten SS-Tagen



(Abb. 42) Walter Wonschick, Februar 1949

mit der Zwangsvereinigung 1946 SED-Mitglied. Zum Schluss hatte er sogar in einer sowjetischen Holzfirma als Verlader gearbeitet. Aber etwas musste durchgesickert sein, sodass NKWD-Männer ihn vier Jahre nach Kriegsende in Küstrin verhafteten. Er bekam lebenslänglich, weil er während der Besatzung «systematisch Sowjetbürger geprügelt» habe. Wären seine KZ- und SS-Beteiligung rausgekommen, hätte man ihn erschossen.

Tagelang lenkte Jöris das Zusammentreffen ab. «Wenn mir in Sonnenburg einer gesagt hätte, dass ich den wiedertreffe, und zwar hier, hätte ich ihn für verrückt erklärt. Und nun sassen wir auf den paar Quadratmetern zusammen und wussten beide nicht, was aus uns wird. Das war wie ein Wunder. Da kam ich einfach nicht drüber. Aber der wusste wenigstens, wofür er sitzt – der KZ-Wärter und Partisanenjäger!»

Schnell wurde Wonschick verlegt. Nach Bautzen. Die Haftakten halten für die nächsten Jahre eine schwere Tbc-Erkrankung fest, monatelanges Gipsbett, die Zerrüttung einer Ehe, eine Amnestie 1956 – nach sieben Jahren Haft – und weiterhin das Gefühl, «nicht schuldig zu sein». Sein weiterer Lebensweg verliert sich.

Ausser bei Wonschick und einem Oberleutnant Schwacher – «ein sehr netter Kerl» – kann sich Jöris an keinen Häftling mit einer Nazivergangenheit erinnern. «Aber da wird viel erzählt, wenn der Tag lang ist.» – Ein anderer Zellengenosse hiess Triest. «Er soll an der Eisenbahnlinie ein Gerät zur Registrierung von Urantransporten aufgestellt haben.»

Langsam vergingen die Tage. Die Häftlingserzählungen aus der Lubjanka von den sibirischen Lagern gingen ihm immer wieder durch den Kopf. Seine Stimmung schwankte stündlich. Resignation rutschte in Selbstmordgedanken. «Ich rechnete damit, dass ich das nicht überlebe.» Dann wieder: «Der Russe ist unberechenbar. Morgen kann schon wieder alles anders sein.»

Die Fenster des u-förmigen Gebäudes gingen in den Hof. Dort lagen die Freigangzellen, überspannt von Maschendraht. Darüber sah er, was er seit seiner Kindheit kannte: das königliche Amtsgericht und die Türme der Glaubenskirche, in der er getauft worden war. Aber vor allem die Wohnun-

gen der umliegenden Häuser, in die er Kohle geliefert hatte. Während er in den Schuhen ohne Schnürsenkel dahinschlurfte, blinzelte er immer nach oben, vorbei an dem Steg, auf dem die Wachen liefen. «Manchmal sah ich Frauen auf den Baikonen, Anzüge ausbürsteten. Ich hoffte immer, dass sie mal einen einzigen Blick rüberwerfen würden. Wir hätten natürlich nicht winken dürfen. Aber wenn eine einmal geschaut hätte, hätte ich es riskiert. Auch wenn ich in den Eiskeller gekommen wäre. Damit jemand meinen Eltern oder Gerda erzählt: ‚Wir haben den Erwin gesehen – Aber nie guckte eine. Vielleicht hatten sie Angst, vielleicht dachten sie: Das sind doch eh alles ehemalige Nazis.›»

Der Frühling kündigte sich an, gekippte Fenster, Geräusche des Quartiers im Jahresaufbruch. «In der Alfredstrasse war ein Geschäft, für das ich immer in die Markthallen gefahren war. Ich hörte sie auf dem Hof hantieren, die Gemüsekästen, die Stimmen.» Einmal wurde Jöris im Gang an einem unverkleideten Fenster entlanggeführt. Er sah die Rückseite ihres Hauses in der Atzpodienstrasse. Über ein Trümmergrundstück hinweg, keine 200 Meter entfernt. Gebannt blieb er stehen. «Gleich bekam ich einen Tritt in den Arsch: ‚Weiter, weiter!›» Einmal meinte er sogar, das Bellen ihres Schäferhunds auf dem Kohlenplatz zu hören. «Und wenn ich zu den anderen sagte: ‚Macht das Fenster zu, ich kann das nicht mehr hören‘ – da wollten die doch frische Luft.»

Dann kam Peter Püschel, der Student aus Hohenschönhausen. Einer nach dem anderen wurde weggeholt, und sie blieben allein. Sein schmales Gesicht war noch hagerer geworden. Die schwarzen Haare fielen dem 23-Jährigen immer wieder ins Gesicht. In den Wartetagen voller Angst erzählten sie sich vieles, auch ihre Leben. «Er war belesen, mit dem konnte ich mich den ganzen Tag unterhalten.» Der Lichtenberger Schreiner und der Westberliner Politikstudent. Die Politisierung des einen im Bürgerkriegs-Berlin nach dem Ersten Weltkrieg, die des anderen an den Kolberger Landbrücken angesichts der Flüchtlingstragödien des Zweiten Weltkrieges. Komintern und CDU. Als Jöris so alt wie Püschel war, sass er in Sonnenburg. Damals hatte er gewusst, dass er wieder rauskommen würde. «Für die

Flugblattaktion gab es ein Todesurteil. Das war klar. Auch dem Peter Püschel.» Abgrundstunden im Zellenniemandland.

Püschel war in Rostock CDU-Kreisjugendreferent gewesen. Er schrieb für die *Neue Zeit*, das CDU-Zentralorgan in der DDR. Die Eingriffe der Sowjetadministration waren schamlos, einer nach dem anderen floh. Als sie den Parteivorsitzenden Jakob Kaiser entmachteten, setzte er sich eines Morgens nach Westberlin ab. Ein Studium an der wiedereröffneten Deutschen Hochschule für Politik. Jener Schule, die in der jungen Weimarer Republik liberale Grundsätze eines Gemeinwesens etablieren wollte – gegen antidemokratische Tendenzen. Eine «einzigartige» Anzahl ihrer Dozenten und Studierenden hatte sich vor 1945 Widerstandsgruppen angeschlossen. Nun fanden sich im repräsentativen Gebäude in Schöneberg im Kreis der Lehrer und Studenten viele ein, zurück aus Krieg, Gefangenschaft und Konzentrationslagern, die entschlossen waren, auch der Neuinstallation der nächsten Diktatur nicht tatenlos zuzuschauen. Sie knüpften Kontakte zu den Ostbüros oder zur «Kampfgruppe». Von seinem Charlottenburger Zimmer brach Püschel oft in den Osten auf – als Verbindungsmann einer studentischen Widerstandsgruppe an der Humboldt-Universität, und zu Alleingängen.

«An der Sektorengrenze in Griebnitzsee bei Babelsberg hatte er eine Flugblattrakete gezündet. Direkt an der Mauer einer russischen Kaserne. Als er sich gerade aus dem Staub machen wollte, griff ihn eine Wache auf. ‚Stoitje!‘, ‚Halt!‘ Er musste mit in die Kaserne. Seine Papiere wurden geprüft – und draussen lief der Zünder. ‚Ladno, iditje!‘, ‚Gehen Sie!‘ Kaum war er am Ausgang, ging das Ding hoch. Auf den Flugblättern war Stalin, ein Messer im Mund, an dem links und rechts das Blut herabtropfte. ‚Verweigert den Befehl stand drunter.‘ Püschel wurde im MGB-Gefängnis in Potsdam tagelang gefoltert. Es folgte eine Kettenverhaftung.

«Ein stiller, feiner Kerl.» Erzählungen vom Licht auf den Sandbänken, Möwen, Schilf im Wind. Das elterliche Haus lag nur einen Fussweg vom Meer entfernt. Greifswalder Bodden. Mit 14 musste er, als der Vater 1941 fiel, ins Internat. Bei Schulbeginn nach den Ferien blieb er aus, entzog sich.



(Abb. 43) Peter Püschel, wenige Tage vor seiner Erschiessung, Moskau 1950 419

Er rebellierte ohnmächtig gegen den Reichsarbeitsdienst, die Militärausbildung. Den Dauerbeschluss der russischen Artillerie auf Kolberg erlebte er mit Entsetzen. Da war er 17 Jahre.

«Es ist alles aus’, sagte er wie aus dem Nichts auf dem Gefängnishof zu mir. ‚Wenn du noch einmal freikommt, melde mich.’ – ‚Mensch Peter, beruhige dich. Ich komm auch nicht frei. Mit mir haben sie dasselbe vor.’» Abends kam die Wache: ‚Gospodin Püschek – ihn redeten sie mit ‚Herr’ an – ‚Sie haben morgen Termin‘. Und morgens wurde er geholt. Sein Mittagessen wurde in die Zelle gegeben. Dann das Abendessen. Spät ging die Tür: Essen zurück. Also: Todesurteil. Die kamen sofort woanders hin.»

Erst mit den Moskauer Akten – ein halbes Jahrhundert später – ist das Ende bekannt. Peter Püschel wurde an diesem 22. Juni 1951, einem Freitag, mit zwei Mitangeklagten wegen Spionage und antisowjetischer Hetze zu dreimal 25 Jahren Zwangsarbeit und zum Tode durch Erschiessen verurteilt. Mit anderen Todeskandidaten fuhr er im Zug nach Moskau, kam in die Butyrka, das andere berühmte Staatsgefängnis neben der Lubjanka. Sein Gnadengesuch wurde, wie fast alle, abgelehnt. Nach Monaten in der Todeszelle wurde das Urteil am 24. September 1951 im Gefängniskeller mit Gennickschuss vollstreckt. Den Leichnam äscherte man noch in der Nacht auf dem Donskoje Friedhof im Süden Moskaus im Keller der zum Krematorium umgebauten Friedhofskirche ein. Verschachert in einem der acht Massengräber an der Friedhofsmauer. Das übliche Prozedere.

Püschels Urteil war eines der ganz wenigen, das öffentlich gemacht wurde. Zur Abschreckung. Die Westberliner amerikanische *Neue Zeitung* bekam einen Hinweis. 13 Jahre später teilte das Deutsche Rote Kreuz der DDR den Eltern offiziell den Tod ihres Sohnes mit. «Der hat sich geopfert, und heute spricht keiner mehr von ihm», so Jöris.

3.000 sowjetische Todesurteile gegen deutsche Zivilisten wurden in den zehn Jahren nach Kriegsende vollstreckt. Nichts Besonderes in einem Land, dessen Führung seit der Revolution über eine Million eigene Bürger hatte exekutieren lassen. Die Zahl wäre noch höher, hätte man zwischen 1947 und 1950 die Todesstrafe nicht ausgesetzt.

Von der Wiedereinführung bis zum Dezember 1953 – nach Stalins Tod – gab es 1.000 pseudojuristisch legitimierte Genickschuss-Hinrichtungen verhafteter Deutscher. Darunter viele Berliner. Statistisch gesehen wurde in diesen drei Jahren wöchentlich ein Einwohner der Stadt in Moskau erschossen. Zumeist entführte Westberliner. Auch für Erwin Jöris lag eine Exekution nah: 1951, das Jahr, in dem er verurteilt wurde, endete jedes dritte von 1'621 Tribunal-Verfahren mit einem Todesurteil. 93 Prozent wurden vollstreckt. Viele der Urteile beriefen sich einzig auf Artikel 58/6, Spionage. Der Anklagepunkt gegen Erwin Jöris.

1950/1951 erfolgten die meisten Todesurteile. Weniger als fünf bezogen sich auf NS-Aktivitäten. Fast jedes vierte traf ein SED-Mitglied. Fast jeder dritte Hingerichtete war um die 20 Jahre. Parteimitglieder, die bei Kriegsende 15 Jahre alt waren. Eine schonungslose NS-Aufarbeitung? Stalinistische Phobien und Justizterror zur Machtsicherung verhinderten die sezierende Aufdeckung individuell benannter Schuld. 6.000 Urteile fällten sowjetische Militärtribunale nach der Gründung der DDR auf deren Territorium. Allein ihre Existenz war ein Bruch mit der Verfassung des neuen Staates.

«Das überlebt keiner» Nachdem sie Püschel aus der Zelle geholt hatten, war Jöris allein. Allein mit sich, mit seiner Angst. Wie würde Gerda davon erfahren, wenn sie ihn hinrichteten? Die Frage liess ihn nicht mehr los. «Nach zwei Tagen holten sich mich.» Das Tribunal tagte in der Gefängniskapelle. Auf die Kirchenbänke waren muschelförmige Sichtblenden gesetzt. Kontakteinschränkung. In einem Vorraum standen 13 Häftlinge, in den speckigen, zerrissenen Klamotten, mit denen sie verhaftet worden waren. Man wurde aufgerufen. Immer zu dritt. «An einem rot belegten Tisch sassen vier dieser Bonzen in Uniform.» Im Militärtribunal 48240 fungierte gewöhnlich N.I. Pissarkow als Vorsitzender. Die Oberste der Justiz Klimin und Sumtschinskij samt den Oberstleutnants Ptaschewskij, Smirnow, Kasakow, Denissow und Wjatkin waren Beisitzer. Dieses Mal führte eine Offizierin die Verhandlung: «,Saditjes, poschaluista!', ,Setzen Sie sich!'

Der spuckende Militärstaatsanwalt Mirsojan trug die Anklage auf Russisch vor. Jemand las: «Laut dem Urteil der Sonderberatung beim Staatssicherheitsministerium der UdSSR vom 26. Mai 1951 – Jöris bekam also tatsächlich ein «Fernurteil» – wird Erwin Jöris, geboren 1912 in Berlin Lichtenberg, angeklagt wegen Artikel 58.6 des Strafgesetzbuches der RSFSR und Artikel 2, Teil d des Kontrollratgesetzes Nr. 10 vom 20.12. 1945 ... wegen der Tätigkeit als Spion und dem Verrat von Antifaschisten zu 25 Jahren Besserungsarbeitslager verurteilt.»

25 Jahre. Die Zahl füllte seinen Kopf aus. «Das überlebt keiner», schoss es ihm durch den Kopf. «In welches Lager und wo – kein Wort. Nur immer ‚opasni elements gefährliches Element‘.» Ein gefährliches Element für den Rest seines Lebens.

Von der Urteilsbegründung blieben Jöris nur Bruchstücke im Gedächtnis. «Anfangs sei ich loyal gegenüber der Sowjetmacht gewesen. ‚Dann begann er mit systematischer Diffamierung und Verleumdung der Führung von Partei und Regierung .. .‘ – ‚Du rote Sau‘, hätte ich zu einem Parteilobenden der KPdSU gesagt. Und: konterrevolutionäre Organisation. Schon in Deutschland hätte ich mich mit Trotzlisten zusammengetan.»

Jöris schwankte. Wehrte ab. Dachte daran, dass alles bei den Russen auch anders sein konnte. Hoffte irgendwie. Von der Urteilsverlesung des nächsten Häftlings, Gustav Holzhauer, bekam er nur schemenhaft etwas mit. Als sie aus der Kapelle abgeführt wurden, hörte der Mitverurteilte Jöris brummen: «,Die können mich doch alle mal am Arsch lecken‘.» Später, nach Jahrzehnten, wird Holzhauer immer diesen Satz von Jöris zum Besten geben – so erstaunte er ihn damals.

Jöris war ein Fall unter vielen. Von den 1‘623 dokumentierten Urteilen aus dem Jahr 1951 – 292 gegen Frauen – lautete jedes dritte auf Spionage. Ebenso viele auf ein Vierteljahrhundert Haft. Von den 12.000 Männern, Frauen und Jugendlichen, die in der Nachkriegszeit ein solches Urteil erhielten, wurden mehr als die Hälfte in den russischen Gulag deportiert. Lediglich die Berufung auf Kontrollratgesetz Nr. 10 war aussergewöhnlich. Im Archiv des russischen Geheimdienstes finden sich unter diesem Punkt

nur 19 Verurteilungen aus dem Jahr 1951. Auch ein Fernurteil einer Moskauer Troika war selten. In allen 35.000 Nachkriegs-Prozessen nur 1.000 Mal – zumeist, wenn selbst nach sowjetischen Massstäben nicht genügend Beweismittel für eine Verurteilung vorlagen.

Dies alles ist inzwischen gut aufgearbeitet. Zumindest für die 35.000 Zivil-Verurteilten, zu denen es Akten im einstigen KGB-Archiv in Moskau gibt. Die weitaus grösste Mehrheit aber, wohl 170.000 Zivilisten, verschwand ohne Anklageschrift und Gerichtsurteil in Lagern, dem Gulag, in Erschiessungskellern. Schicksale ohne Dokumentation.

Alle 13 Verurteilten des Scheintribunals wurden im Parterre in eine halb belegte Massenzelle geführt. Alle wie im Schock. Am Abend waren sie 20 Mann. «Die kamen noch aus Potsdam, Magdeburg und Leipzig, auch Rotarmisten, die irgendetwas auf dem Kerbholz hatten.» Die Lichtenberger hatten alle 25 Jahre Haft bekommen. Auch der Usedomer Hotelbesitzer. Auch Horst Niemetz. Irgendwann redeten Holzhauer und Jöris. Der andere war vielleicht zwei, drei Jahre jünger als Jöris, aus dem Saarland. Oberleutnant in der Wehrmacht. Er hatte Flugblätter nach Ostberlin transportiert: «Das Gerede von einer parlamentarischen Republik ist Lüge. Wir steuern auf eine Bolschewisierung zu. Nieder mit der SED! Nieder mit Ulbricht und Pieck!» Bei einer S-Bahn-Razzia hatten sie ihn geschnappt. Holzhauer kämpfte. Das tat gut.

«Dann holten sie plötzlich drei Leute raus, so unerfahrene Jungs. Da wusste ich schon, denen wird jetzt erzählt: Wenn ihr ein bisschen horcht, was da unten los ist, werdet ihr früher entlassen usw.»

Am nächsten Morgen kam der Militärstaatsanwalt Mirsojan, «der Spuker», samt Übersetzer in die Zelle. Sie kämen nach Waldheim und Bautzen, um dort ihre Heimat wieder aufzubauen. Die Verwandten könnten sie besuchen. «,Ihr werdet euch frei arbeiten und dann vorzeitig entlassen’.» Jöris dachte an die Geschichten in der Lubjanka. «Kaum war die eine Strafe abgessen, gab es schon das nächste Urteil.» Mirsojan bemerkte sein leises Schnauben, trat zu ihm. «,Wenn ich Richter gewesen wäre’, zischte er, ,hätte ich dich 43 mal erschiessen lassen’.» Als er draussen war, flüsterte

Jöris zu Holzauer: «,Glaub dem kein Wort, der lügt, wenn er die Schnauze aufmacht. Die wollen uns nur ruhig halten’.»

Tage später hiess es abends: «,Sagotowtjes! Prigotowtjesh, ,Machen Sie sich fertig. Sie werden morgen abgeholt’.» Die Schnürsenkel?, fragte Jöris «,Die kriegen Sie, wo Sie hinkommen’. Kein Ortsname.»

Ein Lichtenberger Sommermorgen. Auf dem Hof standen mehrere der fensterlosen «Kranken»-Wagen. Murmelndes Gedränge im Dunkeln. «Der Strecke nach war es hinter Karlshorst», vermutete Jöris. Tatsächlich ging es zum ehemaligen Industriebahnhof am Gefängnis in Hohenschönhausen. Hier stellten die Sowjets ihre Häftlingszüge zusammen. Der Kastenwagen fuhr rückwärts. «Aus der Hecktür mussten wir in einen Eisenbahnwagen springen. Mit dem Schriftzug ,Mitropa Küche’.» Die «Mitteleuropäische Schlafwagen- und Speisewagengesellschaft» aus dem Ersten Weltkrieg überlebte in der DDR. «Von aussen war nichts zu sehen. Undurchsichtiges Sternglas, dahinter Eisenstäbe.» Innen: Ein D-Zug-Wagen, statt Abteilen Zellen, «statt Bänken Platten, drei Stufen übereinander. Wo sonst Schiebetüren sind, waren Stahlgitter. Die Wachtmeister liefen im Gang in weissen Kitteln, mit einer Haube, wie man sie in den besseren Küchen hat, und an der Brust eine Delle von der Pistole.» 12 Leute drängten sich in seinem Abteil. Die anderen schienen ebenso voll.

Eine Lok verschob den Wagen. Langsam. Irgendwann blieben sie stehen. «Wir bekamen gekochtes Schweinefleisch. Alle assen ganz gierig und waren zufrieden. Es war gute Stimmung.» Beruhigungstaktik.

Ein reges An- und Abfahren war draussen zu hören. Das Sirren der elektrischen S-Bahnen, das Puffen der Dampflok, zerschnitten von Pfiffen. Eigentlich konnte das nur der Schlesische Bahnhof sein. Seit Monaten erst hiess er Ostbahnhof. An der Scheibe war eine Ritze. Jöris war perplex. «Den Bahnhof kannte ich so gut.» Menschen auf Bahnsteigen, wartend, einsteigend, winkend. Dann fiel ihm ein: Schon einmal hatte er hier gewartet. «Damals war ich voller kommunistischer Überzeugung von den Nazis in ihr Sonnenburg-Lager verschleppt worden, und jetzt, zwanzig Jahre später, sass ich genau an der gleichen Stelle in einem Gefangenenwagen der Kommunisten – und kam wieder in ein Lager.»

«Na, dann noch eine schöne Fahrt», witzelte einer der Häftlinge aufmunternd. Jöris schwieg. Der Zug ruckelte, nahm Fahrt auf, bog nicht ab, blieb Richtung Osten. Er stellte sich die Orte vor. Rahnsdorf, Erkner, Fangschleuse. «Überall hatten wir als Jungkommunisten Landagitation für ein Sowjetdeutschland gemacht. Und jetzt brachte mich dieses ‚Sowjetdeutschland‘ 25 Jahre ins Lager.»

Die Gefangenen rästelten um das Wohin. «Viele waren naiv und glaubten tatsächlich, sie kämen in ein deutsches Zuchthaus, nach Bautzen oder Cottbus.» Dann fuhr der Zug langsam. «Es machte ‚bum‘, ‚bum‘, ‚bum‘. Wir fuhren über eine Brücke.» Eine Holzbrücke. «Hört ihr, was da unten ist?», fragte Jöris die anderen. «Da ist einen Fluss. Die Oder. Nichts Deutschland. Nach Polen oder Russland’.»

Vor der Schweigewand Gerda Jöris erschien am 19. Dezember 1950 nichts ungewöhnlich. Bis diese Männer wiederkamen. «Gegen ihren Mann liegt etwas vor.’» 2001 erzählte sie von auseinandergerissenen Betten, offenen Schubladen, den versteckten Gesichtern an den Fenstern gegenüber. Wie ein Lauffeuer habe es sich rumgesprochen: «Der Erwin ist abgeholt worden’.» Die herbeigeeilte Elli musste bleiben. Als Zeugin.

Vielleicht waren Irmer und sein Stasi-Kollege am nächsten Tag, dem Mittwoch, 20. Dezember 1950, abends dabei, als Erich Mielke im alten Finanzministerium zwei Strassen weiter, gegenüber dem Gefängnis Magdalenenstrasse, vor seinen 50 Hauptamtlichen das Glas zu Stalins 70. Geburtstag erhob. «Eiserne Disziplin in unseren Reihen», fing er seine Rede an, «frei sein von Panik und Schwankungen, ehrlich, bescheiden, selbstkritisch, frei von Hochmut und Egoismus, die Reinheit der Partei hüten wie unseren Augapfel, bis in den Tod ein Freund der Sowjetunion, die Feinde der Sowjetunion sind auch unsere Feinde, wer zum Verräter an der Sache Stalins wird, wird vernichtet, wohin er sich auch verkriechen möge, kühn und mutig den Kampf gegen die Feinde des Fortschritts.»

Und bei Familie Jöris? Immer derselbe Satz – immer und immer wieder: «Der hat nichts gemacht, der kommt wieder’.» Vater Jöris versuchte seine Schwiegertochter zu beruhigen, dabei konnte er es selber kaum fassen.

Aber Jöris kam nicht wieder. Nicht am Abend, nicht am nächsten Morgen, nicht am nächsten Tag. Alfred ging aufs Polizeirevier. Dann auf die Verwaltung in Pankow. Er schrieb an Wilhelm Pieck. Einmal, zweimal. Ein drittes Mal. Vater Jöris sprach im Volkspolizeipräsidium vor. Dann im Innenministerium, bei der Justiz in der Scharnhorsterstrasse, dann in der Littenstrasse. Zuletzt bei der Staatssicherheit zwei Strassen weiter. Man werde der Sache nachgehen, hiess es. Von keinem Amt hörten sie etwas. Über Nacht verschlug es sie zu den Tausenden, die über das sphinxartige Schweigen und die ewigen Lügen auf der Suche nach ihren Verwandten fast verrückt wurden.

Gerda lief von Gefängniseingang zu Gefängniseingang, schrieb Bittbriefe, redete mit Nachbarn, klagte bei Kunden. «,Wenn der schon abgeholt wird’», meinte ein Nachbar, Vopo und Parteimann, «,dann muss er auch Dreck am Stecken haben.’» Aber das war die Ausnahme: «Viele weinten damals um Erwin», berichtete sie.

Gerda klammerte sich an jeden Strohalm. Geschäfte mit dem Elend hatten Hochkonjunktur. Lange hoffte sie auf einen Detektiv, bis sie merkte, dass er hinter geschäftigen Erklärungen nichts für ihr Geld unternahm. Dann liess sie sich von einer Zigeunerin für 50 Mark weissagen, ihr Mann «sei an einem grossen Wasser».

Alfred stellte Irmer, den Stasivorarbeiter. «Sowjetische Ermittlungen» – mehr wüsste er auch nicht. Nächtelang brütete Gerda über einer Nachricht, die sie auf Zigarettenpapier schreiben sollte. Vater Jöris musste für den fehlenden Sohn einen Arbeiter einstellen. Der vermutete Erwin in Hohenschönhausen, kenne einen Kollegen mit Zugang zum Sperrbezirk, der vielleicht eine Zigaretenschachtel über den Zaun werfen könne. Nirgendwoher gab es ein Lebenszeichen.

Aber wer hatte Jöris denunziert? Kunden flüsterten, die «Lehne» habe immer am Fenster gestanden. Gerda Lehne, Strassengruppenvorsitzende, gleich alt wie Erwin Jöris, Mutter zweier Kinder, wohnte im Haus der Eltern Jöris. Eine «1.000-Prozentige». Ihr Mann war im Krieg vermisst. Enthusiastisch war sie sofort nach der SED-Gründung eingetreten, hatte emsige Kreisparteischullehrgänge absolviert. Seit drei Jahren arbeitete sie als Stenotypistin im ZK der SED – und zwar an der Wallstrasse in der Abtei-

lung Propaganda bei Schneidewind. So zumindest vermutet Erwin Jöris heute. Gerda Lehne im Beobachtungsauftrag Schneidewinds. Belegen lässt sich das nicht. Eine Stasiakte ist nicht auffindbar. Der Vorgang «Jöris» ging nach Moskau, wo alle Ermittlungs-Dokumente vom FSB zurückgehalten werden.

Später mühte sich Gerda Lehne zielstrebig durch die SED-Hierarchie, wurde Kaderleiterin am Marx-Engels-Lenin-Stalin-Institut, dann Mitglied der Parteileitung in einem Volkseigenen Betrieb. 1971 «Verdiente Aktivistin». Auf Anfrage – heute im Altersheim in Spandau – kennt sie keinen mehr aus der Atzpodienstrasse.

Nicht zu übersehen aber waren die Männer in den Lederolmänteln gegenüber dem Kohleladen. Der Eckplatz auf der anderen Strassenseite bewährte sich – egal ob unter dem Strassenschild der Stalinallee oder der Frankfurter Allee des Jahres 1933.

«Frau Jöris, gerade ist im RIAS über Ihren Mann berichtet worden», flüsterte die Blumenhändlerin aus der Hubertusstrasse. In der wöchentlichen «Suchsendung für die Opfer des SSD» – des Staatssicherheitsdienstes. Eine Sendung der «Kampfgruppe».

Wieso wusste man dort von Jöris' Verhaftung? Rudi Hase hatte sich von Charlottenburg aus aufgemacht, um auf den Lichtenberger Ämtern Auskunft über den Verbleib seines Freundes zu verlangen. In den Gängen begegnete er alten Bekannten aus dem Jugendverband, der Illegalität, den gemeinsamen Zuchthausmonaten. Ihr Schweigen und Abwimmeln ärgerte ihn derart, dass er am nächsten Tag im Büro der «Kampfgruppe» stand.

Acht Monate und keine Auskunft, kein Zeichen, nichts. Und als Gerda wieder einmal im Kohleladen bitterlich weinte, nahm sie Frau Scheerer, die tiefgläubige Katholikin, welche ihnen einst die Wohnung angeboten hatte, beiseite. Sie würden zusammen zur «Kampfgruppe» fahren. Vielleicht wüssten die etwas.

Freitagmorgen, 24. August 1951. Die beiden Frauen saßen in der S-Bahn, mit Kopftüchern, schweigend, Blick nach unten. Spitzel gab es genug. Zehlendorf. Bahnhof Nikolassee. So weit war Gerda noch nie in den Westen Berlins gefahren. Nach wenigen Schritten standen sie in einer ruhigen Wohnstrasse mit hohen Bäumen. Ernst-Ring-Strasse. Sie musste nur

den Frauen, die vor ihnen gingen, folgen. Ein Kopftuchstrom. Vor dem Haus Nr. 3-5 standen zwei Polizisten, hinter der Mauer lag eine Villa.

Niemand redete. Auf einem Schild: «Ausweise geschlossen bei der Anmeldung übergeben». Der Pförtner notierte schweigend die Namen, teilte Nummern zu. Im vollen Warteraum ein Schild: «Vorsicht bei Gesprächen».

Erwin Jöris?, murmelte der Sacharbeiter, schaute nach und fand keinen Vermerk. Dafür schilderte er ähnliche Fälle, Urteile, mögliche Gefängnisse. Und er liess sich von ihnen die Verhaftungsfälle, von denen sie in Lichtenberg wussten, erzählen.

50 Angestellte trugen bis 1955 in der Such- und Zentralkartei 492.400 «verschwundene» Personen zusammen. Vieles doppelt, manches vermutet. Die Todeslisten der Speziallager entstanden einzig mit diesem Material. Wo dem Roten Kreuz in Ost und West jede Nachforschung untersagt war, wurde Rainer Hildebrandts Schar enthusiastischer Jugendlicher für Tausende zum letzten Hoffnungsanker. Aber auch zum Begehrlichkeits- und Missbrauchsobjekt im westlichen Geheimdienstkampf. Besonders wegen der Namenskartei der 44.542 Ost-Spitzel. Glühend vor Zorn lauschten die Männer der DDR-Geheimpolizei zwei Mal pro Woche, wenn nach Mitternacht im RIAS die Namen und Adressen deutscher und russischer Spitzel verlesen wurden. Konspirativ inszeniert mit Käuzchenruf, drei kurzen und einem langen Paukenschlag, wie bei der deutschen BBC der Kriegsjahre. Und dann betont sachlich. Zu empfangen in ganz Ostdeutschland. Die Angaben mussten durch drei unabhängige Quellen bestätigt sein. Über tausend Namen veröffentlichte man so in all den Jahren. Nur zwanzig schienen nicht zu stimmen. Für die Männer in der Magdalenenstrasse wurde die Villa in Zehlendorf zur Feindzentrale schlechthin. Von den 941 Besuchern im November 1951, als Gerda dort war, kam jeder Fünfte in ihrem Auftrag.

«Einen Monat später», berichtete Gerda Jöris, «als ich mit dem Vater im Hof Holz spaltete, gaben zwei kleine Jungs einen Brief für mich ab. «Sehr geehrte Frau Jöris. Durch Zufall habe ich von Ihrem schweren Schicksalsschlag erfahren. Doch verlieren Sie noch nicht den Mut und wen-

den Sie sich doch einmal an den Herrn, der mir geholfen hat.» Ich solle nach Westberlin zum Güterbahnhof Halensee, Seesenerstrasse 53, und nach einem Herrn Becker fragen.»

Hoffmann, der neue Arbeiter auf dem Hof, reagierte schnell. Tatsächlich holte er die Jungs noch ein. Zwei Männer hätten ihnen den Brief gegeben. Für 5 Mark. Immer und immer wieder lasen sie alle das Schreiben. Die Sache war dubios, Berlin in diesen Jahren ein unsicheres Pflaster, auf dem man bei Entführungen vorbeischaute und viele aus Angst wegzogen. Gerda schwankte, hoffte, verzweifelte. Auch bei der «Kampfgruppe» riet man ihr ab, der Treffpunkt sei in einem abgelegenen Quartier. Lange haderte sie – und ging nicht. Noch immer liegt der anonyme Brief («schweigen Sie jedermann gegenüber») im Nachlass der «Kampfgruppe» im Bundesarchiv in Koblenz.

Alfred wandte sich wieder an Wilhelm Pieck. Und auch ein drittes Mal bekam er keine Antwort. Aus Protest trat er aus der SED aus. «Die Frau und die Eltern sind mit den Nerven herunter», schrieb er im November 1952 an die Redaktion der *Berliner Zeitung*, die wie der *Berliner Rundfunk* mit Anfragen überschwemmt wurde, da sich keine Stelle für zuständig erklärte. «Bis heute, also fast nach zwei Jahren, wissen die Angehörigen noch nicht einmal, wo der Mann, Sohn und Bruder ist. Nach der Verfassung der DDR und nach dem neuen Strafgesetzbuch § 143 sind die Angehörigen innerhalb von 24 Stunden zu benachrichtigen. Stellen Sie sich doch einmal diese seelischen Qualen vor, einmal für die Angehörigen und schliesslich für den Inhaftierten selbst, der ja von der Welt abgeschnitten irgendwo schmachtet. Das ist ja bald unfassbar. So etwas dürfte es doch in einem demokratischen Staat überhaupt nicht geben.» – Da war nicht mehr viel von der anfänglichen DDR-Hoffnung.

Die Redaktion fragte in der Stasi-Zentrale an, was dem Leserbriefschreiber zu raten sei. Eine Antwort blieb aus. Noch zwei Mal hakte die Zeitung hartnäckig nach. «Nach Rücksprache mit Gen. Generalmajor Last soll diesbezüglich nichts veranlasst werden. Karoos», ist auf der Rückseite der letzten Anfrage vermerkte. Der Briefwechsel hat – wie bei so vielen

verzweifelter Angehöriger – in den MfS-Akten überlebt. Aber selbst, wenn es eine Bereitschaft zur Auskunft gegeben hätte, wäre von hier nichts zu erfahren gewesen. Die sowjetischen Organe liessen die deutsche Verwaltung ebenso im Ungewissen wie die Verwandten.

«Es war nicht einfach für mich nach unserer Geschichte in der DDR», meinte Gerda Jöris lapidar. Das Alltags-Zermürbende für die Frau eines «Volksverrätters». 40 Mark Miete, 60 Mark Verdienst in der Kohlehandlung. Dazu der Blumenladen. Sie bewarb sich um eine Neubauwohnung in der Pfarrstrasse. Die könne sie haben, wenn sie sich von ihrem Mann trenne. Als ihre Vermieter, Herr und Frau Blume, ins Altersheim zogen, konnte sie die Wohnung nicht übernehmen, sollte stattdessen als Untermieterin zu einem Mann, zu dem sie auf keinen Fall wollte. Aber sie fand nichts anderes.

Also fuhr Waldemar Jöris mit dem Laster seines Fuhrunternehmens vor. Die Brüder schleppten die Möbelstücke nach unten. Gerda trug alte Koffer, während sie versuchte, die Fassung zu wahren. Da trat Ernst Speckmann aus seiner Eisdiele. Gerda tat ihm leid. Sie könne zu ihnen kommen.

So zog Gerda ins Eckhaus Stalinallee/Magdalenenstrasse, in den dritten Stock. Es war eine glückliche Lösung: ein grösseres Zimmer, 30 Mark Miete, Benutzung der Küche und Stube, und Speckmanns waren fast immer in der Eisdiele. Abends brachten sie Obst mit.

Unten im Haus war die alte Magdalenen-Apotheke. Gegenüber auf der Ecke ein HO, dessen Räume zuvor das Kasino zur Sowjet-Kommandantur der Schottstrasse beherbergt hatten. Vermutlich verkehrten die Offiziere, die für die Verhaftung von Erwin Jöris entscheidend waren, hier. Daneben lag ein Jugendheim der Freien Deutschen Jugend, in dem auch dessen Vorsitzender, der Dauerjüngliche Erich Honecker, auftauchte. Darüber das Polizeirevier 251, dessen Einsatzwagen im Hausflur der Nummer 2 stand.

Am Morgen lief sie unter den alten Ahornbäumen der Magdalenenstrasse zum Blumenladen, vorbei am Trümmergrundstück der alten Post, am Schaufenster des Versammlungslokals der SED, entlang am ehemaligen Finanzamt, vorbei an den uniformierten Doppelposten der Einfahrt. Sie übersah nicht die schwarzen EMW-Limousinen, die in den Hof rollten, und

die Männer mit den Ersatzledermänteln. Sie wusste von den immer neuen «Behördenangestellten» die in die umliegenden Wohnungen zogen. Referate wurden ausgebaut, auch jenes zur «Kampfgruppe», Besucher-Überwachung. Auch die «Obfrau» im Haus interessierte sich für alles, was die Frau des «Volksverrätters» machte. Gerda war das alles egal. Ihr Interesse galt einzig und allein der rechten Strassenseite, dem grün getünchten, hohen Zaun gegenüber. Sie sah nicht hoch zu den stoischen Posten in ihren Wachtürmen, die keinen zu beachten schienen, aber nachts beim kleinsten Geräusch die Magdalenenstrasse mit Scheinwerfern ableuchteten. Ihr Blick hing immer an den Fenster-Sichtblenden der Gefängnisfassade. «Ob er wohl hinter einem dieser Bleche ist?»



432 (Abb. 44) Gefängnis Magdalenenstrasse, ca. 1951



Eis, Eis, Eis

Fahrt ohne Zurück

Tundra, Vortrieb, Schüttelrutsche

Zeitenwende

Fahrt ohne Zurück

Zerratterte Gedanken Der Zug schaukelte durch den Sommer. Immer nach Osten. Einen Tag, eine Nacht. Liegen verboten. Füße baumelten vor Gesichtern. Zusammengedrängt auf den Pritschenkanten rutschten sie zusammen in eine wiegende Masse. Die Muskeln wurden müde vom Sitzen. Die Hitze stand in der verbrauchten Luft, keine Luke war zu öffnen. Selten gab es einen Halt. Die vorgeschriebene Tagesration: 800 g Brot, 20 g Zucker, 6 g Tee. Die 135 g Fleisch ersetzte ein salziger Trockenhering. Gegen den Durst gab es kein Wasser. Jöris hockte neben Holzhauer. Seit der Verurteilung waren sie beieinandergeblieben. Schwitzend schlenderten die Wachen in ihren weissen Küchenjacken durch den Gang. «,Vielleicht hängen wir am ‚Blauen Express‘», murmelte Holzhauer – dem einzigen Zug Berlin-Moskau. Er schüttelte leicht den Kopf, blies durch die Nase: «,... in die Luft sprengen – so ein Quatsch!» Jöris fiel der Richter in Holzhauers Verhandlung ein: Ob er bei seinem teuflischen Plan, den «Express» in die Luft zu sprengen, gewusst habe, «,dass Menschen in dem Zug sind?»

Sie fuhren allem davon: dem Stillstand des halben Jahres Untersuchungshaft, der Zellenbeklemmung, der Resignation über ihr zeichenloses Verschwinden – und ahnten, dass sie nichts Besseres erwartete. Ob man schreiben dürfe? «,Die Untersuchungshaft ist doch zu Ende.» Jöris machte sich wenige Illusionen. Er dachte an sein Leben – als wenn es nichts gäbe ausser Gefängnis.

„«Raus!»» Brest-Litowsk. Seit dem Hitler-Stalin-Pakt – mit Kriegsunterbrechung – in Sowjetrußland. Spurbreitenwechsel. Der Himmel strahlte über den weiten Gleisanlagen. «Der Ton war schon ganz ein anderer.» Uniformen, Geschrei, Maschinengewehre. «Wir mussten uns mit dem Gesicht an eine Wand stellen. Mit Schlägen von Pistolenknäufen auf den Rücken wurden wir abgezählt.» 64 Häftlinge in zerschlissenen Anzügen, manche mit dreckigen Sommermänteln. «Hinter uns wurden Leute mit einem Sack über dem Kopf vorbeigeführt. Vermutlich Todesurteil.» Dann trieb man sie über ein Gewirr von Schienen – «links und rechts Hunde» – hinein in einen

Gefangenenwagen. Holpernd ging es durch die zerstörte Stadt, bis zu einer roten Backsteinfestung, dem Endlosfort am Bug, Eingang nach Russland. Über den Grenzfluss hatte der NKWD die deutschen Kommunisten dann direkt der Gestapo ausgeliefert. Die pockennarbig zerschossenen Festungsmauern zeugten vom Ende dieser Zusammenarbeit. Jöris kam mit vier anderen in eine Zelle. «Es hat gestunken, als ob die Fussböden mit Petroleum aufgewischt worden wären.»

Nach zwei Tagen ging es weiter. Wieder 64 Häftlinge. Wieder ein «Stolypin», wie die Gefängniswagen hiessen. Wieder undurchsichtige Scheiben. Aussteigen! Gomel, Weissrussland. Sie kamen in ein Provinzgefängnis. «Als einer der Wärter uns nach der Srok, der Zeit, die man absitzen musste, fragte, und drei ‚25‘ sagten, rief er aufgeregt den Gang entlang: ‚Noch ein Vorhängeschloss!‘» Aber das galt nicht dem Vierteljahrhundert, sondern der «verschärften Regimehaft». Nur einer von zehn Gulaghäftlingen wurde so bestraft, «besonders gefährliche Staatsverbrecher». Mit strengster Bewachung, niedrigsten Essensrationen, schwerster körperlicher Arbeit, hohen Arbeitsnormen, harten Strafen – so das drei Jahre zuvor erlassene Reglement. Statt der Propagandalüge vom Umschmieden-durch-Arbeit gab es in dieser Kategorie nur noch Wegsperren. «Wir waren ‚opasnie elementi‘, ‚gefährliche Elemente‘. Keine Menschen, ‚Elemente‘!»

Von Gomel ging es wohl nach Moskau, so spekulierten sie im Geratter des Zuges. Bilder von Moschaisk traten ihm vor Augen: der glückliche Schneesonntag mit Elli, ihre Rückkehr ins Lux, die dampfende Lok seines Kriegsgefangenenzuges, der Tabak des Soldaten. Wann sie die Station passierten, war nicht herauszukriegen.

Der Gefangenenwagen fuhr durch die flirrenden Moskauer Sommerstrassen. «Man konnte rausschauen.» Jöris erkannte Plätze, Häuser, sah Leute und schwieg. Eine Rückkehr zum Anfang. Sie waren in der Nähe des Komsomolskoje-Platzes und seiner drei Bahnhöfe. Die Riesentransparente, die er bei den Ankünften und Abfahrten nicht mehr beachtet hatte, sah er wie neu: «Es lebt sich jetzt schöner und lustiger, Genossen.» – «Wir danken dem Genossen Stalin für unser herrliches Leben.» Auf den Bahnsteigen des

Jaroslawer Bahnhofs drängten sich die Menschen. «Ganz offen, direkt an den Reisenden vorbei. Rein in den Zug, rein in die Zelle, der Schlüssel im Schloss.» Auch das eine Wiederholung, nun als Insasse. «Dann hörte ich: ‚Na otprawlenie Archangelsk, sakrywaitje dweri‘, ‚Zug Richtung Archangelsk! Türen schliessend»

Im August landeten sie in Wologda. 500 Kilometer nordöstlich von Moskau. Wieder eine Festung, «noch aus der Zarenzeit, eine krepost mit Mauern, mindestens drei Meter dick.» Ecktürme, rote Wände, ein grosser Hof. Eines der ältesten Gefängnisse Russlands. In den unterirdischen Gefängnistrakten vermuteten sie viele Häftlinge. «Sehr viele.» Sie mussten in einen Korridor. 15 Männer in eine der Zellen. «Tägliche Freistunde. Aus dem nahegelegenen See gab es frischen Fisch. Im ‚Waschraum‘ drängelten die Wachen nicht. Die Zellen wurden gelüftet.» Kategorieverschiebung in einer Gefängnis-Odyssee. «Vielleicht haben sie sich gedacht: Weiter oben können sie keine Halbtoten gebrauchen’.»

Erleichterung. Hoffnungsspielräume. Vier Wochen lang. «Wir sprachen und sangen. – Die Wärter schlugen an die Tür, schrien. Wir sangen weiter. Es lenkte ab, liess kurz alles vergessen.» In die Zellen-Langeweile, in die Zeit zum Erzählen schlugen die zerbrochenen Schicksale. «Viele waren nicht mal 20 Jahre. Unschuldige, harmlose Bengels mit Wehrwolf-Verdacht.» Nun gehörte er zu den Alten mit Zellenerfahrung. «‚Der will vielleicht bloss unsere Kommentare hören’», warnte er in die ausgelassene Stimmung, als einer, der Russisch konnte, aus der Prawda übersetzte.

Häftlinge gingen, neue kamen. In Wologda trennten sich die leichten von den schweren Fällen. Viele brachte man nach Karaganda.

Sie wurden zu acht verlegt. Auch Holzhauer. «Alles Leute mit 25 Jahren.» Die neue Zelle war voller Russen. «Nur 58er. Trotzlisten, Bucharisten, alte Bolschewiki, Anarchisten, Sozialrevolutionäre» – alles Sonderlager-Leute mit verschärftem Regime. Jöris war aufgeregt. «Die ganze Nacht wurde geredet.» Ihr Russisch, ihre Erzählungen aus den Vorkriegsjahren, den Terrorwellen, die Flüche, Gesten – auch das eine Rückkehr. In Berlin war nichts mehr wie vorher, kein Stein auf dem anderen, die Nazis

verschwunden wie ein böser Spuk – und hier stand die Zeit still, alles wie vor einem Jahrzehnt. «Da sassen manche schon seit 1937! ‚Strafe abgesessen. Dobawka, Zulage. Gefährliches Element, noch mal 10 Jahre.‘» Zwischen 1949 und 1953 traf dieses Schicksal 58.000 Häftlinge. Ihre bedächtig erzählten Geschichten, die Ratschläge – angesichts des unsicheren Morgen sog er alles ein, übersetzte für die anderen, auch deren Vermutung: «Wor-kuta». Von Wologda bogen Gleise dorthin ab. «Unsere Stimmung kippte in den Keller.»

Am nächsten Morgen brachte man sie in einen Saal. Eine volle Abgangszelle. Zum ersten Mal sah Jöris Bladnyje – Mörder, Diebe, Schläger, Berufskriminelle, über und über tätowiert, mit einer Sprache aus einer anderen Welt. Jöris hatte von ihnen gehört: Sie verweigerten jede Arbeit, liesen sich nichts vorschreiben, tyrannisierten Mitgefangene und Wärter bis aufs Blut. Die eigentlichen Herrscher der Lager. Ihr Terror war von der Gulagverwaltung gewollt, ihre Herrschaft Abbild der Gross-Gesellschaft. «Sie gingen rum, erzählten von ihren Beziehungen zur Lagerküche und wollten unsere Klamotten.» Als sie nichts bekamen, drohten sie: «‚Euch schneiden wir da oben die Kehle durch.‘» Zwei von ihnen griffen einen Deutschen, zogen ihm den Mantel aus. Mithäftlinge sprangen ihm bei. Es gab Gezerre, Schreie, dann Faustschläge, Tritte. Die Bladnyje gegen alle. Blechschüsseln schepperten, Stühle wurden zerschlagen. Sausende Stuhlbein-Knüppel, überall ausgerissene Haarbüschel, zerfetzte Jacken. «Wie damals im Friedrichshain.» Irgendwann wurden die Stahltüren aufgerissen, Stiefel stampften, Kolbenschläge. Soldaten mit Gewehren im Anschlag drängten sich zwischen keuchende Männer – «sonst hätte es Mord und Totschlag gegeben.» Nur langsam beruhigte sich der Tross auf dem Weg zum Bahnhof. Solche Gegenwehr hatten die Bladnyje nicht erwartet. Aber die «Politischen» hatten die Gewaltjahre in der Illegalität, den Gefängnissen, im Krieg und als Partisanen geformt, sie duckten sich nicht weg. Sie zerschlugen die jahrzehntelange Herrschaft der Verbrecher, im ganzen Gulag.

Beim Einstieg in die Gefängniswagen hielt sich Jöris an Holzhauer. «‚Komm nach oben.‘» Kaum hatten sie sich eingerichtet, verlas ein Uniformierter Namen: «‚Golsgauer‘», im h-losen Russisch. «‚Sdjjes!‘, ‚Hier!‘».

Dann Jöris. Unterste Pritsche, am Gitter zum Gang. Alles Sonderlager-Leute.

35.000 Zivilisten standen im Deutschland der Nachkriegsjahre vor sowjetischen Militärtribunalen. Wenn sie nicht erschossen wurden, fanden sie sich in Speziallagern und deutschen Zuchthäusern wieder. 7.000 aber verschleppte man in den russischen Gulag, 558 im Jahr 1951. Jöris und Holzhauer waren zwei von ihnen. Wieso? Für das tausendfache Sklavenkontingent, das der Lagermoloch jedes Jahr verschluckte, waren sie irrelevant. Ihre wochenlange Überführung bedeute für die Gulag-Verwaltung nur organisatorischen Ärger, sodass sie sich gegen die Häftlinge aus Deutschland sogar wehrte. Umsonst. Denn es ging nicht um Arbeitskräfte, sondern die Verbannung aus Europa. Für ein Vierteljahrhundert. Für immer.

An Schlafen war nicht zu denken. «Die Wagen rumpelten und krachten. Man glaubte ständig, die Räder fallen ab.» Wieder gab es «Zucker, einfach in die Hand geklatscht, und salzige Trockenheringe, die man in die Brusttasche steckte». Und wieder kein Wasser – von Sonnenauf- bis -Untergang. «Fast kochte sich ein Aufstand hoch, bis sie von der Lokomotive heisses Wasser ranschleppten.» Dann ohne Geschirr, ohne Kelle, nur ein zerbeulter Eimer mitten auf dem Boden. «Jeder musste mit den Händen schöpfen.» Tagelang. Kein Waschen, keine Luft, austreten einzeln mit Wache. Im Gang sah er in einem Zellenabteil Frauen. «Dann musste ich mich bei offener Tür hinhocken, und der Wachtyp schaute zu. Ein Wunder, dass keine Seuchen ausbrachen.»

2.000 Eisenbahnkilometer waren es von Wologda bis nördlich des Polarkreises. Die Tage verschwammen im Sinnieren. Was sie nicht sehen konnten: den Bahnhof von Konoscha, Abzweigung von der Hauptstrecke nach Archangelsk, den Schienenstrang nach Kotlas, dann Uchta, Petschora, Inta. Sie hielten an kleinen Ausweichstationen, fuhren lange durch einen Urwald aus Fichten, Kiefern, Lärchen und Birken. Zwei Mal war er in die gleiche Partei eingetreten. Zwei Mal hatten sie ihn verhaftet. Nach Swerdlowsk nun Berlin. Die eigenen Leute. Tagsüber stach die Augustsonne durch das Dach, die Nächte wurden kühler. Mehr als eine Woche waren sie unterwegs.

Die ratternden Räder rüttelten an der Hoffnung, nicht vergessen zu werden.

Nur durchkommen 31. August 1951, ein paar Gleise, kein Bahnsteig, gewalzter Lehmboden. In der untergehenden Sonne standen Soldaten mit Maschinengewehren, Hunde bellten. Er sah Holzhäuser. In der halbdunklen Ferne lag eine kahle Endlosebene ohne einen Baum. Nur riesige Abraumberge. Und Wind. War das Workuta? In der verschwindenden Tageswärme ahnte man den Nachtfrost. Ein 30-Grad-Fall vom Moskauer Hochsommer in den zusammenstürzenden Polarherbst. Sie wurden einzeln aufgerufen. Eine Offizierin kontrollierte die Personalien. Jöris fröstelte in seiner Jacke, die Luft war dünn, sein Puls raste. «Bis wann verurteilt?» – ‚1974.‘» Am Horizont lagen weisse Bergkuppen, leicht blaustichig. Der Ural?

«Es kann keinem Menschen zugemutet werden, dort zu leben», meinte Zar Nikolaus L, als seine Ratgeber ihm den nordöstlichen Zipfel Europas als Verbannungsgebiet vorschlugen. Solche Unzumutbarkeiten kannte Stalin nicht. Nachdem Geologen ihm 1929 Kohlevorkommen unter dem ewigen Eis ähnlich denen im Donezk-Becken vorausgesagt hatten, liess er den Geheimdienst die autonome Komi-Region mit einem Lagernetz überziehen. Dessen Zentrum im höchsten Norden am Fluss Workuta wurde – ebenso wie Norilsk am Jenissei und Magadan mit den Lagern an der Kolyma – zum Synonym für den Gulag als Ganzes. Tausende Haftstätten für 18 Millionen Menschen. Mit den vier Millionen Kriegsgefangenen und sechs Millionen «Sonderumsiedlern» – kollektiv deportierte Völker – verschleppte die Sowjetunion fast 30 Millionen Zwangsarbeiter in Arbeitslager, Straflager, Verbannungsorte und Speziallaboratorien. Oft ohne Wiederkehr.

Mit den anderen wurde Jöris in ein Areal getrieben, umgeben von Staheldraht und Wachtürmen. Essensausgabe. Wieder die schreckliche Wassersuppe, wieder das nasse Brot. Dann ein dreckiger Holzverschlag. Der Gestank aus dem Pferch verschlug einem den Atem. Neben dem Eingang stand die Klo-Tonne. «Ratsch», wurde die Türe von aussen zugeschlossen, «wie hinter Kühen». Deutsche unter sich.

Drängelnd, stossend, mit Ellbogen und Flüchen. Auf den wenigen Doppelstellagen rückte man zusammen, enger und enger. Für viele blieb nur der Boden. «Kreuz und quer.» Draussen schien es kalt, minus 15 Grad. Die harten Bohlen drückten wie in der Kriegsgefangenschaft, Lubjanka-Enge. Benommen erstickten die Flüche, das Gerede hörte auf, er konnte sich nicht vorstellen, auch morgen, übermorgen, überübermorgen ... das noch zu ertragen. Den Schock der Verhältnisse kannte er, auch das Überstehen. Aber nicht diese Aussichtslosigkeit. Im Zug war noch vieles möglich gewesen. Aber 25 Jahre hier, abgeschnitten von jeder Zivilisation? Wie oft hatte er schon gerechnet: diese verdammte Zahl – 1974. Sicher hätte Gerda dann wieder geheiratet, seine Eltern wären tot. Er wäre über 60. Was für ein Leben!? – Wenn er dann überhaupt noch lebte.

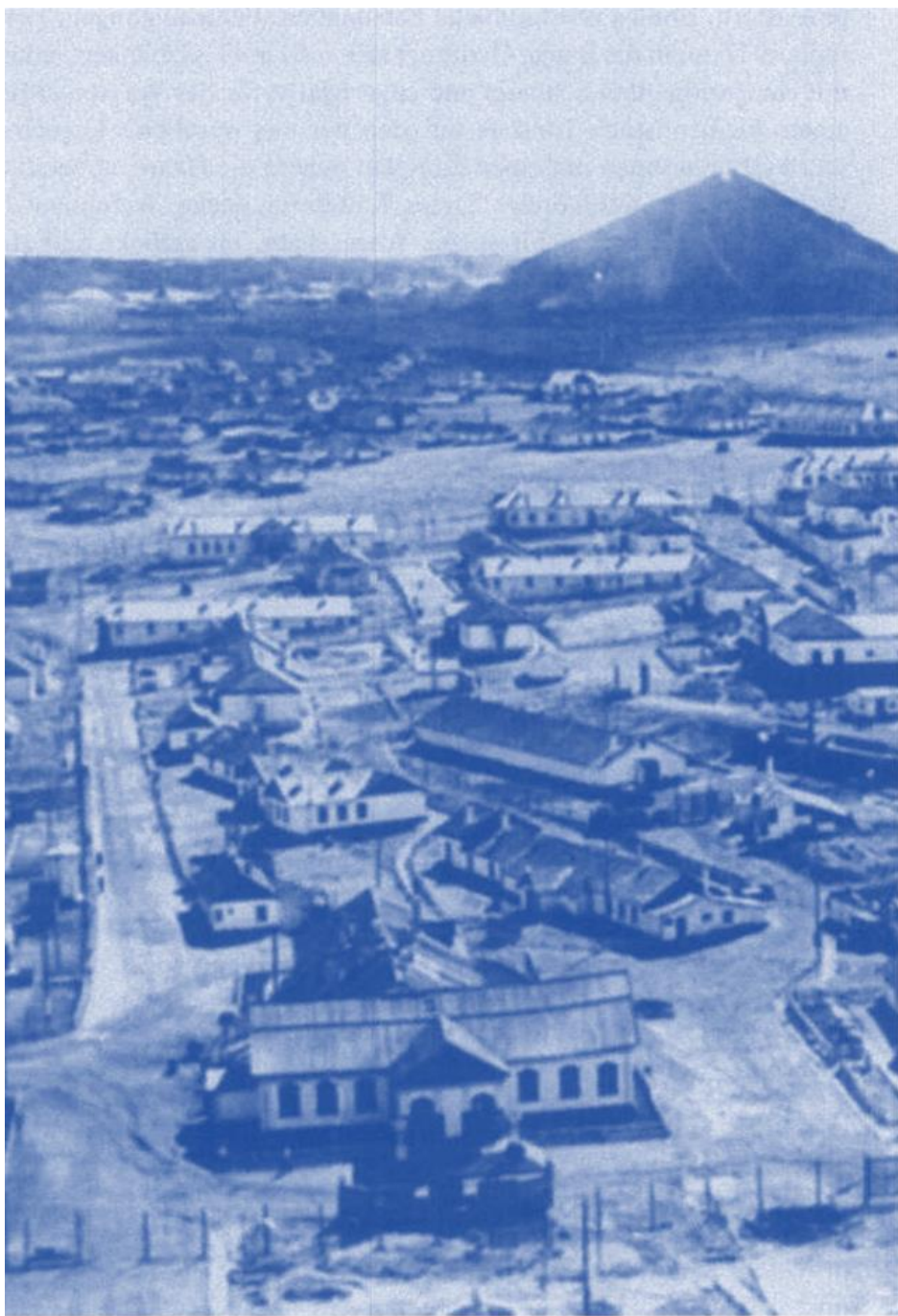
Am nächsten Morgen leckte die Sonne den Raureif weg. Noch immer raste sein Herz. Wie auf 2.000 oder 3.000 Meter Höhe kam es vielen Häftlingen vor. Aber nicht der Luftdruck, sondern die radikalen Schwankungen trieben den Pulsschlag so hoch. Er war in der Peresyllka, dem Quarantänelager. Und er hatte Küchenglück: Kartoffeln schälen, Gemüse putzen, Abfälle wegbringen. Am Abend mussten die Essens-Kübel auch in die Blatnoi-Baracke. Deren Tür blieb immer verschlossen. Sicherheitsverwahrung. Jöris schleppte mit einem anderen den Bottich über die Lagerstrasse. «Gerade wurde ein Toter herausgeschafft.» Aufgeregtes Wärter-Palaver auf Russisch. «Er war mit einem Handtuch erwürgt worden. Wohl von beiden Seiten gezogen, bis er tot war.» Die Wachhabenden drängten, der Bottich sollte rein. «,Njemez?’, fragte eine Stimme im Halbdunkeln. «,Tak.’ – ,SS?’» Von der Verbrecher-Hochachtung für die Totenkopftäger hatte Jöris gehört. «,Konjetschno!’, ,Natürlich!’» Ein Tätowierter klopfte ihm auf die Schulter: «,Jewrejow, wot tak!’, ,Die Juden – weg damit!’» Jöris war angeekelt und froh, als er wieder in der Sonne stand. «So fing das an.»

Vier Tage lang Dauer-Wind aus der wolkenlosen Tundra, ängstliche Blicke der Ankömmlinge, das nächtliche Zusammenpressen. Dann die Verlegung. Wieder Wachtürme, Maschinengewehrposten, Hunde an Stahlseilen, doppelte Stacheldrahtzäune, Baracken mit Gitterfenstern. Endlos um-

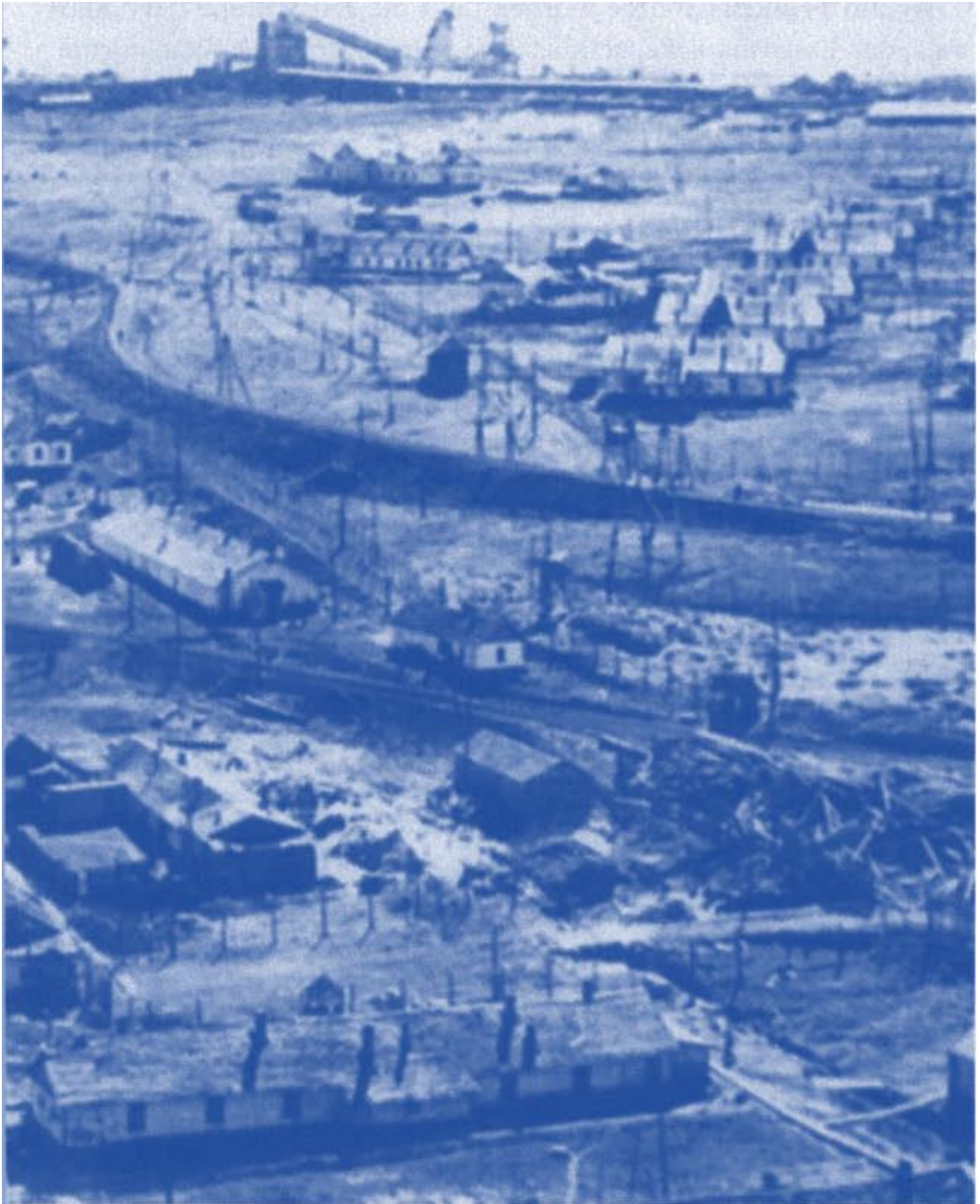
ständige Personalien, Beglaubigungen, Formulare. Dann in die Banja. Gedrängt sassen sie auf Holzbänken, jeder mit einer verbeulten Schüssel und einer Marke für das Wasser. «Mit einem kleinen Stück Tenseife mussten wir uns waschen.» Lagerfriseure schoren ihnen mit einer stumpfen Schere die Haare, «überall». Verwandlung in Kahlköpfige. Dann Wattehose, – jacke, Wattermantel, Pelzmütze, Fusslappen, Filzstiefel. Abgeschabt, oft geflickt und zu heiss. «Ob die Sachen passten, war egal: ‚Poprobuj!‘, ‚Probier mal!‘» Er spürte die zu engen Stiefel und wusste: Das gab Blasen. Dann nähen: linker Ärmel, rechtes Hosenbein, die Häftlingsnummer. IM 528, zwei Buchstaben, eine Nummer. Damit war er ein Sek, ein Häftling. «Wie im KZ.»

Das Lager lag am Fuss einer schwarz-dampfenden Pyramide. Daneben floss die Workuta, flach, träge. «Aus Lautsprechern dudelte Radio Moskau, von morgens bis abends.» Eine Ansammlung von 30 gekalkten Holzschuppen für Wachen, Verwaltung, Krankenlager, Lebensmittel, Kleiderausgabe, Schneider und Schuster, die Küche und Häftlingsschläge, durchzogen von Leitungsmasten. Häftlingskolonnen kamen und gingen. Über eine stählerne Flussbrücke ratterte eine Kleinbahn. Auf den riesigen Abraumberg wurden Loren mit einer Winde gezogen. Die Hammerschläge, wenn ein Mann die Verschlüsse aufhieb, waren in der Ferne nur zu sehen. «Und alles rollte raus.»

Am nächsten Morgen war Brigaden-Zuteilung: Stadt, Eisenbahn, Schacht. Die Brigaden lagen zusammen. Nie mehr als zwei, drei Deutsche gemeinsam. Jöris kam in Nummer 29. Gorodstroi, Stadtbau-Baracke. Dreissig mal sieben Meter, in der Mitte vier Meter hoch, ein winziger Vorraum, an den Wänden zwei-etagige Holzpritschen. Verschläge für 80 Häftlinge. Als die Tür verriegelt wurde, drängten sich innen über hundert Kahlschädelige mit ihren Zehntagebärten – dem Friseur-Intervall. Er hörte Russisch, aber es klang nach Ostukrainern. Es gab Polen, sicher Letten, Esten, Kaukasier. Es wurde geflucht, gezankt, viele waren ausgezehrt, manche Sonderlinge. Alle drückten sich in ihren dreckigen Arbeitsklamotten auf die Pritschen und schiefen. Die Enge war beklemmend. «Wir lagen wie die



444 (Abb. 45) Lager 6, Schacht 9/10 vom Abraumberg aus, 1956



Fahrt ohne Zurück 445

Heringe. Wenn einer aufstand, rückten andere nach, und der Platz war weg.» Jöris lag auf dem Boden. Es stank, alles war dreckig. Zwei Lampen brannten die ganze Nacht. Ohne Hemmungen sassen Leute auf der stinkenden Vorraumtonne.

Es war noch dunkel, als jemand schrie: «,Dawaitje na sawtrak!’, ‚Los zum Frühstück» Sie wurden über die Lagerstrasse zur Stolowaja, der Essensbaracke, geführt. Die Scheinwerfer der Wachtürme leuchteten die «Verbotene Zone» vor den Drahtzäunen aus. Die Tundra lag im Dunkeln. An den ungehobelten Tischen hockten rund 200 Häftlinge. Wieder die Blechmarken, Suppe, Brot, Kipjatok, gekochtes Wasser. «Die Nächsten drängelten schon: schnell, schnell, schnell.» Alle steckten das Brot ein, wankten zurück in die Baracke und dösten, manche schienen zu träumen.

Auf einmal: «,Raustreten zur Arbeit!» Sammlung vor dem Tor. Sie waren wohl 70 Mann. Aufruf zum Durchlass: «Jöris», Antwort: «Erwin, Waldemar, IM 528» – Vorname, Vatersname, Häftlingsnummer. Dann der Dauerspruch: «,Hände zurück. Nicht sprechen, nicht rauchen. Jeder Schritt nach rechts oder links ist Fluchtversuch. Der Konvoi benutzt Waffen ohne Warnung’.» Für viele Russisch im Schnellkurs. Die Brigade trottete los, links und rechts Maschinengewehrsoldaten, ein Wolfshund knurrte.

Das Sommerlicht war fahl, der Wind kühl. Das Laufen tat gut, die dicken warmen Sachen ungewohnt. Er sah einen anderen Abraumberg, daneben Lagerzäune. Auf der anderen Flussseite ein weiteres Lager. Ein vorbeifahrendes Auto wirbelte die rotbraun gewalzte Asche der Strasse auf. Nach drei Kilometern kamen die ersten Häuser, zwei grössere, leere Strassen mit niedrigen Holzhäuschen und zweistöckigen sowjetischen Verwaltungsbauten mit Säulen für Partei-, Schachtverwaltung. Dazwischen schmale Strassen mit Holzbohlen auf unebenen Fusswegen. Häftlingskolonnen kamen ihnen entgegen. Am Ende der Nicht-Stadt erhob sich ein grosser Stalin aus Stein. So viel war er seit einem Jahr nicht mehr gelaufen. Dann kamen sie in ein Neubaugebiet. Werkzeuge wurden ausgegeben. «Fundamente für eine Kaserne. Wir sollten eine Grube, 8x8 Meter, ausheben.» Seine beiden Mitarbeiter waren jung, sehr jung. Deutsche. Sie sahen

bleich aus, der eine wirkte völlig unterernährt. Wangen und Gesichtszüge hingen ihnen schlaff herunter. «Wie kurz vorm Abnibbeln.»

Jöris grub. Das erste Mal seit Langem arbeitete er wieder. Ihm fiel ein, wie er Holz gehackt hatte, bevor sie ihn verhafteten. Die verbeulte Schaufel mit dem Spiel, das speckige Holz des Stiels, der wässrige Torf. Es war ungewohnt, nicht einmal unangenehm. Zwangsarbeit auf vorindustriellem Niveau. In den vergehenden Stunden wurde der Himmel hell, die Sonne zeigte sich. Die zwei Jungs waren keine Arbeiter. Nach der dünnen Torfschicht kam Lehm, nass, klebrig. Nach einem halben Meter stiessen die Schaufeln mit einem hell Klang an. Offenbar Stein. Aber dann sah er: Der Lehm war gefroren. Er schlug die Spitzhacke in den Boden. Wie Beton. Die Sonne stand im Zenit. Schweiss lief ihm in den Nacken, die dünne Luft, der leere Magen. Seine Arme ermüdeten, der Rücken zog. Die zwei Jungs wurden immer langsamer. Es gab keine Pause, nichts zu essen. Sie pickelten eine Rinne und versuchten seitlich Bodenschollen aufzubrechen. Jeder Brocken war ein Erfolg, aber die Schubkarre füllte sich schon lange nicht mehr. Die Stunden zogen sich. Mit den Schlägen in den gefrorenen Boden schmerzten die Handgelenke. Neun, vielleicht zehn Stunden ging die Schicht. Der Brigadier mass. Die Norm war auch mit Arbeitern nicht zu schaffen.

Sie sammelten sich zum Rückmarsch. Jöris war völlig erschöpft. Der Wind hatte den ganzen Tag nicht aufgehört. Nagend spürte er den Hunger. Ihre Klamotten starrten vor Dreck, an den Filzstiefeln klumpten der Lehm. Der Weg zog sich, endlos ging der Namensaufruf vor dem Tor. «Jeder wollte der Erste in der Stolowaja sein.» Die Brigadiere verteilten unterschiedliche Essensmarken für die verschiedenen Suppenkessel, je nachdem wie gut man die Norm erfüllt hatte. Die anderen trugen ihren Holzlöffel im obersten Knopfloch. In der Schüssel heisses Wasser mit etwas Hirse. Er schlürfte sie aus.

Waschen? Erst in neun Tagen. Die Latrinen: ein Graben, zehn Meter, darüber kaputte Holzplanken mit Löchern, kein Donnerbalken, kein Papier. Dafür Ratten. «Man musste aufpassen, dass man nicht in die Scheisse fiel.» Er war erschöpft und benommen, als ihn ein Häftling unter der Türe anrempelte. «,Njemez? Njemez? – Wie viele Frauen und Kinder hast du Fa-

schistensau in Russland umgebracht?’» Auf Russisch. Ob er das verstand, schien egal. Andere stierten feindselig. Jöris war nicht nach Antworten zumute. Er wollte nicht auf dem Boden schlafen. Aber es gab Zählappell, in allen Baracken. «Der war erst zu Ende, als der Hammerschlag an eine Eisenbahnschiene, aufgehängt am Lagertor, zu hören war.» Einen Platz auf einem der Holzbretter bekam er nicht. Er legte sich mit den dreckigen Klammotten hin. Schon wieder hatte er Hunger. Als er sich die Jacke unter den Kopf schieben wollte, brummte sein Nebenmann, wohl ein Ukrainer: «Lass sie an, sonst ist sie morgen weg.’» Irgendwann wachte er von Getrappel, Flüchen, einem Durcheinander auf. Leute stiegen über ihn. Schichtwechsel. Das jahrelang?

«Diese ersten Tage werde ich nie vergessen.» Sie schachteten Kiesbetten aus, verlegten Betonröhren, entluden Eisenbahnschienen. Schnell lernte er die Regeln: drei Kessel, drei Abstufungen. Wenn die Brigade die Norm nicht erfüllte, gab es für alle weniger – wie in Moschaisk. Manchmal eine Kelle Kascha, Reis mit Haferflocken, einmal Trockenfisch. Aber auch nach einer Maximai-Portion blieb immer ein nagender Schmerz im Magen.

Lager 9/10. Die 3.500 Männer lebten zwischen Frühschicht, Tagsschicht, Nachtschicht. Die Brigaden kamen und gingen im 24-Stunden-Betrieb. Daueressensausgabe in der viel zu kleinen Stolowaja. Damit die Letzten um 6 Uhr fertig waren, musste die Ersten um vier Uhr ihre Brühe löffeln. «Die Hygiene war entsetzlich.» Sein Bein tat weh.

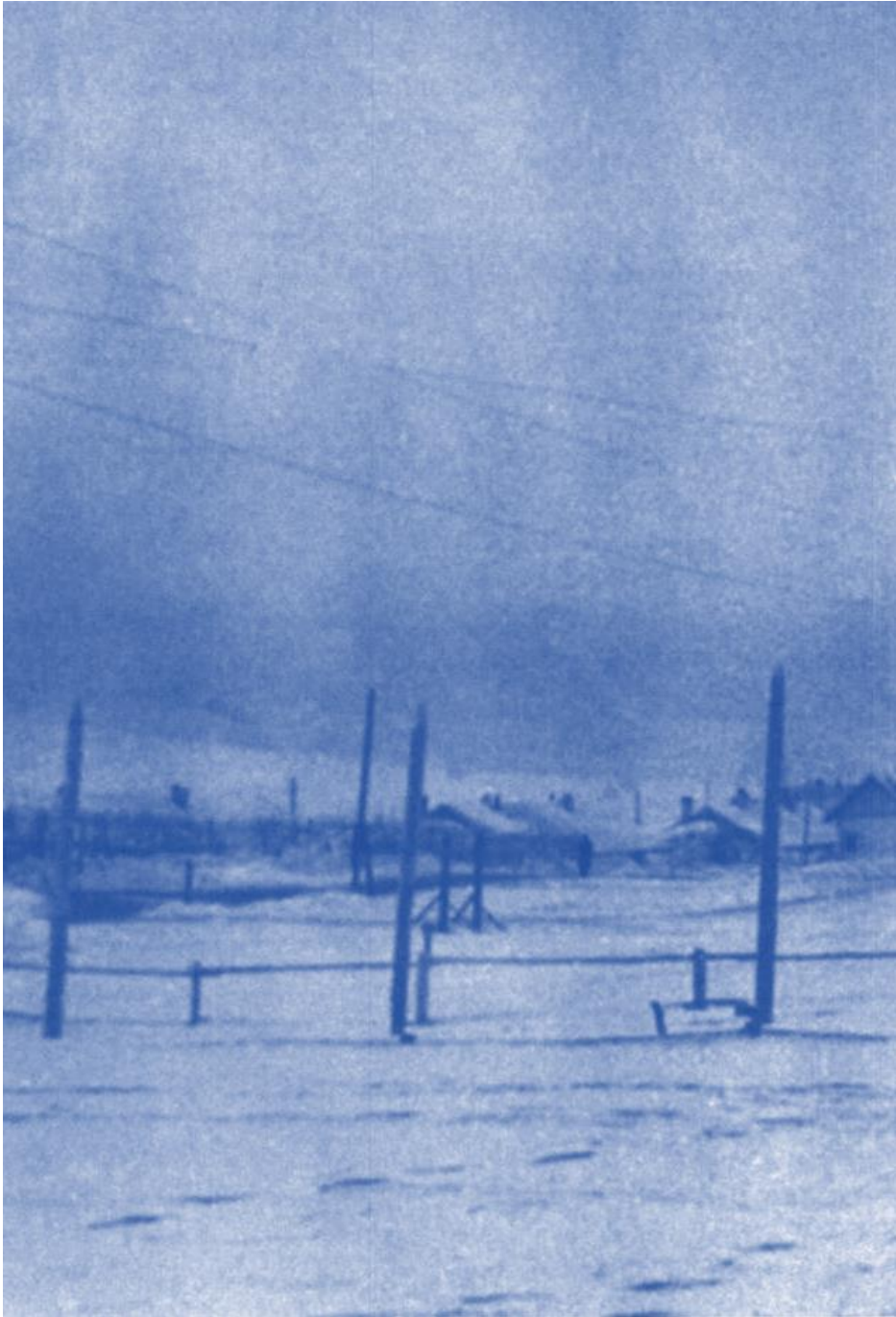
An einem herbstlich heißen Tag erschien ein Wölkchen, dann ein zweites, am Abend erhob sich ein Schneesturm. In Minuten war alles weiss. Die Sonne des nächsten Tages taut den Schnee weg, und das Spiel wiederholte sich die nächsten Tage. Dann hingen die Wolken tiefer, der Wind blies kälter und «auf einmal fing es ununterbrochen an». Der Schnee begrub alles unter sich. Anfang Oktober liessen sich im Polarweiss nur noch die Schachttürme, Abraumhalden, «Polarfüchse und Schneehühner» ausmachen. Die Temperaturen sanken. Frost verharschte den Schnee. Eisschollen schaukelten im Fluss. Der Dauerwind schoss in die trockenen Schneeflo-

cken, verwirbelte sie in der Luft, türmte Schneewehen hinter jeder Erhebung – und zerstreute sie in Minuten wieder. Die Sonnenzeit schrumpfte, ihre Arbeitstage wuchsen ins Dunkel, die Temperatur fiel auf 20 Grad. Dann 25, bald 30. Die Workuta verschwand unter dem Schnee, der Boden wurde zu Stein. Die Baracken schneiten ein, mit einem Einstieg von der Höhe des Daches hinunter. Jeder Latrinengang wurde zur Tortur. Anderthalb Monate nach seiner Ankunft war die Kältehöhle angebrochen.

Ab jetzt ging alles nur noch im Feuerschein. Schon bei der Werkzeugausgabe war nichts mehr von der Baracken-Wärme in den Kleidern. Der Wind brachte den Frost, durchdringend, scharf. Er kroch hoch im Spalt zwischen Buschlat und den unförmigen Handschuhen, die alles unendlich mühsam machten. Schmerzenskälte mit Frostbissen in der Lunge und schwerem Atmen. Ihm drohte der Kopf zu platzen, Hände und Füße konnten nichts mehr berühren. Schon mittags hatte er das Gefühl, den Tag nicht zu überstehen. Die Leere im Magen – wie ein Stein. Und die Angst vor den Erfrierungen. «Wir mussten uns immer gegenseitig beobachten, und sobald eine Stelle im Gesicht des anderen weiss wurde, musste man sie mit Schnee einreiben und trocknen.» Das Zählappell-Stehen wurde zur Tortur. Nach einer der endlosen Filzungen – gegen Werkzeugschmuggel ins Lager – bekamen seine Finger die Buschlatknöpfe nicht mehr geschlossen.

Während der schweren Stürme schillerte der Himmel gelblich graugrün. «Der Eisregen zerschnitt die Haut wie mit Rasierklingen.» Mit Jod verarztet glühten ihre roten Gesichter im Licht der Barackenlampen. «Man versuchte jeden Tag nur noch durchzukommen. Irgendwie die Norm erfüllen, sonst nichts.» Er kam zum Cholodilnik, dem Kühlhaus-Bau für Rentierfleisch, erbaut vom Schachtlager 9/10 im Osten der Stadt. «Eine mörderische Arbeit. Kies, Sand, Wasser – alles war gefroren. Über dem Feuer mussten die Sachen erst aufgetaut werden, bevor man sie mischen konnte. Dann mass der Natschalnik, der Vorarbeiter, mit dem Thermometer die Zementtemperatur. ‚Choroscho‘, ‚o.k.‘ Und sobald er weg war, schmissen wir alles zusammen. Egal, ob die Mauern einstürzten.»

In den Kälte- und Hungertagen verloren sich die Muskeln auf den hageren Knochen – und manches Gefühl. Einige verfielen in Lethargie liessen



450 (Abb. 46) Workuta



Fahrt ohne Zurück 451

sich gehen, nahmen Glück und Pech hin, ohne über das Schichtende hinauszudenken. Sie versuchten nicht mehr die Normen zu erfüllen, bekamen weniger zu essen – und schafften noch weniger. «Ein Teufelskreislauf. Am Ende landete man in der Baracke bei den ‚Abkratzern‘. Das waren Invalide, Kranke, die nur noch ganz geringe Arbeiten machen konnten.» Sie bekamen aus dem schlechtesten Kessel, hungerten sich ins Delirium. «Die Zustände waren zum Kotzen. Man gab sich nur Mühe, dass keine Epidemien ausbrachen.»

Ein Leben im Zwang: zur Arbeit, zum Kollektiv. Verroht, mit Abreibungen, Schlägen, Flüchen, Toben, Schreien, Spucken und Schmatzen. Und Spitzel-Misstrauen. Das Lager war durchsetzt. «In jeder Baracke gab es wohl einen oder zwei davon.» In all dem waren die Deutschen eine verlorene Minderheit. Kontakt hielten sie nur über Blicke, ein paar Sätze in der Stolowaja oder beim Gang zum Duschen, zufällig oder in der Freischicht alle sieben Tage. Barackenbesuche waren verboten. Grüppchen wurden auseinandergetrieben. Ein Haftbericht schätzt die Lagerbelegung von 9/10: «1.700 Ukrainer, 800 Litauer, 300 Letten, 300 Russen, 120 Reichs- und 70 Volksdeutsche, 200 Esten». Jöris erinnert sich ausserdem noch an Georgier, Polen, Tschetschenen, Rumänen, Ungarn. Sprache, Herkunft, Schicksale banden in Überlebensnetze ein. Die Litauer, Esten, Letten, Ukrainer – sie lagen und assen zusammen, flüsterten nachts, verhalfen sich zu Funktionen, kümmerten sich um «ihre» Neuen. Im Sprachengewirr verloren sich die Deutschen. Unter ihnen waren blutjunge Politische, viele aus den neuen Blockparteien, und nur wenige Nationalsozialisten. «Vielleicht zehn», schätzt Erwin Jöris. «Aber überall wurden wir beschimpft, selbst von jungen Bengels, die den Krieg gar nicht mehr erlebt hatten. Immer wieder flammte der Deutschenhass auf! In der Essensbaracke rissen uns die Litauer die Bank weg. ‚Ihr Deutschen könnt im Stehen fressen.‘»

Tag für Tag marschierten sie in die verschneite Stadt. Egal, ob morgens, abends oder nachts: immer nur Häftlingskolonnen, Soldaten, Hunde, selten einen Schlitten. Eine Geisterstadt der zwanziger Jahre, gebaut für niemanden. Keiner wollte hier leben. Auch nicht die NKWD-ler, die Soldaten, die

Schachtverwalter und ihre Angehörigen. Niemand war freiwillig hier. Sie waren frei und doch verbannt – wie die Entlassenen, die bleiben mussten. Schon lange war Jöris nicht mehr mit den beiden Deutschen zusammen. «Die jungen Kerle taten mir leid. Die Arbeiten waren viel zu schwer für sie. Die Brigadiere tobten und dann schickten sie andere. Aber die armen Teufel kriegten woanders wieder so eine schwere Arbeit.»

Die Tage verkürzten sich. Anfang Dezember ging die Sonne gar nicht mehr auf. Gegen 10 Uhr wurde es manchmal etwas heller, und um 14 Uhr wieder dunkel. Aber meist blieb es grau verhangen. Tag- und Nachtschicht unterschieden sich nicht mehr für die unförmigen Gestalten, schwach beschienen von kleinen Feuern. Nordlichter jagten über den Himmel. Jemand redete von «Polarnacht».

Das Thermometer blieb bei minus 30 Grad stehen. Die Arbeit wurde bei 36 Grad ausgesetzt. Immer wieder lag ein dumpfes Geheul über der Ebene, Eiswolken rasten heran, ungebremst fegte der Wind vom Polarmeer über die Tundra. «Die Wucht war unbeschreiblich.» Er sah, wie ein Kohlewagen, sicher anderthalb Tonnen schwer, vom Wind hoch oben auf dem Abraumberg aus dem Gleis gehoben wurde und wegkippte. Schneestürme, Purga. Vor lauter rasendem Schnee erkannte man die eigenen Füße nicht mehr, manchmal sogar die Hände. «Zwischen den Baracken wurden dicke Seile gespannt, sonst wäre man weggeweht worden und hätte keinen Eingang gefunden.» Die Stürme tobten tagelang. Von ihnen ausserhalb des Lagers überrascht zu werden, konnte den Tod bedeuten.

Sein Bein schwoll wieder an. Erneut hatte er Wasser und bleibende Druckstellen. Im Stationär begutachtete ein Armenier den Fuss. Awakijan, früher war er Zahntechniker gewesen. «Er schaute sich den Venenverlauf an: ‚Hier sitzt ein Blutpfropfen, der muss raus, sonst ist es mit dir bald vorbei‘. – Und schon wurde ich auf einen Metalltisch gelegt, bekam eine Wolldecke übers Gesicht. Ich merkte, wie sie mehrere Male Spritzen stachen. ‚Schrei lautk, sagte Awakijan.› Ein Zucken ging durch Jöris' Körper. Die Vene war rausgerissen. 32 Klammern, eine Binde und ein Stück ungehobeltes Holz als Schiene. «,Wenn du aufstehst, kann es Komplikationen geben. Ein paar Tage ins Lazarett'.»

Draussen brach sich der Wind an der Baracke, scharfes Brausen kippte in tiefes Stöhnen. Jemand redete davon, dass man sich morgen vielleicht ausschaukeln musste. Jöris hatte viel Blut verloren. «Ich war nur froh, nicht arbeiten zu müssen.» Nachts bekam er Schüttelfrost.

Irgendwann stand Schölmerich an seiner Pritsche. Vor Wochen hatten sie einmal kurz miteinander gesprochen. Mediziner waren die Einzigen, die in ihrem Beruf arbeiten durften, nicht als Arzt, aber als Feldscher, also medizinische Gehilfen. Er brachte ihm eine dreckige Wattejacke. Am nächsten Abend kam er wieder vorbei, erkundigte sich, sprach zuversichtlich.

Sie waren gleich alt. Beides Kommunistenschicksale. Josef Schölmerich hatte am Röntgeninstitut der Universität Leipzig gearbeitet, als ihn die Nazis im April 1944 wegen der Mitgliedschaft im Nationalkomitee Freies Deutschland verhafteten. Dann Volksgerichtshof, Gefängnis Plötzensee. Nach dem Krieg hoffte auch er auf einen Neuanfang im Osten Deutschlands, arbeitete hart in dessen Zentralverwaltung für das Gesundheitswesen. Er war zuständig für Tausende Vertriebener. «Ein unvorstellbares Inferno tat sich vor mir auf, von dem die Weltöffentlichkeit nichts wusste oder nichts wissen wollte», schrieb er in seinen Erinnerungen. «Die Sowjets verweigerten über ein Jahr die Lebensmittelzulage für eine halbe Million Tuberkulosekranke. Sie demontierten sämtliche Fabriken für Kinder-nährmittel in der Ostzone, sodass die Säuglinge zu Zehntausenden an Dystrophie dahinstarben. Gleichzeitig verboten sie uns, Lebensmittelspenden von Tausenden von Tonnen anzunehmen, die, von den Quäkern, dem Internationalen Roten Kreuz und dem Schwedischen Roten Kreuz angeboten, schon in Westdeutschland lagerten.» Das war ihm zu viel. 1948 trat er aus der SED aus. Im April 1949 wurde er verhaftet. Kurz zuvor hatte er einen Westberliner Arztfreund vor einer Entführung gewarnt. Nun Hohenschönhausen, Tribunal, 25 Jahre.

Schölmerich war schon ein Jahr hier oben. «Mit der DDR hatte er nichts mehr am Hut. Aber er war noch Kommunist. Lange sprachen wir über die Partei.» Es gäbe noch einen alten Genossen, erzählte er, Alfred Sitter. Der war Jöris schon aufgefallen. Älter als sie, «wortkarg, grummelig. Während



(Abb. 47) Josef Schölmerich, nach der Entlassung 1954

den Nazis floh und arbeitete er illegal in Belgien – was für die Oberkommunisten in Moskau ja schon verdächtig war.»

Nach einer Woche sollte Jöris wieder aus dem Lazarett. Einige hatten Arbeitsverletzungen – «absichtlich». Es gab auch: «Zigarette fressen und mit einem Glas Wasser nachspülen, dann raste das Herz.» Oder «zum Zahnklemmer, da wurde nur gezogen. Das gab einen Tag Baracke.» Manche, die länger im Lager waren, hatten kaum noch Zähne. Schölmerich riet ihm: Wenn es gar nicht geht, besorg dir einen Beutel mit Sand, tu ihn über Nacht auf den Barackenofen, morgens unter die Achseln, kurz vor dem Fiebermessen runterrutschen lassen. Dann erzählte er von den Volksdeutschen, die 1941 zu Tausenden nach Workuta verschleppt worden waren. Die wenigen, die das damalige Massensterben überlebt hatten, wohnten als verbannte Freie ausserhalb des Lagers. «,Jetzt', sagen sie, 'hat man eine Chance durchzukommen. Aber man darf natürlich nicht lange hier sein.'»

Kolyma, Norilsk, Workuta «Mittelpunkt der Hölle» nannte Alexander Solschenizyn Workuta. Die ersten Häftlinge hausten in Erdkuhlen. Die Nächte durchlitten sie in Lagen, übereinander. Wer unten oder oben zu liegen kam, erfror. Von 1.600 Häftlingen des Anfangstransportes überlebten 70 den ersten Winter. 1933 wurde Schacht 1 in Betrieb genommen. Mit Stollenpferden und ohne Elektrizität. Lastkähne verschifften die Kohle bis ins 2.000 km entfernte Eismeer. 1941 fuhr der erste Zug auf der Strecke Kotlas-Workuta. In drei Jahren Bauzeit waren tausend Kilometer Schienen verlegt worden, mit zwei Toten unter jeder Schwelle. Über den stählernen Lebensnerv speiste sich fortan das Kotlas-Uchta-Petschora-Workuta Lagersystem mit Menschen, und generierte Lager um Lager. Nie wurde eine Strasse gebaut. Überall postierte man Wachen, alte Doppeldecker suchten aus der Luft nach Flüchtlingen. Eine Tundra-Republik von der Grösse Vorkriegsdeutschlands war zum Grossgefängnis mutiert.

«Sechszwanzig Jahre, nachdem die Februarrevolution die zaristische Katorga abgeschafft hatte, führte sie Stalin wieder ein. Das geschah am 17. April 1943», schrieb Solschenizyn. «Das erste Lager dieser Art

wurde vermutlich im Bergwerk Nr. 17 an der Workuta eingerichtet. Der Zweck der Lager wurde kaum verhehlt: Die Katorga-Häftlinge sollten physisch vernichtet werden. Das war offener Mord, jedoch nach Gulag-Tradition, in die Länge gestreckt – um die Qualen der Verdammten zu verlängern und sie vor dem Tode noch etwas arbeiten zu lassen.»

Das stimmte für die 30er- und 40er-Jahre in Workuta und traf vor allem bäuerliche Muschiks, die ihre einzige Kuh vor der Kollektivierung retten wollten, und Proleten, die in der Industrialisierungsempfasse zu spät zur Schicht gekommen waren. «Halbanalphabeten», wie es in einer Gulag-Gesamtstatistik von 1934 heisst, waren die Hauptinsassen. Kleiner war die Gruppe der Kriminellen und nur 20 Prozent die Opfer des Verschwörungswahnsinns der 30er-Jahre.

Der Krieg und die Besatzungspolitik brachten ausländische Volksgruppen ans Eismeer. Damit stieg der Anteil der Politischen auf 40 Prozent. Ostpolen, Balten, Ostungarn, Karelo-Finnen und Moldawier rumänischer Abstammung kamen schon mit dem Hitler-Stalin-Pakt. 13.000 Wolga-Deutsche während des Krieges. Dann Letten, Litauer, Esten, Weissrussen. Schliesslich Partisanen und Intelligenz der besetzten Länder, wo mitunter jeder zehnte Erwachsene deportiert wurde. Vor allem West-Ukrainer. Jeder vierte sowjetische Gulag-Häftling stammte von hier. Es kamen Russen, die als Rotarmisten die deutsche Kriegsgefangenschaft überlebt, und «Wlassow-Leute», die an der Seite der deutschen Wehrmacht auf eine Befreiung ihres Landes von Stalin gehofft hatten. Ausserdem Iraner, Chinesen, Japaner, Österreicher, Griechen, Türken, Engländer und Amerikaner. Nach dem Krieg verschleppte Schlesier, Pommern, Ostpreussen, 4.000 Volksdeutsche vom Balkan, rund ein Drittel der 7.000 verurteilten deutschen Zivilisten aus der Sowjet-Zone, 7.000 Wehrmachtssoldaten aus Kriegsgefangenenlagern, 200 Häftlinge des Speziallagers Sachsenhausen. Insgesamt durchliefen 50.000 Deutsche die Lager an der Workuta. In diesen zwei Jahrzehnten litten hier eine Million Gefangene, von denen jeder Vierte in der gefrorenen Erde zurückblieb.

Aus der Siedlung zum ersten Schacht, dem «Kapital», entstand die Stadt Workuta. Von hier aus gruben sich 30 Schächte in einem grossräumigen

Nordbogen in den Dauerforst, verkoppelt mit einem oder zwei Lagern. Mit der Grösse entstand die Struktur: zwei Ziegeleien mit weiblichen Häftlingen, einer Zement- und Maschinenfabrik, einer Elektrostation, dem Kühlhaus und einem Flugplatz. 13 der «Lagerpunkte» machte man 1948 zu Regimelagern für 38.000 politische «Staatsverbrecher». Zusammen das Sonderlager 6, «Retsch-Lag» oder von den Tschekisten «Flusslager» genannt. Sie unterstanden dem Geheimdienst. Die restlichen 73.000 meist leichten politischen und kriminellen Häftlinge des «Workuta-Lag» organisierte das Ministerium für Justiz.

Aber letztlich war jedes Lager eine abgeschlossene Welt. In Jöris' Regimelager 9/10 waren 40 Prozent Katorschniki, zu Katorga, also Zwangsarbeit, verurteilt. Sie trugen ihre Nummern auf dem Rücken statt auf dem Ärmel und gehörten zu den Überlebenden der Kriegsjahre. Die meisten waren wegen ihrer Kollaboration mit den Deutschen verurteilt. Sie waren zäh und brutalisiert. Schnell kam es wegen Kleinigkeiten zu Schlägereien. Die Bewachung war noch schärfer.

Das Massensterben, vor allem zwischen 1942 und 1947, war vorbei. Jahrzehntlang hatte die Moskauer Führung mitleidlos Millionen zugrunde gehen lassen, ohne irgendeine Massnahme. Allein in den ersten beiden Kriegsjahren starben 600.000 Häftlinge in den Lagern. Eine Million kam direkt an die Front. Der Wandel des Gulags zum Wirtschaftsimperium änderte die Interessenlage. Der Gulag sollte ausgleichen, was der Blutzoll des Krieges dem Land entrissen hatte. Häftlinge um Häftlinge wurden in die Lager geschafft. 2,5 Millionen Insassen waren es 1950. Eine Million mehr als 1945, so viel wie nie zuvor. Hinzu kamen noch 2,5 Millionen Verbannte. Auch die Lagerbaracken an der Workuta konnten die anschwellende Menschenmasse kaum fassen. Weit über 100.000 Häftlinge arbeiteten hier – und immer noch zu wenig für die gigantischen Planvorgaben der neuen Weltmacht. Die Sterberate schlug sich im Produktionsausfall nieder. Also verbesserte man die Lebensverhältnisse, bis die Todesrate knapp über der der Bevölkerung lag. Das nachschublose Sklavenheer sollte so gehalten werden, dass die Ausfälle zu verkraften waren.

Tundra, Vortrieb, Schüttelrutsche

Mondleben Arbeitstage und Barackennächte in Dauerfinsternis, ohne Anfang, ohne Ende. Vier Monate schoben sich in einen. Jöris war schwach, das Bein geschwollen, aber er kam durch den Tag. Awakijans Operation schien zu helfen. Nur die nächtlichen Filzungen setzten Zäsuren. «,Alles hoch!’ Man wurde an das andere Ende der Baracke gejagt, alles durchwühlt – die Pritschen, die Klamotten. Die Frage war, ob man was ins Lager geschmuggelt hatte.» Auch das war verschärftes Haftregime. Ein Feldmesser, ein Bleistiftstummel oder etwas Papier – 10 Tage Karzer. «Nach so einer Durchsuchung konnte man nicht mehr schlafen.»

Seine Gedanken kreisten um Lichtenberg, dann wieder um die Gewalt der weiss-kalten Ebenen. Wie auf den Mond verschlagen. Zur Haftverschärfung gehörte auch die «totale Isolation». Nur russische Häftlinge durften zwei Mal jährlich eine zensierte Karte schreiben. Überlebensgrüsse. Die Ausländer waren verschollen. Man redete von «Schweigelagern», aber vielleicht waren sie ja für die daheim auch schon tot. Immer Heimweh. «Immer das Gefühl: Die haben dich längst vergessen.»

Die Schichtgänger torkelten morgens stumm, abends schreiend, lachend, streitend. Nachts dann ihr Schnarchen, Stöhnen, Flüstern, der saure Geruch der schweissigen Kleider. Er verstand ihr Russisch, ihre Ewigerörterung der immer gleichen Themen: die Zuckerration im Mund oder im heissen Wasser? Er verstand die Gespräche um ein dunkles Weihnachten: «Manche machten sich wahnsinnig, indem sie sich gegenseitig von irgendwelchen Braten vorschwärmten.» Er verstand die Befreiungsgerüchte, die Hoffnung auf den Kalten Krieg, den Koreakrieg. Amerika gegen Russland. «Manche sahen bei jedem Flugzeug einen amerikanischen Angriff und grosse Lageraufstände.» Er verstand die Gerüchte von Fluchten: «dass die Leichen der Abgehauenen mit eingeschlagenem Schädel vor ein Lagertor geworfen worden waren und alle drüber steigen mussten», «dass die Ureinwohner auf ihren Schlitten für jeden Flüchtling 70 Rubel Kopfgeld bekommen».

Und er verstand ihre Attacken gegen die Deutschen: «Am schlimmsten waren die Balten: ‚Befreiung habt ihr uns versprochen und uns hinterher wie Schweine behandelt. Und jetzt sitzen wir hier wegen euch.‘ – Das hörte ich jeden Tag, auch von den Wlassow-Leuten. Die, die mit Hitler gemeinsame Sache gemacht hatten, pöbelten mich an, als wenn *ich* der Hitleranhänger gewesen wäre. Ich habe dann immer nur gesagt: ‚Da könnt ihr euch bei den Kriegsverbrechern in der anderen Baracke beschweren, nicht bei mir.‘» Neben ihm lag ein ehemaliger Kommandeur der litauischen Partisanen. Seit dem Hitler-Stalin-Pakt hatte er gegen die sowjetischen Eroberungstruppen gekämpft. Seit fünf Jahren war er hier. «Ein sachlicher Mann.» In den Pritschengesprächen der Freischichten erfuhr Jöris von ihrem Widerstandsalltag vor dem Krieg. Von Kennwörtern am Radio, gesprengten Brücken, russischen Soldaten, die in Hemden aus ihren Kasernen flohen. «,Und dann kamt ihr, und unsere Selbstständigkeit war weg. Selbst unsere Fahne durften wir nicht mehr hissen.‘»

Jöris sprach mit, erzählte, seine Geschichte machte die Runde. Die Attacken nahmen ab. Überhaupt wurden die Dinge erträglicher. Der Puls wurde ruhiger, das Bein tat nicht mehr so weh. Dass er arbeiten konnte, half ihm. Brigadiere wollten ihn haben. Auch der Hunger nahm ab. «Der Magen schrumpft irgendwie.» Sein Brot hätte er nie gegen den groben Machorka getauscht. Aber er hätte auch nie die stehen gelassenen Schüsseln der Russen ausgelöffelt, die Pakete bekommen hatten. «Viele warteten im Vorraum der Stolowaja und stürzten sich auf den Frass in den halb leeren Näpfen. Soweit liess ich mich nicht gehen.» Er suchte andere Wege. Überall, in der Tischlerei, Schusterei, Schneiderei, arbeiteten Häftlinge. Lager-selbstverwaltung. Der Küchenchef war ein Litauer. Jöris knüpfte Kontakt. Dann schleppte er die Reste der verbrannten Steinkohle aus den Küchenöfen in die Tundra. «Die Gase der glimmenden Schlappe machten einen in der Kälte fast ohnmächtig. Aber ich bekam einen Fisch.»

Schachtgang Anfang Januar, nach einem Monat Dunkelheit, kam die Sonne zurück. Die wenigen Stunden Licht über der Schneetundra hatten etwas von Wiedergeburt, während die Temperaturen fielen: 50 Grad,

manchmal noch tiefer. Die halbjährige Beurteilungskommission kam, teilte neu ein: «Eine Ärztin kniff uns in den Hintern. Wer noch Fleisch hatte, wurde in den Schacht geschickt.» Jöris hatte Angst. «Eine harte und gefährliche Arbeit.» Er zog in eine der Schachtarbeiterbaracken am Ende des Lagers, hin zur Workuta. Nummer 11. Der Barackenälteste wies ihm eine Pritsche zu. Jöris staunte: für jeden eine eigene Koje, oben zwei, unten zwei, alte Matratzen, bezogene Wolldecken, ein «Tumbotschka», so was wie ein Nachttisch. Und alles sauber. «Ein Himmelreich!»

Neun Tage dauerte die Einführung der Neulinge, «Techminimum». Ein brummender Ingenieur erklärte auf Russisch. Explosionsgefahr, Abläufe, Sicherheit. «Keiner durfte unter Tage allein rumlaufen. Die Gefahr bestand, ohnmächtig zu werden, irgendwo liegen zu bleiben.» Am Ende gab es einen Ausweis: Arbeitsbefähigung in «gefährlichen Schächten».

Note: 3.

Der erste Abstieg: Das Schachtkombinat war ein zweites Lager, der Verbindungsweg eingezäunt. Die Kleider verschwanden an einer Strippe unter der Decke. Der Helm auf dem kahlen Kopf fühlte sich hart an. Ein Steiger ging voraus. Kein Aufzug. Eine Schräge, mässig steil, 30 Grad Neigung. Neben ihrer Kolonne das surrende Zugseil der Loren. Selten ein Mannschaftswagen. Achthundert Meter Treppenstufen im Gegenwind. Riesige Aggregate saugten Luft von einem Ausgang in der Tundra durch den Hauptschacht. Am Treppenende ein erleuchteter Saal, dreissig auf zehn Meter, «eine Schiene neben der anderen, ein kleines Häuschen zum Weichenstellen Nord, Süd». Arbeiter koppelten die schweren Loren, sicherten, hängten ein, luden aus. Mannschaften verliefen sich in die Stollen in alle Himmelsrichtungen. Die Schleusen-Stahltüre flog in der Zugluft ins Schloss.

Er stiess mit dem Helm an einen Felsen. Im Licht der Lampe tropfte es von der Decke. Ohne Pumpen würde das Tauwasser absaufen. Wie hielt das Gestein? Im Schein seiner Helmlampe musterte er die Abstützungen. Wenn es rieselte, sollten sie aufpassen. «Nur nicht zwischen Vortrieb und Einbruchstelle sein.» Im dunklen Seitengang sah man nur noch die wippenden Lampen der Vorgänger.

Es war unheimlich. «Dann kamen wir zu den Leuten im Flöz, ein Meter hoch, mit einem Knie auf der Erde, die Kohle im Dunkeln auf die Fliessbänder rüberrudern.» Zehn Mann, eine Schicht: 11 Tonnen Kohle als Norm. Schweiss lief über die Kohlegesichter. «Ich hab immer nur gedacht: Acht Stunden ohne Pause hier unten – die armen Schweine. Pfui Deibel.»

Jöris war 1,84. Eine Grösse für den Schachtvortrieb. Zwei Russen nahmen ihn in «Ausbildung». Es waren zwei Kilometer bis zum «saboј», zur Baustelle. Der Bohrer, 1,80 Meter lang, lag schwer auf seiner Schulter. Zu dritt, und doch allein. «Oben war eine grosse Tafel mit Blechmarken. Wer einfuhr, nahm eine Nummer.» Wenn ihre Nummern am Schichtende fehlten, würde ein Suchtrupp losgehen.

Die Pressluftschläge gingen bis in die Knie, die Schulter tat weh. Der Krach, das drehende Metall, der hervorrieselnde Staub. Der Sprengmeister, der sapaltschik, schob die Dynamitladungen in die Löcher. «Wie Erbswürste.» Wie Adern hingen die Drähte aus den lehmverschmierten Öffnungen. Zurückgezogen im Stollen warteten sie auf den Donner und den Staub im Abzug.

Eine Viertelstunde Sicherheitsfrist war Vorschrift. «Wenn was nicht gezündet hatte, flog einem beim ersten Hackenschlag alles um die Ohren», hatte es bei der Einführung geheissen. Der eine Russe stand auf, der anderer hielt ihn zurück. Gefluche. «,Egal. Scheissegal. Wenn ich kaputt gehe, habe ich es hinter mir.» Lagerkoller auch unter der Erde. Sie hörten ihn schaufeln, kamen später dazu.

Für 1945 gibt es Zahlen zu den Workuta-Schächten. 7'124 Unfälle, davon 482 mit Schwerverletzten und 137 mit tödlichem Ausgang. Zu wenige Grubenlampen, Kurzschlüsse in der Elektrik, fehlende Erfahrung der Arbeiter, heisst es in den Berichten. «Die Luft war immer voller Kohlenstaub. Eine Zigarette genügte, und das ganze Bergwerk wäre explodiert.»

Sie schaufelten Geröll auf die Schüttel-Rutsche, die zu Elektroloks weiter unten lief, schleppten die Stempelstützen, justierten mit einer Lotlampe, bohrten. Acht Stunden. Wand, Rückzug, Wand. «Zwei Meter war die Norm.» Alle zwei Stunden kam der Gasmann. Mit einer Lampe suchte er von unten nach oben nach giftigen Erddämpfen.

Einmal war die Flamme zu hoch, sie mussten zurück, der Entlüfter bekam Anweisung aufzudrehen.

Auf dem Rückweg hingen ihm die nassen Klamotten am Leib. Er fror im Durchzug. Der Bohrer schien noch schwerer, die vielen Bohrmeissel am Gürtel zogen nach unten. Seine Knie zitterten, aber er war froh um jeden Schritt Richtung Ausstieg.

Am Bahnhof drängten sich viele, alle mit schwarzen Gesichtern unter den Helmen. Einige schliefen schon in der Mannschaftslore. Oben wartete bereits die nächste Schicht.

Im Duschaum drängten sich die mageren Körper im matten Dampf. «Die Schachteure konnten warm duschen. Wasser gab es ja genug aus dem Bergwerk.» Das erste Mal seit einem Jahr! Der Schacht war vergessen. Er schob die dreckige Wäsche und die nassen Stiefel über den Ausgabetisch für den Trockenraum, er liess sein Seil runter, schlüpfte in die Lagerklamotten.

Draussen peitschte der Eiswind. Es war nicht auszumachen, ob die Schneestücke fielen oder aufgewirbelt wurden. Atemschmerzen. Er drückte im Gehen den Jackenkragen vor den Mund. Die Baracken lagen im Dunkeln. «Am Lagereingang hiess es: Jacke auf zum Abklopfem. Sofort waren wir wieder total unterkühlt.»

In der Stolowaja bekamen die Schachteure aus besseren Kesseln und mehr Brot. Wieder drei Abstufungen. Er hatte fast keine Kraft mehr. «Todemüde fiel ich in meine Koje.» Irgendwo lagen welche auf dem Boden. Stadtarbeiter. Kaum hörte er, dass die dritte Schicht ging und die zweite um Mitternacht kam. Ihm fiel kurz ein, dass der Barackenälteste etwas gegen Deutsche hatte. Als sie geweckt wurden, lief «Radio Moskau». «Die blöde Nationalhymne, schrecklich.» Draussen war es dunkel. Als sie um sieben einfuhren, kam ihnen die Nachtschicht entgegen.

Die Stollen-Tage wurden zum Alltag. Vortrieb, schlafen, Hungeressen, Vortrieb. Die Angst blieb. Schnell bekam er mit, wie mit den Stempeln gespart wurde. «Eigentlich sollten sie alle zwei Meter stehen. Tatsächlich standen sie nur alle sechs. Das gab Prämien. Die Parteibonzen kriegten Geld und die Brigade ein Stalinbild in Gold, Silber oder Bronze. Da konnte man

sich dann den Verbrecher an die Wand hängen.» Mehrere Male rieselte es aus der Decke. «Wir liefen, als es anfang.» Die Stelle wurde neu abgestützt.

Er hörte von Unfällen, sah die Folgen. «Das Stahlseil der Winde riss, und die Loren rasten mit den Holzstempeln in die Tiefe. Die Häftlinge, die im Bahnhof direkt vor einer Wand arbeiteten, konntest du nachher mit dem Messer abkratzen.» Immer wieder legten sich Arbeiter in leere Kohleschütten und liessen sich hochziehen. «Ein Neuling sass wie in einem Omnibus. Zum Abstützen der Seitenwände waren waagerechte Eisenträger eingezogen, die direkt über den Loren hingen. Als der Eisenträger kam, war der Kopf weg.» Die Bilder liessen ihn nicht mehr schlafen. Sie stiegen mit in den Schacht. «Man wusste nie, ob es der letzte Grubengang war.»

Aber das Leben wurde erträglicher. «Als Schachteur war man wer.» Die Arbeit Tausender für das pausenlose Kohleschlagen Weniger. Nur ein Drittel der Häftlinge ging unter Tage. «Die Russen wussten, dass sie auf uns angewiesen waren. Kohlezug um Kohlezug ging jeden Tag nach Leninrad, damit dort die Elektrizitätswerke und Riesenbetriebe liefen. Ohne Workuta ging da gar nichts.» Zwangsarbeit als Fundament des Sozialismus.

Sie waren eine Minderheit mit eigener Koje, dickerer Suppe, Duschen, Wäschewechseln alle zwei Wochen. «Ich brauste ganz kalt, war rot wie eine Tomate von oben bis unten, zog das frische Hemd und die Unterhose an und fühlte mich wie der liebe Gott.» Der Schacht war nass, dunkel und gefährlich, aber im Durchzug wurde es nicht kälter als null Grad. Das war schon viel. Und der Vortrieb lag ihm. Mit den richtigen Leuten schaffte er oft fast die Norm. 74, 96, 94, 83, 65, 90 Prozent hält die Lagerkarte als Monatssaldo 1952 fest. «Manchmal waren wir sogar früher fertig und konnten schon hoch.» Im Aufwind schien das Treppensteigen fast leicht. «Einfach auf dem Bett liegen und einschlafen können – das war der schönste Moment am Tag.»

Aber es waren nicht nur die kargen Vergünstigungen. Auch das Angewiesensein schweisste zusammen. Unter Tage erodierte die NKWD-Allmacht. Spitzel waren in der Stollenwelt selten. «Da kriegte mal einer was vor den Kopf, es wurde an einer Abstützung gerüttelt und ein Stein dane-

bengelegt. Nach oben meldete man einen Unfall.» Im Stollen rächte sich Verrat schnell. «Eine Maschine leitete das Gestein in die Loren. Das Ding konnte man nach links und rechts bewegen. Und als einer, den sie als Spitzel auf dem Kieker hatten, zwischen Maschine und Wand stand, haben sie aus ‚Versehen‘ das Ding rumgedreht.»

In der Überlebenswelt unter Tage mit Schwerstarbeit, gemeinsamer Angst und Brutalität konnte sich keiner entziehen. Auch nicht die Brigadiere. Eigentlich mussten sie nicht arbeiten. Aber viele taten es, damit man die Norm schaffte. Auch der von Erwin Jöris. «Darsniks, ein Lette. Der schuftete wie ein Pferd.» Für Schikanen blieb wenig Raum, und die Brigadiere sahen sich vor, dass die Stimmung nicht kippte. Jöris sah «einen Kaukasier wegen irgendeinem Zwischenfall mit der Axt hinter einem Brigadier herlaufen. Wenn er ihn erwischt hätte, hätte er ihm glatt den Schädel gespalten.» Einen schikanierenden Wolga-Deutschen fand man erschlagen. «Auf der einen Seite des Schädels ging der Pickel rein und auf der anderen Seite wieder raus.» Es gab eine Untersuchung. «Wenn ich da irgendwas gesagt hätte, wäre ich im Schacht nicht mehr sicher gewesen. Wer eine Klatschtante war oder sich eine Extrasuppe verdienen wollte, war dran. Vielleicht nicht gleich, aber irgendwann.»

Das Verschworene verlängerte sich in die Baracken, jedenfalls nach einer gewissen Zeit. Russen, Georgier, Rumänen und vor allem Ukrainer lagen in den Nachbarkojen. Und drei Deutsche: der 33-jährige Sozialdemokrat Günther Wöhe, dessen Bruder auch in einem Urallager war, Hänschen Busch und Wilhelm Schubert. «Bei vielen Häftlingen herrschte ein ziemlicher Deutschen-Hass. Besonders bei dem Barackenältesten, dem ‚Starschi‘. Der musste nicht raus. Er war für Ordnung zuständig, teilte ein, sprach mit den Schneidern und Schustern, die nachts die Sachen flickten.» Aber wieder half Jöris, dass er die Sprache konnte. Einer hielt sein Russisch für das eines Ukrainers. «Das war eine Auszeichnung.» Wieder ging seine Geschichte herum, wieder merkte man, dass er die Norm schaffte. Normbringer sicherten Rationen. Aber es war mehr. Wer durchhielt, erfüllte, was man von ihm erwartete. Schwäche wurde verachtet, ja abgestraft. Stärke

hiess Moral, Anerkennung, ja Orientierung. Nach Monaten hörte er mit einem Ohr ein Gespräch am Ofen: «,On imejet sovest', ,Er hat ein Gewissen», murmelte der Starchi, «,und tut seine Pflicht'.»

Gedrehte Welt Während die Februarstürme 50, ja 60 Grad minus brachten, war er im Schacht und staunte: «Wenn das Gestein weggesprengt war, sah man plötzlich an der Decke Abdrücke von Pflanzen und Baumstämmen, die Hunderttausende von Jahren alt waren. Riesiges Farnkraut wie im Urwald.» Als im März jeder Tag zehn Minuten länger wurde, kämpfte er mit der Monatsumstellung von der Nacht- zur Tagschicht. «Um Mitternacht aus dem Schacht und morgens um sechs wieder rein.» Er sah das April-Tauen der ersten Eiszapfen an ihrem Barackendach und dachte an den Sprengmeister, einen Freien, der ihm unten gerade völlig betrunken seine Tasche in die Hand gedrückt hatte. «Und ich, der ,grosse Kriegsverbrecher, bei dem jede Rasierklinge als Waffe galt, lief mit dem ganzen Sprengstoff auf dem Buckel durch den Schacht.»

In den Lagerstollen drehte sich vieles: «,Du weist die da unten ein', hatte der Schachtmeister zu Jöris gesagt, und auf zwei Russen in neuen Schachtklamotten gezeigt. «Im Stollen entwickelte sich dann ein Mordstreit. Das waren zwei NKWD-Wachen von einem anderen Lager, die was ausgefressen hatten. Aber von einem faschistischen Kriegsverbrecher wollten sie sich nichts zeigen lassen.» Jöris kam in Rage. «,Hört doch auf mit dem blöden Kriegsverbrecher» Der Kriegsverbrecher sitzt doch in eurem Kreml. Wenn Stalin Hitler nicht die Hand gereicht hätte, wäre doch der Krieg nie ausgebrochen' – ,Warste in der SS?' – ,Nein. Ich habe auch noch nie eine Ehrenformation der SS abgeschritten wie euer Aussenminister Molotow in Berlin!» Das war unvorsichtig. «,Ich kenn doch Moskau besser als ihr'. Da war grosses Staunen.» Wieso? Jöris sollte erzählen. «Und am nächsten Tag winkten sie schon, als ich kam.» – «Manchmal fragte man sich wirklich, ob das ein Irrenhaus war. Aber das russische System kannte keine Gnade. Auch mit den eigenen Leuten.»

Aber dabei blieb es nicht. Wilhelm Schubert aus seiner Baracke war schon vier Jahre in Workuta. Er war nicht als Politischer verurteilt, sondern wegen Kriegsverbrechen und trug als Kartoschan die Nummer auf dem Rücken. Jöris ging dem fünf Jahre Jüngeren aus dem Weg. Es wurde gemunkelt von «Lagerstab in Sachsenhausen». «Die hatten alle lebenslänglich. Was sie wirklich getrieben hatten, darüber sprachen sie nicht. Aber es war ja klar.»

1947 waren im ersten öffentlichen Prozess eines sowjetischen Militärtribunals im Rathaus in Pankow 16 SS-Männer der Lagerleitung des Konzentrationslagers Sachsenhausen abgeurteilt worden. SS-Hauptscharführer, Blockführer, Lagerschreiber, der Leiter des Arbeitseinsatzes. Die Betreiber der Hölle. In dem ideologischen Schauprozess zielte man auf die Grosskonzerne als die «wahren Schuldigen» und die Erschiessung von 18.000 sowjetischen Kriegsgefangenen im Herbst 1941. In den Zeugenaussagen eines späteren, westdeutschen Prozesses ist von Genickschussanlagen, Galgen, Erschiessungsgruben, Sadismus und Menschenverachtung die Rede. Alle 16 Angeklagten wurden nach Workuta deportiert. Fünf starben im Frühjahr 1948. Ausser Schubert waren noch drei von ihnen im Lager 9/10: Horst Hempel, Ludwig Rehn und Gustav Sorge.

Gleich am Anfang war er mit Schubert aneinandergeraten. «Jöris, Bolschewik’, stammelte er zu einigen Russen. Da hab ich gleich auf Russisch eine Ansprache gehalten: ‚Während ich als Bolschewik vier Jahre an der Ostfront sein musste, hat der in Sachsenhausen unbewaffnete Landsleute von euch um die Ecke gebracht’.» Danach gingen sie sich aus dem Weg – bis die Arbeitseinteilung kam. Jöris versuchte alles. Zwecklos. «Ab dem Moment waren wir Tag und Nacht zusammen. Im Schacht, beim Essen, in der Baracke und wieder im Schacht.» Solidarität sollte im Lager nicht entstehen. Gegnerzusammenlegung war ein Mittel dazu.

Schweigend hielt Jöris Abstand, suchte auszuweichen. Schubert hatte etwas Enthemmtes, ja Gestörtes. «Er hasste die Bolschewisten. Russisch war für ihn eine Kanakensprache, die er nicht lernte. Aber er schuftete für sie, dass ihm das Wasser den Arsch runter lief.» Jöris nahm sich zurück, bis

der Brigadier ihn anging: «Nimm dir ein Beispiel an ihm.» – ‚Ich habe mir noch nie an einem SS-Mann ein Beispiel genommen.‘»

Die Tage vergingen. Aus seinem Antisemitismus machte Schubert keinen Hehl. Bei ukrainischen SS-Freiwilligen, die Deutsch konnten, fand er sein Publikum. «Wenn er aus dem Schacht kam und sich als Erstes eine Zigarette drehte, musste nur einer von denen sagen: Wilhelm, erzähl doch mal vom KZ’, und schon erzählte Schubert gross: ‚Da hab ich einem gesagt, du kommst jetzt in die Badewanne und dann gluck, gluck, gluck, habe ich ein Bein draufgestellt und schon war er weg’. – Das war so ekelhaft. Aber die Ukrainer wollten immer mehr hören, und die Russen sagten ständig: ‚Shto, shto, shto on skasal?’, ‚Was? Was? Was hat er gesagt?’ und drängten mich, dass ich noch übersetzen sollte, was der Idiot da erzählte.»

Als sie eines Abends von der zweiten Schicht kamen, stellte sich ein Ukrainer zu Jöris. «Gleich gibt es eine Sensation’. – ‚Was ist denn?’ – ‚Wir haben einen richtigen Rabbiner neben den Schubert gelegt’. – ‚Na und?’ Und schon ging es los. ‚Wer hat die verdammte Judensau hierher getan?’, schrie er und stiess ihn runter. Und dann kam das Beschämendste: Dem Neuen kamen die Tränen: ‚Ich bin doch auch nur ein Mensch’. Da schrien die Ukrainer und Russen: ‚Was bist du? Du bist doch kein Mensch, du bist ein Jude!’ So war das mit dem Antisemitismus im Lager.» 70 jüdische Häftlinge waren im Lager 9/10, betende Orthodoxe und Säkulare.

«Schubert flammte noch, glaubte wirklich an den Nazi-Scheiss. Er hoffte, dass in Westdeutschland der Faschismus wieder an die Macht kommt. Alles in der ausgehängten Prawda, was ihm einer übersetzte, war erstunken und erlogen, aber wenn sie vorm Wiederaufstehen des Faschismus in Westdeutschland warnten, jubelte er. ‚Wenn ich irgendwie wieder nach Deutschland komme, melde ich mich im ersten Lokal zur Bewegung’. – Der war verrückt.»

Worüber haben die beiden gesprochen? Jöris kann sich nicht mehr erinnern. Lebenswege? Schubert rebellierte gegen seinen Vater, einen Schlosser, bekennenden Christen und Pazifisten. Er ging zu ihm in die Lehre, brach sie ab, träumte vom Berufssoldatentum und machte NS-Karriere: Hitlerjugend, SA, SS-Totenkopfverband, mit 22 Jahren der jüngste Block-

führer im KZ Sachsenhausen. «Pistolen-Schubert» nannten ihn die Häftlinge, weil er wahllos Menschen erschoss. Er habe «so unbefangen und fröhlich getötet, wie er aussah», sagten Zeugen im späteren Prozess in Westdeutschland aus. Das gerichtliche Persönlichkeitsporträt hält ihn für einen, der nachahmte, was ihm andere vormachten. Darin ist die Rede von Eitelkeit, geringer Intelligenz und Umbringen als Weg zum Erfolg. Das Urteil erklärte ihn des Mordes an 46 Menschen für schuldig. Mit seiner Oberflächlichkeit sei er gar nicht imstande, die Dimension seiner Verbrechen zu verstehen. Diesen Eindruck bestätigten auch Workuta-Mitgefangene in Interviews: «Der war irgendwie regelrecht geistig stehengeblieben.»

Vier Jahre terrorisierte Schubert Häftlinge in Sachsenhausen. Dann ging er mit 26 Jahren zur Wehrmacht, kam aber erst 1944 in Polen zum Einsatz. Aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft floh er nach Leipzig. Ein ehemaliger Häftling erkannte ihn. Das Tribunalurteil von lebenslänglicher Lagerhaft versuchte er vergeblich in eine Todesstrafe umzuwandeln.

Jöris musste einen Weg finden, mit der Situation zu leben. «Ich habe immer gedacht, diese olle Scheisskreatur, aber wenn ich mir dann sagte: Der ist als junger Mensch in eine radikale Partei gekommen und hat daran geglaubt. Er ist denen auf den Leim gekrochen wie ich. Wer weiss, wenn ich in seinen Kreisen gross geworden wäre ... – Dann ging es.» Notkonstruktionen einer Zumutung. Zwei unter dem ewigen Eis, die wussten, dass sie vermutlich von hier nie mehr wegkommen würden. «Ich habe manchmal gedacht: Das kann doch nicht wahr sein. Der verehrte seinen Hitler immer noch bis dorthinaus, und ich schimpfe auf den. Der ist ein Massenmörder, und ich sass bei denen im KZ. Und jetzt läufst du mit so einem durchs Lager und die NKWD-Fritzen sind unsere gemeinsamen Feinde.»

Die sowjetische Rose Als die Schneemassen rasend schnell abnahmen, hörte er vom Tod des Hotelbesitzes auf Usedom, irgendwo in einer Stadtbaracke. Die Nächte wurden kürzer, und zwischen zwei Schneestürmen tauchten die ersten grauen Flecken in der Tundra auf. Jöris fuhr mit dem blutjungen Peer ein, der direkt aus der Todeszelle in Karlshorst kam. Peer Lange

stammte aus einer baltendeutschen Familie. Mit 16 hatte er sich zum Widerstand gegen die Sowjets in Neuruppin entschlossen. In den Monaten nach dem Krieg bauten die Amerikaner ihren Geheimdienst erst auf und waren erpicht auf alle Beobachtungen. Er lieferte welche. Als er zum Studium nach Westberlin ging, wusste er schnell, dass es das nicht sein konnte. Er wollte in Kanada sein Glück versuchen. Zum Abschied fuhr er noch mal zu seiner Mutter. Am nächsten Morgen wurde er abgeholt, verraten von einem ehemaligen Kollegen. Der Denunziant bekam später einen Professorentitel, der 19-jährige Lange ein Todesurteil. In der Einzelzelle verständigte er sich mit den Todeskandidaten der anderen Zellen per Klopfzeichen, bis sie geholt wurden, um in Moskau erschossen zu werden. Nur er wurde ans Polarmeer begnadigt. Es klingt sachlich-trocken, wenn er heute davon erzählt.

Hartnäckig hielt sich im Mai der vom Wind zusammengepresste Schnee in den Senken. Stürme mit nassem, graupeligem Schnee, stürzenden Temperaturen von zehn Grad plus tagsüber auf 20 Grad minus in den Nächten.

Und dann war er wirklich da, der windige Sommer. Binnen einer Woche blühte alles wie um die Wette und leuchtete in den Strahlen der fast nicht mehr untergehenden Sonne. Der Juni dehnte sich zu einem einzigen Tag. Sie bekamen Sommersachen, «letnaja montura», tausendfach geflickte Drillichanzüge mit einer Schirmmütze. Die Unterwäsche blieb. «Irgendwie war die Sonne da oben stärker. Manche wurden in wenigen Tagen richtig braun.» Der Wind blieb, auch die Unberechenbarkeit des schnellen Wetters. Plötzlich ein verdunkelter Himmel, Totenstille, Sturmtoben, Peitschen, Heulen, Regen, dröhnende Donnerschläge, und die auftauende Tundra glitzerte im Sonnenschein.

Das Lager schien überlebbarer zu werden. Aber besser wurde es nicht. In Jöris Krankenakte notierten die Ärzte: «Trophisches Geschwür», «Schilddrüse», «entzündete Ferse», «Ödeme», «Venenprobleme», etwas mit dem «rechten Auge». Und immer wieder «Skorbut», «Ernährungsstörungen». Sechs Seiten, Eintragung an Eintragung. Von April bis August 1952 war er fast alle vierzehn Tage ein Ambulatoriums-Bittsteller, oft mit

dem Kommentar: «Schnell ins Stationär». Getrieben wurde er wohl von Lagererfahrung und Auszehrung. «Einmal behielten sie mich da, wegen geschwollener Füße.» Hungerödeme, Wasser in den Beinen, drei Tage hochlegen. «Als alle schliefen, schlich ich mich zu den Litauern in die Küche und spülte die Berge von Schüsseln der Nachtschicht. Dafür gab es Fisch und Salz. Ich trank viel, und die Füße schwellen wieder. Als um 5 Uhr die Ärztin kam, die Decke hochschlug und drückte, blieben die Dellen im Fleisch. Es wurde einfach nicht besser. – Und ich war glücklich.» Bei seinen drei längeren Lazarettaufenthalten staunte er über die jüdische Oberärztin Torfimowitsch. Es klingt wie ein Klischee, aber Torfimowitsch kommt auch in anderen Erzählungen vor, nur hier als Furcht einflössend. «Sie hätte mehrere Male sagen können: ‚Raus!‘ Stattdessen befahl sie: ‚Pust leschjit.‘, ‚Lasst ihn liegen‘. Von Deutschhass war nichts zu spüren.»

Dann fing er an, gebeugt zu laufen. Die Leber. «,Du Arsch hast Gelbsucht», raunte Awakijan, als er ihm in den Mund schaute. «,Ins Lazarett, 3. Stationär’.» Gelbsucht bedeutete Liegen, wenig Bewegung, kein Salz. Dauer: drei Wochen. Jöris war glücklich. «Aber da lagen auch wirklich Kranke, mit einem Schlauch an der Seite, aus dem Gallensaft in ein Glas lief.» Gelbsuchtsterben. Wie Klostersnovizen mit kahlen Tonsur-Schädeln unter grauen Decken reihten sie sich auf: Bett an Bett entlang der nackten Wände der weiss getünchten Steinbaracke. Neben ihm lag einer der Studenten der ersten Arbeitstage. Ausgezehrt bis auf die Knochen.

Der Sommer draussen, der gesuchte Dialog in vertrauter Sprache – zwischen ihnen entspannen sich lange Erzählungen. «Ich las ihm aus der Prawda vor, und er fragte mich nach der Weimarer-Republik, nach Moskau, dem Krieg.» Ein Gespräch über zwei Jahrzehnte hinweg. «Die jungen Kerle hatten doch ausser dem Bombenkrieg nichts erlebt. Und nun waren sie mit einem Schlag in die Hölle hineingeraten, und keiner von denen konnte richtig arbeiten.» Und Jöris erfuhr in den langen Krankentagen aus einer Welt, die ihm bisher völlig fremd war. Von Studenten in den Ruinen der Leipziger Uni, im ersten, manche im zweiten Semester. Eingeschrieben für Gesell-

schaftswissenschaft, Chemie, Medizin, Publizistik. Sie gehörten schon nicht mehr zu den allerersten Nachkriegsanfängen mit den stundenlangen Studentenrats-Diskussionen um Strom, Heizung und Essensrationen, aber umso mehr erlebten sie die unverhohlene Stalinisierung der Universität: die Wahl-Intrigen, die auftrumpfende FDJ-Hochschulgruppe, die Ausgrenzung der Liberaldemokraten und Stigmatisierung von CDU-Anhängern. «Alle seien Faschisten gewesen.» Dann kam das nachhallende Angstflüstern über die Einsperrung des Studentenratsvorsitzenden Wolfgang Natonek im Spätherbst 1948 und immer wieder Verhaftungswellen. Sie lebten allmorgendlich mit den Lücken in den Sitzreihen oder dem Vorlesungsausfall nach der plötzlichen Westflucht ihrer Kommilitonen und Professoren.

Seit Sommer 1950 sei er, Werner Gumpel, an der Universität gewesen. Journalist wollte er werden. Die Hoffnungen seines Vaters, eines Nazi-gegners, die Freude über den Einmarsch der Russen in ihrer kleinen Erzgebirgsstadt, sein überzeugter FDJ-Beitritt – all das war schon vorbei. Aber von den Universitäten sollte etwas ausgehen. Wo, wenn nicht von da? Ein Ort des Meinungsstreits, der Inhaltsprüfung, eine kritische Geistesschulung als Ausweg vom deutschen Abgrund. Ein Demokratieraum in freier Studenten-Selbstverwaltung. Schon in den ersten heiss ersehnten Universitätstagen erlebte er anderes: einen geisttötenden dialektischen Materialismus, marxistische Politökonomie im Missionsgewand, die Kontrolle der Studiengruppe, die erzwungenen Kollektivaktivitäten rund um die Uhr, die Blicke der Kommilitonen beim verordneten Kinobesuch, als er bei Stalins Erscheinen nicht in Beifall ausbrach. Schnell fand er Gleichgesinnte. Sie holten nach, was sie tagsüber vermissten. Sie diskutierten, tauschten Buchempfehlungen aus, besorgten sich Informationen aus Westberlin, bestärkten sich gegenseitig, dass das nicht der ersehnte Aufbruch war, und dass sie etwas dagegensetzen mussten. Dass sie sich auf gefährliches Terrain begaben, wussten sie. Die Artikel über Todesurteile im *Neuen Deutschland* füllten Seiten. Sie lasen die Flugblätter von Hans und Sophie Scholl.

In der Nacht vom 4. Oktober 1950 wurde eine Zentrumsfigur ihres Kreises, Herbert Belter, 25-jähriger Volkswirtschaftsstudent, erwischt, als

er rote Plakate gegen die nahenden Pseudo-Wahlen der Volkskammer in der Stadt klebte. Neun von ihnen wurden am nächsten Tag verhaftet. Die Verhöre machten aus ihnen, was sie nie gewesen waren: die Belter-Gruppe. Zehn der rund hundert Leipziger Studenten, deren Hoffnung und Opposition in die Gefängniszellen der sich formierenden Diktatur führten. Einmal zehn, viermal 25, viermal 50 Jahre lauteten die Urteile. Werner Gümpel (geb. 1930), Siegfried Jenkner (geb. 1930), Peter Eberle (geb. 1929), Hans-Dieter Scharf (1930-1998) und Otto Johann Bachmann kamen ins Lager 9/10. Jahrzehnte später werden die ersten drei mir davon erzählen. Heute wissen sie: Während sie damals im Eisenbahnwagen nach Workuta hockten, wurde Belter am 28. April 1951 in Moskau erschossen. Der Kontakt zwischen Werner Gümpel und Erwin Jöris wird auch im hohen Alter nicht mehr abreißen.

84 Tage Stationär 3 verzeichnet die Krankenakte von Jöris. Auch: «Degeneration des Herzmuskels». Als der Arzt bei der Nachuntersuchung auf die Leber drückte, brüllte er vor Schmerz. «Du hast eine Leber wie ein Möbelwagen!», sagte der Arzt. Aber Frau Torfimowitsch meinte: «Liegen kannst du auch in der Baracke, da hast du mehr Umgang!» Am nächsten Morgen wusste der Najjadschik, der Arbeitsaufseher, von nichts. «Raus!», hiess es nur, und ich war schon wieder zehn Stunden im nassen Stollen.»

Und wieder kamen junge Deutsche. «Die Armen standen abseits, völlig ermüdet, halb verhungert und verdreckt. Sie glaubten, sie bekämen ein Bett.» Er wies auf die Eingangsbaracke und sagte: «Kameraden, guckt mal da rein, besser wird es nicht. Ihr werdet alle auf dem Fussboden schlafen, bis sie euch aufteilen. Versucht durchzuhalten. Überanstrengt euch nicht, solange ihr die Luft nicht gewöhnt seid. Irgendwann wird es besser!»

Einige sah er bald unter Tage. «Aber die Brigadiere schmissen sie wieder raus.» Kapitulation vor der Norm. «Ihre Hände waren ganz kaputt. Keiner von denen hätte nach der Arbeit noch Eis hacken oder Strassen fegen können, um was zusätzlich zu essen zu kriegen.»

Die abgemagerten Gesichter der Jungen, in die sich die Angst gelegt hatte, blieben Jöris. Er stand auf, wenn die zweite Schicht noch schlief,

wusch seine Küchenschüsseln, schleppte die Steinkohlenreste, und was er bekam, ass er nicht ganz. Den Rest in der Tasche, passte er welche von ihnen ab. «„Hier friss das auf, bevor es geklaut wird.“»

Von den Neuankömmlingen erfuhr er nach Leipzig nun die Rostocker-Version der Universitätseinspurung zur «sozialistischen Bildungsstätte». Hier hatte sich die Opposition um den 24-jährigen Arno Esch geschart, Shootingstar der Mecklenburger Liberal-Demokraten. Eloquent, charismatisch, sprühend vor Aktivität – und damit den neuen Staatswächtern schon ein Dorn im Auge. «Ein liberaler Chinese steht mir näher als ein deutscher Kommunist.» Sätze von Esch, die die Runde machten. Dass einige gegen die SED-Vorgaben für die Wahlen zum Studentenparlament protestierten, war schon genug gewesen. Im Oktober 1949 wurden 14 Studenten verhaftet, sieben zum Tode verurteilt, die restlichen nach Workuta verschleppt. Esch starb in den Moskauer Erschiessungskellern.

Die Jugendlichen, auf die Jöris nun traf, kamen schon aus der Nachfolge-Opposition, die der Rostocker Uni-Terror geboren hatte. Als 19-, 20-Jährige hatten sie sich um den Sportstudenten Karl Alfred Gedowski geschart. Eine Sechser-Ruderclique, mit Kontakten zu zwei Lokomotivführern. Ihre gegenseitige Bestärkung wandelte sich zu Widerstand: zuerst Flugblätter, dann Berichte für das Amt für Gesamtdeutsche Fragen. Die Reaktion war voraussehbar: Gedowski wurde 24-jährig erschossen, ein Zweiter wurde nach drei Todeszellen-Monaten zu Regimelager begnadigt. Drei kamen nach Workuta: Gerald Joram, der 22-jährige Otto Mehl, der 21-jährige Hartwig Bernitt. Die Pädagogikstudentin Brunhilde Albrecht verschleppte man nach Asbest im Ural. Das alles acht Jahre nach den Flugblättern der Weissen Rose. Rostock, Leipzig, Jena, Halle, Berlin – nach München. Der Unterschied: Genickschuss statt Fallbeil, Workuta statt Dachau.

Für einige der Jungen wurde Jöris in den kommenden Monaten zum Anlaufpunkt. Es waren kurze Begegnungen, Aufmunterungen, Einschätzungen. Noch nach Jahrzehnten klingt in den Interviews mit Peer Lang, Gerald Joram, Werner Gümpel oder Siegfried Jenkner an, was das damals für sie bedeutet haben muss. «Mit seinen Russischkenntnissen und auch

sonst war er eine echte Stütze, absolut zuverlässig.» – «Er erfasste die Dinge, stand über ihnen. Er moserte und nörgelte gerne, aber mit ihm zu arbeiten, war erfrischend. Man konnte mit ihm Pferde stehlen.» – «Er raubte einem die Illusionen, die die Lagergerüchteküche täglich produzierte.» – «Ja, mit Erwin hatte man immer was zu lachen.»

Lachen bedeutete nicht wenig, bei der Geschichte, die sie hinter sich hatten. «Ich hab versucht, ihnen Mut zu machen. Aber ganz schlimm wurde es an Feiertagen. Da hoben sie ihr bisschen Brot für den Abend auf, den Heiligen Abend, ‚als Kuchem. Da habe ich energisch gesagt: ‚Lasst das. Ihr macht euch nur verrückt. Wir sind hier nicht in Deutschland. Hier müsst ihr die Zähne zeigen, um zu überleben, sonst seid ihr weg vom Fenster’.»

Solche Hilfestellungen gingen wohl nur, weil Jöris sich selber auffing. «Ich arbeitete mich hoch.» Damit kamen sein Witz, seine Sprüche wieder. Mit den ersten Flocken fing er an, sich mit Schnee zu waschen. «Der Blutdruck arbeitet dann ganz schön durch, man sah nachher blaurot aus. Manche haben gesagt, der hat eine Meise. Aber es war gesund und nachher war man munter.» Übermütig grüßte er pflichtgemäss einen russischen Offizier, von dem er sicher war, dass er kein Deutsch konnte: statt mit «‚Dobroje utro’ oder ‚dobri djen’ mit «‚Morgen, Arschloch!’» Über einen ehemaligen ukrainischen Zwangsarbeiter erzählte sich der Vorfall in die Baracke, ging lachend von Pritsche zu Pritsche. Es sprach sich rum: Da war einer, der nicht um eine russische Antwort verlegen war, nach vorne ging, ankämpfte, erzählen konnte. «Dann passierte, was ich am Anfang nie gedacht hätte: Es gab eine Art Kameradschaft in der Baracke. Und das war auch ein Schutz. Als ein Russe, ein Deutschhasser, auf mich losging und schrie: ‚Du Saunazi’, griff ich zum Spaten und er zur Kreuzhacke. Da kamen Russen aus meiner Baracke, prügeln ihn durch. Mich zogen sie weg’.» Aber die Albträume blieben. «Im Schlaf schlug ich um mich, und am Morgen sagten die anderen: ‚Wen hast du dir denn heute Nacht wieder vorgenommen?’»

Zeitenwende

«**Der Hund ist verreckt**» Jöris schaute übers Land. Eine zweite Dauerdunkelheit hatte er hinter sich gebracht. Im Licht war wieder die Schnee-Ferne auszumachen. Es dampfte aus den Abraumbergen. Die Kohle fing durch den Druck an zu glimmen. «Wenn man mit der Schippe reinfuhr, kam Feuer raus.» Am Lagertor sammelten sich die ersten Brigaden für die Früh-schicht. Auf der anderen Flussseite lag das Frauenlager, von dem die Freien immer erzählten. Die Wärter sollten Kriminelle sein. Einmal hatte er eine Frauenbrigade Eisenbahnschienen schleppen gesehen, ein anderes Mal Schnee schaufeln. Der Winter war noch nicht zu Ende, die Luft immer noch dünn und trocken und doch kündigte sich der Frühling an. Das entschädigte. In seiner Baracke waren zwei Häftlinge in einen Lagerkoller gerutscht. «Sie fingen plötzlich an durchzudrehen, tobten, schrien – vor allem nachts –, meuterten, beschimpften die Aufseher: ‚Leckt mich doch am Arschk» Man versuchte, sie im Auge zu haben. 15 Meter breit war die sapretnaja sona, verbotene Zone, entlang der Zäune. Ein Betreten bedeutete Schiessen ohne Vorwarnung. «Wir hatten Angst, dass sie da einfach hineinlaufen.»

Er dachte daran, dass bald die Leichen begraben würden. Irgendwo lagen die gefrorenen Toten übereinander. So hatten es Häftlinge des Beerdigungskommandos erzählt. Gräber gab es erst im aufgetauten Boden. An eine Rückkehr glaubte er nicht mehr. «Ich dachte, ich verrecke da oben. Und vor nichts habe ich mich mehr gegraut, als in der kalten Erde beerdigt zu werden.»

Zwei Deutsche wollten fliehen, sprachen ihn an. Aber das hatte er sich schon lange aus dem Kopf geschlagen. «Man hatte keine Chance. Mit alten Doppeldecker-Flugzeugen wurden die Ausbrecher gesucht. Im Schnee konnte man alles kilometerweit sehen. Man hätte es zur Baumgrenze schaffen müssen. Aber es gab Bären und Wölfe.» Einer der Deutschen schmuggelte Brot-Rationen an seine Arbeitsstelle auf dem Abraumberg. Aber die Sache zerlief sich.

Anfang der Dreissigerjahre flohen noch fast 100.000 Häftlinge jährlich aus den Gulaglagern. Ende der Vierziger waren es 3.000. Die Bewachung

war ausgeklügelt geworden. Schon Brotrocknen galt als Fluchtvorbereitung.

Eigentlich war Erwin Jöris weiterhin im Schacht, aber ein paar Tage im Stationär hatten ihn aus seiner Brigade geworfen. Nun war er für Aussenarbeiten eingeteilt. Kolonnenaufstellung: Er reihte sich ein, antwortete mit seinem Namen, dem Namen seines Vaters, der Häftlingsnummer. Sie marschierten los. Er hörte den Schnee knirschen unter den Filzstiefeln. Ein Bessoffener torkelte ihnen auf der anderen Strassenseite entgegen, lallte im Vorbeigehen: «,Towarischtschi, sobaka umerla', «Kameraden, der Hund ist verreckt!' – «Wenn der so weitermacht'», hörte Jöris einen Wachmann sagen, ««läuft er hier auch bald mit.'» Aber um wen ging es?

Am Abend im Lager war die Nachricht durch: Stalin war tot. «Ich habe mir vor Freude in den Arsch gebissen.» «Drecksack'», «krowawaja sobaka», «Bluthund'», jauchzten Letten und Polen. Einige Russen weinten: «Es kommt bestimmt ein anderer grosser Führer, der ist vielleicht noch besser'», meinte Jöris trocken-ironisch zu ihnen. Die Gerüchteküche brodelte. Es kamen Nächte voller Hoffnungen.

««In den nächsten Tagen hingen Trauerfahnen mit dem Schriftzug «bessmertni Staling «der unsterbliche Stalin' in der Stadt. Dann die grosse Beerdigung in Moskau, übertragen im Radio. Die Fabriksirenen gingen, alles stand still.» Sie waren gerade im Kolonnenmarsch in der Stadt. Fünf Schweigeminuten waren angeordnet. Der Tross hielt. ««Einige der Wachsoldaten traten zur Seite und pissten in den Schnee.»

Es folgte ein Gerüchte-März. Plötzlich wurden Kriminelle entlassen. Viele wohl. Aber Genaueres war nicht zu erfahren. Tatsächlich hatte der grossstirnige Georgier Berija, Administrator des Kriegsterrors, im Machtkarussell zu Reformvorstössen angesetzt: Waffenstillstandsverhandlungen in Korea, die DDR als Teil eines neutralisierten Mitteleuropas, die Entlassung von 1,2 Millionen Kleinkriminellen und Opfern der Repressionsgesetze. Drei Wochen nach Stalins Tod war die Hälfte aller Gulag-Insassen frei. In Workuta aber schmolz nur der Schnee. Für die «Staatsverbrecher in den besonderen Lagern» gab es keine Amnestie.

Als Jöris wieder einfuhr, erzählte ihm ein Pole unter der Dusche vom «faschistischen Putsch» und «ausländischen Agenten in Berlin» – das stünde in der Prawda am Anschlagbrett. 17. Juni 1953. Die Nachricht elektrisierte das Lager. «Russische Häftlinge, die immer stumpfsinnig an einem vorbeigingen, hielten mich plötzlich auf der Lagerstrasse an. ‚Wir haben das Verbrecherregime schon 40 Jahre und lassen uns alles gefallen. Und die Deutschen? Die machen nach acht Jahren einen Aufstand!‘ Nie waren die Deutschen so angesehen wie in dem Moment.» In die Aufbegehrens-Freude platzte die Bombe. Lawrentij P. Berija: ein Spion des Westens, der Gulag-Chef verhaftet. Das Lager wurde zum Bienenschwarm.

Jöris schüttelte nur den Kopf – der dritte Geheimdienstchef. In seiner Swerdlowsker Zeit war Jagoda als Spion entlarvt worden, und kaum hatten sie ihn erschossen, wurde Jeschow als grosser Volksverräter in die Moskauer Kerker geschleppt und 1940 erschossen. Und nun war Berija inhaftiert worden. «Alles faschistische Agenten! – Aber deren Leute hatten mich zwei Mal als Spion entlarvt.»

Stalins Tod liess ein Machtgefüge wegbrechen. Die Wachen schienen paralysiert, Anweisungen blieben aus, überall höhnten Häftlinge: «Berija-Knechte!» Im Kalk der Barackenwände tauchten nun Parolen auf: «,Wir vögeln die ganze Sowjetmacht – ‚Nieder mit Stalin‘ – ‚Swoboda‘, ‚Freiheit‘. Wenn die Verbrecher gestürzt werden, müssen auch die Urteile der Verbrecher überprüft werden – war überall zu hören.»

Der sowjetische Gulag gärte. Im Sonderlager-Restmeer gab es kaum mehr einfache Häftlinge, Kriminelle, inhaftierte Zivilisten, sondern Offiziere der Polnischen Heimatarmee, ukrainische und baltische Partisanen, deutsche und japanische Kriegsgefangene, Rotarmisten, die aufseiten Deutschlands gekämpft hatten. Untergrunderfahrung traf hier auf die Todesverachtung der Schützengräben-Überlebenden. Eine explosive Mischung, die sich in den Nachkriegsjahren immer wieder mal entladen hatte. Nun brach sie sich in 16 Grossrevolten mit Hunderten von Aufständischen Bahn. Die Proteste, Arbeitsverweigerungen, Hungerstreiks und eine Vielzahl von Ausbrüchen stürzte das Lagersystem in seine grösste Krise: Eine

Million verlorene Arbeitstage berechnete das Innenministerium für 1951, im Folgejahr das Doppelte.

Es war Sommer – ununterbrochen. Wenn man zur Nachtschicht um 23.00 Uhr ging, stand die Sonne immer noch hell am Himmel – und war morgens um 3.00 wieder da. Eines Tages erzählten Häftlinge in Jöris' Brigade von Flugblättern im Kapitalnaja, dem Nachbarschacht: «Stoppt die Kohlelieferung.» Leere Loren mit der Aufschrift «Keine Kohle ohne Amnestie» seien aus dem Schacht gekommen, Häftlinge hätten einen Brigadier verprügelt. Wer konnte das überprüfen? Sie schauten immer wieder angestrengt über die diesige Ebene.

Wochen vergingen. Latrinengerüchte flüsterten sich weiter. «,Ty schej njemez?', ‚Bist du Deutscher?'», fragte ihn einer, wohl ein Tschetschene. 20 Grad. Häftlinge mit blossem Oberkörper lehnten an Barackenwänden. «,Wie viele Deutsche sind hier?'» Jöris schätzte. «,Wieso?' – ‚Was machen sie, wenn nicht gearbeitet wird?' – ‚Wie stellt ihr euch denn das vor?' – ‚Na, wie denken sie?' – ‚Da fragst du sie am besten selber'. So eine Frage war heikel, schnell wurde man zum Rädelsführer.»

Dann kamen die Nachrichten, bruchstückhaft und widersprüchlich. Im Lager sieben schienen 300 der Neuen nicht eingefahren zu sein. Unruhestifter, die man aus Karaganda verlegt hatte. Bessere Verhältnisse waren ihnen versprochen worden. Nun sahen sie sich hintergangen. Die ganze Schicht hatte sich ihrem Streik angeschlossen, schliesslich wohl das ganze Lager. Der Funke war auf andere Schächte überggesprungen. Wohin, war nicht klar. Sicher streikten sie im Zementwerk, auf der Baustelle des Wärmekraftwerkes Nr. 2 und im Schacht Nr. 29. Es gab Gerüchte von einer Streikleitung und aus dem Lager evakuierten Spitzeln.

«Als wir morgens aus der Baracke wollten, stellten sich uns Georgier und Tadschiken in den Weg.» Der Ton war barsch: «,Wo wollt ihr hin?' – ‚In den Schacht'. – ‚Nichts Schacht, dawai nazad!', ‚Los, zurück!'»

Wer ging zur Schicht? Beim Zählappell am Tor schienen es wenige zu sein. «Am Abend sassen wir vor der Baracke, und die Wachen kamen zum

Zählappell. Wir traten an. Sie zählten so schnell wie noch nie und waren wieder weg.»

Eine lang unterdrückte Häftlingswut brach auf. Jöris staunte über die Waffen: «Es gab Eisenstangen, sogar eine Axt, die jemand am Rücken festgebunden durch die Kontrollen geschmuggelt hatte.» Irgendeiner redete vom Dynamit in den Schächten. «Man war zu allem entschlossen.» Einzelne beschwichtigten: kein Aufstand, keine Sabotage. Kein Schacht dürfe absaufen, nur Arbeitsniederlegung. Die Stimmung war angespannt, nächtelange wurde diskutiert, alle Informationen zusammengetragen: Eine Kommission sei in den streikenden Lagern gewesen, habe Hafterleichterung versprochen, Lager hätten wieder angefangen zu arbeiten, aber die Streikleitung in Schacht 29 wolle die Überprüfung ihrer Urteile. Sollte man mitmachen? Die Meinungen waren geteilt. Aber dann mussten Hitzköpfe und Spitzel in die Beobachtungsecken gelegt werden.

Das Lager blieb zerrissen. Nicht alle fuhren ein, leere Wagen kamen hoch. Den Tagesplan an Kohleförderung erreichte man nur zu 70 Prozent. Aber keiner der NKWD-Leute traute sich in den Schacht. «Auch Schubert streikte. Er war der Meinung, dass er der deutschen Justiz übergeben werden müsste.» Die Wachen hielten sich zurück. Viele Häftlinge starrten stundenlang über den Horizont, ob sie Geröllloren auf den Abraumbergen fahren sahen. «Was wir aus den anderen Schächten zu hören bekamen, haben wir manchmal kaum geglaubt.» Die Stimmung war zum Zerreißen angespannt, schnell gab es Krach. Worte wie «Streikbrecher» fielen.

«Ein NKWD-Mann kam zu uns in die Baracke: ‚Was wollt ihr überhaupt? Auch bei euch werden Verbrecher eingesperrt!« Aber die Häftlinge konnten sich nicht einigen. Jöris glaubte nicht an den Erfolg eines Streiks. «Arbeit-Verweigern ist das eine, Verantwortung-Tragen das andere. Die Russen fackelten nicht lange. Bisher hatten sie immer sofort Maschinengewehre gezückt und geschossen.» Die Stimmung schwankte. «Dann sickerte es durch: Der Streik im Schacht 29 war brutal niedergeschlagen worden. Das war ungeheuer deprimierend. Aber was wirklich geschehen war, erfuhren wir erst Monate später.»

Die Lagerleitung hatte ein Massaker losgetreten, 53 Häftlinge waren getötet, 123 schwer verwundet worden. Bis in die letzte Juli-Woche hatte der Streik gedauert, auf dessen Höhepunkt sechs der siebzehn Sonderlager, mit insgesamt 15.604 Gefangenen, in Ausstand getreten waren. Die schnell gewährten Hafterleichterungen hatten die Streikfront wanken lassen, nicht so das Streikkomitee im Schacht 29. Hier waren die Westukrainer, Polen und Balten massgeblich. Sie forderten eine Neuaufnahme ihrer Verfahren, bestanden auf einer Kommission aus Moskau – «Wem können wir sonst noch trauen?» Tatsächlich flog man Armeegeneral Iwan Maslennikow, Chef der Lagerverwaltungen im Land, ein. Maslennikow verbat sich jede vorbereitete Resolution, einzeln sollte vortreten, wer ein Anliegen habe. Einen nach dem anderen kanzelte er vor allen Häftlingen ab. Schliesslich trat jemand vor: Er sei Offizier der Roten Armee gewesen, seine Einheit 1941 von den Deutschen eingekesselt worden, bis zum Letzten hätten sie kämpft, kaum hätte er die deutsche Kriegsgefangenschaft überlebt. Nach seiner Rückkehr hätte ein Tribunal ihn wegen Kapitulation vor dem Feind zu 25 Jahren Workuta verurteilt. Er stockte, dann: Der damalige General sei ganz früh aus dem Kessel ausgeflogen worden und nie bestraft worden. Sein Name: Maslennikow. Maslennikow kochte, trat wutschnaubend ab. Das war das Ende einer Verhandlung, die nie eine hätte werden sollen. Beschlossen war so oder so, was wenige Tage später passierte: Ohne Vorwarnung eröffneten die Soldaten das Feuer ihrer Kalaschnikows auf die um das Lagertor gescharten Streikenden – die übliche Gulag-Lösung. Schon 1936 waren am Ende eines hunderttägigen Hungerstreiks 3.000 Häftlinge in Workuta erschossen worden. 1948 endete ein Aufstand und Ausbruch einer Eisenbahnbrigade mit einer tödlichen Verfolgung durch Fallschirmjäger und Jagdflugzeuge. Maslennikows schon längst gegebener Schiessbefehl galt wohl als Startschuss für weitere Niederschlagungen. Vier Tage später stürmten NKWD-Leute ein Lager in Norilsk, das einen Monat gestreikt hatte. Am Ende des zehnstündigen Gemetzels unter den unbewaffneten Häftlingen gab es 534 Tote. Berijas Gulagreform war nicht bis in die Sommermonate am Eismeer gekommen.

Längst sass er in einer Moskauer Zelle. Sechs Monate später wurde er erschossen, wenige Tage später brachte sich General Maslennikow um.

Lebenszeichen Die Nachtfröste setzten wieder ein. Kohlezüge schoben sich über die glänzenden Schienen in der Ferne. Eines Nachmittags sass ein NKWD-Offizier an ihrem Barackentisch. Der Ton war sachlich, Häftlinge erzählten ihre Geschichte. Notizen wurden gemacht. «Wir verbessern eure Bedingungen, eure Urteile werden überprüft etc. etc.» – Ich musste nur lachen. Ich habe denen nie was geglaubt.» Aber eines Tages waren die Fenstergitter weg, nachts die Barackentüre unverschlossen. Dann gab es Lohn für die Schachtarbeiter. 800 Rubel – wie für Kohlearbeiter im Donezbecken. «Die Hälfte ging weg als ‚Wiedergutmachung‘, das andere für ‚Barackenunterkunft‘, ‚Verpflegung‘, ‚Bekleidung‘, ‚Bewachung‘. Ich habe für meine eigene Bewachung gezahlt. Irgendwie mussten sie ja ihr Geld wiederkriegen. Aber es blieb noch was übrig.» Jöris staunte.

Auf einmal gab es eine Baracke, in der Kascha gekocht wurde. «Du konntest Reis, Erbsen, Brot kaufen. Ein Wagen mit Äpfeln kam. Wer Geld hatte, konnte auf einmal essen. Da war der grosse Hunger vorbei.» In Jöris' Krankenakte finden sich immer weniger Einträge. Aber die Dinge sind relativ: Noch immer wurde der gefrorene Kohl mit dem Brecheisen losgestemmt, die steinharten Kartoffeln mit dem Pickel losgeschlagen.

«Zehn Tage war keine Kohle nach Leningrad gekommen. Und dann noch die vielen Toten. Das sorgte in Moskau für Wirbel. Sie haben gewusst, dass sie was ändern müssen.»

Tatsächlich wussten die übrig gebliebenen Kremlstrategen, dass Veränderungen nicht zu umgehen waren. Längst hatte eine Inspektion ergeben, dass die Unterhaltskosten des Gulags den Ertrag der Gefangenenarbeit weit überstiegen. 1952 subventionierte der Staat die Lager mit 2,3 Milliarden Rubel – sechzehn Prozent der Haushaltsausgaben. Die «billige» Zwangsarbeit war eine Illusion. Ihre Bedingungen verhinderten produktive Arbeit. Der Streiksommer goss Öl ins Feuer. Daher kamen die Moskauer Zugeständnisse bei den ersten Meldungen aus den Flusslagern

prompt. Am Tag vor der Niederschlagung beriet das Zentralkomitee «das Haftregime der Sonderlager» grundsätzlich. Die Stossrichtung für die eingesetzte Kommission lautete: Hafterleichterung im ganzen Gulag. Die Berichte nach dem Aufstand stiessen ins selbe Horn: ein zu strenges Haftregime. Die jahrzehntelange Stalinlösung: mehr Repression, mehr Terror, mehr Gewalt war nicht mehr opportun. Eine Überprüfung der Häftlingsakten wurde angeordnet. Die Hirnlähmung des «grossen» Georgiers und die volkswirtschaftliche Katastrophe der Zwangsarbeit weichten den Zwangsapparat auf. Für die Toten der Aufstände kam das zu spät.

Wieder verschneite die Petschora-Ebene. Die Stimmung im Lager hatte sich geändert. Wer nicht zu müde war, machte Baracken-Besuch. «Es wurden Sachen möglich, die man sich vorher nicht getraut hätte.» Provokativ klopfte Jöris bei der kulturnaja tschast, im Kultur- und Erziehungsbüro, «da sassen die angeblichen Kulturleute – die allergrössten Mistkerle. ‚Könnten Sie mir nicht die Buchstaben meiner Häftlingsnummer erneuern, die ist so verblasst‘.» Einige der Kulturleute lachten. Wochen später erreichte der Befehl die Sonderlager, dass die Häftlinge ihre Nummern nicht mehr zu tragen brauchten.

Dezember 1953: Schreiberlaubnis für alle Ausländer, auch für die Deutschen. Wenige Tage zuvor hatte Moskau seine Beteiligung an einer Viermächte-Aussenministerkonferenz im Januar 1954 in Berlin über die Zukunft des geteilten Deutschlands zugesagt.

Es wurden Rotkreuzkarten ausgegeben. «Da war grosse Aufregung. Alle liefen zur Kommandantur und wollten eine Karte.» – «,Sie stehen nicht drin’, meinte die Offizierin zu mir, nachdem sie die Spalten abgesucht hatte. ‚Dann bin ich wohl gar nicht hier?’ Sie schaute in ein anderes Buch: ‚Sdjes, sdjes, wasche familiya Jöris, Erwin’, ‚Hier: Sie haben Schreibverbot’. – ‚A potschemu?’, ‚Und wieso?’ – ‚Opotjomnenije’, ‚Verdunklungsgefahr.’ – ‚Was gibt es denn hier noch zu verdunkeln?’»

Jöris war wütend und ratlos. Acht Häftlinge durften nicht schreiben. Alles Leute mit Fernurteilen. Grübeln, Beratschlagung zwischen den Pritschen. Horst Wöhe, sein Barackenkamerad, gab ihm seine Karte, er hatte schon drei geschrieben. Gemeinsam brüteten sie über dem Text. Jöris

schrieb ihn, unterzeichnete mit «Horst». Adresse: Tante Clara Witt in Trep-tow, der Name Jöris sollte nicht vorkommen. «Die Sache war gefährlich für Wöhe, vielleicht hätte er nicht mehr schreiben dürfen, wenn es aufge-flogen wäre.» Jöris wartete.

Die Karte brauchte einen Monat. Mitte Januar war sie in Berlin. Drei Jahre abgeblockte Auskünfte, Schweigen, Vertröstungen – und dann die «verflixte Karte», sagt Gerda Jöris im Interview. Monate über Monate wa-ren hingegangen, und irgendwann hörte sie ihre Schwiegermutter zu einer Kundin sagen: «,Der kommt nicht wieder’.» In der Magdalenenstrasse hatte sie nach dem 17. Juni planenabgedeckte Lkws eilig auf das Gefäng-nisareal fahren sehen, gefolgt von Schützenpanzerwagen mit aufgebautem Maschinengewehr. In das Offizierswohnhaus – keine 50 Meter von ihrer Wohnung entfernt – schlug man Schiessscharten. Eine Staatsmacht, gefasst auf Stürmung. 7.800 Verhaftete, 1.200 Urteile hatte es nach dem Arbeiter-aufstand gegeben – dem Beerdigungsfanal des Arbeiter- und Bauernstaa-tes, vier Jahre nach seiner Gründung. In ihren kühnsten Träumen hätte sich Gerda Jöris nicht ausmalen können, dass einige der Verhafteten, die da we-nige Meter von ihr entfernt in den Zellen hocken, Wochen später auf ihren Erwin in der Stolowaja trafen.

Schon am 23. November 1953 berichtete Dick van der Klooster aus Rotterdam bei der Rückkehrerbefragung in Dahlem, er habe einen «Erwin Gerisch» aus Berlin-Lichtenberg, Kohlehändler, vor drei Monaten im Schacht 9/10 lebend gesehen. Die Information wanderte weiter zum Such-dienst des Roten Kreuzes in Hamburg, wo Vater Jöris einen Suchauftrag gestellt hatte. Aber noch bevor Hamburg die Familie benachrichtigen konnte, brachte der Postbote Tante Clara die Karte von «Horst». – Doch, doch, das war seine Schrift. Eine Wiederauferstehung unter falschem Na-men und ohne Absender, nur eine merkwürdige Nummer: 5110/36. Schon am nächsten Tag sass Gerda mit der Post bei der Kampfgruppe. Ihre Fragen waren hier Alltag: Die Nummer stehe für Workuta. Workuta? Auf einer Karte zeigte der Sachbearbeiter ihr den Ort. «Ich habe immer geglaubt, dass er lebt – aber irgendwo in Berlin. Nicht in Sibirien!», so Gerda Jöris im Gespräch. Karte, Unterschrift, Adresse – scheinbar durfte er nicht

schreiben. Aufgeregt fuhr sie zurück – und erschreckt: Wie konnte man in Sibirien überleben?

Über Nacht hatte sie zu den Hunderttausenden Deutschen gehört, die im Dickicht aus Verschleierung, Propaganda und Abstreiten auf ein Lebenszeichen aus den sowjetischen Gefängnissen und Lagern hofften. Sie alle zwang das russisch-deutsche Dauerschweigen in ein zermürbendes Hoffen, ihre Männer, Väter, Brüder und Söhne könnten vielleicht doch die mörderischen Endschlachten in Gefangenschaft überlebt haben. Die offiziellen Zahlen widersprachen dem nicht. Eine Million deutscher Soldaten waren während des Wehrmachtzurückzugs als vermisst gemeldet worden, und gemäss der stets vom Kreml genannten Zahl waren am Ende aller Rückkehrwellen noch immer eine Million Deutscher in Haft. Aber die genannten Zahlen dienten der Propaganda, sie sollten das menschliche Faustpfand für die Verhandlungen vergrössern. Als die Sowjetführung plötzlich von den letzten 13.500 verurteilten Kriegsverbrechern in ihren Lagern sprach, glaubte niemand daran, ja viele wollten es nicht glauben. Tatsächlich waren es noch 30.000 Deutsche, aber alle anderen waren längst im Krieg gestorben – oder im Gulag.

Gerda Jöris solle Pakete schicken, hatte der Mann ihr gesagt. Ohne Brief, mit Westberliner Absender. Einen Abend beratschlagten sie sich am Küchentisch der Eltern: Was brauchte man in Workuta? Woher die Adresse? Gerda verpackte alles. Wilhelm Luck, ein Neuköllner Arbeitskollege von Alfred, gab das Paket unter seinem Namen auf.

In Workuta war es dunkel geworden, Weihnachten kam. Die Wochen versanken im Schneetreiben. Stundenlang sinnierte Jöris. Ob die Karte angekommen war? Vermutlich nicht. Bestimmt war sie irgendwo herausgefischt worden. «Alle durften schreiben, sogar die ehemaligen Nazis – nur ich nicht.» Eines Morgens ging er wieder zu der Offizierin. «Ich verlange zu schreiben! Wenn die Kriegsverbrecher schreiben dürfen, dann darf ich das auch. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten – sonst gehe ich morgen nicht mehr in den Schacht.» Die Offizierin stutze. Niemand war im Zimmer. Sie schob eine Karte über den Tisch. «Die geben Sie mir persönlich ab, wenn

keiner da ist.» Skeptisch zog er ab. «Die alte Zicke schmeisst sie doch sowieso in den Papierkorb, dachte ich mir.»

Am Abend lieh er sich einen Bleistiftstummel beim Barackenältesten. Tausendmal überlegte er, was er schreiben sollte, setzte an, stockte. Eine Kopie des Briefs liegt noch heute beim Roten Kreuz: «Meine innig geliebte Gerda, meine lieben Eltern. Nach so langer Zeit kann ich Euch alle herzlich grüssen. Ich bin gesund, und es geht mir gut. Hoffentlich meine liebe Gerda, Mutter und Vater, geht es Euch allen gut. Und ich wünsche Euch von ganzem Herzen Gesundheit und alles Gute. Schickt sofort die Rückantwort. Achtet genau auf die Anschrift. Auch Päckchen könnt Ihr schicken. Aber Gerda, ich verlange nichts. Denn Du hast alleine nichts. Nur ein kleines Päckchen, dazu ein Paar Fotos von Dir und den Eltern. Schreibe mir vor allem recht bald, denn ich warte darauf. Falls Du eine andere Wohnung hast, bitte die Adresse. Liebe Gerda, wie geht es Dir, hast Du grosse Sorgen? Was machen die Eltern? Ich grüsse nachträglich zu ihrem 70ten Geburtstag, und zu Deinem 38ten Geburtstag. Falls Ihr was schickt, so nur etwas, damit ich ein Andenken an Euch habe. Nun meine liebe Gerda, noch einmal die recht herzlichsten heissesten Grüsse sendet Dein Mann Erwin. Gruss an die Eltern und Geschwister. Erwin Jöris.»

Am nächsten Tag steckte die Offizierin die Karte kommentarlos in ein Bündel anderer Karten. Misstrauisch ging er.

Dann trafen die ersten Pakete ein: mit Zigaretten, Schokolade, einem Hemd. Ungläubige Freude lief durch die Reihen der Deutschen. Nur Jöris zweifelte. Wochen vergingen. «,Du stehst an der Tafel'», sagte ein Schachteur zu ihm. Das bedeutet ein Paket. Aufgeregt lief er zur Kommandantur.

«Woher wissen die Deutschen, wo du bist'», fragte der Mann hinter der Ausgabestelle. «,Das möchte ich auch einmal wissen'. – ,Schri, sobaka!', ,Friss, du Hund!'», schob er lachend die Schachtel über den Tisch. Jöris musste sie öffnen. Zuoberst lag ein Familienbild. «,Kto eto?', ,Wer ist das?' – ,Meine Angehörigen'. – Job twoju mat!', ,Du kannst deine Mutter vögeln', zog er mich auf. ,Das sind alles Spione' – Ja, alles Spione, so wie ich'.»

Es gab keinen Brief – wie in Berlin geraten –, aber auf der Photorückseite einen Gruss: «Deine Eltern.» Das musste er übersetzen. Glücklicherweise lag er abends auf seiner Pritsche. Seine «Horst»-Karte war angekommen. Sie wussten, dass er lebte. Aber was war mit Gerda? Gab es einen andern Mann? In dieser Nacht konnte er nicht schlafen – immer dachte er an Lichtenberg, die Atzpodienstrasse, ihr Zimmer.

Er wollte antworten, aber wie?

Inzwischen war seine eigene Karte angekommen. Er hatte sie an Ida Falkental, seine Schwägerin adressiert. Wieder sollte der Name Jöris nicht vorkommen. Alfred brachte sie am 22. Februar zum Roten Kreuz nach Berlin-Dahlem. Als Verbindungsadresse gab er Wilhelm Luck an, da der Suchdienst bei Benachrichtigungen nicht in den Osten schreiben konnte.

Gerda schickte nun jede Woche ein Paket ins Unbekannte. Immer ohne Brief, immer mit dem Westberliner Absender von Luck.

Wieder schmolz der Schnee. Die ersten Pakete aus Deutschland liessen alle an daheim denken. Die Ukrainer luden Jöris in ihre Baracke ein, zu einer Feier eines Nationaldatums. Er war der einzige Deutsche.

In den nächsten Wochen fegten Stürme über die Tundra, die Hoffnung, nach Hause zu kommen, schien wegzuwehen. Sie wussten, dass er lebte. Aber was hiess das? Zwei Jahre war er hier oben, 23 hatte er noch vor sich.

Wochen haderte er. Wie sollte er auf die Pakete reagieren? Mitte April ging er erneut zur Kommandantur. Die Offizierin erkannte ihn sofort: «,Bist du schon wieder hier?» – ,Ich habe Pakete gekriegt. Wenn ich mich nicht bedanke, denken sie, dass man sie stiehlt'. – ,Du verfluchter Hund', zischte sie und schmiss mir eine Karte hin.» Seine letzte.

Sie kam am 8. Juli 1954 an, fünf Monate nach der ersten. Er schrieb verklausuliert, wieder an Ida Falkenthal. 18 Pakete seien angekommen. In Berlin erneuerte sich die Lebenshoffnung.

Faustpfand Das Verhältnis zu ihren Bewachern in den braunen Uniformen und blauen NKWD-Achselklappen war lax geworden. Noch immer trugen sie ihre Maschinengewehre, noch immer bellten die Hunde, noch immer fielen die Sätze vom Schusswaffengebrauch. «Aber man konnte Sachen sagen, die vorher unvorstellbar waren.» «Einmal sagte ein Begleitsoldat zu mir: ‚Bald ist Westdeutschland genau so sowjetisch wie Ostdeutschland‘. – Und ich sagte prompt: ‚Na, da müsst ihr aber noch ein paar Zuchthäuser bauen und ein paar Kirchen abbrennen‘. Das war ziemlich auf der Kippe. Er zögerte, aber dann grinste er.»

Einmal waren Schubert und er nicht eingefahren. Sie streikten. Jöris wollte schreiben, Schubert in ein deutsches Gefängnis verlegt werden. Als man in den Akten ihre hohen Arbeitsnormen sah, kamen sie ohne Karzer davon. Aber Schubert liess nicht locker, fuhr wieder nicht ein. Am nächsten Tag wurde er auf die Kommandantur bestellt. Jöris sollte dolmetschen. «‚Nimm doch einen von deinen Leuten‘», wehrte Jöris ab. Aber Schubert war wie von Sinnen, ständig drängte er. Jöris haderte, aber er hoffte, dass etwas «abfiel» wegen einer neuen Schreibkarte. «Das war vielleicht eine tolle Situation: Ein KZ-Wärter nimmt mich zum Übersetzen bei den Sowjets mit – zum Kotzen!» «Als wir beim Lagerkommandanten reinkamen, steckte Schubert sofort seine Hände in die Taschen.» «‚Sag ihm, er soll die Hände rausnehmen‘, befahl der Kommandant. Ich übersetzte für Schubert: ‚Er kann mich mal am Arsch lecken‘. Ich weiss nicht, ob er wirklich damit rechnete, dass ich das übersetzte. ‚Tscho on govorit?‘, ‚Was sagt er?‘ – ‚Er will seine Akten überprüft haben‘. – ‚Skaschi, scho on skalal!‘, ‚Erzähl, was er wirklich gesagt hat!‘» «‚Nimm die Hände aus den Taschen‘», schnauzte Jöris Schubert an. «‚Fragen Sie ihn‘, meinte der Kommandant, ‚was er gemacht hätte, wenn ich in seinem Lager so mit den Händen in den Taschen vor ihm gestanden hätte?‘ – Und Schubert: ‚Sag ihm, bei mir wäre er längst ex.‘ Dann schimpfte er los, da war überhaupt nichts mehr mit Übersetzen.» Tage später wurde er in ein anderes Lager verlegt.

Wieder war Sommer. Der erste nach dem Aufstand. Es gab Entlassungen, Hoffnung, Gerüchte. «Es war unwahrscheinlich, was sich die Leute

da alles zusammenphantasierten: Alle Deutschen werden entlassen. Oder: Nur die Kriegsgefangenen werden entlassen, nur die Politischen, alle über 65 Jahre. Ein Latrinengerücht jagte das andere.» Jöris machte sich einen Spass: «Jetzt will der Westen mit den Russen Sachsen gegen Ostpreussen tauschen^ erzählte ich einem, von dem ich wusste: Der ist ne olle Klatsch-tante.» – «,Woher weisst'n das?' – ,Ich hab's bei der Kommandantur über Lautsprecher gehört'. Es ging keine zwei Tage und schon kam einer zu mir: ,Hast du schon gehört, Sachsen soll von Deutschland wegkommen?''»

Aber auch er versuchte über Monate, zwischen den ausgehängten Prawda-Zeilen zu lesen. «Immer wurde das Verhältnis zu Deutschland ge-lobt – russische Bodenschätze und deutsche Technik. Nur mit Russland könne Deutschland was werden. ,Würden die beiden Nationen dieselbe Potenz an den Tag legen wie während des Krieges, hätten sie der ganzen Welt etwas voraus'. Das klang nach 1922, Russland und Deutschland gegen die Westmächte.» Aufgeregt kamen die Jungen. «,Ja, da läuft was. Die Westmächte wollen wohl Deutschland einbinden. Die Russen aber nicht. Und wir sind das Faustpfand'.» Ende September 1954 wurde in London der Beitritt Westdeutschlands zur NATO beschlossen. Er musste nur noch in Deutschland ratifiziert werden.

Graupelstürme zogen übers Land. Sein dritter Winter, sein viertes Weihnachten in Haft. «Da konnte passieren, was wollte. Hier oben brauch-ten sie Leute. Und selbst wenn sie uns zu Freien hätten machen wollen – die Häuser gab es hier oben doch gar nicht.» Die Angst im Schacht hatte sich gelegt, wirklich verflogen war sie nie. Die Tage waren schwer. Noch 21 Jahre.

Beim Duschen war er froh über den kahlen Kopf. «Bei all dem Dreck war das das Beste.» Rasieren konnte er sich selber. Die Klinge war ein Ge-schenk eines Sprengmeisters. «Eigentlich streng verboten.»

Es war der letzte Tag des Jahres. Er musste gleich zur Nachtschicht durch die Kälte. Das Schneeglimmen verlor sich im 24-Stunden-Dunkeln. Er stand in der Barackenecke und schabte sich mit der Klinge über die Backe. Plötzlich stand ein Offizier hinter ihm. «,Jöris?' – ,Ja.' – ,Poschli!',

‚Komm mit‘.» Im Eiswind über der Lagerstrasse verfluchte er die Rasierklinge. Das konnte blöd enden. – «‚Morgen lassen Sie sich ihre Schacht-Abrechnung geben. Montag früh sind sie vier Uhr an der Wachstube‘.» Strafverlegung? Turnusversetzung? Entlassung? «Mist, dachte ich, in einem anderen Lager musst du wieder ganz von unten anfangen.»

Als er in die Baracke zurückkam, herrschte dort Aufregung. Deutsche aus anderen Brigaden waren auch bestellt worden. Als sie im Mannschaftswagen in den Schacht einfuhren, wusste einer, dass alle Deutschen der ersten Schicht bestellt worden waren. Alle Deutschen? Ein Gerücht gab das andere. Wirklich Entlassung? «Es war zum Wahnsinnigwerden.»

Die Prüfung der Akten war vorbei, sein Fall am 10. Dezember in einer Moskauer Kommission abgehakt worden. Entlassen wurden die wenigsten. 100.000 in diesen Monaten, dreimal so viele noch einmal nach dem XX. Parteitag 1956.

31. Dezember 1954 steht über seinem Austrittbescheid. «Keine schwere Bewachung mehr», Gesundheit: «Auf dem Weg kann man danach sehen.» Ein letztes Mal fuhr er ein. Er bekam seine Abrechnung, gab die Sachen ab. Es ging wirklich nach Hause.

«Am Abend ging ich durch einige Baracken und verabschiedete mich.» Ukrainer, Balten, Russen, Polen. Schulterklopfen, Sprüche, die überspielte Wehmut, der versuchte Trost. In der Nacht konnte er nicht schlafen. Als er um drei Uhr aufstand, schälten sich andere aus ihren Kojen. «Nicht alle, aber viele.» «‚Was ist los?‘ – ‚Wir kommen mit‘.» Lachend stapften sie eingemummt über die eisige Lagerstrasse. Die dicken Mützen, der Atem in der eiskalten Luft, die hochgeschlagenen Kragen. Sicher 40 Grad minus. Andere Deutsche warteten schon. «‚Doswidanje, Jöris‘.» Das Tor öffnete sich. Der Schnee knirschte unter den Filzstiefeln. Als er sich umdrehte, standen sie immer noch im grellen Licht der Lagerscheinwerfer. Einige erhoben die Hand. «Eigentlich habe ich da erst gemerkt, wie wir über die Zeit Freunde geworden waren.» Die Lager an der Workuta wurden – wie der ganz Gulag – im Januar 1960 offiziell geschlossen.

Nachwort

Erwin Jöris wurde am 13. Dezember 1955 – fast auf den Tag sechs Jahre nach seiner Verhaftung – in Erkner entlassen. Nach dem Abtransport aus Workuta bangte er noch ein Jahr in einem Waldlager in der Nähe von Gorki, während Adenauer in Moskau über die Heimholung der letzten deutschen Kriegsgefangenen verhandelte. 43 Jahre war er, als er freikam. Dem abendlichen Willkommensbraten der Mutter war sein Magen nicht mehr gewachsen. Zwei Tage später floh er mit Gerda in der S-Bahn nach Westberlin, einen Blumenstraus in der Hand, zwei Pullover unter dem Mantel. Mehr blieb nicht von zehn Jahren Ostberlin übrig. Westberliner Befragungen, Behördengänge, ein Ankunfts paket mit Anzug und Hemd, brennende Sohlen vom ungewohnten Asphalt, die Nachricht von der durch die Stasi versiegelten Wohnung. Dann der erste Flug ihres Lebens in die letzten Lager Westdeutschlands: die Nissenhütten von Friedland, dann eine ehemalige Kaserne in Wentorf bei Hamburg, schliesslich ein Tanzsaal in Köln-Holweide. 18 Familien zwischen Palisadenwänden, mit Doppelstock-Betten, Streit in der Küche, Dauergespräche über Verlorenes und eine ungewisse Zukunft. Schnarchen, Türenklappern, Radiogedudel, Küchengerüche, über ein Jahr. «Ich war das ja gewohnt, aber nicht eine Frau, die gerade aus anständigen Verhältnissen kommt. Sie hat nichts gesagt, aber ich hab's gemerkt.» Am 1. April 1957 zogen sie mit ein paar aufgesparten Briketts in eine Zweizimmer-Heimkehrer-Wohnung. Es war Vollbeschäftigungszeit. Neun Monate zuvor hatte er im Kühlhaus der Firma Linde im Deutzer Hafen angefangen. 18 Jahre blieb er zwischen Lebensmittellagerung und vierkantigem Blockeis für Dampfschiffe, Kneipen und Wurstfabriken. Dann kam die Pensionierung.

Noch in der Massenunterkunft des Holweider Tanzsaals, ab Mitte 1956, sickerten Chruschtschows Parteitagsenthüllungen zum Stalin-Terror durch. Das passte zum Antikommunismus der Nachkriegsjahre: Kampf gegen die Verbrecherclique im Osten, Solidarität mit den Diktatur-Opfern. Dazu kam die regierungsamtliche Euphorie über die Heimkehr der letzten zehntau-



(Abb. 48) Erwin Jöris, 1956

send «Totgesagten». Aber im Alltag war man Flüchtling, ein Nullanfänger im deutschen Wiederaufbauwunder. Einer zu viel. Bei Kaffeeeinladungen platzierte man die beiden Jöris am Katzentisch, wie «Aussätzig». Es gab Berichte, mediales Interesse, Überbrückungsgelder – und schnelles Vergessen. Die bundesrepublikanische Aufbaugesellschaft war mit ihrer eigenen Geschichte beschäftigt. Ein Jahr nach ihrem Wohnungsbezug erregte der Prozess gegen Wilhelm Schubert und Gustav Sorge im benachbarten Bonn das Land. 160 Zeugen, tägliche Berichterstattung, ein WDR-Dokumentarfilm – der einzige Gerichtsfilm zu deutschen NS-Prozessen. 1958. Für viele Deutsche war das die erste Konfrontation mit der KZ-Realität.

«Da kam alles zusammen: fünf Jahre Krieg und sechs Jahre Workuta, vorher KZ und Lubjanka. – Die Nerven waren kaputt. Im Betrieb bin ich bei jeder Gelegenheit ausgerastet, kannte keine Grenzen mehr. Nacht für Nacht verfolgten mich die Sachen. Wenn ich auf dem Rücken lag, bekam ich Albträume, randalierte, schimpfte, krakeelte und schlug im Halbschlaf um mich.»

Und die Zuhörer seiner Geschichten? «In den Medien war immer nur die Rede von ‚den letzten deutschen Kriegsgefangenen‘ – den verurteilten Kriegsverbrechern. Die DDR leugnete die vielen Politischen unter den Verschleppten – und der Westen erwähnte sie nicht. Für Stasi oder Hohen Schönhausen interessierte sich keiner.» «,Sie waren doch’, sagte der Buchhalter unvermittelt in einer Pause zu ihm, «,bei der SS, oder?’» Gerüchte kursierten. Als jemand in der Kantine murmelte: «,Die sollte man alle über den Haufen schießen’», stand Jöris bei der nächsten Betriebsversammlung auf und stellte «zwei, drei Dinge» zu seinem Lebenslauf klar. «Dann kamen sie auf einmal mit Fragen zu Sibirien – und es war gut.» Aber nicht überall. Köln war nicht die Frontstadt Berlin, die Unterstützung und Blickrichtung mancher Ministerien nicht Stammtischmeinung, Ostdeutschland eine ferne Welt, die Neuankömmlinge «Pimoken» – und der Umgang mit den eigenen Lebenswegen vor 1945 für viele zunehmend schwerer wegzudrängen. «Immer musste ich mir sagen lassen, wenn ich erzählte, als Politischer eingesperrt worden zu sein: ‚Hör auf, wer so spät freigelassen wird, hat Dreck am Stecken.’»

Aber viel Zeit zum Reden blieb sowieso nicht. Oft stand er zwei Schichten, von sechs bis einundzwanzig Uhr, im Kühlhaus. Vom ersten Lohn mussten Lampen, Geschirr, Vorhänge angeschafft werden. Ein Fahrrad auf Abzahlung. Ein Mofa. 1960 dann ein Opel-Olympia. Als es mit einer ersten Rate einer Haftenschädigung auch noch für einen Fernseher reichte, sass abends die halbe Nachbarschaft rauchend in der kleinen Stube. Noch immer konnte er an keinem Fleischer vorbeigehen, ohne etwas zu kaufen. Mit dem Auto ging es am Wochenende in den Westerwald. Zuerst ins Zelt, dann in eine selbst gezimmerte Hütte. Morgens durch die Wälder streifen, Linde-Würste als Geschenk für die Bauern, am Nachmittag im Campingstuhl am Feldrand. «Das waren die schönsten Jahre meines Lebens.»

Die kleine Teilnahme am grossen Wirtschaftswunder, nur ohne die nationalsozialistischen Altlasten, die geschönten Familiengeschichten, die Ausflüchte, das Druckszen um politische Ahnungslosigkeit, Mitläufertum, die unverbesserlichen Bekenntnisse. Schon früh war er nicht mehr zu den Treffen des «Heimkehrerbunds» gegangen, als er dort ehemalige SA-Leute ausmachte. «Mit denen setzte ich mich nicht an einen Tisch.» Wer es hören wollte, dem erzählte er von den Strassenschlachten, Demonstrationen, der Illegalität, den SA-Kellern, Sonnenburg – als Kampf-, nicht als Opfergeschichte. Aber so etwas störte bei der Herausbildung der grossen Machtlosigkeitserzählung. Vom Widerstand hörte man nicht gerne. Den kommunistischen verschwieg man. Er war eh anrücklich.

Und die andere Seite? In der Zeitung las er vom Tod Wilhelm Piecks, sah Walter Ulbricht in der Tagesschau im Fahnenmeer, hörte von Mielke als Stasichef und Honecker als neuem Generalsekretär. Schneidewind war Botschafter in Nordkorea geworden, Artur Hofmann eine obere Charge in der Stasi, Helmut Rückert Pressemann beim Sowjetischen Nachrichtembüro. Bruno Baum Mitglied des Zentralkomitees. Die wenigen noch lebenden Kommunisten nach Moskau und Krieg schlängelten sich durch die SED-Karrieren mit dem Pfand ihrer Generation: Proletarierherkunft, USPD-Väter, Jugendfunktionäre, Antifaschismus, Illegalität, Konzentrationslager, Kominternschule, Sowjetjahre. «,Hättste dich man gut gestellt mit

der DDR, dann hätteste heute einen ‚hohen Posten‘, hat mancher zu mir gesagt. Aber dann hätte ich ja alles runterschlucken müssen: den ganzen Verrat, die Verhaftungen, den Terror, die Lager. Wo wäre ich dann heute? Einer von diesen Verbrechern.»

1974 starb seine Mutter. Den Einreiseantrag zur Beerdigung bekam er zurück mit dem Vermerk: «unerwünschte Person». Einen Monat später erhielt er die Todesnachricht von seinem älteren Bruder. Venenentzündung. Zwei Monate später starb sein Vater. Immer flog er nach Westberlin, kaufte einen Kranz und übergab ihn am Grenzübergang Invalidenstrasse dem Bruder von Kurt Seefeld. Mit einem Fernglas stieg er auf den Trümmerberg Rixdorfer Höhe. Der Lichtenberger Kirchturm war gut zu sehen. Kurze Zeit später erschien Alexander Solschenizyns «Archipel Gulag». Gerne hätte er gesehen, dass sie das noch gelesen hätten. Zu vieles war unausgesprochen geblieben.

Die Bundesrepublik wurde sein Staat, das Interesse an Politik blieb sein Leben. Das Berliner Nörgeln hielt sich auch im Rheinland, die «Bonzen» in der Politik waren immer einen Spruch wert. In den Arbeitspausen piff er leise alte Arbeiterlieder wie «Auf, Sozialisten, schliesst die Reihen!» und zahlte seine Mitgliedsgebühren in der Gewerkschaft «Nahrung und Genussmittel». Die CDU passt nicht dazu, obwohl er sie anfangs wählte – aus Dankbarkeit für Adenauer. Schuhmacher wäre sein Mann gewesen. Aber mit der neuen Ostpolitik störten politische Gefangene, Mauertote, Staatssicherheit. Verquastet ging es nun um «Systemkonkurrenz», «Anerkennung von Realitäten», «Wandel durch Annäherung». Damit blieb die SPD in seinen Augen die Verräter-Partei von Weimar. Damals gegen die Kommunisten, heute mit ihnen. Wenn er Herbert Wehner im Fernsehen sah, fielen ihm Moskau, ihre Hetze gegen die Sozialfaschisten und die sozialdemokratischen Häftlinge in Workuta ein. SPD-Wahlwerbung auf einer Betriebsversammlung liess ihn unter Protest den Saal verlassen.

1976 ging er in Ruhestand. Die Tage wurden lang, seine Wege immer ausgedehnter und alle endeten, wie von magischer Hand gezogen, im Deutzer Hafen. Er sprach mit den alten Kollegen, beobachtete die Arbeit



(Abb. 49) Erwin Jöris, Lüneburger Heide 1961

und bekam Herz-Rhythmus-Störungen. «Das ist die Umstellung’, meinte der Arzt.» Das erste Mal in seinem Leben ohne schwere Arbeit.

Wenn er mit Jüngeren sprach, wunderte er sich, dass sie interessiert zuhörten, aber noch nie etwas von NKWD, Lubjanka, Lagern nach 1945, der Stasi oder Workuta gehört hatten.

Als er mit Gerda im Dezember 1989 über einen Berliner Grenzübergang lief, standen die Wachsoldaten noch. Ein banges Gefühl. Zum ersten Mal sah er die Gräber seiner Eltern auf dem Friedhof, auf dem ihm sein Vater vom Tod Rosa Luxemburgs erzählt hatte. Am Eingang nun die «Gedenkstätte der Sozialisten». Auf dem Stein: «Die Toten mahnen uns». Die Namen der Ehrengräber holten die Bilder in ihm hoch.

Die Gürtelstrasse war vergammelt, aber die Häuser standen noch. In der Magdalenenstrasse gab es noch das Eckhaus mit Gerdas letzter Wohnung, die benachbarten Zellenfenster waren verblendet geblieben. Aber auf dem Lauben-Areal gegenüber, auf das sie am Fluchtmorgen vor 33 Jahren geschaut hatten, prangten zehnstöckige Plattenbauten. Aus dem alten Finanzamt an der Ecke war eine Tscheckisten-Welt mutiert: Wohn- und Dienstunterkünfte, Poliklinik, Fuhrpark, geschützte Innenhöfe. 26 Gebäude, Bürofenster an Bürofenster für 7.000 Geheimdienstler, fast ein Zehntel der 100.000 Hauptamtlichen im Land. Mielkes Kernstaat.

Änderte der Umbruch etwas an seinem Leben? Das mediale Erstaunen über Stasi, Speziallager, gebrochene Lebenswege registrierte er kopfnickend. Von den alten Freunden in Lichtenberg lebte keiner mehr. 1995 bekam er Post von der russischen Militärstaatsanwaltschaft. Rehabilitierung.

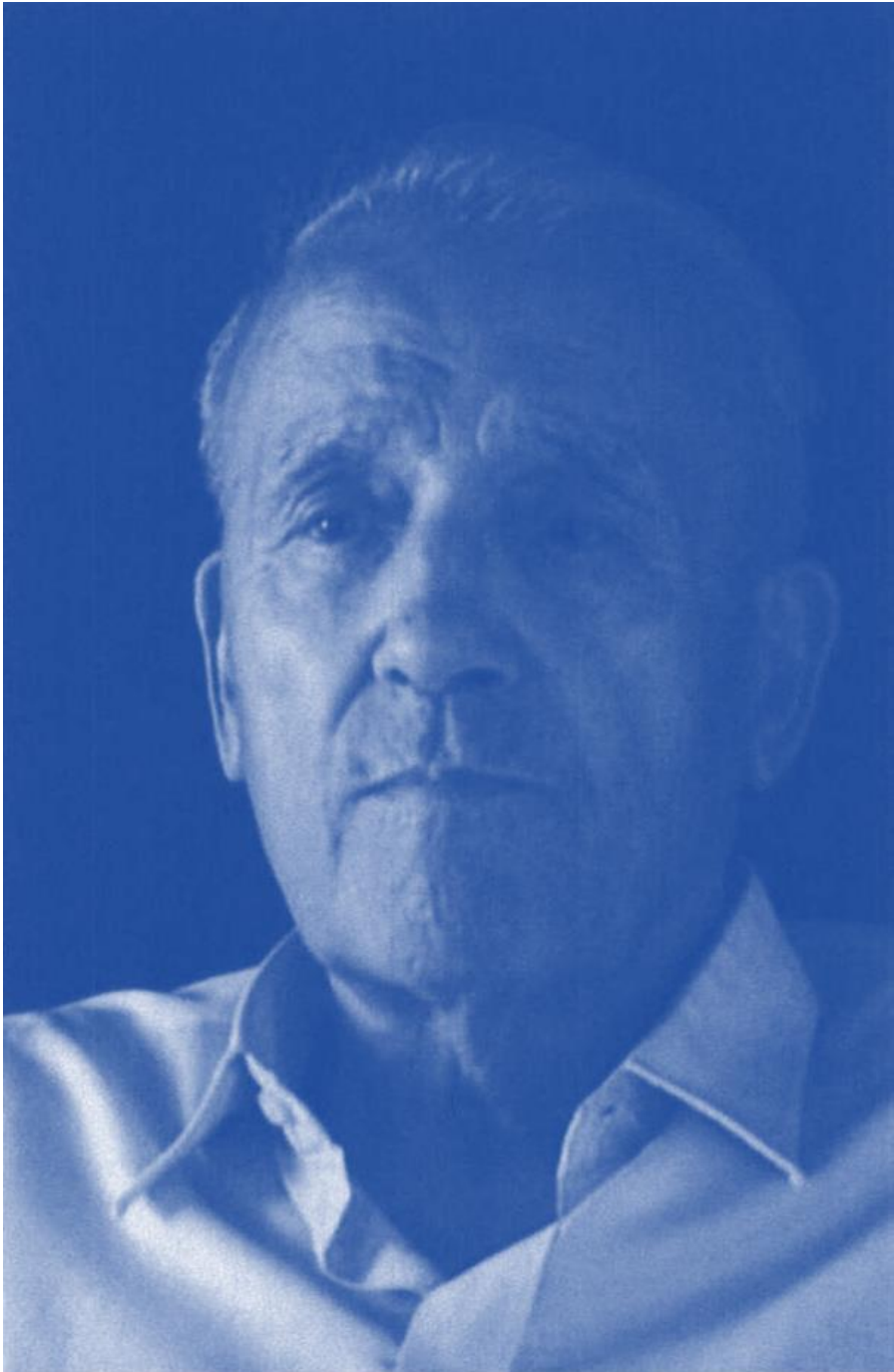
Noch immer wohnt er in der winzigen Zweizimmer-Wohnung an einer Kölner Ausfallstrasse. Auch im 100. Lebensjahr ist der Redefluss geblieben. Aber die wichtigste Zuhörerin fehlt. Gerda Jöris ist 2005 gestorben. «Ob wir frühstücken oder mittagessen, immer kommen die Geschichten hoch, das ganze Jahrhundert», hatte sie noch im Interview gesagt. «Das ist so eingepägt, so unvergesslich. – Aber wenn man sich das so anhört, was

der alles erlebt hat ... da sag ich manchmal: ‚Wie haste das bloss alles überkommen?‘ Ihre Frage blieb. Keine Verbitterung, kein Wehklagen, stattdessen der schlagfertige Witz von Hinterhofansprachen. Nur manchmal, sehr selten, nach einem der langen Interviews oder in den Pausen auf unseren Reisen, brach die Sieger-Erzählung ab. «Was wäre mir nicht alles erspart geblieben, wenn mich die SA damals umgebracht hätte: Gefängnis, Krieg, Lager – Jahre, in denen die anderen in der Sonne lagen, in den Urlaub führen.»

Im Extremen formuliert sich der universelle Anspruch an jedes Leben. Ein Lebensweg im diktatorischen Brennglas fordert Selbstreflexion – auch vom Zuhörer. Fünf Jahre gemeinsame Zeit zwischen Berlin und Moskau, ein Dokumentarfilm, Interviews, Ortsbesichtigungen, alte Photos und Stadtpläne, Aktenberge und ausufernde Recherchen, aber vor allem eine Brücke in das vergangene Jahrhundert.

Das Leben formt die biographische Rückschau. Bei uns allen. Das Wissen um die weiteren Vorgänge, die Lektüre späterer Tage, die Gespräche mit Erlebnisgenossen – alles vermischt sich zum Erinnerungsalgarn. Das war in den Interviews immer präsent. Den Gesprächen folgten Aktenstudium, Sekundärliteratur und manche Nachfrage. Wo die Rückschau die eigene Rolle betraf, zeigten sich an wenigen Stellen eigene Wege. Die Sache selber hingegen erwies sich immer als erstaunlich genau memoriert – vielleicht Resultat einer Zeit, in der nichts aufgeschrieben werden durfte.

Dennoch: Lebensberichte sind Identitäts-Konstrukte mit eigener Wahrheit und manchmal auch Verarbeitungslogik. Im unermüdlichen Erzählen lässt sich Entsetzen bannen, verblasst Erlebtes. Im laxen Ton der Jöris'schen Erzählung finden sich keine Todesangst, keine Abgründe der Verzweiflung, keine Erniedrigungen. Nur in den Albträumen. Seine Erzählungen drehen sich um Souveränität, moralische Siege, Unerschrockenheit. Emotionen verschieben sich in Andeutungen, Einschübe, einzelne Wörter – aber auch in seltene Momente nach dem Abstellen des Tonbands, in eine stille Zweisamkeit auf den Reisen. Aber meist erzählte da kein Opfer, sondern ein unbeugsamer Kämpfer. «Bei der Gestapo wurde geprügelt und



500 (Abb. 50) Erwin Jöris, 1992

terrorisiert. Da könntest du aus dem Fenster fliegen. Bei den Russen wurde dir der Schlaf entzogen. Gelogen haben sie beide. Es ist schön, wenn man jede Seite kennt. Da kann einem keiner was vormachen. Aber wohl dem, der es nicht erlebt hat. Ich hatte nun mal das Pech. Und wenn du da mitdrin bist, kommst du nicht mehr weg – siehst du, ich komme jetzt noch nicht mal drüber weg.». Ironie der Geschichte: In der Form der kommunistischen Heiden-Narration erzählte er vom Desaster der kommunistischen Jahrhunderthoffnung. Dabei ist es mehr als nur eine Art zu erzählen. «Ich habe das alles nur überlebt, weil ich den Willen hatte, das zu durchleben. Oft habe ich nicht mehr daran geglaubt, aber ich habe gekämpft, mit Bewachern, Vernehmern, den Verrätern. Ich habe versucht, Lebensmut zu beweisen, auch für die anderen, die das nicht konnten. Nicht mehr konnten.»

Quellen

Landesarchiv Berlin

- A Rep. 358-02 Nr. 1558, Bd. 1-10
(Gerichtsakten zum Prozess vom 24. Juli 1934 gegen Paul Fölz und vier weitere)
- A Rep. 358-02 Nr. 7074, Bd. I-V, Bd. 1-27
(Gerichtsakten zum Prozess vom 17. April 1937 gegen Fritz Leibich und 13 weitere)
- A Rep. 366 228/38 Gefangenenkartei Erwin Jöris, Moabit 1938
- A Rep. 402 (Polizeiamt Lichtenberg)
- A Rep. 358 Nr. 2363
(Generalstaatsanwaltschaft beim Landgericht Berlin, 1919-1933, Überfall Pfadfinderheim)
- A Rep. 358 Nr. 2538
(Generalstaatsanwaltschaft beim Landgericht Berlin, 1919-1933, Überfall KPD-Lokal)
- A Rep. 358 Nr. 1834
(Generalstaatsanwaltschaft beim Landgericht Berlin, 1919-1933, Überfall KPD-Lokale)
- A Rep. 358 Nr. 1884
(Generalstaatsanwaltschaft beim Landgericht Berlin, 1919-1933, Auseinandersetzungen KPD – NSDAP Lichtenberg 1932)
- B Rep. 031-03-11 Nr. 2227
(Entnazifizierungsstelle:
Personalakte Walter Sange)
- OdF-Akten:
- C Rep. 118-01, Nr. 11919 (Erwin Jöris)
 - C Rep. 118-01, Nr. 83 (Emil Albrecht)
 - C Rep. 118-01, Nr. 26611 (Ottomar Geschke)
 - C Rep. 118-01, Nr. 914 (Wilhelm Beutling)
 - C Rep. 118-01, Nr. 4055 (Charlotte Groch)
 - C Rep. 118-01, Nr. 1026 (Anna Leibich)
 - C Rep. 118-01, Nr. 3049 (Walter Garbang)
 - C Rep. 118-01, Nr. 7156 (Erich Krüger)
 - C Rep. 118-01, Nr. 10254 (Kurt Seefeld)
 - C Rep. 118-01, Nr. 10254A (Herta Seefeld)
 - C Rep. 118-01, Nr. 9582 (Clara Toffel)
 - C Rep. 118-01, Nr. 10914 (Erich Wichmann)
 - C Rep. 118-01, Nr. 17485 (Erwin Schwarz)
 - C Rep. 118-01, Nr. 21428 (Huma Fränkel)
 - C Rep. 118-01, Nr. 674 (Bruno Baum)

Geheimes Preussisches Staatsarchiv

- I. HA Rep. 84a Justizministerium, Nr. 52227
(Anklage wegen Landfriedensbruch gegen Erwin Jöris u.a. als Beteiligte an tätlichen Auseinandersetzungen bei einem Gruppenabend der «Freien Pfadfinder» in Berlin-Lichtenberg am 23. Januar 1931.
- I. HA Rep. 84a Justizministerium, Nr. 50549
(Konzentrationslager Sonnenburg bis 1934)
- I. HA Rep. 219 Landeskriminalamt, Nr. 236/2, 10-14 (Kommunistischer Jugendverband)

Bundesarchiv Berlin

Erwin Jöris

- R 58/ 2004 (V) (Reissicherheitshauptamt: Polizeibericht 1934)
- R 58/ 3654 (dito, Fahndung)
- R 58/ 3026 (Ref. R 2)
- RY 1/1/2/3/43b (KPD: Verhaftungs- und Steckbrieflisten 1936)
- ZB 7065 (Entnazifizierungsverfahren Erwin Jöris, Ministerium für Staatssicherheit: Gestapo-Karte)
- ZB 2290 A.2 (Liste Vernehmungsniederschriften der Gestapo, 1938)
- DO 1 11.1520 (Ministerium des Inneren: Listen derVP, 1956)
- DO 1 13948 (Liste Russlandrückkehrer 1955)
- DO 1 9014 (Rückkehrer SU 1955)
- DO 1 8709 (Haftentlassungen VP 1954/1955)
- NJ 12614, Bd. 1-3, FSB 110/ 2802 (Hochverratsprozess gegen Theodor Tattermusch u.a. (auch Erwin Jöris), Kammergericht Berlin, Prozess vom 10. Oktober 1934;

Otto Dyba

- R 1507/2077
(Überwachung öffentlicher Ordnung) –
SGY 30/1602, 0310, 1592
(Erinnerungen: Reichsjugendtag)

Gustav Zahnke

- DY 55/V 275/6/2105 (VVN)

Alfons Gallus

- DY 30/IV B2/12/107

Erich Wichmann

- DY 55/V 287/45,171, 979, 993/3

- NJ 1712, Bd. 1 (Anklageschrift)
- R 58/4111 (Reichssicherheitshauptamt)
- RY 1/1/2/3/96, 113, 116, 138
- Helmut Rückert
 - RY 1/1/2/3/82 (Kurzbiographien KPD-Listen)
 - DY 30/IV 2/11/ v 2798 (Parteiakte)
- Artur Hofmann
 - SGY 30/2088 (Erinnerungen)
 - DY 30/IV 2/11/ v 4400 (Parteiakte)
- Kurt Schneidewind
 - DY 30/IV 2/11/ v 6200 (Parteiakte)
- Walter Wonschick
 - R 19/33345/5 (Parteiakte)
 - DO 1/12932 (Haft- und Krankenakte)
 - SMT-Karteikarte
- Herbert Lutzmann
 - R 9361 /I (Parteiakte) (Reissicherheitshauptamt: Polizeibericht 1934)
 - R 58/ 3654 (dito, Fahndung)
 - R 58/ 3026 (Ref. R 2)
 - RY 1/1/2/3/43b (KPD: Verhaftungs- und Steckbrieflisten 1936)
 - ZB 7065 (Entnazifizierungsverfahren Erwin Jöris, Ministerium für Staatssicherheit: Gestapo-Karte)
 - ZB 2290 A.2 (Liste Vernehmungsniederschriften der Gestapo, 1938)
 - DO 1 11.1520 (Ministerium des Inneren: Listen der VP, 1956)
 - DO 1 13948 (Liste Russlandrückkehrer 1955)
 - DO 1 9014 (Rückkehrer SU 1955)
 - DO 1 8709 (Haftentlassungen VP 1954/1955)
 - NJ 12614, Bd. 1-3, FSB 110/ 2802 (Hochverratsprozess gegen Theodor Tattermusch u.a. (auch Erwin Jöris), Kammergericht Berlin, Prozess vom 10. Oktober 1934)
- Allgemein:
 - RY 7/1/6/5, FSB 330/ 13214 (I 6/5/6 + 7) (KJI-Kongress 1935)
 - RY 1/1/3/1-2. Bd. IV, FSB 282/ 12726 (Lichtenberg)
 - RY 1/1/3/1-2. Bd. IV, FSB 282/ 12728 (Unterbezirk-Ost, 1939/31)
 - RY 1/11-15 Bd. VIII, FSB 278/ 12599 (I 1/2/3/81) (Schulung Moskau)
 - RY 1/11-15 Bd. VIII, FSB 278/ 12599 (I 1/2/3/82) (Verhaftungen KPD in der SU, Parteiausschlüsse)
- RY 1/11-15 Bd. VIII, FSB 278/ 12602 (I 1/2/3/92) (KZ Sonnenburg),
- RY 1/11-15 Bd. VIII, FSB 278/ 12611 (I 1/2/3/110) (Gestapo-Listen: KPD-Mitglieder)
- RY 1/11-15 Bd. VIII, FSB 278/ 12612 (I 1/2/3/113) (OdF-Listen)
- RY 1/1/4/1 – 4/16, Bd. IV, FSB 309/13101 (11) (Reichskonferenz KJVD, Moskau 1934)
- RY 1/1/4/1 – 4/16, Bd. IV, FSB 309/13102 (12) (dito)
- RY 1/1/4/1 – 4/16, Bd. IV, FSB 309/13103 - 13) (Berner Funktionärskonferenz 1937)
- RY 1/1/4/1 – 4/16, Bd. IV, FSB 309/13116 (14/1/50) (Tätigkeitsbericht KJVD, Berlin 1933)
- RY 1 /1/4/1 – 4/16, Bd. IV, FSB 309/13120 (14/1/55) (Org.-Fragen 1930-1932)
- 2/3/96, 113, 116, 138 (KPD/ZK)
- NSDAP-Kartei (ehemals BDC):
 - Volkmann, Heinz
 - Niemann, Heinz
 - Lutzmann, Herbert
 - Sange, Walter
 - Wonschick, Walter
- Bundesarchiv Koblenz**
- B 289 Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit:
 - SA 509/18/5 – Erwin Jöris
 - OA 509/104 – Erwin Jöris
 - SA 500/32-01/31 Kurt Schneidewind
 - SA 500/32-163/3 Kurt Schneidewind
 - SA 500/156/67 Kurt Schneidewind
 - SA 500/142/21 Kurt Schneidewind
- Deutsche Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht (WASt), Berlin.**
- Schreiben vom 15. August 2003 (Auskunft zu Truppenteilen und Dienstgrad).
- Schreiben vom 8. Dezember 2008 (Auskunft zum Kriegseinsatz von Abteilungen und Kompanien von Erwin Jöris).

Suchdienst Rotes Kreuz, München

Auskunft vom 2. September 2003 (Kopien aller Suchkarten von 1953-1955 zu Erwin Jöris des Landesnachforschungsdienstes, Berlin (LND) und der Heimkehrerkartei (HK))

Auskunft vom 19. September 2008

Auskunft vom 31. März 2009

Auskunft vom 20. Januar 2012 zu Herbert Lutzmann

Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin

Politische Abteilung V

R 104551 – 104565 (Vernehmungsprotokolle der Gestapo, Russlandrückkehrer): – Erwin Jöris (Verhöre vom 9. u. 11. April u. 8. Juni 1938, 13 Seiten)

- Hugo Neuhaus (Verhör vom 18. Mai 1938)
- Josef Angerer (Verhör vom 1. Mai 1938) – Paul P. Karow (Verhör vom 9. Mai 1938) – Paul Wandel (Verhör vom 19. April 1938) – Hermann K. Breuer (Verhör vom 9. April 1938)
- Ernst Ehlers (Verhör vom 21. November 1938)

R 104411 (Überwachung und Inhaftierung Kommunisten, Bolschewisten)

R104401/2 (Ausweisungen 1937)

R 104391/2 (Ein- und Ausreise 1937-1939)

R 104376 (Politische Bestrebungen der Emigranten)

R 104384 (Strafverfolgung in Russland)

R 204378 (Auswanderungswesen)

R 104388 (Verhaftungslisten)

R 104386 (Strafverfolgung)

643/259 Botschaft Moskau:

/326 (Deutsche Kommunisten in der UdSSR)

/324 (Nachforschungen, 1928-1934)

/193 (Komsomol, KJI)

/92 (6. Kongress der KJI)

/260 (Verhaftung von Reichsdeutschen, August bis Oktober 1937)

/386 (dito)

/394 (dito)

/411 (Erwerb der russischen Staatsangehörigkeit)

/643 (Namensakten Ji-Jo)

MfAA L36/L159 (Sowjetunion)

MfAA 719 (2)(3)(4) (Politemigration)

MfAA 7199 (2) Republikflucht

Staatliches Archiv für sozialpolitische Geschichte, RGASPI (ehemaliges Parteiar- chiv), Fonds EKKI der Komintern

Kaderakten:

- 495/205/4936 Erwin Jöris («Ernst Blindenberg») (108 Seiten)
- 495/205/11173 «Ernst Blindenberg» (zweite Akte)
- 495/205/5061 Kurt Schneidwind («Hans Kahlmüller/Kochlmüller»)
- 495/205/13980 Helmut Rückert
- 495/205/6274 + 4718 Elly Busch
- 495/205/4458 Otto Busch
- 495/205/11827 Lea Lichter

ausserdem:

495/4/278 (Protokolle EKKI)

195/292/71, 72, 78,83, 90,94

(KPD-Vertretung; Briefwechsel mit Polit-
emigranten)

Archiv der Militärstaatsanwaltschaft, RGVA, Moskau

19159 (Workuta-)Lagerakte Erwin Jöris

(45 Blatt) (Lagernummer: 28328)

(p r BA Poreg: 461/h und Dello: 197538)

(mit NKWD-Akte: 5yn 16171-51)

Staatsarchiv Jekaterinburg

NKWD-Akte:

- 691-P Heinz Alfred(ovic) Vogt («Fritz F. Kleber»)
- 3351-P Helmut Rückert
- 5631-P Artur V. Hofmann
- 5631-P und P-40412 Heinrich Sattler
- 22695-P Waldemar Jost
- 25974-P Lorenz A. Gerke
- P-40108 Hugo Neuhaus
- P-37643 Josef Angerer
- P-40111 Paul K. Karow
- P-37643 Heinrich Wilhelm(ovic) Heiling (Akte von Josef Angerer)
- P-40110 Otto R. Bunke
- P-38747 Paul Otto Wandel
- P-38965 Hermann K. Breuer
- P-42261 Rudolf M. John
- P-2837 Wilhelm Becker
- P-39348 Bela Scheffler/Bella Michajlo-
vic

**Werkarchiv des Uralmasch (USTM),
Jekaterinburg**

Personalakte Erwin Jöris (Personalnummer:
92723)

Zentral- und Landesbibliothek Berlin

Adress- und Telefonbücher Berlin 1930-1950

**Bundesbeauftragte für die Unterlagen des
Ministeriums für Staatssicherheit (BStU),
Berlin**

Erwin Jöris

- BStU ZA MfS HAIX/11 SMT, Bd. 21, Teil 1
von 2, S. 187-195

(5 Briefe der Familie Jöris wegen des Ver-
bleibs von Erwin Jöris: an die Berliner Zei-
tung, den Regierungspräsidenten, den
Landgerichtsdirektor, das Ministerium für
Staatssicherheit)

- BStU MfS HA IX/11 AK 2729/76, Bd. 4,
S. 277, 280.

(Suchauftrag zu Erwin Jöris vom 5.7.76.

«Hinweis: war in der SU interniert und soll
eine Strafe verbüsst haben»)

- BStU MfS ZA, Allg. Berlin AP 15195/56
(Brief von Erwin Jöris vom 14.12.1955 an
Waldemar Jöris aus Neukölln, unter dem
Betreff: «Absetzung eines zurückgekehr-
ten Kriegsverurteilten». «Liebe Eltern,
Teile Euch mit, das ich am 14. XII die
Wohnung verlassen habe, u. bin nach
Berlin-West gegangen. Ich hatte am Tage
meiner Heimkehr die Absicht gehabt, in
dem Ostsektor zu bleiben. Es stand mir
frei, in die Bundesrepublik zu fahren. Aber
ich entschloss mich in die DDR zu fahren.
Diese Anrempelungen u. Beleidigungen,
welche S.E.D. Mitglieder gegen mich aus-
brachten, haben mich gezwungen nach
Westberlin zu fahren. Möge die Ostzone
u. Ihre S.E.D. sich dies selber zu schrei-
ben. Nehmt bitte zu Kenntnis das ich fort
bin, u. entschuldigt das ich mit nieman-
dem darüber sprach. Ich habe es nicht
gerne getan, u. bin auch nicht gerne ab-
gegangen. Mit Gruss Erwin. Fröhliche
Weihnachten.»)

Alfred Otto Jöris

- BStU, ZA, MfS, Gross-Berlin, Abt. III, AIM
5762/63 (Personal- und Arbeitsakte
[Umfang: 92 Seiten])

Helmut Thiemann

- BStU, ZA, MfS HA IX/11 SV 272/87, Bd.
1

- BStU, ZA, MfS, HA IX/11 RHW 3/59
(= RHE-West 3)

- BStU, ZA, MfS, HA IX/11 RHE-West 67
Bd. 1, T.1-5

- BStU, ZA, MfS, HA IX/11 RHE-West 67
Bd. 2, T.6-10

- BStU, ZA, MfS, HA IX/11 RHE-West 67
Bd. 3, T.11-20

- BStU, ZA, MfS, HA IX/11 RHE-West 67
Bd. 4, T.21-25

- BStU, ZA, MfS, HA IX/11 RHE-West 67
Bd. 2, T.6-10

- BStU, ZA, MfS, HA IX/11 RHW AK
6664/83 Bd.1

- BSTU, ZA, KS 25373/90

Kurt Schneidewind

- BStU, ZA, MfS, HA IX/11 SV 14/74 Bd.21

- BStU, ZA, MfS, HA IX/11 AKK 13703/81

- BStU, ZA, MfS, HA IX/11 SV 262/87

- BStU, ZA, MfS, AP 7642/73

- BStU, ZA, MfS AKK 13703/8

Arthur Hofmann

- BStU, ZA, MfS, HA IX/11 SV 61/87

Helmut Rückert

- BStU, ZA, MfS AJM 6143/76

Interviews

- 01/ 01. Interview mit Erwin Jöris vom 20. April 1998, geführt von A. Petersen (Band à 90 Minuten)
- 02/ 01. Interview vom 20. April 1998 03/ 02. Interview vom 21. April 1998 04/ 02. Interview vom 21. April 1998 05/ 03. Interview vom 22. April 1998 06/ 04. Interview vom 23. April 1998 07/ 04. Interview vom 23. April 1998 08/ 05. Interview vom 21. Mai 1998 09/ 05. Interview vom 21. Mai 1998 11/ 06. Interview vom 22. Mai 1998 12/ 07. Interview vom 23. Mai 1998 13/ 07. Interview vom 23. Mai 1998 14/ 08. Interview vom 23. Juli 1998 15/ 08. Interview vom 23. Juli 1998 16/ 09. Interview vom 27. Juli 1998 17/ 09. Interview vom 27. Juli 1998 17a/ 10. Interview vom 28. Juli 1998 17b/10. Interview vom 28. Juli 1998 18/ 11. Interview vom 22. April 1999 19/ 11. Interview vom 22. April 1999 20/ 12. Interview vom 30. Oktober 1999 21/ 12. Interview vom 30. Oktober 1999 22/ 13. Interview vom 31. Oktober 1999 23/ 14. Interview vom 31. Oktober 1999 24/ 15. Interview vom 1. November 1999 25/ 15. Interview vom 1. November 1999 26/ 15. Interview vom 1. November 1999 27/ 16. Interview vom 4. November 1999 28/ 17. Interview vom 5. November 1999 29/ 18. Interview vom 6. November 1999 30/ 19. Interview vom 6. November 1999 31/ 20. Interview vom 30. März 2001 32/ 21. Interview vom 30. März 2001 33/ 22. Interview vom 31. März 2001 34/ 23. Interview vom 1. April 2001 35/ 24. Interview vom 1. April 2001 36/ 25. Interview vom 3. April 2001 37/ 26. Interview vom 22. April 2003
- Interview/Rückfragen vom 31. Juli 2004, handschriftliche Notizen
- Interview/Rückfragen vom 2. September 2004, handschriftliche Notizen
- Interview/Rückfragen vom 3. September 2004, Tonband
- Interview/Rückfragen vom 6. September 2004, handschriftliche Notizen
- Interview/Rückfragen vom 7. September 2004, handschriftliche Notizen
- Interview/Rückfragen vom 8. September 2004, handschriftliche Notizen
- Interview/Rückfragen vom 29. Dezember 2005, handschriftliche Notizen
- Interview/Rückfragen vom 26. August 2008, handschriftliche Notizen
- Interview mit Gerda Jöris vom 17. Juli 2004
- Interview mit Gerda Jöris vom 21. Juli 2004
- Interview mit Dr. Peer Lange vom 30. Juli 2003
- Interview mit Dr. Gerald Joram vom 4. August 2004
- Interview mit Dr. Peter Eberle vom 8. Juli 2003
- Interview mit Prof. Werner Gümpel vom 30. Juli 2003
- Interview mit Ursula Rumin vom 2. Juli 2005
- Transkription des Interviews mit Erwin Jöris vom 16. Oktober 1997, geführt von Friedrich Boll, Institut für Sozialgeschichte e.V., Bonn (114 Seiten).
- Transkription des Interviews mit Erwin Jöris vom 13. Dezember 1996, geführt von Mechthild Günther, Zeitzeugenbüro Gedenkstätte Hohenschönhausen (73 Seiten).
- Autobiographie von Erwin Jöris, Manuskript, Juli 1997 (53 Seiten).

Bibliographie

Kapitel 1: Spartakus und Reichskanzlei

- Bahne, Siegfried, *Die KPD und das Ende von Weimar. Das Scheitern einer Politik 1932-1935*, Frankfurt a.M. 1976.
- Braunbuch. Über Reichstagsbrand und Hitlerterror, Basel 1933.
- Bräutigam, Helmut; Glich, Oliver, «Die ‚wilden‘ Konzentrationslager und Folterkeller 1933/34», in: Ribbe, Wolfgang (Hrsg.), *Berlin-Forschungen II*, Berlin 1987, S. 141 – 178.
- Brück, Carlheinz von, *Ein Mann, der Hitler in die Enge trieb. Hans Littens Kampf gegen den Faschismus*, Berlin (Ost) 1975.
- Burkert, Hans-Norbert u.a., *„Machtergreifung“*, Berlin 1933, Berlin o.J.
- Demps, Laurenz, *Der Übergang der Abt. I des Berliner Polizeipräsidiums in das Geheime Staatspolizeiamt (1933/34)*, Berlin 1982.
- Die «Folterhöhle Sonnenburg». Gedenkstätte ehemaliges Konzentrationslager Sonnenburg/Slonsk 1933-1945, hrsg. vom Rotary Club Frankfurt a.O. und der Stadt Slonsk, Frankfurt a.O. 2004.
- Drobisch, Klaus; Wieland, Günther, *System der NS-Konzentrationslager 1933-1939*, Berlin 1993.
- Ehls, Marie-Luise. *Protest und Propaganda. Demonstrationen in Berlin zur Zeit der Weimarer Republik*, Berlin 1997.
- Engelbrechten, Julius K. von, *Eine braune Armee entsteht*. Die Geschichte der Berlin-Brandenburger SA, München/Berlin 1937.
- Engelbrechten, Julius K. von; Volz, Hans, *Wir wandern durch das nationalsozialistische Berlin*. Ein Führer durch die Gedenkstätten des Kampfes um die Reichshauptstadt, München 1937.
- Finker, Kurt, *Die Geschichte des Roten Frontkämpferbundes*, Berlin (Ost)/ Frankfurt a.M. 1981.
- Fischer, Conan, *Stormtroopers. A Social, Economic and Ideological Analysis, 1929-35*, London 1983.
- Gerhard-Sonnenberg, Gabriele, *Marxistische Arbeiterbildung in der Weimarer Zeit (MASCH)*, Köln 1976.
- Gerlinghoff, Peter, *Bausteine zu einer Liste der Sonnenburger Häftlinge in der Zeit vom 4. April 1933 bis 23. April 1934*, Berlin 1991.
- Gerlinghoff, Peter, *Bibliographie zum KZ Sonnenburg*: Verzeichnis der Sammlungen des Arbeitskreises: amtliche Schriftstücke, Erinnerungsberichte, Flugschriften, Presseberichte, wissenschaftliche Untersuchungen, Fotos, Filmdokumente, Berlin 1992.
- Graf, Christoph, *Politische Polizei zwischen Demokratie und Diktatur*, Berlin 1988.
- Halle, Felix, *Wie verteidigt sich der Proletarier in politischen Strafsachen vor Polizei, Staatsanwaltschaft und Gericht?* Berlin 1924.
- Illing, Susann, *Die Jugendweie im Wandel derzeit – Ein Fest der Jugend oder ostdeutsche Familientradition*, Stuttgart 2000.
- Jahnke, Karl Heinz, *Jungkommunisten im Widerstandskampf gegen den Hitlerfaschismus*, Berlin 1977.
- Kerbs, Diethart; Stahr, Henrick (Hrsg.), *Berlin 1932. Das letzte Jahr der ersten deutschen Republik*. Politik, Symbole, Medien, Berlin 1992.
- König, Gerhard; König, Inge, *Das Polizeipräsidium Berlin-Alexanderplatz*, Berlin 1997.
- Köster, Barbara, «Die Junge Garde des Proletariats». Untersuchung zum Kommunistischen Jugendverband Deutschlands in der Weimarer Republik, Diss., Manuskript, 2005.
- Kurz, Thomas, «Blutmai». Sozialdemokraten und Kommunisten im Brennpunkt der Berliner Ereignisse von 1929, Berlin/Bonn 1988.
- Lauber, Heinz; Rothstein, Dirgit, *Deri. Mai unter dem Hakenkreuz – Hitlers «Machtergreifung» in der Arbeiterschaft und in den Betrieben*, Gerlingen 1983.
- Lessmann, Peter, *Die preussische Schutzpolizei in der Weimarer Republik*. Streifen dienst und Strassenkampf, Düsseldorf 1989.
- Liang, Hsi-Huey, *Die Berliner Polizei in der Weimarer Republik*, Berlin 1977.
- Longerich, Peter, *Die braunen Bataillone*. Geschichte der SA, München 1989.
- Mallmann, Klaus-Michael, «Gehorsame Parteisoldaten oder eigensinnige Akteure? Die Weimarer Kommunisten in der Kontroverse. Eine Erwiderung», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, 3(1999), S. 401-415.

- Mallmann, Klaus-Michael, *Kommunisten in der Weimarer Republik*. Sozialgesichte einer revolutionären Bewegung, Darmstadt 1996.
- Maur, Hans, *Der Aufbau illegaler Parteileitungen der KPD in den faschistischen Konzentrationslagern Sonnenburg und Lichtenburg (April 1933-August 1937)*, Cottbus 1983.
- Nürnberg, Kaspar, «Aussenstelle des Berliner Polizeipräsidioms: das staatliche Konzentrationslager' Sonnenburg bei Küstrin», in: Benz, Wolfgang; Distel, Barbara (Hrsg.): *Herrschaft und Gewalt*. Frühe Konzentrationslager 1933-1939, Berlin 2003, S. 83-100.
- Petersen, Andreas, *Radikale Jugend*. Die sozialistische Jugendbewegung der Schweiz 1900-1930. Radikalisierungsanalyse und Generationentheorie, Zürich 2001.
- Petersen, Andreas, Strassenkämpfer am Abgrund. Berliner Bürgerkriegsjugend 1932, in: *Berlin in Geschichte und Gegenwart*. Jahrbuch des Landesarchivs Berlin 2009, Berlin 2010, S. 279-310.
- Platten, Fritz N., «Heinz Neumann – Vom Zürcher Regen in die Moskauer Traufe», in: Weber, Hermann; Mähler, Ulrich (Hrsg.), *Terror*. Stalinistische Parteisäuberungen 1936-1953, Paderborn 1998, S. 167-186.
- Reichardt, Sven, *Faschistische Kampfbünde*. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadrisimus und in der deutschen SA, Köln 2002, 2. Auflage 2009.
- Reichardt, Sven, «Vor allem sehne ich mich nach Euch, Kameraden». Eine mikrohistorische Analyse der SA, in: Brecht, Hans-Peter; Kretschmann, Carsten; Pyta, Wolfram (Hrsg.), *Politik, Kommunikation und Kultur in der Weimarer Republik*, Pfortsheim 2009, S. 89-112.
- Reichardt, Sven, «Totalitäre Gewaltpolitik? Überlegungen zum Verhältnis von nationalsozialistischer und kommunistischer Gewalt in der Weimarer Republik, in: Hardtwig, Wolfgang (Hrsg.), *Ordnung in der Krise*. Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands 1900-1933, München 2007, S. 377-402.
- Reschke, Oliver, *Der Kampf der Nationalsozialisten um den roten Friedrichshain 1925-1933*, Berlin 2004.
- Ribbe, Wolfgang (Hrsg.), *Geschichte Berlins*. Von der Märzrevolution bis zur Gegenwart, Bd. 2, München 1988.
- Röhl, Klaus Rainer, *Nähe zum Gegner*. Kommunisten und Nationalsozialisten im Berliner BVG-Streik von 1932, Frankfurt/M. 1932.
- Rosenhaft, Eve, «Links gleich rechts? Militante Strassengewalt um 1930», in: Lindenbergh, Thomas; Lüdtkke, Alf (Hrsg.), *Physische Gewalt*. Studien zur Geschichte der Neuzeit, Frankfurt a.M. 1995, S. 238-275.
- Rosenhaft, Eve, *Beating the Fascists? The German Communists and Political Violence 1929-1933*, Cambridge 1983.
- Sandvoss, Hans-Rainer, *Die «andere» Reichshauptstadt*. Widerstand aus der Arbeiterbewegung in Berlin von 1933 bis 1945, Berlin 2007.
- Sandvoss, Hans-Rainer, *Widerstand in Friedrichshain und Lichtenberg*. Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945, Bd. 11, Berlin 1998.
- Sassning, Ronald, *Die Verhaftung Ernst Thälmanns und der «Fall Kattner»*. Hintergründe, Verlauf, Folgen, 2. Bde. Berlin 1999.
- Scharrer, Manfred, «Freiheit ist immer Die Legende von Rosa & Karl», Berlin 2002.
- Schmiechen-Ackermann, Detlef, *Anpassung, Verweigerung und Widerstand*. Soziale Milieus, Politische Kultur und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland im regionalen Vergleich, Berlin 1997.
- Schumann, Dirk, *Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918-1933*. Kampf um die Strasse und Furcht vor dem Bürgerkrieg, Essen 2001.
- Schuster, Martin, *Die SA in der nationalsozialistischen Machtergreifung in Berlin und Brandenburg 1926-1934*, Diss. Manuskript, 2005.
- Steinbach, Peter; Tüchel, Johannes (Hrsg.), *Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933-1945*, Bonn 2004.

- Striefler, Christian, *Der Kampf um die Macht. Kommunisten und Nationalsozialisten am Ende der Weimarer Republik*, Berlin 1993.
- Ullmann, Hans, «Das Konzentrationslager Sonnenburg», in: *Dachauer Hefte*, 13 (1997), S. 76-91.
- von Lang, Jochen, «Und willst du nicht mein Bruder sein...» Der Terror in der Weimarer Republik, Wien/Darmstadt 1989.
- Wachtler, Johann, *Zwischen Revolutionserwartung und Untergang. Die Vorbereitung der KPD auf die Illegalität in den Jahren 1929-1933*, Frankfurt a.M. 1983.
- Weber, Herman, *Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik*, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1969.
- Weber, Herman, *Kommunismus in Deutschland 1918-1945*, Darmstadt 1983.
- Weisbrod, Bernd, «Gewalt in der Politik. Zur politischen Kultur in Deutschland zwischen den beiden Weltkriegen», in: *GWU* 49 (1998), S. 391-404.
- Wirsching, Andreas, *Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg? Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918-1933/39*. Berlin und Paris im Vergleich, München 1999.
- Kapitel 2: Hinterhöfe der Weltrevolution**
- Ageev, Sergej; Bril, Jurij, *Neiswestnyj Ural-masch*. Istorija i sudby, Jekaterinburg 2003.
- Babitschenko, Leonid K. «Die Kaderschulung der Komintern», in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung* 1993, Berlin 1995, S. 37-59.
- Bonwetsch, Bernd, «Der Stalinismus in der Sowjetunion der dreissiger Jahre. Zur Deformation der Gesellschaft», in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung* 1993, Berlin 1995, S. 11-36.
- Buber-Neumann, Margarete, *Von Potsdam nach Moskau – Stationen eines Irrwegs* (1981), Frankfurt a.M. 1985.
- Buckmiller, Michael; Meschkat, Klaus (Hrsg.) *Biographisches Handbuch zur Geschichte der Kommunistischen Internationale*. Ein deutsch-russisches Forschungsprojekt, Berlin 2007.
- Conquest, Robert, *Der grosse Terror*. Sowjetunion 1934-1938, München 1992.
- Dehl, Oleg, *Verratene Ideale*. Zur Geschichte deutscher Emigranten in der Sowjetunion in den 30er Jahren, Berlin 2000.
- Derendinger, Ernst, *Erzählungen aus dem Leben*. Als Graphiker in Moskau von 1910 bis 1938, Zürich 2006.
- Fuchs, Ernst, *Die russische Industrie-Organisation*, Berlin 1931.
- Ginsburg, Jewgenia, *Gratwanderung* (1979), München/Zürich 1980.
- Handelskammer der UdSSR (Hrsg.), *Die Wirtschaft der UdSSR*. Führer für Wirtschaftler, Ausländische Spezialisten und Facharbeiter, Moskau 1932.
- Hartewig, Karin, «Helmut Thiemann, Rolf Markert und der Häftlingskrankenbau im Konzentrationslager Buchenwald. Die Geschichte einer Legende in der marxistisch-leninistischen Virtuosen-Gemeinschaft», in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung* 1997, Berlin 1998, S. 255-267.
- Hedeler, Wladislaw (Hrsg.), *Stalinistischer Terror 1934-1941*. Eine Forschungsbilanz, Berlin 2002.
- Hedeler, Wladislaw, *Chronik der Moskauer Schauprozesse 1936, 1937 und 1938*. Planung, Inszenierung und Wirkung, Berlin 2003.
- Hellbeck, Jochen (Hrsg.) *Tagebuch aus Moskau, 1931-1939*, München 1996.
- Herlemann, Beatrix, «Der deutschsprachige Bereich an den Kaderschulen der Kommunistischen Internationale», in: *Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, 2 (1982), S. 205-229.
- Huber, Werner, *Hauptstadt Moskau*. Ein Reiseführer durch das Baugeschehen der russischen Metropole von Stalin über Chruschtschow und Breschnew bis heute, Zürich 1998.
- Institut für die Geschichte der Arbeiterbewegung (Hrsg.), *In den Fängen des NKWD*. Deutsche Opfer des stalinistischen Terrors, Berlin 1991.
- Jahnke, Karl Heinz, *Ein ungewöhnliches Leben: Bruno Dubber (1910-1944)*, Hamburg 1990.

- McLoughlin, Barry, «'Vernichtung des Fremden'. Der ‚Grosse Terror‘ in der UdSSR 1937/38. Neue russische Publikationen», in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung* 2000/2001, Berlin 2001, S. 50-88.
- McLoughlin, Barry; Schafraneck, Hans; Szeverer, Walter, *Aufbruch, Hoffnung, Endstation. Österreicherinnen und Österreicher in der Sowjetunion 1925-1945*, Wien 1997.
- Mensing, Wilhelm, «Die Vernehmungsprotokolle der ‚Russlandrückkehrer‘ – eine unausgeschöpfte Fundgrube im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes», in: *Jahrbuch für die Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, 3(2003), S. 154-170.
- Mensing, Wilhelm, «Eine Morgengabe Stalins an den Paktfreund Hitler?», in: *Zeitschrift des Forschungsverbundes SED-Staat*, 20 (2006), S. 57-84.
- Mensing, Wilhelm, *Von der Ruhr in den GULag. Opfer des Stalinschen Massenterrors aus dem Ruhrgebiet*, Essen 2001.
- Montefiore, Simon Sebag, *Stalin. Am Hof des roten Zaren*, Frankfurt a.M. 2005
- Müller, Reinhard, «Wir kommen alle dran'. Säuberungen unten den deutschen Politemigranten in der Sowjetunion (1934-1938)», in: *Mittelweg*, 6 (1997), S. 20-45.
- Müller, Reinhard, «Deutsche Politemigranten in der Sowjetunion», in: Weber, Hermann; Mähler Ulrich (Hrsg.), *Terror. Stalinistische Parteisäuberungen 1936-1953* (1998), Paderborn/München/ Wien/Zürich 2001, S. 121-159.
- Müller, Reinhard, «Unentwegte Disziplinierung. Zur Genesis der Säuberungen' in der KPD», in: Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.), *Von der Utopie zum Terror. Stalinismusanalysen*, Wien 1994, S. 71-95.
- Müller, Reinhard, *Menschenfalle Moskau. Exil und stalinistische Verfolgung*, Hamburg 2001.
- Ochotin, Nikita; Roginskij, Arsenij, «Zur Geschichte der ‚Deutschen Operation‘ des NKWD 1937-1938», in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung* 2000/2001, Berlin 2001, S. 89-125.
- Rüthers, Monica; Scheide, Carmen (Hrsg.), *Moskau. Menschen – Mythen – Orte*, Köln/Weimar/Wien 2003
- Schafraneck, Hans, «Die Internationale Leninschule und der ‚Fall Reisberg‘ 1937», in: Neugebauer, Wolfgang (Hrsg.), *Von der Utopie zum Terror. Stalinismusanalysen*, Wien 1994, S. 137-156.
- Schafraneck, Hans, *Zwischen NKWD und Gestapo. Die Auslieferung deutscher und österreichischer Antifaschisten aus der Sowjetunion an Nazideutschland, 1937-1941*, Frankfurt a.M. 1990.
- Scherbakowa, Irina, *Nur ein Wunder konnte uns retten. Leben und Überleben unter Stalins Terror*, Frankfurt a.M. 2000.
- Schlögel, Karl, *Terror und Traum*. Moskau 1937, München 2008.
- Shurawl'jow, Sergej, *Ich bitte um Arbeit in der Sowjetunion*. Das Schicksal deutscher Facharbeiter im Moskau der 30er Jahre, Berlin 2003.
- Stark, Meinhard (Hrsg.), *Du willst Deine Ruhe haben, schweige*. Deutsche Frauenbiographien des Stalinismus, Essen 1991.
- Steinberger, Nathan; Brogгинi, Barbara, *Berlin – Moskau – Kolyma und zurück*. Ein Gespräch über Stalinismus und Antisemitismus, Berlin 1996.
- Studer, Brigitte; Unfried, Berthold, *Der stalinistische Parteikader*. Identitätsstiftende Praktiken und Diskurse in der Sowjetunion der dreissiger Jahre, Köln/Weimar/Wien 2001.
- Tischler, Carola, *Flucht in die Verfolgung*. Deutsche Emigranten im sowjetischen Exil – 1933 bis 1945, Münster 1995.
- von Mayenburg, Ruth, *Hotel Lux*. Das Absteigequartier der Weltrevolution (1978), München 1991.
- Weber, Hermann, *«Weisse Flecken» in der Geschichte*. Die KPD-Opfer der Stalinischen Säuberung und ihre Rehabilitation, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1990.
- Weber, Hermann; Mähler, Ulrich (Hrsg.), *Verbrechen im Namen der Idee*. Terror im Kommunismus 1936-1938, Berlin 2007.

Weber, Hermann; Staritz, Dietrich, *Kommunisten verfolgen Kommunisten*. Stalinistischer Terror und «Säuberungen» in den Kommunistischen Parteien Europas seit den dreissiger Jahren, Berlin 1993.

Weissberg-Cybulski, Alexander, *Hexensabbat*. Russland im Schmelztiegel der Säuberungen, Frankfurt a.M. 1951.

Kapitel 3: Aus dem Osten an die Ostfront

Berlekamp, Brigitte; Röhr, Werner, *Terror, Herrschaft und Alltag im Nationalsozialismus*. Probleme einer deutschen Sozialgeschichte, Münster 1995.

Fischer, Hubert, *Der deutsche Sanitätsdienst 1921-1945*. Organisation, Dokumente und persönliche Erfahrungen, Osnabrück 1982.

Grelka, Frank, *Die ukrainische Nationalbewegung unter deutscher Besatzungsherrschaft 1918 und 1941/45*, Wiesbaden 2005.

Groehler, Olf, *Berlin im Bombenvisier 1940-1945*, Berlin (Ost) 1982.

Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.), *Kriegsgefangene*. Sowjetische Kriegsgefangene in Deutschland. Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion, Düsseldorf 1995.

Heimatmuseum Lichtenberg (Hrsg.), «*Wie Silberfische flimmerten Bomber am Himmel*». Erinnerungen an das Inferno des Krieges in Berlin-Lichtenberg 1940-1945, Berlin 2004.

Hilger, Andres, *Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion*. Kriegsgefangenenpolitik, Lageralltag und Erinnerungen, Essen 2000.

Kaminsky, Annette (Hrsg.), *Heimkehr 1948*. Geschichte und Schicksale deutscher Kriegsgefangener, München 1998.

Frieser, Karl Heinz (Hrsg.), *Die Ostfront 1943/44 – Der Krieg im Osten und an den Nebenfronten*. Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 8, Berlin 2007.

Karner, Stefan, *Im Archipel GUPVI*. Kriegsgefangenschaft und Internierung in der Sowjetunion 1941-1956, Wien/ München 1995.

Lakowski, Richard; Stich, Karl, *Der Kessel von Halbe 1945*. Das letzte Drama, Berlin 1997.

Lehmann, Albrecht, *Gefangenschaft und Heimkehr*. Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion, München 1986.

Maschke, Erich (Hrsg.), *Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges*, Bd. 1-4, Bielefeld 1969.

Maser, Werner, *Das Dritte Reich*. Alltag in Deutschland 1933-1945, München 1983.

Müller, Klaus-Dieter; Nikischkin, Konstantin, Wagenlehner, Günther (Hrsg.), *Die Tragödie der Gefangenschaft in Deutschland und der Sowjetunion 1941-1956*, Köln/Weimar 1998.

Müller, Rolf-Dieter, «Von der Wirtschaftsallianz zum kolonialen Ausbeutungskrieg», in: Boog, Horst; u.a., *Der Angriff auf die Sowjetunion*, Frankfurt a.M. 1991, S. 98-189.

O.N., *Untersuchungsgefängnis Berlin-Moabit*, Berlin 1931.

Osterloh, Jörg, *Sowjetische Kriegsgefangene 1941-1945 im Spiegel nationaler und internationaler Untersuchungen*. Forschungsüberblick und Bibliographie, Dresden 1995.

Peter, Erwin (Hrsg.), *Von Workuta bis Astrachan*. Kriegsgefangene aus sowjetischen Lagern berichten, Graz/Stuttgart 1998.

Reese, Maria, *Abrechnung mit Moskau*, Berlin 1938.

Rolf-Dieter Müller (Hrsg.), *Die deutsche Wirtschaftspolitik in den besetzten sowjetischen Gebieten 1941-1943*. Der Abschlussbericht des Wirtschaftsstabes Ost und Aufzeichnungen eines Angehörigen des Wirtschaftskommandos Kiew, Boppard a.R., 1991.

Rolf-Dieter Müller, *An der Seite der Wehrmacht*. Hitlers ausländische Helfer beim «Kreuzzug gegen den Bolschewismus», 1941-1945, Berlin 2007.

Schwendemann, Heinrich, *Die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion von 1939 bis 1941*. Alternative zu Hitlers Ostprogramm? Berlin 1993.

Smith, Arthurs., *Heimkehr aus dem Zweiten Weltkrieg*. Die Entlassung der deutschen Kriegsgefangenen, Stuttgart 1985.

Stang, Werner u.a. (Hrsg.), *Brandenburg im Jahre 1945*, Berlin 1995.

- Steinbach, Peter, «Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion. Ein Beitrag zur deutsch-sowjetischen Beziehungsgeschichte», in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 24 (1991), S. 37-52.
- Steinbach, Peter, «Zur Sozialgeschichte der deutschen Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg und in der Frühgeschichte der BRD. Ein Beitrag zu Problem historischer Kontinuität», in: *Zeitgeschichte*, 1 (1989), S. 1-18.
- Streim, Alfred, *Sowjetische Gefangene in Hitlers Vernichtungskrieg. Berichte und Dokumente 1941-1945*, Heidelberg 1982.
- Tessin, Georg, *Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg 1939-1945*, 20 Bde., Osnabrück 1967 ff.
- Ebert, Rolf, *Die Ereignisse im April 1945 in Lübben*, Lübben 2005.
- Kapitel 4: Deutsche Kulisse im Sowjet-Theater**
- Büro für Gesamtberliner Fragen (Hrsg.), *Berlin Sowjetsektor. Die politische, rechtliche, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung in acht Berliner Verwaltungsbezirken*, Berlin 1965.
- Danyel, Jürgen, «SED und kleine Pgs. Zur politischen Integration der ehemaligen NSDAP-Mitglieder in der SBZ/DDR», in: Leo, Annette; Reif-Spirek, Peter, *Helden, Täter, Verräter*, Berlin 199, S. 177-197.
- Engert, Jürgen (Hrsg.), *Die wirren Jahre. Deutschland 1945-1948*, Berlin 1996.
- Erlar, Peter, «Die «deutsche Lubjanka» in Hohenschönhausen. Das zentrale Untersuchungsgefängnis des MGB in Berlin», in: *Zeitschrift des Forschungsverbundes SED-Staat*, (15) 2004, S. 93-106.
- Erlar, Peter, »Moskau-Kader« der KPD in der SBZ», in: Wilke, Manfred (Hrsg.), *Die Anatomie der Parteizentrale. Die KPD/SED auf dem Weg zur Macht*, Berlin 1998, S. 229-292.
- Erlar, Peter, «Das Speziallager Nr. 3 in Hohenschönhausen. Mai 1945-Oktober 1946», in: Mironenko, Sergeij; Plato, Alexander von; Niethammer, Lutz, (Hrsg.), *Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945-1950*, Bd. 1-3, Berlin 1998, Bd. 1, S. 318-331.
- Erlar, Peter, «Der Lagerstandort Frankfurt an der Oder und das Gefängnis Nr. 6 in Berlin-Lichtenberg», in: Mironenko, Sergeij; Plato, Alexander von; Niethammer, Lutz, (Hrsg.), *Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945-1950*, Bd. 1-3, Berlin 1998, Bd. 1, S. 318-331.
- Erlar, Peter, «Zur Wirkung der Sowjetischen Militärtribunale (SMT) in der SBZ/DDR 1945 – 1955», in: *Zeitschrift des Forschungsverbundes SED-Staat*, 2 (1996), S. 51-63.
- Erlar, Peter; Laude, Horst; Wilke, Manfred (Hrsg.), «Nach Hitler kommen wir.» Dokumente zur Programmatik der Moskauer KPD-Führung 1944/45 für Nachkriegsdeutschland, Berlin 1994.
- Finn, Gerhard, *Die politischen Häftlinge in der Sowjetzone 1945-1958*, Berlin 1958.
- Fippel, Günter, *Antifaschisten in «antifaschistischer» Gewalt. Mittel- und ostdeutsche Schicksale in den Auseinandersetzungen zwischen Demokratie und Diktatur (1945 bis 1961)*, Gruben 2003.
- Foitzik, Jan, *Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) 1945-1949. Struktur und Funktion (1999)*, Berlin 2009.
- Foitzik, Jan; Petrow, Nikita W., *Die sowjetischen Geheimdienste in der SBZ/DDR von 1945 bis 1953*, Berlin u.a. 2009.
- Fricke, Karl Wilhelm, *Politik und Justiz in der DDR. Zur Geschichte der politischen Verfolgung 1945-1968. Bericht und Dokumentation (1979)*, Köln 1990.
- Fricke, Karl Wilhelm; Marquardt, Bernhard, *DDR Staatssicherheit. Das Phänomen des Verrats. Die Zusammenarbeit zwischen MfS und KGB*, Bochum 1995.
- Fricke, Karl Wilhelm; Steinbach, Peter; Tüchel, Johannes, *Opposition und Widerstand in der DDR. Politische Lebensbilder*, München 2002.
- Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen (Hrsg.), *Über die Frühzeit des Sperrgebietes und Haftgeländes in Berlin-Hohenschönhausen*, Heft 3, Berlin 1997.
- Heuer, Lutz; Podewin, Norbert, *Der Vereinigungsprozess in Lichtenberg. KPD und SPD auf dem Weg zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands*, Berlin 1993.

- Hilger, Andreas (Hrsg.), *«Tod den Spionen!»* Todesurteile sowjetischer Gerichte in der SBZ/DDR und in der Sowjetunion 1953, Göttingen 2006.
- Hilger, Andreas u.a. (Hrsg.), *Diktaturdurchsetzung*. Instrument und Methoden der kommunistischen Machtsicherung in der SBZ/DDR, 1945-1955, Dresden 2001.
- Hilger, Andreas; Schmeitzner, Mike; Schmidt, Ute (Hrsg.), *Sowjetische Militärtribunale*. Die Verurteilung deutscher Zivilisten 1945-1955, Bd. 2, Köln/Weimar/Wien 2003.
- Ihme-Tuchel, Beate, «Die SED und die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion zwischen 1949-1955», in: *Deutschland-Archiv*, 5 (1994), S. 490-503.
- Jan Eick, «Zur Topographie und Geschichte des Lichtenberger Stasi-Komplexes», in: ASTAK (Hrsg.), *Die Zentrale*. Das Hauptquartier des Ministeriums für Staatssicherheit in Berlin-Lichtenberg, Berlin o.J., S. 11-36.
- Kaff, Brigitte (Hrsg.), *«Gefährliche politische Gegner»*. Widerstand und Verfolgung in der sowjetischen Zone/DDR, Düsseldorf 1955.
- Keiderling, Gerhard, *Wir sind die Staatspartei*. Die KPD-Bezirksorganisation Gross-Berlin April 1945-April 1946, Berlin 1997.
- Kilian, Achim, «Brauchbar für Arbeiten unter Tage.» Der MWD-Befehl Nr. 001196-1946», in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung* 1994, Berlin 1995, S. 207-213.
- Kreisleitung Berlin-Lichtenberg der SED (Hrsg.), *Geschichte in Daten 1945 bis 1949*, o.O. o.J.
- Lehmann, Hans, «Der Vernehmungsstab der MGB in Berlin-Hohenschönhausen zur Untersuchung der verhafteten Sozialdemokraten», in: Archiv der Friedrich-Ebert Stiftung, SPD Ostbüro, 10352, B1.
- Malycha, Andreas, *Partei von Stalins Gnaden?* Die Entwicklung der SED zur Partei neuen Typs in den Jahren 1946-1950, Berlin 1996.
- Müller, Klaus-Dieter, «Jeder kriminelle Häftling ist mir lieber Haftbedingungen politischer Häftlinge in der Sowjetischen Besatzungszone und der Deutschen Demokratischen Republik und ihre Veränderungen von 1945-1989», in: Müller, Klaus-Dieter; Stephan, Annegret, *«Die Vergangenheit lässt uns nicht los...»* Haftbedingungen politischer Gefangener in der SBZ/DDR und deren gesundheitliche Folgen, Berlin 1997, S. 7-127.
- Müller, Klaus-Dieter, «Bürokratischer Terror. Justizielle und ausserjustizielle Verfolgungsmassnahmen der sowjetischen Besatzungsmacht 1945-1956», in: Engelmann, Roger; Vollenhals Clemens (Hrsg.), *Justiz im Dienste der Parteiherrschaft*. Rechtspraxis und Staatssicherheit in der DDR, Berlin 1999, S. 59-92.
- Müller, Klaus-Dieter, «In den Händen des NKWD», in: *Deutschland-Archiv*, 28 (1995), S. 179-189.
- Müller, Klaus-Dieter, «Nazis – Kriegsverbrecher – Spione – Diversanten? Annäherung an die Sowjetische Haft- und Urteilspraxis in der SBZ und DDR mithilfe sowjetischer Archivalien», in: *Deutschland-Archiv*, 33 (2000), S. 373-391.
- Naimark, Norman M., *Die Russen in Deutschland*. Die sowjetische Besatzungszone 1945 bis 1949 (1995), Berlin 1999.
- O.N., *Als das Leben begann*. Erlebnisbericht aus einer schweren Zeit. Der antifaschistische Widerstandskampf und der Beginn des demokratischen Neuaufbaus Berlin-Lichtenberg, März-Juni 1945, o.O. o.J.
- Ribbe, Wolfgang (Hrsg.), *Lichtenberg*. Geschichte der Berliner Verwaltungsbezirke, Bd. XX, Berlin 1990.
- Roginskij, Arsenij; Rudolph, Jörg; Drauschke, Frank; Kaminsky, Anne, *«Erschossen in Moskau...»* Die deutschen Opfer des Stalinsismus auf dem Moskauer Friedhof Donskoje 1950-1953, Berlin 2005.
- SED-Lichtenberg (Hrsg.), *Die grosse Kraft*. Erlebnisberichte vom Kampf um die Einheit Arbeiterklasse Berlin Juni 1945-April 1946, Berlin o.J.

- Tantzscher, Monika, «In der Ostzone wird ein neuer Apparat aufgebaut'. Die Gründung des DDR-Staatssicherheitsdienstes», in: *Deutschland-Archiv*, 1 (1998), S. 48-56.
- Tantzscher, Monika, Die Vorläufer des Staatssicherheitsdienstes in der Polizei der Sowjetischen Besatzungszone – Ursprung und Entwicklung der K5 – in: *Jahrbuch für historische Kommunismusforschung* 1998, Berlin 1999, S. 125-156.
- Uhlig, Christa, *Rückkehr aus der Sowjetunion*. Politische Erfahrung und pädagogische Wirkungen. Emigranten und ehemalige Kriegsgefangene in der SBZ und DDR, Weinheim 1998.
- Werkentin, Falco, *Politische Strafjustiz in der Ära Ulbricht*, Berlin 1995.
- Kapitel 5: Eis, Eis, Eis**
- Applebaum, Anne, *Der Gulag*, Berlin 2003.
- Armanski, Gerhard, *Maschinen des Terrors*. Das Lager (KZ und Gulag) in der Moderne, Münster 1993.
- Bährens, Kurt, Deutsche in Straflagern und Gefängnissen der Sowjetunion, München 1965.
- Bährens, Kurt, *Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges*. Deutsche in Straflagern und Gefängnissen der Sowjetunion, Bd. V/I-III, Bielefeld 1964.
- Binski, Sigurd (Hrsg.), *Zwischen Waldheim und Workuta*. Erlebnisse politischer Häftlinge 1945-1965, Berlin/Bonn 1994.
- Blecher, Jens; Wiemers, Gerald, *Studentischer Widerstand an den mitteldeutschen Universitäten 1945 bis 1955*. Von der Universität in den GULAG. Studentenschicksale in sowjetischen Straflagern 1945 bis 1955 (2004), Leipzig 2006
- Bordihn, Peter, *Bittere Jahre am Polarkreis*. Als Sozialdemokrat in Stalins Lagern, Berlin 1990.
- Buca, Edward, *Workuta*, London 1976.
- Dahlmann, Dittmar; Hirschfeld, Gerhard (Hrsg.), *Lager, Zwangsarbeit, Vertreibung und Deportation*. Dimensionen der Massenverbrechen in der Sowjetunion und in Deutschland, Essen 1999.
- Dam, H.G. van; Giordano, Ralph, *KZ-Verbrechen vor Deutschen Gerichten*, Frankfurt a.M. 1962.
- Donga-Sylvester, Eva; Czernetzky, Günter; Toma, Hildegard (Hrsg.), *Ihr verreckt hier bei ehrlicher Arbeit!*. Deutsche im Gulag 1936-1956. Anthologie des Erinnerns, Graz/Stuttgart 2000.
- Eberle, Peter, *Studentischer Widerstand an der Universität Leipzig, 1949-1950*, Vortrag in Glarus 2002, Manuskript.
- Foitzik, Jan; Hennig, Horst, *Begegnungen in Workuta*. Erinnerungen, Zeugnisse, Dokumente, Leipzig 2003.
- Fritsche, Heini, «Workuta 1953. Ein Zeitzeuge berichtet», in: *Archive des Totalitarismus*, 3 (1994), Bukarest 1994.
- Gerland, Brigitte, *Die Hölle ist ganz anders*, Stuttgart o.J.
- Graziosi, Andrea, The great strikes of 1953 in Soviet labor camps in the accounts of their participants. A review, in: *Cahiers du Monde russe et soviétique*, 33 (1992), S. 419-446.
- Gümpel, Werner, *Menschen und Völker im GULag*, Manuskript 2004.
- Hedeler, Wladislaw, Hennig, Horst (Hrsg.), *Schwarze Pyramiden, rote Sklaven*. Der Streik in Workuta im Sommer 1953, Leipzig 2007.
- Herling, Gustav, *Welt ohne Erbarmen*, Köln 1953.
- Hilger, Andreas; Schmidt, Ute; Wagenlehner, Günther (Hrsg.), *Sowjetische Militärtribunale*. Die Verurteilung deutscher Kriegsgefangener 1941-1953, Bd. 1, Köln/Weimar/Wien 2001.
- Hönig, Albertine, *Der weite Weg oder Das Buch von Workuta*, Bukarest 1995.
- Jenkner, Siegfried, *Erinnerungen politischer Häftlinge an den GULAG*. Eine kommentierte Bibliographie, Dresden 2003.
- Jenkner, Siegfried, *Widerstand – Straflager – Emigration*. Lebensweg eines Studenten in der frühen DDR, Vortrag in Brühl 1998, Manuskript.
- Kapuściński, Ryszard, *Imperium*. Russische Streifzüge (1993), Frankfurt a.M. 1996, S. 185-211.
- Kotek, Joël; Rigoulot, Pierre, *Das Jahrhundert der Lager*. Gefangenschaft, Zwangsarbeit, Vernichtung (2000), Berlin/München 2001.

- Meyer, Winfried, «Gezielte Gegnerliquidierung oder Exzess der Gewalt? Die Ermordung Benedikt Schmittmanns im KU Sachsenhausen im Spiegel des Bonner Sorge/Schubert-Prozesses», in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 1 (2002), S. 44-54.
- Morosow, N.A., Rogatschew, M.B., «GULag w Komi ASSR (20-50-e gody)», in: *Otetschestwennaja istorija*, 2(1995), S. 182-187.
- Nilskii, Michail, *Vorkuta*, San Francisco 1986.
- Rossi, Jacques, *The Gulag Handbook*. An encyclopedia dictionary of Soviet penitentiary institutions and terms related to the forced labor camps, New York 1989.
- Rumin, Ursula, *Weinen verboten*, Köln 2003.
- Schaefer, Helmut, «Die Entstehung der subarktischen Grossstadt Workuta (Polarural)», in: *Aus Politik und Zeitgeschehen*, B VII (1958), S. 73-80.
- Schalamow, Warlam, *Erzählungen aus Kolyma*, Bd. 1-4, Berlin 2008-2012.
- Scharf, Hans-Dieter, *Von Leipzig nach Workuta und zurück*. Ein Schicksalsbericht aus den frühen Jahren des ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaates 1950-1954, Dresden 1996.
- Scholmer [Schölmerich], Joseph, *Arzt in Workuta*. Bericht aus einem sowjetischen Straflager (1954 unter dem Titel: *Die Toten kehren zurück*), München 1963.
- Schüler, Horst, *Workuta*. Erinnerungen ohne Angst, München 1993.
- Solschenizyn, Alexander, *Der Archipel Gulag, 1918-1956*. Versuch einer künstlerischen Bewältigung (1974), Bd. 1-3, Bern/München 1992.
- Solschenizyn, Alexander, *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch* (1963), München 1968.
- Stark, Meinhard, *Frauen im Gulag*. Alltag und Überleben. 1936 bis 1956, München/Wien 2003.
- Stettner, Ralf, «Archipel GULag»: *Stalins Zwangslager*. Terrorinstrument und Wirtschaftsgigant, Paderborn/ München/Wien/ Zürich 1996.
- Streibel, Robert; Schafranek, Hans (Hrsg.), *Strategie des Überlebens*. Häftlingsgesellschaften in KZ und GULAG, Wien 1996.
- Zeidler, Manfred, *Stalinjustiz contra NS-Verbrechen*. Die Kriegsverbrecherprozesse gegen deutsche Kriegsgefangene in der UdSSR in den Jahren 1943-1952. Kenntnisstand und Forschungsprobleme, Dresden 1996.

Nachwort

- Boll, Friedhelm, *Sprechen als Last und Befreiung*. Holocaust-Überlebende und politisch Verfolgte zweier Diktaturen, Bonn 2003.
- Boll, Friedhelm; Bouvier, Beatrix; von zur Mühlen, Patrik, *Politische Repression in derSBZ/DDR und ihre Wahrnehmung in der Bundesrepublik*, Bonn 1999.
- Boll, Friedhelm; Kaminsky, Annette (Hrsg.), *Gedenkstättenarbeit und Oral History*. Lebensgeschichtliche Beiträge zur Verfolgung in zwei Diktaturen, Berlin 1999.
- Eberhardt, Andreas, *Verschwiegene Jahre*. Biographische Erzählungen von Gefangenschaft und dem Leben danach, Berlin 1998.
- Erinnerungsstätte Notaufnahmelager Marienfelde (Hrsg.), *Fluchtziel Berlin*. Die Geschichte des Notaufnahmelagers Berlin-Marienfelde, Berlin 2000.
- Kleineke, Dagmar, *Entstehung und Entwicklung des Lagers Friedland 1945-1955*, Diss., Göttingen 1992.
- Wagenlehner, Günther, *Die russischen Bemühungen um die Rehabilitierung der 1941-1956 verfolgten deutschen Staatsbürger*, Bonn 1999.
- Widmaier, Christian, *Häftlingsgesetz, DDR-Rehabilitation, SED-Unrechtsbereinigungsgesetz*. Rehabilitierung und Wiedergutmachung von SED/DDR-Unrecht, Frankfurt a.M. 1999.

Bildnachweise

- Abb. 02, 03, 04, 09, 12, 38, 39, 48, 49:
Privatbesitz Erwin Jöris
- Abb. 05, 06, 07, 08, 11, 20, 37:
Privatbesitz Lothar Seefeld
- Abb. 50: Privatbesitz Andreas Petersen
- Abb. 35: Privatbesitz Anton Braunstätter
- Abb. 47: Privatbesitz Ursula Rumin
- Abb. 45: Privatbesitz Stanislaw Kialka
- Abb. 25, 30: Archiv und Fotograf unbekannt
- Abb. 21, 22, 23, 24, 26, 27:
Uralmasch-Museum Jekaterinburg
- Abb. 01: Agentur für Bilder zur Zeitgeschichte, Berlin/Fotograf Willy Römer
- Abb. 13-17 Landesarchiv A Rep. 358-02
Nr. 1558, Bd. 1-10
- Abb. 18 Landesarchiv A Rep. 358-02
Nr. 1558, Bd. 3
- Abb. 19 BAr Bild 102-14244/
Fotograf Georg Pahl
- Abb. 34 BAr 146-1979-113-04/
Fotograf Hübner
- Abb. 36 BAr 183-S74639/ o. Angaben
- Abb. 44 BAr 175-100-00024/ o. Angaben

Dank

Eine lange Zeit lässt viele zur Entstehung eines Buches beitragen. Zuallererst Erwin Jöris. Ohne sein unermüdliches Erzählen wäre dieser Text nicht möglich gewesen. Im Laufe der Jahre ist – mit allen Höhen und Tiefen – das entstanden, was er in einem Brief einmal als «Freundschaft» bezeichnete. Erinnerung sei an die wunderbare Gerda Jöris, deren Kaffee immer viel besser war, als sie befürchtete. Die Interviews und persönlichen Gespräche mit den ehemaligen Workutanern Dr. Peer Lange, Dr. Gerald Joram, Dr. Peter Eberle und Ursula Rumin haben mir verschiedene Blickwinkel auf die Lagerjahre am Polarkreis eröffnet. Prof. Werner Gümpel, der mit Erwin Jöris in denselben Schacht einstieg, stand in seiner genauen Art stets mit Rat und Einschätzung beiseite. Hilfsbereit beantworteten mir die ehemaligen Workutaner Heini Fritsche, Günter Kowalczyk, Lothar Scholz, Rita Scharf, Horst Wöhe und Prof. Siegfried Jenkner meine Anfragen.

Mit Auskünften zu Sachfragen halfen mir: Prof. Hermann Weber, Prof. Stefanie Schüler-Springorum, Dr. Wilfriede Otto, Prof. Karl Heinz Jahnke, Dr. Meinrad Stark, Prof. Brigitte Studer, Reinhard Müller, Dr. Hans-Rainer Sandvoss, Kaspar Nürnberg, Dr. Ronald Sassning, Michael Bienert, Lutz Heuer, Dr. Monica Rütters, Roland Gretler, Rolf Ebert, Peter Erler und Dr. Andreas Seeger. Besonders gedankt sei Dr. Andreas Hilger, der mich an seinem Wissen über Sowjetische Militärtribunale teilhaben liess, Prof. Rolf-Dieter Müller, der sich die Zeit nahm, mir die Einsatzorte und Funktionen von Erwin Jöris in der Ukraine in den Kontext aktueller Forschung einzuordnen, Astrid Volpert, die durch ihre ausdauernde Spurensuche zu den deutschen Bauhausarchitekten in der Sowjetunion über ein ganz unverhofftes Wissen zum Uraler Maschinenwerk verfügt, und Tatjana Neustrojewa, vermittelt von Memorial Swerdlowsk, die auf unseren gemeinsamen Uralmasch-Nachgängen von Erwin Jöris auch einiges in ihrem Kindheitsquartier neu entdeckte.

Bei den Archivrecherchen habe ich zu danken: Dr. Klaus-Dieter Müller von den Sächsischen Gedenkstätten, Klaus Mittermaier vom Internationalen Suchdienst des Roten Kreuzes, Andreas Deckert von Memorial Berlin, Nina Obunchowa für die Einblicke in das Werksarchiv des USTM in Jekaterinburg, Prof. Alexander Vatlin, der im Komintern-Archiv mir verschlossene Pfade bahnte, und Prof. Michaela Pohl, ohne die ich nie bis in den Lesesaal des FSB-Archivs vorgestossen wäre. Ute Räuber und Sabine Gressens standen mir im Berliner Bundesarchiv hilfreich zur Seite, Bianca Welzing-Bräutigam klärte im Landesarchiv Berlin bewundernswert schnell die entlegensten Fragen und Ulrich Müller begleitete beim Bundesbeauftragten für die Unterlagen zur Staatssicherheit der DDR die dortige Akten-suche mit anspornendem Interesse.

Vielen, die die fünfzig Interviewstunden mit Erwin Jöris in 600 Transkriptions-Seiten verwandelten, gilt mein Dank, am meisten Dorothea Riniker, die sich selbst von einem zusammenbrechenden Abschreibegerät nicht beirren liess.

Dr. Werner Ort hat alle Kapitel interessiert Korrektur gelesen, Ulla Lachauer gab in einem frühen Textstadium hilfreiche Anregungen. Gedankt sei Carsten Minkewitz, der sich wie immer mit einem feinen Gefühl für Nuancen dem Layout widmete, Dietmar Urmes für das genaue Lektorat und der Verlegerin Miriam Zöller, die sich für den Stoff gewinnen liess. Die Begeisterung von Carla Hicks bei der DVD-Erstellung im fernen Australien hat mir viel bedeutet.

Das Aargauer Kuratorium ermöglichte mir ein wunderbares halbes Jahr in seiner Atelierwohnung in den Hackeschen Höfen und die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur förderte die Publikation mit einem grosszügigen Druckkostenzuschuss.

Zum Schluss sei diejenige erwähnt, ohne deren Zuspruch und Kritik dieses Buch nie in dieser Form erschienen wäre. Dafür bin ich Ines Geipel sehr dankbar.

Gefördert durch

**AARGAUER • • • • •
KURATORIUM**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

Es ist nicht gestattet, Abbildungen dieses Buches zu scannen, in PCs oder auf CDs zu speichern oder mit Computern zu verändern oder einzeln oder zusammen mit anderen Bildvorlagen zu manipulieren, es sei denn mit schriftlicher Genehmigung des Verlages.

Copyright© by marixverlag GmbH, Wiesbaden 2012

Gesamtgestaltung:

Carsten Minkewitz, Berlin

Lektorat: Dietmar Urmes, Bottrop

Gesamtherstellung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN: 978-3-86539-284-8

www.marixverlag.de

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader